Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2013

98. Band

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:

Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer,
Carsten Lind und Dagmar Klein

98. Band

Gießen 2013

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Titelbild:
In Gießen aufgefundenes Porträt eines jungen Mannes,
gezeichnet von August Hoffmann im Jahr 1833

ISSN: 0342-1189
Druck und Bindearbeiten:
VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

INHALT

Michael Breitbach:
Nachruf auf Prof. Dr. Erwin Knauß 1

Eva-Marie Felschow:
Nachruf auf Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Moraw 5

Manfred Blechschmidt
Nachruf auf Karl-Otto Unruh 7

I. Beiträge

Günter Oesterle
Georg Büchner und seine Zeit II: Gießen und Straßburg 9

Eva-Marie Felschow
Spektakulärer Fund in Gießen – Ein neues Porträt von Georg Büchner? 21

Rolf Haaser
1836 - Skizze einer medizinischen Topographie Gießens von Julius Wilbrand (1811-1894) und Johann Jakob Sachs (1804-1846) 23

Andreas Emmerich
Jagd auf Napoleon durchs Gießener Land 81

Thomas Euler
Eingespannt und ausgeplündert – Allendorf/Lahn im November und Dezember 1813 89

Dieter Steil
„Frau Dr. Schumann bringt ihren eigenen Conzertflügel mit" - Bemerkungen zu einem Konzert Clara Schumanns in Gießen 111

Hans-Werner Hahn
Es begann auch an Lahn und Dill: 150 Jahre Soziale Demokratie – Eine Partei und ihre Geschichte 117

Peter Gruhne
Otto Eger in Basel (1910-1918) - Zwischen den Fronten: Professur und 1. Weltkrieg 137

Sascha Feuchert/Markus Roth
Selbstbehauptung, Resistenz, Widerstand – Friedrich Kellner, sein Tagebuch und schwierige (lokale) Erinnerungsdiskurse 171

Peter Lehmann
Oberst Gustav Petri – der „Retter von Wernigerode“ - ein Bürger aus Gießen 185

Marei Söhngen-Haffer
Die historischen Ersterwähnungen der Langgönser Ortsteile Cleeberg, Dornholzhausen, Espa, Lang-Göns, Niederkleen und Oberkleen 209

Michael Gottwald
Die Wüstungskirche vom Baumkirchen 229

Hans Ramge
Familiennamen in Zeit und Raum - Zur Verbreitung von hessischen Familiennamen an der mittleren Lahn 253

Thomas Euler
Die Hausnamen (Dorfnamen) von Allendorf/Lahn 303

Jürgen Dauernheim
Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg oder das „Hanauer Ländel“ 375

II. Miszellen

Thomas Euler
Die Gießener Ortsvorsteher 393

Andreas Ay
Der Darmstädter Hochzeitsturm und das Oberhessische Haus: Verbindungen Gießener Bürger zu zwei bedeutenden Gesamtkunstwerken auf der Mathildenhöhe in Darmstadt 397

Matthias Recke
Jahresbericht aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2012-2013 400

Manfred Blechschmidt
Restaurierte Grabsteine in der Kirche in Gießen-Allendorf 409

III. Rezensionen

Bernd Fehrenbach, Die Burgenpolitik der Landgrafen von Hessen im Spätmittelalter (1263–1413)
Susanne Gerschlauer 415

Christian Kleinschmidt/Otto Volk (Hg.): Industriekultur an Lahn und Dill, Ausstellungskatalog
Dagmar Klein 417

IV. Neue Publikationen 419

V. Vereinsleben 421

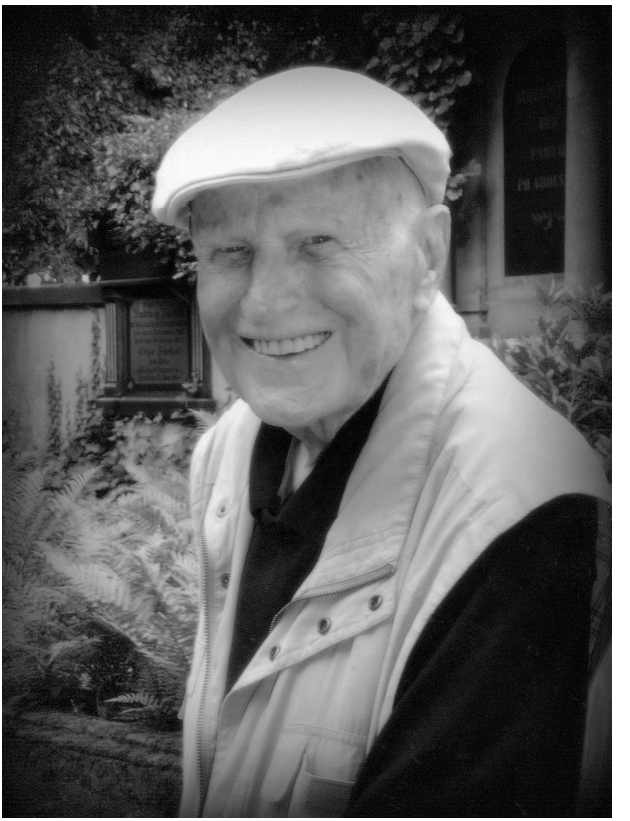
VI. Presseberichterstattung 423

VII. Autorinnen und Autoren 435

Nachruf

Prof. Dr. Erwin Knauß

Erwin Knauß konnte seinen 91. Geburtstag noch am 20. April dieses Jahres im Kreise seiner Familie feiern. Knapp einen Monat später, am 19. Mai 2013 verstarb er in Hannover, wohin ihn seine Tochter aufgrund seiner schweren Erkrankung um die Jahreswende 2012/2013 geholt hatte. Erwin Knauß hat die Arbeit und das Gesicht des Oberhessischen Geschichtsvereins über sechzig Jahre als Mitglied und Vorsitzender des Vorstandes sowie als Ehrenvorsitzender maßgeblich nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Seit 1953 hatte Erwin Knauß dem Vorstand, dessen Vorsitz er von 1977 bis 1991 innehatte, bis zu seinem Tode angehört. In dieser Phase gelang es Erwin Knauß, mit seinem stets lebendigen Engagement und seiner auf fundierten geschichtlichen Kenntnissen beruhenden Überzeugungskraft, dass der Verein zum mitgliederstärksten Kulturverein in Gießen aufsteigen konnte: am Ende seiner Amtszeit hatte sich die Mitgliederzahl um mehr als das Doppelte auf rund 800 Mitglieder entwickelt.



Erwin Knauß engagierte sich für den Oberhessischen Geschichtsverein, weil ihm dies seine Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg, das Scheitern der ersten Demokratie in Deutschland und die Katastrophe des Nationalsozialismus nahe legten. Ihm war wichtig, an dem Aufbau eines demokratischen Gemeinwesens in Deutschland mitzuarbeiten – dies war ihm eine Herzensangelegenheit. Sein Einsatz galt der Herausbildung von historischem Bewusstsein als einer wesentlichen Grundlage für eine neue demokratische Gesellschaft. Erwin Knauß begann seinen

beruflichen Weg als Lehrer und konnte diesen als Professor der Fachhochschule Gießen-Friedberg, der heutigen Technischen Hochschule Mittelhessen, beenden. Sein Engagement war von einem pädagogischen Impuls geleitet, der weit über seine schulische und hochschulische Aktivität hinausreichte, sich auf das Feld der Volksbildung in der Arbeit des Geschichtsvereins wie auch zahlreicher anderer gesellschaftlicher Arenen ausdehnte, dem Sport, der evangelischen Kirche und zahlreichen anderen Vereinen und Institutionen. Erwin Knauß ermutigte nachhaltig zahlreiche Heimatforscher und Heimatvereinigungen und unterstützte sie tatkräftig, ihre Heimatgeschichte zu schreiben und zu zeigen. Eine Fülle von Aufsätzen und Vorträge, die der Geschichtsverein in einer besonderen Publikation zu Ehren von Erwin Knauß herausgab, legen hiervon Zeugnis ab.

Bei seiner Vorstandsarbeit war Erwin Knauß sehr daran gelegen, die thematische Breite von Regional- und Heimatgeschichte wie auch deren verschiedenen zeitlichen Epochen in den Blick zu nehmen und Arbeiten hierzu anzuregen. Dies galt auch und nicht zuletzt für die Zeitgeschichte. Es bedurfte gewiss des Mutes und Geschicks von Erwin Knauß, sich auch an die lokale Zeitgeschichte, insbesondere an die NS-Geschichte heran zu wagen. Erwin Knauß, der selbst dem Gießener Bürgertum entstammte und der in die Gießener Gesellschaft umfassend integriert und vernetzt war, lag daran, Themenstellungen hierzu aufzugreifen und sich Fragen zu öffnen, die von vielen anderen traditionellen Geschichtsvereinen wegen ihrer Konfliktbeladenheit erst zu sehr viel späteren Zeiten, nämlich meist erst ab den 90er Jahren aufgegriffen wurden. Erwin Knauß hat hierbei Vorbehalte und Kritik nicht gescheut, seien sie nun derart, dass man die früheren Zeiten doch im Interesse des künftigen Zusammenlebens auf sich beruhen lassen solle, sei es dass er sich dem Vorwurf ausgesetzt sah, noch zu wenig an der Aufarbeitung interessiert zu sein. Erwin Knauß hat nicht nur eine ganze Reihe von Publikationen und Aktivitäten, wie der Verfasser dieser Zeilen dankbar selbst erfahren durfte, fachkundig unterstützt. Er hat auch selbst einen besonders wichtigen Beitrag zur Geschichte der Gießener Juden verfasst und damit einen wichtigen Grundstein für die Aussöhnungsarbeit zwischen Juden und Deutschen geleistet. Darum hatte er sich maßgeblich an der Gründung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit beteiligt und vielfältige Kontakte zu jüdischen Emigranten nach Israel gepflegt – ihm eine weitere Herzensangelegenheit.

Neben den zahlreichen Vortrags- und Publikationsaktivitäten zur Regional- und Heimatgeschichte sowie neben seinem Beitrag zur Institutionalisierung der Begegnung von Juden und Christen kommt Erwin Knauß ein weiteres unschätzbares Verdienst zu: er hat den Aufbau des Gießener Stadtarchivs seit 1964 vorangetrieben und dabei selbst über lange Jahre ehrenamtlich dafür Verantwortung übernommen. Seiner Pionierarbeit und seiner immensen Überzeugungskraft ist es zu verdanken, dass die Gießener Stadtregierung seinem Vorschlag Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts folgte, eine hauptamtliche Besetzung des Stadtarchivs einzurichten und damit eine wesentliche Grundlage für nachhaltige lokale und regionale Erinnerungsarbeit zu gewähr-

leisten. Inzwischen ist die Arbeit des Gießener Stadtarchivs für die Stadt- und Regionalgeschichte nicht mehr wegzudenken: weder für die stadtpolitischen Gremien und Akteure noch für die zahlreichen Interessenten aus Wissenschaft, Schulen und Gesellschaft, ob aus der Region, aus Deutschland, ja aus der ganzen Welt.

Der Oberhessische Geschichtsverein hat Erwin Knauß im Laufe seiner sechzigjährigen Mitarbeit für den Verein verschiedentlich schon Dank sagen können, so aus Anlass der Herausgabe seiner Aufsätze und Reden „Zur Geschichte Gießens und seines Umlandes" im Jahre 1987, aus Anlass der ihm zu seinem 70. Geburtstag gewidmeten umfangreichen Festschrift 1992, zu der aus tiefempfundener Wertschätzung zahlreiche Freunde und Wegbegleiter beigetragen haben, sowie aus Anlass einer Sondergabe im Jahre 2007, als Erwin Knauß seinen 85. Geburtstag auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins feiern konnte. Der Oberhessische Geschichtsverein verneigt sich mit größtem Dank und höchstem Respekt vor der Lebensleistung von Prof. Dr. Erwin Knauß und seinem von großartigen Erfolgen geprägtem Engagement für seinen Verein, den Oberhessischen Geschichtsverein.

Dr. Michael Breitbach

Nachruf

Professor Dr. Dr. h.c. Peter Moraw (geboren 31. August 1935 in Mährisch-Ostrau, gestorben 8. April 2013 in Gießen)

Unser Ehrenmitglied Professor Peter Moraw ist am 8. April dieses Jahres nach langer schwerer Krankheit gestorben. In Gießen war Peter Moraw seit 1973 tätig, in diesem Jahr war er als Nachfolger von Frantisek Graus einem Ruf auf die ordentliche Professur für Mittelalterliche Geschichte und Deutsche Landesgeschichte (unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte) an die Gießener Universität gefolgt. Zuvor hatte er in Heidelberg Geschichte, Deutsch und Latein studiert und hatte an der dortigen Universität 1961 promoviert. Zehn Jahre später habilitierte er sich in Heidelberg für das Fach Mittelalterliche und Neuere Geschichte mit einer Studie zu „König, Reich und Territorium im Spätmittelalter. Prosopographische Untersuchungen zu Kontinuität und Struktur königsnaher Führungsgruppen". Nach Stationen an der TU Darmstadt und der Universität Bielefeld kam Peter Moraw an die Justus-Liebig-Universität, der er bis zu seiner Emeritierung 2003 die Treue hielt, ehrenvolle Rufe an die Universitäten Düsseldorf und Trier (1976) und nach Tübingen (1981) lehnte er ab.



In Gießen entfaltete Peter Moraw seine ganze Schaffenskraft und verfasste zahlreiche Publikationen vor allem zur Geschichte des deutschen Spätmittelalters. Schwerpunkte seines wissenschaftlichen Werks sind Beiträge zur Verfassungs- und Sozialgeschichte des spätmittelalterlichen Römisch-Deutschen Reichs, zur Bildungsgeschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, zur deutschen und europäischen Universitätsgeschichte sowie zur vergleichenden deutschen Landesgeschichte. Seine in der Reihe „Propyläen Geschichte Deutschlands" 1989 erschienene Mono-

graphie „Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im Spätmittelalter 1250–1490“ gehört zu den großen Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte des 13. bis 15. Jahrhunderts. Die hohe Anerkennung, die Peter Moraw in der Fachwelt genoss, zeigt sich unter anderem daran, dass er die Ehrenmedaille der Karls-Universität Prag 1998 verliehen bekam und er 1999 durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Katholischen Universität Eichstätt ausgezeichnet wurde. Zudem war Moraw Mitglied zahlreicher Akademien und Fachgesellschaften des In- und Auslands. Erwähnt sei hier nur seine Tätigkeit in der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica und in der Deutschen Kommission für die Bearbeitung der Regesta Imperii bei der Mainzer Akademie der Wissenschaften. Von 1994 bis 1998 hatte er den Vorsitz im hoch angesehenen Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte inne.

Während seines gesamten wissenschaftlichen Wirkens, das ihm hohes nationales und internationales Renommee einbrachte, blieb Peter Moraw stets seinem Wirkungsort, Stadt und Universität Gießen und dem Land Hessen, verbunden. Neben mehreren Aufsätzen zu Forschungsproblemen der hessischen Geschichte verfasste er einen Überblicksbeitrag zum Spätmittelalter im Standardwerk zur hessischen Geschichte (Das Werden Hessens, herausgegeben von Walter Heinemeyer, 1986). Außerdem hielt er mehrfach Vorträge zur Gießener Stadtgeschichte. Darüber hinaus regte er eine Reihe von Schülerarbeiten vor allem zur Geschichte verschiedener hessischer Städte an. Auch mit der historischen Entwicklung seiner Universität beschäftigte er sich. Aus Anlass des 375-jährigen Jubiläums der Universität Gießen im Jahr 1982 gab er mehrere Publikationen heraus (darunter das zweibändige Werk „Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“) und verfasste seine „Kleine Geschichte der Universität Gießen (1607–1982)“, die bis heute die einzige Gesamtdarstellung der Gießener Universitätsgeschichte darstellt. Eine komprimierte Fassung dieser Studie lieferte er für die Festschrift anlässlich des 800-jährigen Bestehens der Stadt Gießen (800 Jahre Gießener Geschichte: 1197-1997, herausgegeben von Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann, Gießen 1997), an der er sich ohne zu zögern gerne beteiligte. Für dieses vielfältige Engagement zur Erforschung des heimischen Raumes ernannte der Oberhessische Geschichtsverein Peter Moraw im Jahr 2007 zum Ehrenmitglied, eine Ehrung, über die sich der schon von Krankheit Gezeichnete sichtlich freute.

Aber Peter Moraw war nicht nur ein exzellenter Wissenschaftler, er war auch ein überaus anregender Lehrer, wovon sein großer Kreis von Schülerinnen und Schülern zeugt. In seinen Vorlesungen, Seminaren und auf Exkursionen verstand er es durch seine lebendige Neugier für bislang unerforschte Aspekte, Interesse für historische Fragestellungen zu wecken und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu eigener Forschungstätigkeit anzuspornen. Wer Peter Moraw persönlich kennenlernen durfte und seine Begeisterung für wissenschaftliche Arbeit und für sein Spezialgebiet – das Spätmittelalter – erlebt hat, wird ihn stets in Erinnerung behalten.

Eva-Marie Felschow

Nachruf

Karl-Otto Unruh, geb. 26.06.1927 in Nordheim bei Biblis, gest. 03.11.2013 in Friedrichshafen

Unser Ehrenmitglied Karl-Otto Unruh ist tot. Am Sonntag, dem 3. November ist er still und ruhig eingeschlafen.

Nach seiner Schulzeit kam er mit 17 Jahren zum Reichsarbeitsdienst und anschließend 1944 zum Kriegseinsatz an die Westfront. Er wurde zweimal verschüttet und überlebte als einziger des Zuges mit einer Kopfverletzung. Das hat ihn geprägt. Er floh aus der Kriegsgefangenschaft, machte sich zu Fuß von Heilbronn auf den Weg nach Hause und erfuhr kurz vor seinem Heimatort Nordheim im Wald vom Tod seines Vaters, der in den letzten Kriegstagen durch einen Bombenangriff ums Leben kam. Auch dies sollte er nie vergessen.

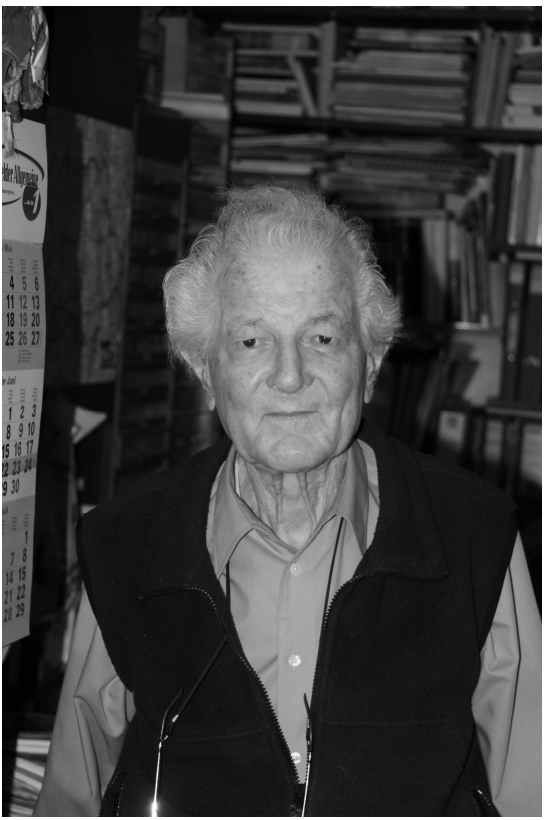


Foto: Burkhard Bräuning,
Gießener Allgemeine Zeitung 26.6.2012

Karl-Otto holte sein Abitur nach, wurde Schulhelfer und kam über Zwischenstationen in Hofheim, Biblis und Frankfurt als junger Lehrer nach Münster im Kreis Gießen. Hier unterrichtete er nicht nur am Vormittag Lesen, Schreiben, Rechnen; auch am Nachmittag war er in und an der Schule mit seinen Schülern zusammen. Hier vor allem lernten sie von ihm fürs Leben; sie bastelten, malten, experimentierten, betrieben Gartenarbeit. Unruh sagt selbst über diese Zeit: „Meine schönsten Berufsjahre waren die in der kleinen Dorfschule in Münster." Und als er dann später pensioniert war und krankheitsbedingt ihm so manches schwer fiel, waren seine ehemaligen Schüler selbstverständlich für ihn da.

Er wurde Mitarbeiter im Diesterweg-Verlag und veröffentlichte 13 Unterrichtsprojekte: „Handreichungen für einen gegenwartsbetonten Unterricht".

Er sagte einmal: „Nordheim ist noch immer meine Heimat, aber Münster ist mein Zuhause." So war es für ihn selbstverständlich, dass er sich auch für diesen Ort engagierte. Von 1956–2004 war er Kirchenvorsteher und Mitglied der Dekanatssynode Grünberg. 1961 war er Initiator der Dorfverschönerung Münster („Unser Dorf soll schöner werden"). Der Ort wurde 1963 hessischer Landessieger und 1965 Bundessieger.

Auf Bitten der Schulaufsicht stellte er sich 1968 einer neuen beruflichen Herausforderung: Er studierte Heil- und Sonderpädagogik an der Universität Marburg. 1971 wurde er Sonderschulrektor an der neu errichteten Gallusschule in Grünberg und Leiter des Allgemeinen Seminars Sonderschule im Studienseminar Gießen. 1973 wurde er Fachberater für das Sonderschulwesen für Stadt und Landkreis Gießen und Lehrbeauftragter an der Universität Gießen.

Karl-Otto Unruh hatte zahlreiche Hobbys. Besonders widmete er sich dem Brauchtum, der Heimatkunde und –geschichte. Sein Arbeitszimmer war angefüllt mit Dias, Aktenordnern und Büchern zu diesem Bereich. Einen Großteil davon wird das ethnologische Seminar der Universität Marburg übernehmen. Beim Oberhessischen Geschichtsverein hielt er Vorträge dazu und veröffentlichte in den Mitteilungen des OHG z.B. „Rechtsdenkmäler im Landkreis Gießen" (MOHG Bd. 82, 1997). 1961 war er Mitbegründer der Kreisvolkshochschule in Gießen. Er war über viele Jahr bis zu seinem Weggang nach Friedrichshafen 2012 Mitglied im Denkmalbeirat des Landkreises Gießen. 1978 war er Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied des Heimatkundlichen Arbeitskreises Laubach und dessen Ehrenvorsitzender, er war Begründer und Schriftleiter der Reihe „Laubacher Hefte".

Karl-Otto Unruh erhielt den Ehrenteller seiner Geburtsgemeinde Nordheim, den Ehrenteller der Stadt Laubach und des Heimatvereins Leihgestern. Seit 1958 war er Mitglied im Oberhessischen Geschichtsverein; dieser ernannte ihn wegen seiner Verdienste um das heimische Brauchtum, wegen seiner Mitarbeit in unserem Verein und seines vielfältigen regionalen Engagements 2008 zum Ehrenmitglied.

In den letzten Jahren stellten sich verschiedene Krankheiten ein, die er mit Geduld ertrug und die ihn nicht von seinem ehrenamtlichen Engagement abhielten. Schwer jedoch traf ihn der Tod seiner Frau vor zehn Jahren. Nun lebte er allein in seinem Haus in Laubach-Münster; seine Kinder kümmerten sich jedoch liebevoll um ihn, auch wenn sie weit weg wohnten. Im Dezember 2012 zog er dann in die Nähe seiner Tochter Hiltrud nach Friedrichshafen.

Karl-Otto Unruh war ein Mensch, der einem von Anfang an sympathisch war, der Ruhe und Wärme ausstrahlte, der nicht sich selbst in den Vordergrund stellte, sondern die Dinge, die ihm wichtig waren. Meine Frau und ich sind sehr froh, dass wir ihm in diesem Sommer noch zweimal in Friedrichshafen begegnen durften.

Manfred Blechschmidt

I. BEITRÄGE

Georg Büchner und seine Zeit II: Gießen und Straßburg*

GÜNTER OESTERLE

Vor einem Jahr habe ich im Geburtshaus Büchners in Goddelau einen Vortrag zum Thema: „Büchner und seine Zeit" gehalten. Diesen Vortrag können Sie bequem in dem von Frau Lauterbach bearbeiteten und von der Justus-Liebig Universität Gießen herausgegebenen „Spiegel der Forschung Nr. 2 I 2012" nachlesen. In Goddelau habe ich die Rolle und Bedeutung Gießens für Büchner weitgehend ausgeklammert. Dieses Versäumnis hoffe ich nun nachzuholen, zugleich aber will ich am Goddelauer Konzept weiterhin festhalten, durch Kontrastbeispiele - so genannte Konstellationen - Büchners Einzigartigkeit in seiner Zeit nachvollziehbarer zu machen.

Den Begriff Konstellationen hat übrigens die Literaturwissenschaft jüngst vom Sternenhimmel (man spricht von einer Konstellation der Sterne) auf die Kultur übertragen: mit dem Ziel auf Bezüge und Verbindungen aufmerksam zu machen, an die man üblicherweise nicht denkt. Georg Büchner war privilegiert, als Kind, als Schüler und in seinen ersten Studienjahren. Schaut man zum Zweck des Vergleiches in die brillant geschriebene Kulturgeschichte der deutschen Romantik von Richard von Dülmen unter den beiden Kapiteln: „Die Eltern, Herkunft und Erziehung, Ausbildung bzw. Schule und Universität", so kann man sich schnell davon überzeugen, dass fast alle Schriftsteller dieser Zeit, Ludwig Tieck etwa oder die Brüder Schlegel, Achim von Arnim oder Eduard Mörike, Friedrich Hölderlin oder Josef von Eichendorff arme „Schlucker" waren, mit Ausnahme von Johann Wolfgang Goethe, bekanntlich dem Sohn eines Kaufmanns der Reichsstadt Frankfurt und Novalis (von Hardenberg), der aus einem begüterten Adelsgeschlecht stammte.

Georg Büchner war in dreierlei Hinsicht privilegiert: Sein Vater war Arzt in der Residenzstadt Darmstadt in einer ganzen Reihe von Funktionen als Physikarzt, Hospitalarzt, Medizinalrat, Marstallchirurg - kurz, die Familie gehörte zur Führungsschicht des Großherzogtums Hessen-Darmstadt. Georg Büchner war zweitens privilegiert, weil er am Darmstädter „Pädagog" zur Schule gehen konnte, ein herausragend gutes Gymnasium, dessen Schülerschaft um 1831 zu 80% aus Kindern von Staatsbeamten, Gelehrten, Geistlichen und Militärs be-

* Wiedergabe des am 28. Februar 2013 in Gießen im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins gehaltenen Vortrages.

stand und nur zu 20% aus Kindern der Mittelschicht, also Kindern von Kommunalbeamten, Bürgern und Gewerbetreibenden.

Georg Büchner genoss ein weiteres, seltenes drittes Privileg, das ihm der französischgesinnte Vater nach dem bestandenen Schulexamen ermöglichte: Georg musste nämlich zunächst nicht wie seine anderen Mitgymnasiasten an die großherzogliche Landesuniversität Gießen, sondern durfte sich - nachdem eine Eingabe des Vaters von der Landesregierung genehmigt wurde - am 9. November 1831 an der Straßburger Universität als Medizinstudent immatrikulieren. Zu diesen drei Privilegien kam ein für einen jungen Schriftsteller kaum zu unterschätzendes, weiteres Privileg hinzu: der Zugang zu Quellen und seltenen Materialien für seine zukünftigen literarischen und wissenschaftlichen Pläne.

Im Labor seines Vaters konnte er zum Beispiel die Präliminarien der vergleichenden Anatomie lernen; zugleich hatte er die Möglichkeit, die umfangreiche Privatbibliothek seines Elternhauses nutzen zu können. Da seine Mutter und älteste Schwester interessiert waren an zeitgenössischer Literatur, konnte er dort die Werke von Ludwig Tieck, Jean Paul, Friedrich Schiller, Adalbert von Chamisso, Daniel Schubart und Friedrich von Matthisson finden. In dieser Privatbibliothek des Vaters stand die Zeitschrift „Unsere Zeit“ mit Auszügen aus der Französischen Revolution, die für sein Erstlingsdrama „Dantons Tod“ gute Dienste leistete, aber auch medizinische Zeitschriften, in denen Georg Büchner die Gutachten zum Mordfall Woyzeck entdecken konnte - eine unverzichtbare Voraussetzung, um sich über die damalige psychologische und ethische Diskussion um Zurechnungs- und Unzurechnungsfähigkeit von Delinquenten ein Bild machen zu können . Ohne eine solche Vorgabe wäre das Dramenfragment „'Woyzeck“ nicht schreibbar gewesen.

Noch entscheidender aber war die exzeptionelle Möglichkeit außerhalb des Herzogtums Hessen-Darmstadt das Studium beginnen zu können und noch dazu in Straßburg, also in Frankreich. Die Bedeutung Frankreichs in der Zeit der Julirevolution lässt sich in wissenschaftlicher, politischer und literarischer Hinsicht gar nicht hoch genug veranschlagen. Ein kurzer vergleichender Blick auf das Interesse des alten Goethe an der französischen Wissenschaft und Kultur in demselben Zeitraum macht dies evident.

Während Büchner das Gymnasium in Darmstadt besuchte und dann knappe vier Semester in Straßburg studierte - also von 1823 bis 1833 - hatte Eckermann die Gespräche Goethes in seinem letzten Lebensjahrzehnt niedergeschrieben. Goethe blickt fasziniert auf den Wissensstand in Frankreich, deren Pressewesen, deren Literatur, deren Theater, deren Kunstsammlungen, besonders aber deren naturwissenschaftlichen Innovationen. Eine Anekdote macht freilich zugleich in einem Punkt schlagartig den Interessensunterschied zwischen dem jungen Büchner und dem betagten Goethe deutlich. Im Juli 1830 sei Eckermann atemlos ins Arbeitszimmer Goethes gestürzt und habe gerufen: „Die Revolution ist in Paris ausgebrochen!“ Worauf Goethe lächelnd geantwortet haben soll: „Ich weiß es: St. Hilaire hat in der Akademie gewonnen.“

Für den jungen Studenten Georg Büchner eröffnete der Aufenthalt in Straßburg in dreifacher Hinsicht Neuland: nicht nur naturwissenschaftlich und poetisch-literarisch, sondern auch politisch. Straßburg war eine Hochburg empirischer Studien in den Naturwissenschaften. In Straßburg konnte Büchner aus direkter Nähe die neuesten politischen Entwicklungen verfolgen. Er kam 14 Monate nach Ausbruch der Julirevolution nach Straßburg mitten in ein politisches Diskussionsfeld hinein, das durch die nun offensichtlich gelungene Revolution die Machbarkeit und erneute Wiederholbarkeit von Revolution denkbar machte und zugleich - angesichts des juste milieu - das Problem einer halben, unfertigen, instrumentalisierten und daher zu vollendenden sozialen Revolution ins Rampenlicht rückte. Er konnte beobachten, worauf die jüngste Revolution in Frankreich - 1830 - hinauslief, nämlich auf den Schulterschluss von Monarchie und bürgerlichem juste milieu auf Kosten der Arbeiter und notleidenden Bevölkerung.

Büchner konnte in Straßburg Flugblätter von Blanqui lesen, die Gründung einer „Gesellschaft der Menschenrechte" hautnah wahrnehmen. Er konnte in Straßburg nicht nur seinen wissenschaftlichen und politischen Interessen nachgehen, er stieß auch im literarischen Interessensumfeld auf seine poetischen Arbeiten prägende Quellen. Dazu ein kleiner Exkurs: Straßburg war im vorausgegangenen Jahrhundert - also im 18. Jahrhundert - um 1774 schon einmal ein kultureller Innovationsherd deutscher Literatur als nämlich Herder, Goethe und Lenz dort weilten und u.a. Volkslieder im Elsass sammelten. Eine der kühnsten, aber auch gefährdesten Sturm- und Drangdichter war Jakob Michael Reinhold Lenz, heute berühmt durch seinen avantgardistisch zu nennenden theoretischen Essay: „Anmerkungen zum Theater" und seine sozialkritischen Dramen wie „Die Soldaten" oder der „Hofmeister". Die exzessive Lebensweise dieses jungen Schriftstellers Lenz hat Goethe im vierzehnten Buch seiner Autobiographie „Aus meinem Leben - Dichtung und Wahrheit" 1814 porträtiert. Am Ende versieht Goethe dieses nicht gerade liebevolle Porträt seines Schriftstellerkollegen Lenz, dessen Exzentrik und allmählichen Übergang in den Wahnsinn er nur gestreift hatte, mit dem Zusatz: „Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen (Lenzens), Lebensgang, bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen ...".

Der junge Student Büchner kannte das Lenzporträt aus Goethes Autobiographie und hatte gleichsam diese Aufforderung Goethes, einmal sollte jemand über dessen bis zum Wahnsinn sich steigernde Exzentrik schreiben, im Ohr, als er Kontakte knüpfen konnte zu einer Straßburger theologischen geselligen Verbindung „Eugenia", in der eines der Mitglieder, August Stöber, ihm Quellenmaterial, den „Rechenschaftsbericht" des Pfarrers Oberlin aushändigen konnte. Oberlin hatte einige Wochen lang den an Delirien und Wahnattacken leidenden Dichter Lenz bei sich aufgenommen; sein Rechenschaftsbericht über den Aufenthalt von Lenz im Steintal war eine unschätzbare hautnahe Quelle für den jungen Mediziner und Poeten Büchner, der sich für eine Anatomie von Gemütszuständen brennend interessierte.

Das Argumentationsfeld dürfte mit diesen Informationen ausreichend ausgestattet worden sein, um die These zu erhärten: Georg Büchner ist in einer privilegierten Situation in Darmstadt aufgewachsen. Die Möglichkeit, die ersten Semester nicht wie seine anderen Mitschüler in Gießen, sondern in Straßburg studieren zu können, eröffnete ihm noch ein weiteres exzeptionelles Privileg in drei Bereichen, im naturwissenschaftlichen, politischen und poetischen Feld französische und spezifisch elsässische Anregungen aufzugreifen. Eine Bilderbuchbiographie und die Chance einer Bilderbuchkarriere schien sich aufzutun. Wäre da nicht ein Riss - eine Unterbrechung und ein Bruch sowie ein Zerbrechen all dieser Privilegien - und dieser Riss und Bruch ist mit dem Namen Gießen verbunden und der damit fortan häufig zitierten „hohlen Mittelmäßigkeit". Nach Ablauf der am 9. September 1831 vom Hessischen Ministerium des Inneren und der Justiz bewilligten Auslandsstudienjahre muss Georg Büchner Ende Juli 1833 Straßburg verlassen, um sein Studium an der großherzoglich-hessischen Landesuniversität Gießen fortzusetzen und abzuschließen, eine unumgängliche Voraussetzung, um später eine Anstellung im Großherzogtum erhalten zu können. Um der Wahrheit Genüge zu tun, es ist zweifelsfrei, dass diese Aussicht auf den erzwungenen Studienwechsel von Straßburg nach Hessen und insbesondere Gießen für Büchner, schon bevor er dieses Universitätsstädtchen betreten hatte, ein Horror gewesen sein muss: In der Straßburger Studentenverbindung „Eugenia" berichtet er, bevor er Gießen selbst besucht hatte, von der Rohheit der Studenten „namentlich in Gießen". Diese Voreinstellung wird ergänzt durch einen Stimmungsbericht als er für kurze Zeit aus Straßburg angereist in Darmstadt zu Besuch weilt, kommt er sich wie ein „Verbannter" vor („epistolos ex ponto"). Die Rückkehr nach Hessen und der Gang nach Gießen erfüllt sozialpsychologisch den Befund eines Heimkehrer-Syndroms, wie es der Soziologe Alfred Schütz am Beispiel von aus dem ersten Weltkrieg zurückgekehrten Soldaten beschrieben hat.

Dieses Syndrom ist das Ergebnis eines Aufeinanderprallens extrem unterschiedlicher Erfahrungen, die aber durch den Schein ehemaliger Vertrautheit verdeckt werden und auf diese Weise zu Irritationen bei den Zuhausegebliebenen und den Heimkehrern gleichermaßen führten. In Gießen traf Büchner auf seine ehemaligen Mitschüler, die vor zwei Jahren in Gießen zu studieren angefangen hatten und die Büchners Straßburger Entwicklungssprung nicht wahrnehmen konnten oder wollten. Infolgedessen waren diese überrascht und irritiert über dessen negative Äußerungen zum universitären und lokalen Ambiente im „dreckigen" Gießen. Sie bewerteten dessen distanzierte Haltung prompt als Arroganz eines Nachzüglers, eine Einschätzung, die in einer raschen Rück-Koppelung durch vorwurfsvoll klingende Briefe der Eltern Büchners in den Wahrnehmungshorizont Georg Büchners trat.

Ich würde Sie jetzt gerne einladen, mit mir im Geiste nach Straßburg zu Büchners Zeit zu kommen, in den Cafes „Camera obscura" Bilder zu bestaunen, in den Vogesen zu wandern, das Theater mit den neuesten Varietes zu sehen, diskret würden wir auch die Annäherung des jungen Studenten Büchner an die

Tochter seines Vermieters des Pfarrers Jaegle beobachten, genauer würden wir uns für die deutsche Flüchtlingskolonie interessieren und die verschiedenen damals kontrovers diskutierten Strategien zur Fortsetzung einer sozialen Revolution aufmerksam verfolgen. Erschöpft würden wir uns abends in den geselligen Kreis der theologischen Verbindung „Eugenia" zurückziehen und Volkslieder singen. - Und nun würden wir - im Geiste wechseln - nach Gießen, Oktober 1833, um gleichsam in einer Vogelperspektive das nächste dreiviertel Jahr Büchners in Gießen zu beobachten: Das Studienangebot zur „Heilkunde" ist im Vergleich zu Straßburg mit Liebig, Wernekinck, Nebel, Stammler und Rau gar nicht so schlecht; immerhin bietet Wernekinck einen interessanten Präparationskurs in vergleichender Anatomie an und Nebel und Stammler parallel zueinander „die Lehre von den Geistes- und Gemütskrankheiten" (vgl. den Quellenfund von Ralf Haaser in diesem Band); den Schellingianer Wilbrand nimmt man als Kuriosität und „Äffken" zur Erheiterung in den Vorlesungsplan mit auf. Aber sonst? Die üblichen landsmannschaftlichen studentischen Vergnügungen und der oft beschriebene im Spätherbst und Winter sogar im Seltersweg überhandnehmende Dreck war nicht gerade ortsanimierend. Am besten man bleibt im Bett und liest, wie Georg Büchner, Philosophiegeschichte und die Geschichte der französischen Revolution im Selbststudium. Die innere Wut lässt man in Krankheitszuständen - und zwischen den Zeilen brieflich - heraustreten: So flickt Büchner in einen schon fertig geschriebenen Brief an den Straßburger Freund August Stoeber zwischen Anrede und Datum nachträglich hinein: „Die politischen Verhältnisse könnten mich rasend machen. Das arme Volk schleppt geduldig den Karren, worauf die Fürsten und Liberalen ihre Affenkomödie spielen. Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu den Laternen".

Anfang März dann nach der Lektüre von Thiers zehnbändiger Revolutionsgeschichte schreibt er an seine Geliebte und heimliche Braut nach Straßburg den berühmt gewordenen und oft missverstandenen „Fatalismusbrief". Eben zu dieser Zeit, im März, nachdem eine Reihe der im Zusammenhang mit der missglückten Insurrektion (dem sogenannten „Frankfurter Wachensturm") inhaftierten Studenten und ehemaligen Mitschüler Büchners aus dem Gefängnis entlassen wurden, entsteht eine deutliche Aufhellung bei unserem jungen hessischen „Heimkehrer". Georg Büchner imponiert den jungen Republikanern mit seiner Kritik an den bisherigen politischen Strategien. Er relativiert die Forderungen nach Preßfreiheit und mehr parlamentarischer Mitsprache zugunsten der sozialen Frage und der Verbesserung der Lebensverhältnisse der niederen Klasse. Gegenüber einem seiner engsten Mitstreiter August Becker sagte er einmal, es sei „in seinen Augen bei weitem nicht so betrüblich, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausende Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen".

Konsequenterweise übernimmt er die Verpflichtung zur Abfassung einer Flugschrift. Freilich, die kleinen Gruppen der republikanisch Gesinnten sind in ihrer politischen Ausrichtung sehr heterogen. Das zeigt sich spätestens bei der zentralen Versammlung hessen-darmstädtischer und kurhessischer Demokraten

auf der Badenburg zwischen Gießen und Wissmar am 3. Juli 1834. Büchners radikale Vorschläge gelten als „extravagant“ und nicht konsensfähig. Der politisch erfahrener Konrektor Friedrich Ludwig Weidig setzt sich mit seiner konzilianteren Haltung durch und verspricht in diesem Sinne die von Büchner verfasste Flugschrift „Der Hessische Landbote“ zu überarbeiten. Auch wenn Büchner bekanntlich Kompromisse eingehen und Abstriche hat machen müssen, so können wir doch aus heutiger Sicht sagen, dass die mit Friedrich Ludwig Weidig gemeinsam verfasste Flugschrift „Der hessische Landbote“ eine neuartige innovative Form erhielt, weil sie sich nicht vorlauter Agitation und propagandistischer Slogans allein bediente, sondern durch Integration statistischer Informationen über die Steuerlasten Wissen und Sachinformationen unter die ländliche Bevölkerung zu bringen versuchte. Weidig hatte Wilhelm Justin Wagners 4. Band „Statistik des Ganzen Darmstadt“ 1831 subskribiert und Georg Büchner dieses Exemplar ausgehändigt. Die so publik gemachten Zahlen künden vom Elend eines Handwerker- und Bauernlebens, das sich in Hunger und Arbeit verzehrt. Hier wäre nun der Ort für einen sozialgeschichtlichen Exkurs zur ökonomischen Lage der ländlichen Bevölkerung im Großherzogtum Hessen-Darmstadt nach Sachsen mit 725.000 Einwohnern immerhin das zweitdichtbesiedeltste Gebiet des Zollvereins.

Die Forschung hat inzwischen akribisch nachgewiesen, wie durchsetzt von Spitzeln das konspirative Netz des Kreises von Weidig und Büchner gewesen ist. Ein angeblich enger Vertrauter Weidigs - namens Kuhl - denunziert die Auslieferung und Abholung der gedruckten Flugblätter in Offenbach bei dem Drucker Preller, nennt der Regierung auch die Autoren der Flugschrift, namentlich Büchner, so dass der enge Schulfreund Büchners Minnigerode am 1. August 1834 am Selterstor von einem Gendarmen gestellt wird, der in dessen Kleidern und Stiefeln versteckte Flugschriften sicherstellt. Als Büchner von der Verhaftung Minnigerodes erfährt, macht er sich in Eilmärschen sofort auf, um Weidig und Preller zu warnen. Er nutzt geschickt ein Alibi (der Straßburger Freund Böckel wollte ihn in Frankfurt am Main treffen, was er ursprünglich nicht wahrnehmen wollte, jetzt aber glücklich ergreift), um - obwohl seine Verhaftung schon am 3. August von Ministerium des Innern und der Justiz angeordnet wurde - sich am 5. August in Gießen bei dem Untersuchungsrichter zu melden und zu beschweren über die vorgängige Zimmerdurchsuchung und Beschlagnahme dort befindlicher Materialien. Dieses dreiste, selbstbewusste Auftreten und das von Büchner vorgewiesene Alibi verunsicherte den Untersuchungsrichter Georgi dermaßen, dass er Büchner nicht festnehmen ließ.

Büchner, zurückgekehrt ins Elternhaus nach Darmstadt, beginnt das Drama „Dantons Tod“ zu schreiben, während er gleichzeitig - dies hat die Forschung detailliert rekonstruieren können - den Versuch macht, eine Druckerpresse für die Darmstädter „Sektion für Menschenrechte“ anzukaufen, sowie den nach Friedberg ins Arresthaus verlegten Minnigerode zu befreien. Es mag Einiges in der späteren Familienlegende übertrieben worden sein, Büchner selbst aber sagt, im Blick auf die Abfassung seines ersten Dramas: dessen Muse sei die Polizei

gewesen. Eins ist gewiss: die Gefahr einer Inhaftierung Büchners nahm täglich zu. Der Brief Büchners an den ihm unbekannten jungdeutschen Schriftsteller Karl Gutzkow mit der Bitte um Unterstützung bei der Publikation seines Erstlingsdramas ist in Stil, Tonhöhe und imperativer Eile einzigartig (Walter Benjamin hat diesen Brief in seine Brief-Anthologie mit dem Titel: „Deutsche Menschen" aufgenommen).

Ich übergehe den hektischen und vergeblichen Versuch Büchners und seiner Freunde, Minnigerode zu befreien, zu Geldmitteln für die Flucht zu kommen, und konstatiere nur: Am 7. März 1835 ist Büchner in Richtung Straßburg geflohen. Am 9. März schreibt er aus Weißenburg, dem Brückenkopf nach Frankreich, an die Familie und den komplett überraschten Vater. Seine Flucht begründet er durch das Bekenntnis, die Torturen eines hessischen Gefängnisses weder physisch noch psychisch durchhalten zu können: „In einem Kerker zu Friedberg (...) körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden". Das ist auch zukünftig das Leit- und Leidmotiv seines Handelns. In Straßburg angekommen nimmt er einen Decknamen an - Jacques Lutzius - und lebt neun Monate lang ohne offizielle finanzielle Unterstützung von zuhause in Sorge und Angst, entdeckt zu werden (am 13. Juni erscheint der „Steckbrief" mit der Personal-Beschreibung Büchners zum ersten Mal im Frankfurter Journal). Erst im Oktober 1835 wird er ein vorläufiges Bleiberecht in Straßburg erhalten. Erst jetzt kann er anerkannt als politischer Asylant sein Studium fortsetzen. Die Bilderbuchbiographie eines privilegierten Medizinersohnes aus Darmstadt hat ihren tiefsten Tiefpunkt überschritten.

Ich hoffe, das atemlose Tempo des Geschehens und des Ablaufs haben Sie beim Vortrag mitgespürt. Aber auch wenn Büchner im Oktober 1835 durch besondere Vergünstigung eine französische Sicherheitskarte (carte de surete) erhält - und dadurch vor dem Vollzug von Flüchtlingssonderregelungen zunächst geschützt ist -, bleibt der ungeheure Druck auf ihm lasten. Lassen Sie uns kurz haltmachen und den Faden der Biographie verlassen. Das kaum bestreitbare Desaster, das nach Büchners Flucht erst seine vollen Ausmaße erreichte, als einer der engen Mitstreiter Büchners in Gießen, Clemm, die politische Seite wechselte und einundfünfzig Aktivisten einschließlich Weidig dem Ministerium verriet. Dieses Desaster führte in Teilen der Forschung dazu, die politische Ereignisabfolge und Büchners „literarische Selbstvergewisserung" in seinem Erstlingsdrama „Dantons Tod" in einer Argumentationsfigur zusammenzubringen. Sie lautet: Büchner sei aus Frankreich als ein enthusiastischer Revolutionär in Gießen angekommen. Nach verschiedentlich gemachten deprimierenden Erfahrungen und dem Scheitern der Flugschriftaktion habe er sich enttäuscht zurückgezogen, an seine Braut von einem unhintergehbaren Fatalismus der Geschichte brieflich gesprochen und in seinem Erstlingsdrama „Dantons Tod" eine pessimistische Bestandsaufnahme der Vergeblichkeit jeglicher Revolution vorgelegt - voll Enttäuschung und Resignation. Diese Argumentationsfigur ist schon allein deswegen hinfällig, da Büchner während der Abfassung des Dramas und in größter Gefahr weiterhin politisch aktiv ist, die Darmstädter Gesellschaft für

Menschenrechte reorganisiert, den Kauf einer Druckerpresse und die Befreiung Minnigerodes vorbereitet. Dass er schließlich in Straßburg sich jeglicher aktiven politischen Tätigkeit enthalten musste, war den dortigen Polizeibestimmungen geschuldet. Der Aufenthalt von Ausländern in Straßburg war gebunden an ihre politische Enthaltsamkeit.

Doch eines ist schwer bestreitbar: Noch nie gab es in der Literatur bislang die Darstellung eines so passiven Helden wie in Büchners „Dantons Tod". Um beim Zuschauer eine kathartische Wirkung von Mitleid und Furcht zu erwecken, bedarf es üblicherweise einer heroischen Gegenwehr des angeschlagenen Helden. In Büchners Drama „DantonsTod" wird auf diese Gegenwehr Verzicht geleistet. Statt eines verzweifelt kämpfenden Helden, statt großen Wendepunkten und Peripetien im Drama wird eine Katastrophe im Dauerzustand gezeigt. Schon gleich zu Anfang gibt es keinen Zweifel: Danton und die Dantonisten haben „verloren". Noch ungewöhnlicher ist, dass Büchner in diesem Drama gezielt auf jede Parteinahme verzichtet. Aus der Perspektive des „Hessischen Landboten"' erhält St. Just mit seiner Forderung, die Revolution zu vollenden, Gewicht; aber seine Manipulation der Volksvertreter desavouiert ihn genauso wie die moralische Selbstgerechtigkeit seinen Chef Robespierre nicht gerade attraktiv macht. Danton und seine Freunde sind mit ihrer auf Heinrich Heines Konzept sinnlicher Lust anspielenden Selbstironie eher schon Sympathieträger. Allein ihre Ausstiegsversuche aus der Gewaltspirale sind hilflos, solange ihre Genusssucht ihnen wichtiger ist als die soziale Frage. Und der dritte Mitspieler - das Volk - ist es wenigstens der Held des Dramas? Mitnichten! Es wird schonungslos in seiner Interessenverführbarkeit und Schaulust vorgeführt. Die Botschaft des Dramas deutet auf eine Leerstelle im Revolutionsgeschehen: Die Protagonisten der verschiedensten Fraktionen mögen im Einzelnen richtige und wichtige Positionen vertreten, solange sie auf der Oberfläche agieren, hier sensualistisch, dort moralisch/machttechnisch und nicht die soziale Frage, den Hunger der einfachen Leute ins Zentrum stellen, bleiben sie in der Gewaltspirale von Verdächtigung, Verrat, Intrige verfangen. Die Revolution frisst dann gnadenlos ihre Kinder und - das ist die spezifische artistische Leistung des Dramas - sie entmächtigt die Sprachgesten der Protagonisten der Revolution zu Phrasen und Theatermasken.

Wir wissen übrigens, dass der jungdeutsche Schriftsteller Karl Gutzkow vor der Publikation des gekürzten Dramas von Büchner in seiner neugegründeten Zeitschrift „Phönix" dieses vor einem Kreis von „älteren und jüngeren Kunstgenossen" in der Eschenheimerstrasse in Frankfurt am 22./23.Februar 1835 vorlas. Unter den Zuhörern waren allerdings auch die raffiniertesten Spitzel aus Preußen und Österreich - Joel Jacobi, Beuermann und Wihl. Es würde sich lohnen, diese Uraufführung oder besser Urlesung in einem Hörspiel fiktiv nachzustellen und dabei die Anwesenheit der Spione der Restauration sowie das drohende Verbot des unmoralischen gotteslästerlichen „Jungen Deutschlands" wie den damals die Gemüter beschäftigenden Streit zwischen Börne und Heine zwischen ethischer, sinnenfeindlicher und sinnenfreundlicher Politik als Hintergrund miteinzuspielen.

Kehren wir zu Büchners Biographie zurück. Büchner hat seinen revolutionären Vorstellungen in keinem Punkt entsagt. Er verkehrt im Straßburger Exil weiterhin im Umfeld von Radikaldemokraten, enthält sich aber in Straßburg jeglicher politischer Tätigkeit aus Gründen des Selbstschutzes: Wusste er doch, dass der republikanisch gesinnte Präfekt in seinem Straßburger Wohngebiet die Flüchtlinge nur so lange deckte, wie sie sich jeder politischen Aktion enthielten. Ich möchte im nächsten Abschnitt den Versuch machen, den erstaunlichen Sachverhalt von Büchners kaum nachvollziehbarer Arbeitsintensität und gleichzeitigen immensen Spannweite, seiner Kreativität in der kurzen Zeit seines zweiten Straßburger Aufenthalts (1835 bis zu seinem Tod in Zürich im Februar 1837) aufzuzeigen.

Im Winter 1835/36 nach Erhalt der carte securite promovierte er mit einer empirischen Pionierarbeit, mit einer morphologischen Untersuchung über die Flussbarbe. In eisiger Kälte präpariert Büchner Achsenskelett, Schädel mitsamt Kiemen, Rückenmark, Gehirn-, Spinal- und Hirnnerven der Fische und schafft es dann noch bei der Verschriftlichung der Dissertation die Differenz der naturwissenschaftlichen Forschungsausrichtungen in Frankreich und Deutschland - dort die empirisch-experimentelle, hier die spekulativ-typologische - zu nutzen. Er beschreibt im ersten Teil seiner Dissertation (Memoire sur le systeme nerveux du barbeau) seine empirischen Befunde nach französischer Manier, um dann im zweiten Teil spekulativer die deutsche Methode einer Rekonstruktion von Grundtypen zu versuchen. Aus dem Staunen kommt man nicht heraus, wenn man das zusätzliche Arbeitspensum sich veranschaulicht: Die Ausarbeitung einer Vorlesung zur Philosophiegeschichte, die Übersetzung zweier Dramen von Victor Hugo, die Niederschrift einer Komödie „Leonce und Lena“ und die fortgeschrittene Skizzierung einer Erzählung des Aufenthaltes des Schriftstellers Lenz im elsässischen Steintal bei Oberlin und schließlich das in Fragmenten vorhandene Drama „Woyzeck“. Die Ungewöhnlichkeit von Büchners schriftstellerischem Werk kann am Ende des Vortrags durch zwei Konstellationen verdeutlicht werden: Zum einen durch den imaginierten Vergleich von Büchners Lenzfragment mit den Vorstellungen, die sich der spätromantische Dichter August Stöber bei der Übermittlung des Rechenschaftsberichts von Oberlin an Büchner als poetische Ausgestaltungsmöglichkeit gemacht hatte, zum anderen eine subkutane Beziehung zwischen Büchners Dramenfragment „Woyzeck“ und zwei von den Brüdern Grimm zwar zunächst veröffentlichten, aber schnell wieder eliminierten Gräuelmärchen. August Stöber hatte sich einen umfangreichen historisch-psychologischen Roman über den unglücklichen Poeten Jacob Michael Reinhold Lenz vorgestellt. In das Gesamtbild einer literaturhistorischen Darstellung der Sturm- und Drangbewegung im Elsass hätte er zwei melodramatische Höhepunkte hineininszeniert: Zum einen den Gegensatz des deklassierten Dichters Lenz zu dem Dichterfürsten Goethe, zum anderen die Liebesbeziehung der von Goethe verlassenen Friederike Brion zu dem Goetheadepten Lenz. Außer ein paar Andeutungen findet sich in Büchners Erzählung nichts von derlei auf Effekte hin geschriebenen Kulturmustern. Büchners Darstellung

konzentriert sich zeitlich auf zwanzig Tage, in denen der am Rand des physischen und psychischen Ruins befindende Lenz Zuflucht bei dem protestantischen Pfarrer Johann Friedrich Oberlin findet. Mit eindringlicher Genauigkeit wird die verzweifelte Notwehr von Lenz dargestellt und zugleich die allseitige Ohnmacht hilfsbereiter Menschen gegenüber einem ausbrechenden Wahnsinn.

Zu dem Dramenfragment „Woyzeck" abschließend folgendes apercu. Hessen feiert nicht nur ein Büchner-Jubiläum, sondern auch ein Jubiläum der Märchen der Brüder Grimm. Wir alle glauben, die Märchen der Brüder Grimm zu kennen: das „Dornröschen", den „gestiefelten Kater", das „Rotkäppchen". Die grausigen und brutalen Märchen z.B. „Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben", kennen nur wenige, unter anderem, weil sie von den Brüdern Grimm rasch eliminiert und in den Anhang ihrer Ausgabe letzter Hand versetzt wurden. Eins dieser brutalen Märchen (das nur in der Zweitauflage 1829 als Nr. 43 einmal erschien) lässt Büchner in seinem Woyzeck-Fragment den Narr zitieren: „Blutwurst sagt - komm Leberwurst". Damit kennzeichnet der Narr die Gewaltatmosphäre, die das Woyzeck-Fragment charakterisiert. Zum Doppeljubiläum soll abschließend dieses grausame im „Woyzeck" anzitierte Märchen hier abgedruckt werden:

> Die wunderliche Gasterei
>
> Auf eine Zeit lebte eine Blutwurst und eine Leberwurst in Freundschaft, und die Blutwurst bat die Leberwurst zu Gast. Wie es Essenszeit war, ging die Leberwurst auch ganz vergnügt zu der Blutwurst, als sie aber in die Haustüre trat, sah sie allerlei wunderliche Dinge, auf jeder Stiege der Treppe, deren viele waren, immer etwas anderes, da war etwa ein Besen und eine Schippe, die sich miteinander schlugen, dann ein Affe mit einer großen Wunde am Kopf und dergleichen mehr. Die Leberwurst war ganz erschrocken und bestürzt darüber, doch nahm sie sich ein Herz, trat in die Stube und wurde von der Blutwurst freundschaftlich empfangen. Die Leberwurst hub an, sich nach den seltsamen Dingen zu erkundigen, die draußen auf der Treppe wären, die Blutwurst tat aber als hörte sie es nicht oder als sei es nicht der Mühe wert, davon zu sprechen, oder sie sagte etwa von der Schippe und dem Besen: „Es wird meine Magd gewesen sein, die auf der Treppe mit jemanden geschwätzt hat" und brachte die Rede auf etwas anderes. Die Blutwurst ging darauf hinaus und sagte, sie müsse in der Küche nach dem Essen sehen, ob alles ordentlich angerichtet werde und nichts in die Asche geworfen. Wie die Leberwurst derweil in der Stube auf und ab ging und immer die wunderlichen Dinge im Kopfe hatte, kam jemand, ich weiß nicht, wer's gewesen ist, herein und sagte: „Ich warne dich, Leberwurst, du bist in einer Blut- und Mörderhöhle, mach dich eilig fort, wenn dir dein Leben lieb ist". Die Leberwurst besann sich nicht lang, schlich zur Tür hinaus und lief, was sie konnte; sie stand auch nicht eher still, bis sie aus dem

Haus mitten auf der Straße war. Da blickte sie sich um und sah die Blutwurst oben im Bodenloch stehen mit einem langen, langen Messer, das blinkte, als wär's frisch gewetzt, und damit drohte sie und rief herab: „Hätt ich dich, so wollt ich dich!“

Als Literatur wurde benutzt:

Thomas Michael Mayer: Georg Büchner. Eine kurze Chronik zu Leben und Werk. In: Georg Büchner 1/11. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold .München 1979, S. 357-425

Georg Büchner, Leben, Werk, Zeit. Katalog:Ausstellung zum 150. Jahrestag des „Hessischen Landboten“. Hrsg. Thomas Michael Mayer, Marburg 1984

Jan Christoph Hausschild: Georg Büchner. Verschwörung für die Gleichheit. Hamburg 2013

Georg Büchner: Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe (Marburger Ausgabe). Hrsg. von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer. Darmstadt 2000

Denis Leypold, Solange Hisler, Pierre Moii, Eva Berhaud: Jean Frederic Oberlin au Ban de Ia Roche, o.0., 1991

Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand. Bd.2. Hrsg. von Heinz Rölleke, Stuttgart1980, S. 461

Ingrid Oesterle: „Ach die Kunst -ach die erbärmliche Wirklichkeit“. Ästhetische Modellierung des Lebens und ihre Dekomposition in Georg Büchners Lenz. In: Bernhard Spieß (Hrsg.): Ideologie und Utopie in der deutschen Literatur der Neuzeit. Würzburg 1995, S. 58-67

Alfred Schütz: Der Heimkehrer. In: ders. (Hrsg): Gesammelte Aufsätze. Studien zur soziologischen Theorie. Bd. 2, den Haag 1972, S. 70-84

Roland Borgards/Harald Neumeyer (Hrsg.): Büchner Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart-Weimar 2009



In Gießen aufgefundenes Porträt eines jungen Mannes, gezeichnet von August Hoffmann im Jahr 1833

Spektakulärer Fund in Gießen – Ein neues Porträt von Georg Büchner?

EVA-MARIE FELSCHOW

Der hier abgedruckte Vortrag, den Professor Oesterle am 28. Februar 2013 in der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins hielt, löste eine kleine Sensation aus. Denn unter den Zuhörern befand sich Pfarrer Ludwig Clotz, der Kenntnis von einer Mappe mit 155 Zeichnungen des Theatermalers August Hoffmann (1807 bis 1883) hatte, die kurz zuvor beim Aufräumen auf einem Gießener Dachboden gefunden worden war. In dem Konvolut, das vor allem Zeichnungen von Landschaften, Stadtansichten und Genreszenen enthält, befindet sich das Porträt eines jungen Mannes, das verblüffende Ähnlichkeit mit dem einzig gesicherten Porträt Georg Büchners aufweist. Letzteres stammt ebenfalls von August Hoffmann und zeigt den jungen Schriftsteller mit ernsten Zügen im Polenrock. Außer diesem bekannten Bildnis gab es bislang nur noch zwei ca. vier Zentimeter große Federzeichnungen von Büchner, die sein Freund Alexis Muston angefertigt hat und die 1972 in dessen Tagebüchern entdeckt wurden. Der überraschende Fund ließ Pfarrer Clotz keine Ruhe, einige Wochen nach dem gehörten Vortrag zeigte er die Zeichnung dem Büchner-Experten Oesterle und fragte ihn um Rat. Professor Oesterles Neugier war sofort geweckt, denn die Ähnlichkeit mit dem bereits bekannten Bildnis Büchners war augenfällig. Hinzu kam, dass das neu entdeckte Blatt vom Maler eigenhändig unterschrieben und auf das Jahr 1833 datiert ist. Es könnte also während Büchners Studienzeit in Straßburg als Andenkenbild an die dort verbrachte glückliche Zeit entstanden sein. Schließlich entschied sich Professor Oesterle mit dem Fund an die Öffentlichkeit zu gehen. Anfang Juni 2013 wurde die Zeichnung in einer Pressekonferenz in Darmstadt gemeinsam mit dem Leiter der Mathildenhöhe vorgestellt, der im Büchner-Jahr als Kurator mit der Vorbereitung der Landesausstellung zu Ehren des Schriftstellers und Revolutionärs beschäftigt war. Wie nicht anders zu erwarten, erregte die Nachricht in der Fachwelt große Aufmerksamkeit, selbst Glückwünsche aus den USA gingen bei Professor Oesterle ein.

Nach wie vor bleiben aber viele Fragen offen, die sich im Zusammenhang mit dem neuaufgefundenen Bildnis ergeben. Denn obwohl beide Porträts vom selben Maler stammen, ist der Unterschied zwischen dem bislang bekannten Porträt und der jetzt entdeckten Zeichnung recht beträchtlich. Während Georg Büchner auf dem als gesichert geltenden Porträt mit ernster Miene im Polenrock und damit als Sympathisant der polnischen Freiheitsbewegung dargestellt ist, zeigt das Gießener Blatt einen jungen Mann mit sommerlich aufgeknöpftem Hemd und Weste, der in der Hand in lockerer Pose ein Notenblatt mit einem amourösen Lied hält. Dieses ist ein Auszug aus der 1831 uraufgeführten und

damals sehr erfolgreichen Oper „Zampa oder die Marmorbraut“ des elsässischen Komponisten Ferdinand Herold. Neben der bislang ungeklärten Frage, aus welchem Anlass die Zeichnung entstanden sein könnte, ist es vor allem die Darstellung des Porträtierten und dieses Notenblatt, das bei Büchner-Kennern Zweifel geweckt hat, ob es sich wirklich um ein weiteres Bildnis des früh verstorbenen Schriftstellers handeln könnte. Die Forschung wird hier noch lange Diskussionsstoff haben. Trotz mancher geäußerten Vorbehalte hat sich der Leiter der Mathildenhöhe, Dr. Ralf Beil, dafür entschieden, die Gießener Zeichnung als Porträt Büchners auf der Landesausstellung in Darmstadt („Georg Büchner. Revolutionär mit Feder und Skalpell“, Oktober 2013 bis Februar 2014) zu präsentieren. Die Eigentümer des Blatts, das Gießener Ehepaar Eva und Wilfried Michel, das mit dem Theatermaler August Hoffmann verwandt ist, hatte die Zeichnung für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Schon einige Monate zuvor, Anfang August 2013, hatte das Ehepaar Michel, den Entschluss gefasst, das gefundene Konvolut mit Hoffmann-Zeichnungen im Universitätsarchiv Gießen als Depositum zu hinterlegen. Als langjährige Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins, so versicherten Herr und Frau Michel bei der Übergabe des wertvollen Funds, seien sie vor allem daran interessiert, die Zeichnungen wissenschaftlicher Forschung zugänglich machen, einen finanziellen Gewinn wollten sie damit nicht erzielen. Damit schließt sich in gewisser Weise der Kreis, denn ohne den im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins gehaltenen Vortrag von Professor Oesterle wäre die so viele Fragen aufwerfende Zeichnung vielleicht nie an die Öffentlichkeit gelangt.

1836 - Skizze einer medizinischen Topographie Gießens von Julius Wilbrand (1811-1894) und Johann Jakob Sachs (1804-1846)

Prolegomena zu einem „Georg-Büchner-Handbuch Gießen“

ROLF HAASER

I.

Einführung

Das literarische, politische[1] und wissenschaftliche Selbstverständnis Georg Büchners (1813-1837) ist auf je unterschiedliche Weise mit seinem Studienaufenthalt in Gießen (1833/34) verknüpft, weshalb die Stadt an der Lahn zu den wichtigen Schlüsselstationen in der kurzen Lebensspanne des Dichters zu rechnen ist.[2] Bei dem notorischen Mangel an direkten Quellen ist die wissenschaftlich ambitionierte Büchnerbiografik in hohem Maße darauf angewiesen, die Sozialisationsimpulse seiner persönlichen Umgebung und seiner Lebensräume akribisch zu untersuchen, um so vor allem durch Vergleichen unterschiedlicher direkter und indirekter Quellen zu Aufschlüssen über Leben und Werk des Dichters zu gelangen. Da Büchner bei seiner Immatrikulation im Herbst 1833 durch seine Unterschrift die Absicht kundtat, Medizin zu studieren, sind neue Informationen zur Situation des Faches in der Büchnerzeit für die Forschung von hohem Interesse. Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, ein bislang unbeachtetes Dokument[3] vorzulegen und zu erläutern, das geeignet ist, die trotz erheblicher Forschungsfortschritte in den letzten beiden Jahrzehnten nach wie vor schmerzlich empfundenen Lücken ein Stückweit auszufüllen.

---

1 Zu Büchners politischer Tätigkeit in Gießen, die im vorliegenden Beitrag keine Rolle spielt, vgl. jetzt: Jan-Christoph Hauschild, *Georg Büchner: Verschwörung für die Gleichheit*, Hamburg: Hoffmann und Campe, 2013.

2 Einen Gesamtüberblick über Büchners Studienaufenthalt in Gießen gibt Corinna Nauheimer in ihrer von Heiner Boehncke und Robert Seidel begutachteten Frankfurter Magisterarbeit *Georg Büchner als Rebell – Revolutionäre Ideen während der Studienzeit in Gießen 1833/34*, 2008.

3 Die einzige Arbeit, die sich bislang mit dem hier behandelten Quellentext befasst hat, ist die 1994 im Gießener Schmitz-Verlag erschienene medizinische Doktorarbeit von Christian Maaß: *Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846). Herausragender Vertreter der romantischen Naturlehre in Giessen*. Maaß scheint aber nur ein Fragment des Doppelartikels von Julius Wilbrand und Johann Jakob Sachs zur Verfügung gestanden zu haben. Dies muss man jedenfalls daraus schließen, dass er weder den von Wilbrand verfassten Teil kennt, noch den auf die Homöopathie bezogenen Teil der Quelle erwähnt.

Da sich in der Forschung der letzten Jahre der Standpunkt durchgesetzt hat, Georg Büchner habe bereits zu seiner Gießener Studienzeit sein Interesse an der praktischen Medizin verloren und sich stattdessen psychologischen und philosophischen Fragestellungen zugewandt, könnte man einwenden, dass die hier vorgestellte Skizze einer medizinischen Topographie Gießens zur Büchnerzeit kaum mehr als ein Ornament zur Biographie des Dichters abgebe.

Dass das Medizinstudium in Gießen gleichwohl noch hohe Präferenz für Büchner besessen haben könnte, ergibt sich aus der besonderen Situation seines Studienverlaufes. Als Büchner nach Gießen kam, hatte er bereits während seines viersemestrigen Medizinstudiums in Straßburg umfassende fachliche Kenntnisse erworben, und es wäre ihm im Grunde ein Leichtes gewesen, sich mit Hilfe der in Gießen üblichen Examinatorien[4] in einem oder zwei Semestern dem Examen zu stellen. Seinem Ziel, möglichst schnell die Promotion abzulegen, stand allerdings zunächst die Vorschrift eines zweijährigen Studiums in Gießen im Wege.[5] Außerdem machte ihm die Prüfungsordnung der Medizinischen Fakultät an der Landesuniversität zur Pflicht, an Veranstaltungen in verschiedenen Hilfswissenschaften teilzunehmen. Ansonsten war er lediglich verpflichtet, pro Semester mindestens eine Veranstaltung zu belegen und diese „fleißig zu besuchen". Büchner belegte beispielsweise u.a. eine Vorlesung über Logik bei dem Professor für Philosophie, Ästhetik und Literaturgeschichte Joseph Hillebrand (1788-1871),[6] um sein Anforderungspensum in den Hilfswissenschaften abzuarbeiten. Die Teilnahme an solchen propädeutischen Veranstaltungen bedeutete, dass Büchner hier vor allem mit Studienanfängern, die gerade vom Gymnasium kamen, zusammen gesessen haben dürfte.[7] Man darf daher davon ausgehen, dass

4 Diese Auswüchse der angespannten Stellensituation in Gießen beklagte Ritgen als Abgeordneter der Ständeversammlung am 20. November 1835 in Darmstadt: „Eine nachtheilige Einrichtung hat seither darin gelegen, daß, wie auf allen Universitäten, so auch in Gießen, die Privatdocenten sich ein eigenes Geschäft daraus gemacht haben, die jungen Leute zum Examen vorzubereiten, sogenannte Examinatorien mit ihnen anzustellen, ihnen so zu sagen dasjenige, was man bei der Prüfung zum Staatsdienst wissen muß, eingetrichtert haben." – Ferdinand August Max Friedrich von Ritgen, *Das Medicinalwesen des Großherzogthums Hessen in seinen gesetzlichen Bestimmungen dargestellt*, Bd. 1., Darmstadt: Leske, 1840, S. 290 f.

5 Die Verordnung, dass ein akademischer Abschluss in Hessen-Darmstadt eine zweijährige Präsenzpflicht an der Landesuniversität erforderte, stammte aus dem Jahr 1798. Vgl. Ritgen, *Das Medicinalwesen*, 1840, S. 251f. – In einer weiteren Verordnung aus dem Jahr 1807 wurde die Regelung dahingehend spezifiziert, dass bei einem akademischen Studium die ersten beiden Jahre an der Landesuniversität zuzubringen waren (ebd. S. 252f.). Ein von seinem Vater Ernst Büchner für seinen Sohn erwirkter Dispens erlaubte Georg Büchner zwar den Beginn des Studiums im Ausland, scheint ihn aber nicht von der generellen zweijährigen Aufenthaltspflicht in Gießen entbunden zu haben.

6 Nachgewiesen durch einen Hörerschein vom 6. September 1834.

7 Diese Diskrepanz markiert auch das Verhältnis zwischen Georg Büchner und Carl Vogt, der, als die beiden Kommilitonen ein Privatissimum über „Vergleichende Anatomie" bei Wernekinck besuchten, erst in seinem zweiten Semester war, während Büchner sich bereits in seinem sechsten Fachsemester befand.

Büchner in Gießen eindeutig unterfordert war und sein Studienplan, geht man von den projektierten zwei Gießener Jahren aus, noch viel Luft aufgewiesen haben dürfte. Abgesehen von den vorgenannten Reglementierungen hatte Büchner allerdings vollkommen freie Hand, welche Vorlesungen er belegen wollte; auch wenn diese nicht in sein Fach fielen.[8] Dass er sich unter diesen Bedingungen der Philosophie, dem Naturrecht, etc zuwandte, muss daher noch nicht bedeuten, dass er innerlich von der praktischen Medizin als Fach Abschied genommen hätte.

Davon, dass Büchner in Gießen durchaus medizinische Vorlesungen im engeren Sinne besucht haben könnte, geht auch Marion Schmaus aus, die sich auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Ernst Ludwig Nebels 1833/34 gehaltener Vorlesung über „Gerichtliche Heilkunde" und dem Fall Woyzeck beruft.[9] Dass Büchner mit Nebel in Kontakt getreten sein dürfte, als er nach Gießen kam, wird auch dadurch plausibel, dass dieser bereits der Primarius der Fakultät war, als Büchners Vater Ernst Büchner 1811 zum Doktor der Medizin promoviert wurde.[10] Ein Antrittsbesuch bei Nebel und eventuelle Übermittlung von Grüßen seines Vaters gehörte zu den Gepflogenheiten der Zeit.

Die folgenden, einem mikrohistorischen Blick verpflichteten Ausführungen stellen eine Reihe zentraler Akteure des medizinwissenschaftlichen Diskurses an

8 Vgl.: Ferdinand August Max Friedrich von Ritgen, Das Medicinalwesen des Großherzogthums Hessen in seinen gesetzlichen Bestimmungen dargestellt, Bd. 1., Darmstadt: Leske, 1840, S. 333: „Philosophischer Vorbereitungsunterricht für heilkundige Bildung. - Es ist jedem, welcher sich für das heilkundige Fach ausbildet, gestattet, an allen Zweigen des akademischen philosophischen Unterrichts Theil zu nehmen; vorgeschrieben ist ihm, als akademischer Vorbereitungsunterricht zum Fachstudium: der Besuch der Vorträge über Universalgeschichte, reine Mathematik, Psychologie und Logik. Alle übrigen philosophischen Vorbereitungswissenschaften z. B., als Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie, brauchen ebenso wenig, wie alle medicinischen Fachwissenschaften selbst, durch Besuchen der deßfallsigen akademischen Vorträge über Universalgeschichte, reine Mathematik, Psychologie und Logik dispensirt werden kann, wenn in diesen Zweigen eine Prüfung bestanden wird; so hat überhaupt kein Zwang zur Theilnahme an irgend einem akademischen Unterrichte Statt. Indessen ist, im Falle akademische Vorträge besucht werden, welche auch immer diese seyn mögen, vorgeschrieben, dieselben fleißig zu besuchen, und zu keiner Zeit ohne Besuch von Vorlesungen auf der Akademie zu verweilen." – Übrigens fasst Ritgen hier einen Zustand zusammen, der um 1840, nämlich zum Zeitpunkt der Abfassung seiner Vorschriftensammlung, Geltung hatte. Es spricht aber nichts dagegen, diese Regelungen auch im Hinblick auf den Studienaufenthalt Büchners als gegeben vorauszusetzen. Bis jetzt haben sich jedenfalls keinerlei Hinweise finden lassen, die einen Zweifel daran aufkommen lassen könnten.

9 Marion Schmaus, *Psychosomatik. Literarische, philosophische und medizinische Geschichten zur Entstehung eines Diskurses (1778-1936)*, Tübingen: Niemeyer, 2009, S. 216: „Der Vorlesung [Nebels – R. H.] lag das *Lehrbuch der gerichtlichen Medizin* von Adolph Henke zugrunde, der sich als Fürsprecher der Clarus-Gutachten profiliert hatte." – Schmaus bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Burghard Dedner (Hg.), *Erläuterungen und Dokumente. Georg Büchner Woyzeck*, Stuttgart: Reclam, 2000, S. 119.

10 Zu Ernst Büchners Werdegang als Mediziner vgl. Heiner Boehnke, Ernst Sarkowicz, „Nachwort", in: dies. (Hg.), *Ernst Büchner. Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*, Berlin: Insel Verlag, 2013.

der Universität Gießen der 1830er Jahre vor. Die daraus erwachsende Darstellung fördert zahlreiche Details zur Fach- und Universitätsgeschichte zutage und zeigt vielfältige Verflechtungen mit den damals aktuellsten Wissenschaftsentwicklungen auf. Vor allem aber lassen die Einführung und der Kommentar zu der hier abgedruckten Skizze der medizinischen Topographie Gießens ein komplexes Bild des Gießener Stadtraumes der Büchnerzeit erahnen und bieten so Prolegomena zu einem Georg-Büchner-Handbuch Gießen an, das noch zu schreiben ist.

Entstehungszusammenhang der Wilbrand-Sachsschen Skizze

Als im Jahr 1835 der Gießener Privatdozent der Medizin Johann Wilhelm Rau (1804-1861) an die Universität Bern wechselte, verlor die seit 1832 in Berlin erscheinende *Berlinische Medicinische Central-Zeitung* ihren Gießener Korrespondenten.[11] Dies veranlasste den Herausgeber der Zeitung Johann Jakob Sachs (1804-1846) bei einer Durchreise durch Gießen sich nach einem neuen Korrespondenten umzusehen, wobei die Wahl auf Julius Wilbrand (1811-1894), den

11 Eine seiner anonymen „Correspondenz-Mittheilungen aus Giessen" enthält die, wie sie damals noch hieß, *Berliner Medizinische Zeitung* bereits in ihrem ersten Jahrgang Nr. 42 (20. Oktober 1832), Sp. 665-668. Der Artikel, der zu umfangreich ist, als dass er hier vollständig wiedergegeben werden könnte, beschreibt die Situation der Medizin in Gießen im Jahr der Gießener „Märzkrawalle", des demokratisch-republikanischen Hambacher Festes und des Pariser Juniaufstandes 1832; er hebt folgendermaßen an: „Wie unverkennbar nachtheilig die mannichfachen Ereignisse der so vielfach bewegten Zeit auf so Vieles um und neben uns schon einwirkte, so ist sie doch ziemlich an unserer Universität spurlos vorübergegangen. Giessen hat sich bisher nicht nur auf seiner früheren Stufe behauptet, sondern unverkennbar sowohl an regerem wissenschaftlichem Geiste, als auch an Frequenz gewonnen. Der wissenschaftliche Sinn kann schon theilweise aus der verhältnissmässig grossen Anzahl von Privatdocenten in allen Fächern entnommen werden, welche sämmtlich neben den öffentlichen Lehrern in Thätigkeit sind, und nicht, wie es häufig auf anderen Universitäten zu geschehen pflegt, blos in dem Lectionskataloge paradiren, ohne jemals Vorlesungen zu halten. Die Zahl der Studirenden beträgt seit mehreren Jahren regelmäßig über 400, und auch in gegenwärtigem Sommersemester 406, worunter 83 Mediziner. Bis noch vor einigen Jahren gehörte es zu den seltenen Erscheinungen, Ausländer unter den Medizin Studirenden anzutreffen. Selbst Inländer verliessen häufig unsere Universität, nachdem sie das gesetzliche Biennium auf derselben zugebracht hatten. Der Grund hiervon lag einzig und allein in dem dringend gefühlten Mangel zweckmässiger öffentlicher klinischen Anstalten, welchem erst vor Kurzem auf eine entsprechende Weise abgeholfen wurde." - Rau beendet seine Beschreibung mit einem knappen Überblick über die aktuellen literarischen Projekte in seinem Fachbereich: „Hinsichtlich der literärischen Thätigkeit unserer akademischen Lehrer mögen folgende wenige, auf den gegenwärtigen Zeitpunkt Bezug habende Bemerkungen hier folgen. *Vogt* hat so eben die dritte Auflage seines Lehrbuches der Pharmakodynamik veranstaltet. *Ritgen* verwendet fortwährend alle Sorgfalt auf die Redaction der gemeinsamen deutschen Zeitschrift für Geburtskunde, hat kürzlich Bruchstücke einer Vorschule der allgemeinen Krankheitslehre geliefert, und beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit der Herausgabe einer Physiologie des Fötus; von *Rau* ist unlängst ein Handbuch der Kinderkrankheiten, von *Vix* eine Broschüre über die Verbesserung der Viehzucht im Grossherzogthum Hessen erschienen, und von *Wilbrand* haben wir in Kurzem eine vergleichende Physiologie zu erwarten. - Correspondent behält sich vor, hier von Zeit zu Zeit wieder auf Giessen zurückzukommen."

Sohn des damals noch sehr einflussreichen Mediziners in Gießen Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) fiel.[12]

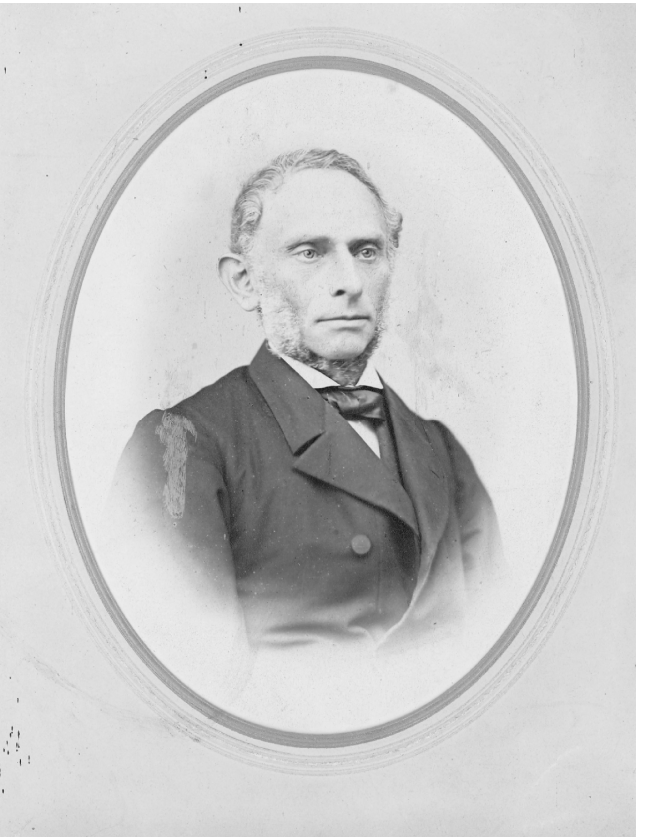


Abb. 1: Julius Wilbrand (1811-1894), um 1865, s/w-Photographie in Passepartout, 19 x 15 cm, HStAD, R 4 Nr. 32048

12 Zweck der Reise, die Sachs nach eigener Aussage durch Sachsen, Bayern, Baden, Hessen, Holland und Hannover führte und auf der er neun Universitäten und drei chirurgische Akademien besuchte, war es vor allem, Mitarbeiter für eine auf mehrere Bände projektierte medizinische Enzyklopädie zu gewinnen. Unter der Liste der Zusagen erwähnt Sachs in diesem Zusammenhang für den Bereich der Anthropotomie und Physiologie neben anderen den älteren und den jüngeren Wilbrand, für Chirurgie Professor Wernher und für Geburtshilfe Professor Ritgen aus Gießen. – Johann Jakob Sachs, *Medicinischer Almanach für das Jahr 1837*, 2. Jg. Berlin, 1837 [recte 1836], S. 66-74. – Julius Wilbrands Mitarbeiterschaft an den Periodika Sachs' ist noch unerforscht. Bereits erste Stichprobenanalysen zeigen, dass hier noch viele Schätze für die Geschichte der Medizin in Gießen zu heben sind. So verfasste er beispielsweise im Jahrgang 1846 der *Medicinischen Central-Zeitung* die Nekrologe Georg Friedrich Wilhelm Balsers und seines Vaters Johann Bernhard Wilbrand.

Julius Wilbrand verfasste als Debüt seiner neuen Korrespondententätigkeit eine recht umfangreiche Skizze der medizinischen Verhältnisse in der Lahnstadt. Der Herausgeber der Zeitung entschloss sich, diese Beschreibung durch seine eigenen Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Gießen zu erweitern und rückte den so entstandenen Doppelartikel nicht in seine Zeitung, sondern in den ebenfalls von ihm herausgegebenen *Medicinischen Almanach*, einer Art unterhaltsamem Jahrbuch für Mediziner, ein. Der Almanach trägt den Titelvermerk „für das Jahr 1837", ist aber, wie bei allen Jahresalmanachen um 1800 üblich, bereits zur Leipziger Michaelismesse 1836 auf dem Markt, um rechtzeitig im Weihnachts- und Neujahrsgeschäft der Buchhändler vertrieben werden zu können. Die von Julius Wilbrand verfasste Skizze der medizinischen Topographie Gießens und die Ergänzungen aus der Feder des Herausgebers J. J. Sachs stammen also aus dem Spätsommer des Jahres 1836, was auch durch einige Bemerkungen innerhalb des Textes eindeutig zu belegen ist.

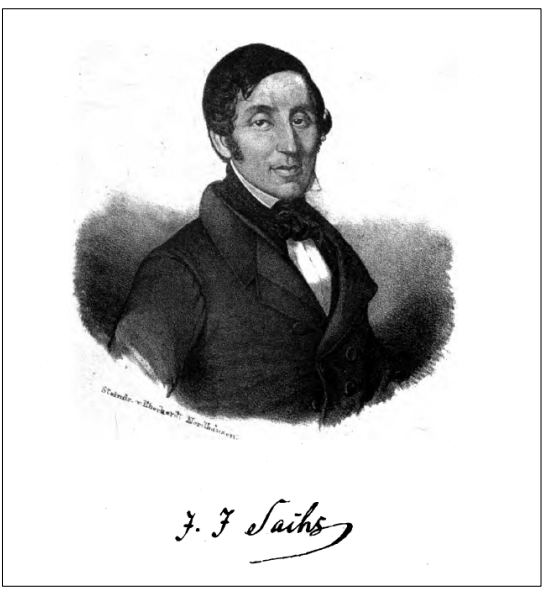


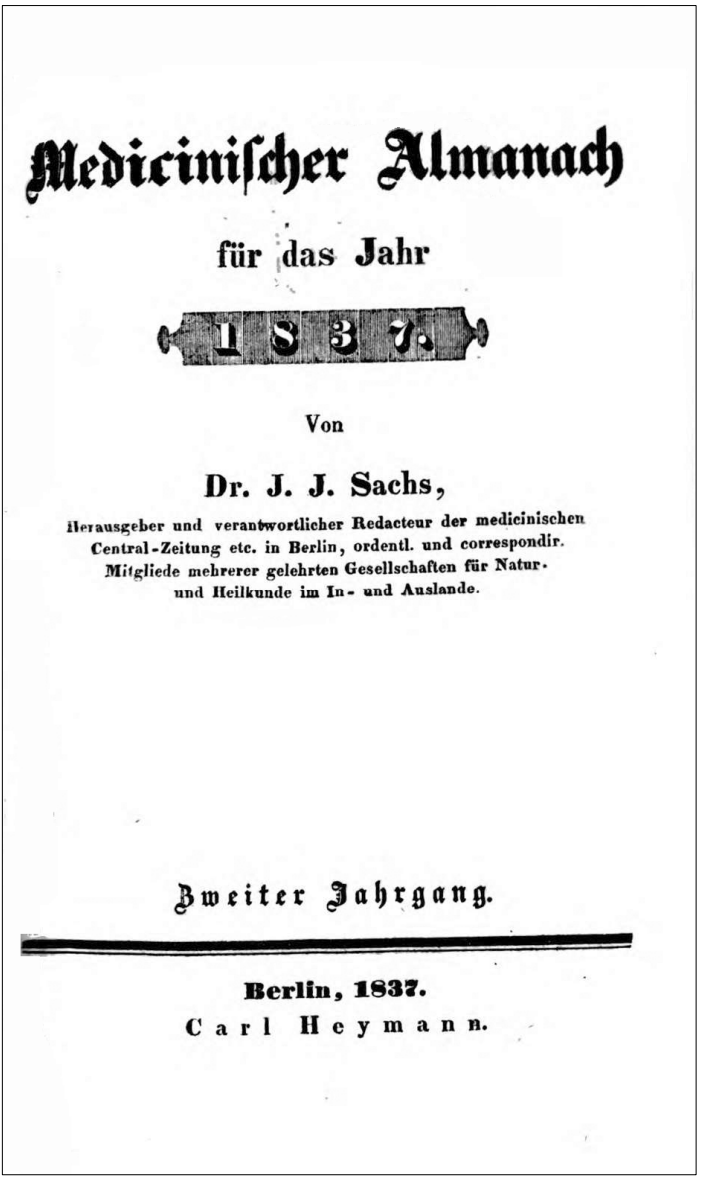
Abb. 2: Johann Jakob Sachs (1804-1846), Lithographie aus „Sachs' medicinischem Almanach für das Jahr 1848". Digitalisat des Exemplars der University of Chicago Library (GoogleBooks).

Kontinuität und Diskontinuität zu Georg Büchners Studienzeit in Gießen

Zur selben Zeit, als der Text erschien, bereitete Georg Büchner sich auf seine Antrittsvorlesung in Zürich vor.[13] Mit der Wilbrandschen Skizze und der Sachsschen Ergänzung steht also eine Quelle zur Verfügung, welche die medizinischen Verhältnisse in Gießen noch zu Lebzeiten Büchners dokumentiert. Ihre Auswertung stellt eine wichtige Ergänzung zu der von Jan-Christoph Hauschild

13 Roland Borgards, Harald Neumeyer (Hg.), *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart, Weimar: Metzler, 2009, S. 124 f.

1993 in seiner Büchner-Biographie vorgenommenen Analyse der Vorlesungsverzeichnisse für die Gießener Studiensemester Büchners dar.



Medicinischer Almanach

für das Jahr

1837.

Von

Dr. J. J. Sachs,

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der medicinischen Central-Zeitung etc. in Berlin, ordentl. und correspondir. Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften für Natur- und Heilkunde im In- und Auslande.

Zweiter Jahrgang.

Berlin, 1837.

Carl Heymann.

Abb. 3: „Sachs' medicinischer Almanach auf das Jahr 1837", Titelseite. Digitalisat des Exemplars der Bayerischen Staatsbibliothek, Signatur: Med.g. 414 ta-1837

Zwischen Büchners Studienaufenthalt in Gießen (1833/34)[14] und dem Erscheinen der Skizze (1836) haben sich einige wenige, gleichwohl tiefgreifende Veränderungen vollzogen, auf die hier kurz einzugehen ist. Aus der Perspektive der Büchnerbiographik betrifft deren wichtigste den inzwischen erfolgten Tod (23. März 1835) des erst 38-jährigen Prosektors und Professors für Vergleichende Anatomie Friedrich Christian Gregor Wernekinck (1798-1835), an dessen „Privatissimum" Büchner nach Auskunft seines Studienkollegen Carl Vogt (1817-1895) „sehr eifrig" teilgenommen haben soll. Damit hängt zusammen, dass Julius Wilbrand inzwischen Nachfolger Wernekincks als Prosektor[15] angestellt worden ist. Johann Bernhard Wilbrand beschreibt diesen Veränderungsprozess 1838 im Vorwort zu seinem *Handbuch der vergleichenden Anatomie* folgendermaßen:

> „Der Verf. […] ist bereits im Jahr 1808, bei seiner Anstellung als ordentl. öffentl. Lehrer an der Grossherzoglich-Hessischen Landesuniversität, unter andern auch zu dem Lehrfache der vergleichenden Anatomie ausdrücklich verpflichtet worden, und hat dieser Verpflichtung […] dadurch

14 Zu Büchner in Gießen aus medizinischer Sicht vgl.: Manfred Wenzel, „Georg Büchner als Medizinstudent an der Giessener Universität", in: Ulrike Enke (Hg.), *Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2007, S. 169-177; Udo Roth, *Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften*, Tübingen 2004, S. 33-38; Jan-Christoph Hauschild, *Georg Büchner. Biographie*, Stuttgart und Weimar 1993, S. 236-263; Christian Maaß, „Georg Büchner und Johann Bernhard Wilbrand. Medizin in Gießen um 1833/34", in: *Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler*. Basel, Frankfurt am Main 1987, S. 148-155.

15 Nachdem Friedrich Christian Wernekinck im November 1820 in Gießen zum Dr. der Medizin und Chirurgie promoviert worden war, hatte er im Februar 1821 in der Nachfolge Wilhelm Vogts die Stelle des anatomischen Prosektors angetreten. Vgl. *Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt* Nr. 6 (26. März 1821), S. 103 f.: „Des Großherzogs Königliche Hoheit haben […] am 3ten des vorigen Monats, den ordentlichen Professor der Medizin und bisherigen Prosektor bei dem anatomischen Theater, auf der Landes-Universität zu Giessen, Doktor *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt*, von dem besagten anatomischen Prosektorat zu entbinden – und unter gleichem dato, den Doktor der Medizin und Chirurgie *Friedrich Christian Wernekink*, von Münster, dermal zu Gießen, zum Prosektor bei dem anatomischen Theater auf der Landes-Universität zu Gießen zu ernennen und zu bestellen […] geruhet." Nach Callisen war Wernekinck seit September 1824 außerordentlicher Professor der Medizin und seit September 1826 ordentlicher Professor der Philosophie und Naturgeschichte in Gießen. Vgl. Adolph Carl Peter Callisen, *Medicinisches Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker, und Naturforscher aller gebildeten Völker*, Bd. 21, Kopenhagen 1835, S. 49. - Nach Eva-Marie Felschow war er dagegen seit 1826 Professor der Mineralogie und gleichzeitig Extraordinarius der Medizin und Prosektor. Vgl. Eva-Marie Felschow, Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*, Gießen: Ferber, 1992, S. 32. – Cay-Rüdiger Prüll, *Der Heilkundige in seiner geographischen und sozialen Umwelt. Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen auf dem Weg in die Neuzeit (1750-1918)*, Gießen: Ferber, 1993, S. 94 f. – Über Wernekincks Verhältnis zu der Familie Wilbrand vgl. Christian Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846). Herausragender Vertreter der romantischen Naturlehre in Giessen*, 2 Bde., Gießen: Schmitz, 1994, Bd. 1, S. 388-390 und 407 f.

> entsprochen, dass er die wesentlichsten Thatsachen der vergleichenden Anatomie, in Verbindung mit der allgemeinen Physiologie, und in vorzüglicher Beziehung auf die allmähliche Entwickelung der gesammten organischen Schöpfung, demnach in anthropologischer Hinsicht […] *jedes Jahr* vortrug. Als später sein verstorbener College, Fr. Wernekinck, als Prosector und später als Professor eintrat, und die Vorträge über vergleichende Anatomie insbesondere übernahm, bezog sich der Verf. mehr auf die Anthropologie und auf die allgemeine Physiologie, doch stets so, dass er bei seinen Zuhörern die Bekanntschaft mit den Thatsachen der vergleichenden Anatomie voraussetzte. Mit dem Tode Wernekinck's fiel die Verpflichtung des Vortrags der vergleichenden Anatomie auf den Verf. zurück, und er musste diesen Vortrag um so mehr wieder übernehmen, als der inzwischen als Prosector eingetretene Sohn des Verfs. durch die Uebernahme des Lehrfaches der pathologischen Anatomie, so wie durch den praktischen Unterricht bei den Secirübungen, und durch Vorträge über einzelne Zweige der Anatomie, insbesondere über die Lehre vom Baue des Gehirns, der Nerven und der Gefässe, dessgleichen auch über Pharmakognosie u.s.w., ohnehin so beschäftigt ist, dass ihm die Besorgung des Unterrichts in der vergleichenden Anatomie, vor der Hand nicht wohl möglich war."[16]

Julius Wilbrand hatte nach dem Besuch des Gießener Pädagogs Medizin in Gießen studiert, wobei er u.a. auch die Vorlesungen Justus Liebigs besuchte.[17] Auch Wernekinck war einer seiner Gießener Lehrer, der ihm u.a. das Anfertigen anatomischer Präparate beibrachte. Julius Wilbrand war im Dezember 1833 zum Doktor der Medizin promoviert worden und hatte 1834 eine ärztliche Praxis eröffnet. Gleichzeitig war er als Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik in Gießen angestellt, in welcher Funktion er im September des Jahres an der zwölften Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart teilnahm. Im Herbst 1834 begab er sich auf eine Studienreise, die ihn über Frankfurt am Main, Würzburg und München nach Wien führte. An der dortigen weltberühmten pathologisch-anatomischen Anstalt belegte er ein Privatissimum bei Jakob Kolletschka (1803-1847). Ende März 1835 erreichte ihn die Nachricht vom plötzlichen Ableben Wernekincks, woraufhin Wilbrand seinen Aufenthalt in Wien abbrach, um sich in Gießen um Wernekincks Nachfolge zu bewerben.

16 Johann Bernhard Wilbrand, *Handbuch der vergleichenden Anatomie in ihrer nächsten Beziehung auf die Physiologie für wissenschaftliche Aerzte und für Studirende der Arzneikunde*, Darmstadt: Leske, 1838, S. III f.

17 Im Familienarchiv Wilbrand hat sich ein von Julius Wilbrand verfasstes Quartheft mit dem Titel „Bemerkungen bei Versuchen in der analytischen Chemie im Wintersemester 1829/30 bei Prof. Dr. Justus Liebig" erhalten. Vgl. Eva Haberkorn, *Bestand O 13. Familienarchiv Wilbrand*, Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt 52, Darmstadt 2008, S. 72. Digitalisat: http://www.hadis.hessen.de/hadis-elink/HSTAD/O%2013/FINDBUCH.pdf



Abb. 4: Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846), um 1810. HStAD, R 4 Nr. 31919.

So wurde Wilbrand 1835 Privatdozent und Prosektor am anatomischen Theater der Universität in Gießen. Er ist der berühmte „Ohrenwackler“,[18] den Carl Vogt in seinen Erinnerungen karikiert und dessen anatomische Besonderheit auch in Büchners *Woyzeck* ihren Niederschlag gefunden hat. Er vermählte sich 1838 mit Albertine Knapp (1817-1892), durch welche Heirat er u.a. sogar mit Justus Liebig verschwägert war.[19] Er wurde 1838 außerordentlicher und 1843 ordentlicher Professor an der medizinischen Fakultät. Wie sein Vater war er von den Liebigschen Machenschaften im Zusammenhang mit der Umstrukturierung der Medizinischen Fakultät betroffen und wurde 1844 auf die minderwertige Professur

18 Zur Rolle Woyzecks als Demonstrationsobjekt und seine Situierung im Interferenzbereich zwischen Mensch und Tier vgl. Roland Borgards, Harald Neumeyer (Hg.), *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart, Weimar: Metzler, 2009, S. 115.

19 Albertine Knapp war die Tochter des Geheimen Staatsrats im Darmstädter Innenministerium Johann Friedrich Knapp (1776-1848), dessen Bruder Friedrich Ludwig Knapp (1814-1892), Professor der chemischen Technologie in Gießen, mit Elise Liebig, der Schwester von Justus Liebig verheiratet war. Vgl. Haberkorn, *Familienarchiv Wilbrand*, 2008, S. XXI.

für Staatsarzneikunde abgeschoben. Er bekleidete dieses Amt bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1888.[20]

Weitere personelle Veränderungen seit Büchners Abzug aus Gießen betreffen den Wechsel des bereits genannten Privatdozenten J. W. Rau (September 1834) und des Professors Wilhelm Vogt (März 1835) an die Universität Bern und die Berufung des niedergelassenen Physikatsarztes in Offenbach am Main Adolph Wernher zum außerordentlichen Professor und Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik in Gießen (Februar 1835). Die Umbruchsituation an der medizinischen Fakultät in Gießen hatte Sachs, bzw. sein Gießener Korrespondent Wilhelm Rau, bereits im Almanach des Vorjahres gemeldet: „*GIESSEN*. Unsere Universität, von deren Verlegung nach Darmstadt gesprochen wurde, hat an der Stelle des Prof. *Vogt*, der nach Bern ging, Dr. *Vernher*, der sich mehrere Jahre zu Paris aufhielt, und zu guten Erwartungen berechtigt, erhalten. Noch andere Berufungen sind im Werke, viele Professoren haben Zulage erhalten und ein neues anatomisches Theater soll erbaut werden."[21]

Trotz der zwischen 1834 und 1836 erfolgten Veränderungen ist die Wilbrandsche Skizze wegen ihrer Zeitnähe zu dem Studienaufenthalt Büchners in Gießen von besonderem Interesse. Auch wenn sie keinen unmittelbaren Bezug zu Büchner hat, ist ihre Wiederentdeckung umso willkommener, als die Quellenlage zum Studium Büchners in Gießen nach wie vor äußerst dürftig ist und Carl Vogts Erinnerungen, die bisher diese Lücke auszufüllen hatten, hinsichtlich ihrer Einseitigkeit und Voreingenommenheit eine höchst problematische Quelle darstellen.[22] Anders als die Autobiographie Carl Vogts spiegeln die Skizze Julius Wilbrands und die Ergänzungen J. J. Sachs' die Atmosphäre vergleichsweise unverfälscht wider, die noch zu Lebzeiten Büchners an der medizi-

20 Die Eckdaten des beruflichen Werdegangs Julius Wilbrands sind durch verschiedene Urkunden im Familienarchiv Wilbrand dokumentiert. Neben den bereits aufgezählten Ernennungen findet sich hier das Abitur-Zeugnis des akademischen Pädagogs aus dem Jahr 1828, Studienbescheinigungen der Jahre 1828-1831, eine Bescheinigung über die Nichtmitgliedschaft in einer Studentenverbindung und über die Nichtteilnahme an politischen Umtrieben aus dem Jahr 1833 sowie eine Ernennung zum ständigen Mitglied des katholischen Kirchenvorstands in Gießen aus dem Jahr 1862. Vgl. Haberkorn, *Familienarchiv Wilbrand*, 2008, S. 69.

21 Johann Jakob Sachs, *Medicinischer Almanach für das Jahr 1836*, Berlin: Heymann, 1836 [recte 1835], S. 197.

22 Carl Vogts Erinnerungen an seine Studienzeit sind nicht nur wegen ihrer späten Niederschrift als Quelle prekär, sondern vor allem deshalb, weil sie durch die Brille seiner Gießener Dozententätigkeit nach seiner Rückkehr aus der Schweiz gefiltert sind. Justus Liebig hatte seinen Lieblingsschüler Carl Vogt noch zu Lebzeiten Johann Bernhard Wilbrands als dessen Ersatz im Auge. Für die berufliche Demontage Johann Bernhard Wilbrands durch Justus Liebig war die angestrebte Berufung Carl Vogts nach Gießen ein wichtiger Angelpunkt. – Vgl. Brief von Justus Liebig an Justin von Linde, Gießen, d. 5. Februar 1842, in: Eva-Marie Felschow, Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz. Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*, Gießen: Ferber, 1992, S. 148. - Diese hostile Atmosphäre, an deren Entstehung Vogt zumindest mittelbar beteiligt war, hat sich nachdrücklich in das Gedächtnis Carl Vogts eingegraben und eine Perspektive geformt, die er als Autobiograph im Nachhinein auf seine Studienzeit zurückprojizierte.

nischen Fakultät in Gießen herrschte. Wilbrand und Sachs bieten ein Panorama dessen, was Büchner in Gießen vorfand bzw. welche Möglichkeiten ihm offen standen, und ermöglicht es, bis zu einem gewissen Grade fundierte Mutmaßungen darüber anzustellen, was in den spärlichen Quellen ansonsten nicht unmittelbar zum Aufscheinen kommt. Eine besondere Qualität der Skizze liegt darin, dass sie den Blick nicht nur auf die universitäre Seite der Gießener Medizin richtet, sondern auch die Krankenversorgung im städtischen Bereich und die damit zusammenhängenden Vereinbarungen zwischen Stadt und Universität anspricht. Ins Auge springen auch die betonte Einbeziehung des Botanischen Gartens in das Spektrum der medizinischen Einrichtungen sowie die besondere Rolle, die J. Wilbrand den privaten und universitären Sammlungen beimisst.[23]

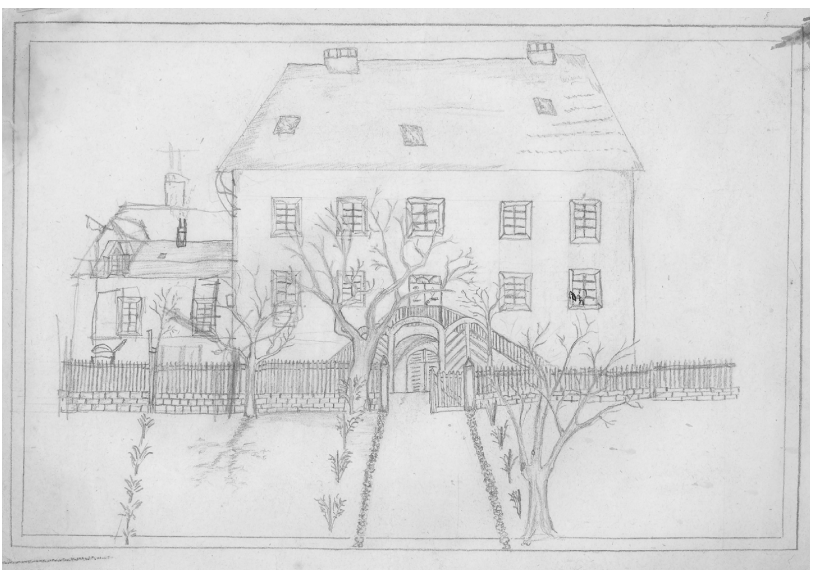


Abb. 5: Gartenansicht des Hauses von Prof. Dr. Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) in der Marburger Straße 9 in Gießen, um 1840, Bleistiftzeichnung, 20 x 24 cm. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (HStAD), Familienarchiv Wilbrand (O 13 Nr. 40), R 4 Nr. 31889 UF.

Sammlungen und Anschauungsmaterialien

Wissenschaftliche Sammlungen und Anschauungsobjekte spielten eine zunehmend wichtige Rolle in der Ausbildungspraxis der Hochschullehrer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Johann Bernhard Wilbrand beispielsweise wies gelegentlich in seinen Vorlesungsankündigungen ausdrücklich auf die Verwendung

23 Zu den Gießener Sammlungen, ihren Bestandsgeschichten und ihren heutigen Zustand vgl.: Olaf Schneider, *Sondersammlungen im 21. Jahrhundert. Chancen und Perspektiven am Beispiel eines universitären Altbestandes mittlerer Größe. Die Universitätsbibliothek Gießen*, Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2008.

von Anschauungsobjekten hin, so etwa in einer Vorlesungsankündigung für das Wintersemester 1822/23: „*Ueber die graduelle Entwickelung der organischen Natur* liest Hr. Prof. Dr. *Wilbrand* nach seiner Schrift: ‚Darstellung der gesammten Organisation', mit steter Erläuterung durch sein und Ritgen's Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde, und durch Naturalien und Präparate aus der vergleichenden Anatomie."[24]



Abb. 6: Straßenansicht des Hauses von Prof. Dr. Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) in der Marburger Straße 9 in Gießen, um 1900, s/w-Foto auf Papier, 8,5 x 9 cm. HStAD, R 4 Nr. 31890

Manche dieser Präparate hatte Wilbrand, wie er im Dezember 1843 kurz vor seinem Tod in einem Rechenschaftsbericht an den Kanzler von Linde mitteilt, z.T. unter Mithilfe seines Gehilfen Ruhl, dem nachherigen Konservator des naturhistorischen Museums in Wiesbaden, selbst hergestellt:

> „Auf diese Weise wurden auf meine Kosten die ersten Präparate für die vergleichende Anatomie von den meisten inländischen Tieren, namentlich Skelette, angefertigt. Der Fiscus academicus hatte hierbei keine weiteren Kosten, als diejenigen der Gestelle der Gläser und der Weingeist etwa ausmachten und in einigen Fällen auch die baren Auslagen für die angekauften Tiere. […] So habe ich 2 lebende Affen in Frankfurt für 20 Kro-

24 *Allgemeine Literatur-Zeitung*, Nr. 224, (September 1822), Sp. 26.

nen Taler angekauft um Beobachtungen über ihre geistigen Qualitäten zu machen. Als sie nachher starben, wurden sie auf der Anatomie verwendet […]. Desgleichen sind alle Präparate von Schildkröten auf meine Kosten da sowie die Präparate von einem Seehund und von einem Walfisch […]. Manche Präparate von blutlosen Tieren, als Mollusken, Insekten, und Würmern habe ich selbst angefertigt."[25]

Nicht zufällig kommt Vogt bei der Erwähnung des von ihm gemeinsam mit Georg Büchner besuchten Privatissimums bei Wernekinck auf dessen private anatomische Sammlung zu sprechen. Wernekinck, ein trefflicher Präparator, habe keinen Respekt vor den anatomischen Kenntnissen seines Vorgesetzten gehabt. Seine eigene Sammlung, die sich nach einer Bemerkung des älteren Wilbrand überwiegend auf die Anatomie des Menschen und nur zu einem geringen Teil auf die vergleichende Anatomie bezog,[26] habe er niemals seinem Chef Johann Bernhard Wilbrand zur Verfügung gestellt, weil dieser, seiner Meinung nach, nichts davon verstanden habe und alles mit seinen ungeschickten Händen zerbreche.[27] Diese von Carl Vogt bereitwillig kolportierte Polemik gegen Wilbrand hat eine ganze Reihe von Büchnerforschern dazu verleitet, einen grundsätzlichen Antagonismus zwischen Wernekinck und Johann Bernhard Wilbrand zu konturieren. Vogts süffisante Bemerkungen dürften aber schwerlich hinreichen, diese komplexe Wechselbeziehung der beiden Münsteraner zu umreißen. Johann Bernhard Wilbrand war während seiner Studienzeit in Münster Schüler von Wernekincks Vater, dem Mediziner und Botaniker Franz Wilhelm Heinrich Wernekinck (1764-1839), der mit der Tochter des 1804 geadelten Medizinalrates Friedrich Christian Forckenbeck verheiratet war. Dieser Großvater mütterlicherseits war seit 1778 Vicedirektor des Medizinalkollegiums und schon seit 1769 fürstlich münsterischer Leibmedicus des Kurfürsten Maximilian Friedrich. Friedrich Christian Gregor Wernekinck, der im Alter von fünf Jahren seine 27-jährige Mutter verlor, war das einzige Kind und vermutlich der Augapfel seines adligen Großvaters. Während seiner Zeit als Hochschullehrer und Professor in Münster legte Franz Wernekinck eine umfangreiche Sammlung aus eigenen Mitteln beschaffter und präparierter Naturalien an, die er, - vermutlich unter Mitwirkung Wilbrands, - nach seiner Pensionierung 1825 für einen Preis von knapp 2000 Gulden an die Universität Gießen verkaufte. Es handelte sich dabei, wie der Wernekinck-Biograph Hans Kaja anhand des mit der Gießener Universität geführten Schriftwechsels feststellen konnte, um „310 in Weingeist aufbewahrte Präparate von Säugetieren, Vögeln und Fischen, 208 ausgebälgte Vögel und Säugetiere, 40 Schädel von Menschen, Affen, Säugetieren und Fischen und schließlich 62 Kästen mit 880 Arten von Insekten."[28] Einer Bemerkung Kilians

25 Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand*, 1994, Bd. 1, S. 272 f.
26 Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand*, 1994, Bd. 1, S. 273.
27 Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*, Stuttgart: Nägele, 1896, S. 120 f.
28 Hans Kaja, *Franz Wernekinck, Arzt und Botaniker (1764 - 1839) und seine Pflanzenbilder aus dem Münsterland*, Münster: Aschendorff, 1995, S. 23.

zufolge hatte Wernekinck junior in Gießen 1828 die Aufsicht über die akademischen naturhistorischen Sammlungen,[29] also auch über die kurz zuvor erworbenen Präparate seines Vaters. Sicher wachte er mit Argusaugen darüber, dass diese Sammlung mit äußerster Vorsicht behandelt wurde.

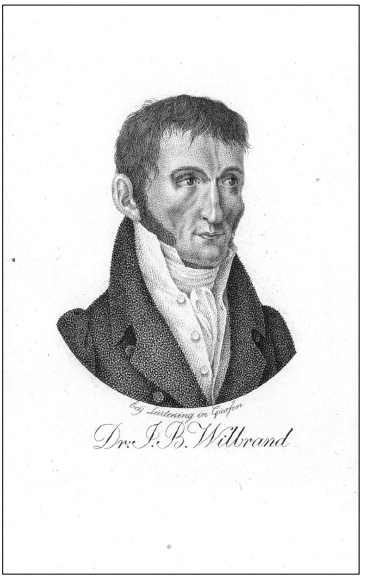


Abb. 7: Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846), um 1806, Aquatinta (sign. Liedeking in Gießen), 13,5 x 8,5 cm. HStAD, R 4 Nr. 31918.

Wilbrand seinerseits mag während seines Studiums unter Wernekincks Vater das eine oder andere Präparat der Sammlung selbst angefertigt haben,[30] weshalb ein Autoritätskonflikt in Bezug auf die Nutzung der Sammlung möglicherweise unausweichlich war. Dass Wilbrand, anders als Carl Vogt in seinen Erinnerungen unterstellt, durchaus mikroskopischen Untersuchungen vorgenommen und anatomische Präparate für die Sammlung der Universität Münster angefertigt hatte, erwähnt Wilbrand in seiner *Selbstbiographie*.[31]

29 Hermann Friedrich Kilian, *Die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht*, Heidelberg, Leipzig: Karl Groos, 1828, S. 294.

30 In seiner in der dritten Person verfassten Autobiographie beschreibt der ältere Wilbrand seine botanischen Zuträgerarbeiten für Franz Wernekinck: „Alle Stunden […], wo er herausgehen konnte, verwendete er dazu, die Flora der Umgegend von Münster zu untersuchen […]. Die eingesammelten und untersuchten Pflanzen wurden dann MR. [Medizinal-Rat – R. H.] Wernekinck gezeigt, um zu erfahren, ob sie recht bestimmt seyen. Er hatte nun oft die Freude, seinem Lehrer bald diese, bald jene Pflanze zu bringen, die demselben in der münsterischen Flora entweder ganz neu war, oder die doch zu den Seltenheiten gehörte, und die derselbe in derjenigen Gegend nicht kannte, wo sie nun auch gefunden war.“ Johann Bernhard Wilbrand, *Selbstbiographie*, Gießen: Heyer, 1831, S. 21. http://books.google.de/books?id=Ylk6AAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s

31 Ebd. S. 27.



Abb. 8: Julius Wilbrand (1811-1894) mit Ehefrau Albertine geb. Knapp (1817-1892) im Zimmer ihrer Gießener Wohnung, um 1870/80, teilkolorierte s/w-Photographie auf Karton (Anton Klein, Hamburg), 18 x 22 cm. HStAD, R 4 Nr. 32051

Dass Wernekinck junior seine eigene Sammlung unter solchen Bedingungen strikt für sich behalten haben mag, wie Vogt behauptet, wäre plausibel. Dass er aber, der sich in seiner Kindheit zumindest teilweise in einer adligen Umgebung mit direktem Kontakt zum Hof bewegte, einem Landsmann, der sich aus der Leibeigenschaft emporgearbeitet hat und mittlerweile sein Vorgesetzter war, vorwirft, er habe ungeschickte Finger, dürfte Büchner weniger erheitert haben, als dies auf Seiten Carl Vogts der Fall gewesen zu sein scheint.[32] Die anato-

32 Wenn Burghard Dedner und Aurelia Lenné in ihrem Editionsbericht zu den *Naturwissenschaftlichen Schriften* Georg Büchners bekennen, dass es ihnen schwer fällt, „sich Büchner als möglichen Doktoranden Johann Bernhard Wilbrands vorzustellen", und dass allenfalls Friedrich Wernekinck „als Mentor vorstellbar wäre", dann möchte man bei näherem Hinsehen doch eher ein Fragezeichen hinter diese Zuordnung setzen. – Vgl. *Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften*, Marburger Ausgabe, Bd. 8, hg. v. Burghard Dedner und Aurelia Lenné, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008, S. 186. - Büchner war es gewohnt, mit unterschiedlichen Forschungsrichtungen und methodischen Ansätzen umzugehen. Auf den Universitäten in Straßburg, Gießen und Zürich herrschte das Prinzip der Gemeinsamkeit des Verschiedenen. Wilbrand schreibt in seiner *Selbstbiographie* (S. 23), er habe die Zoonomie Darwins als „geniales Phantasiestück" gelesen, ohne sich ihre inhaltliche Position zueigen gemacht zu haben, - warum sollte Büchner Wilbrands physiologische

mische Sammlung Wernekincks gelangte nach dessen Tod in die Hände Julius Wilbrands, der sie hütete und durch eigene Präparate erweiterte. In einem Brief an den Universitätskanzler Justin von Linde vom 19. April 1844 erwähnt der jüngere Wilbrand, dass unter seinem Prosektorat die anatomische Präparatesammlung um das Vierfache angewachsen sei.[33]



Abb. 9: Julius Wilbrand (1811-1894) mit Ehefrau Albertine geb. Knapp (1817-1892) in Gartenlaube, um 1880/90, s/w-Photographie auf Karton, 18 x 13,5 cm. HStAD, R 4 Nr. 32050

Gedankensprünge nicht ebenfalls als zwar nicht geniale aber vielleicht als interessante charakteristische Phantasiestücke aufgefasst haben?

33 Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand*, 1994, Bd. 1, S. 210.

Wenn Carl Vogts Erinnerung zutrifft, dass Georg Büchner in Wernekincks Privatissimum durch besonderen Eifer glänzte, dann darf man vielleicht ebenfalls unterstellen, dass auch die Wernekincksche Privatsammlung ihn durchaus interessierte. Nachgewiesen ist, dass Büchner nach dem Abbruch seines Studiums in Gießen während eines Zwischenaufenthaltes bei seinen Eltern in Darmstadt nicht nur selbst anatomische Präparate herstellte,[34] sondern solche auch als Anschauungsmaterial bei seiner Antrittsvorlesung in Zürich benutzte.[35] Auch wenn Büchner während seiner beiden Gießener Semester bei dem einen oder anderen Hochschullehrer keine Vorlesungen gehört haben sollte, so bedeutet das keineswegs, dass er dessen Sammlungen etwa bei Antrittsbesuchen oder beim Übermitteln von Briefen oder Grüßen aus Straßburg oder der Darmstädter Heimat nicht kennen gelernt hätte. Unter dem Schatz an Sammlungen in Gießen, die Julius Wilbrand und J. J. Sachs erwähnen, sei an dieser Stelle auf die Lobsteinische Sammlung hingewiesen, die eine der bekanntesten der Landesuniversität war. Kaum eine Beschreibung Gießens aus dieser Zeit, die ohne eine Erwähnung dieses Raritätenschatzes auskam:

> „GIESSEN is a Hessian town situated on the Lahn and belonging to the Grand Duke of Darmstadt: it has 700 houses an 8000 inhabitants, besides the students and the military. It possesses an old castle, a University with considerable buildings, an observatory, and a botanical garden; a new and handsome Lutheran church and others; new Barracks, from which there is a fine view; a bathing-house; an Arsenal; a Lying-in Hospital; the University Library; the Senkenberg Library, with some rare MSS.; the Libraries of Messrs. Muller, Buchner, and Schmidt; the Cabinet of Natural History belonging to the University; and Mr. Lobstein's collection of surgical instruments. The amusements of the place are a Club in Dewall's house; a Casino with music and dancing once a week; an amateur's concert; the learned societies at the Unicorn; the Busch Garden; the ruins of Gleiberg and Fetzberg; the Badenburg on the Lahn, the Philosopher's Wood, Hohensolms, &c. Giessen has a freemasons' lodge, and an excellent riding school. The fortifications have been converted into promenades. *Inns*. Die Post (la Poste), der Rappe (le Cheval Noir), das Einhorn (la Licorne), der Löwe (le Lion)." [36]

34 Vgl. Engelbert Schramm, „Flucht in die Naturforschung? Büchners medizinische und naturphilosophische Schriften", in: *Büchner – Zeit, Geist, Zeitgenossen. Ringvorlesung an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1986/87 zum 150. Todestag von Georg Büchner*, hg. v. dem Präsidenten der Technischen Hochschule Darmstadt, Darmstadt, 1989, S. 117-138; hier S. 122.

35 Ebd. S. 138: „Ein Zürcher Hörer Büchners, August Lüning, kennzeichnete später […] seine *Zootomischen Demonstrationen* als ‚ungemein sachlich' und ‚anschaulich'; auch waren die anatomisch-morphologischen Vergleiche aufgrund des an der Neugründung sonst selten vorhandenen Anschauungsmaterials – ‚für die Zuhörer so fesselnd'."

36 *Leigh's New Descriptive Road Book of Germany, Comprising a Detailed Post Itinerary Through Prussia,* […] *and Other German States*, 2nd ed., London: Leigh, 1837, S. 249 f. – In der sieben Jahre

Die Weichen für die Ausstattung der Universität mit wissenschaftlichen Sammlungen waren im März 1811 durch ein Ministerialrescript gestellt worden.[37] Darin war verfügt worden, dass ein jährlicher Fond von 1500 Gulden zur Anschaffung von Sammlungen verwendet werden sollte. Dies führte u.a. zur Gründung des physikalischen Apparats, des zoologischen Museums, der Mineraliensammlung und des Antikenkabinetts. Die Geschichte des Ankaufs der heute verschollenen, ehemaligen Lobsteinschen Sammlung, bestehend aus der Hinterlassenschaft des Straßburger Anatomen und Professors der Chirurgie Ludwig Friedrich Lobstein d. Ä. (1736-1784), ist in den Grundzügen bekannt. Der damals neu berufene Professor für Chirurgie und Geburtshilfe Dr. Ludwig Leonhard Hegar (1789-1814) hatte in Straßburg die Sammlung von dessen Neffen, dem Straßburger Pathologen Johann Friedrich Lobstein d. J. (1777-1835), privat erworben. Nach dem frühen Tod Hegars 1814 erwarb die Universität die Sammlung aus dessen Nachlass. Die Sammlung wurde nach ihrer Aufstellung im theologischen Hörsaal des Gießener Kollegiengebäudes am Brandplatz zwar laufend ergänzt, hatte aber vor allem musealen Charakter und war von beträchtlichem historischem Wert.[38] Neben geburtshilflichen Instrumenten, Bandagen

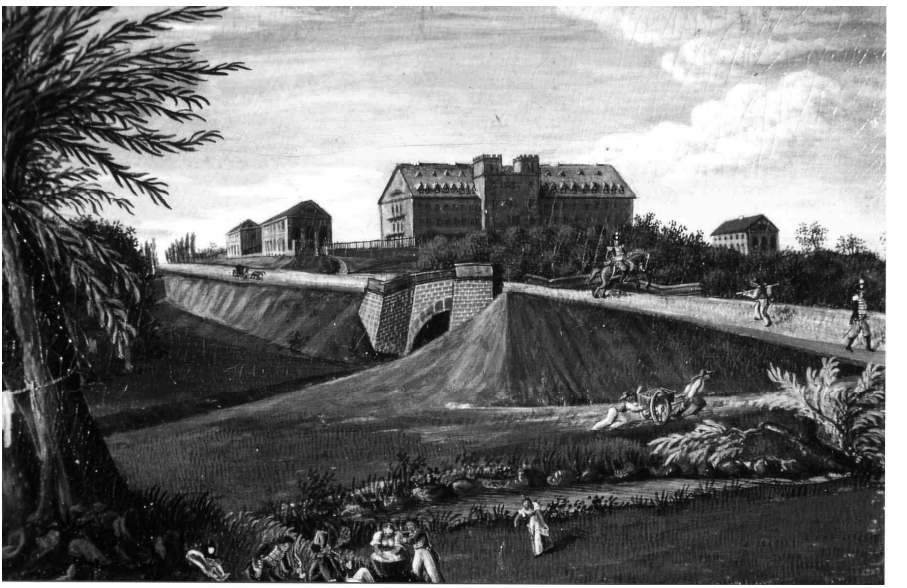
zuvor erschienenen Erstauflage des *Road Book* las sich der Artikel folgendermaßen: „GIESSEN is a Hessian town, situated on the Lahn, and belonging to the Grand Duke of Darmstadt: it has 700 houses and 7000 inhabitants, besides the students and the military. It possesses a University with considerable buildings, an Observatory, and a Botanical Garden; a new and handsome Lutheran church; barracks recently erected, from which there is a fine view; Oswalds's Bathing-house; an Arsenal; a Lying-in hospital; the University Library; the Senkenberg library with some rare MSS.; the libraries of Messrs Muller, Buchner, and Schmidt; the Cabinet of natural history belonging to the university; and Mr. Lobstein's collection of surgical instruments. The amusements of the place are, a club in Dewall's house; a casino with music and dancing once a week; an amateurs' concert; the learned societies at the Unicorn; the Busch Garden; the ruins of Gleiberg and Fetzberg; the commandery of Schieferberg, the Badenburg on the Lahn, the Philosopher's Wood, and Hohensolms. Giessen has a freemasons' lodge, and an excellent riding school. *Inns*; the Posthouse, the Unicorn, the Lion, the Black Horse." - Edward Augustus Domeier, *A Descriptive Road-Book of Germany*, London: Samuel Leigh, 1830, S. 180 f.

37 Vgl. Christoph Handrack, *Georg Friedrich Wilhelm Balser (1780-1846). Lehrer und Förderer der Heilkunde in Gießen*, Gießen 1979, S. 77 ff. – Handrack hat den Bücherbestand der Lobsteinschen Sammlung anhand eines überlieferten Katalogs analysiert.

38 Ferdinand August Max Friedrich von Ritgen, *Das Medicinalwesen des Großherzogthums Hessen in seinen gesetzlichen Bestimmungen dargestellt*, Bd. 1., Darmstadt: Leske, 1840, S. 332: „Seit 1814 ist eine Sammlung chirurgischer Instrumente, Bandagen und Maschinen an der Landesuniversität gegründet worden, für deren Unterhaltung und Erweiterung jährlich eine gewisse Summe in Aussicht genommen und bewilligt wird. Die Sammlung ist in dem neuen Akademiegebäude [ehemalige Kaserne auf dem Seltersberg – R. H.] aufgestellt und steht unter der Direktion des Professors der Wundarzneikunde. Der Zweck des Kabinets ist nicht Verwendung der chirurgischen Werkzeuge zum praktischen Gebrauche, sondern bloße Veranschaulichung derselben bei Vorlesungen über blutige und unblutige operative Hülfeleistungen. Bei Bandagirübungen, an Lebenden oder künstlichen Phantomen dürfen die Binden u.s.w. benutzt werden. Bei der Sammlung ist auf die *geschichtliche* Fortbildung des chirurgischen Apparats besondere Rücksicht genommen. Die Sammlung umfaßt zugleich

und Maschinen umfasste sie auch eine umfangreiche geburtshilfliche Bibliothek von etwa 400 Buch- und 650 Dissertationstiteln.[39]

Büchner stand der Besuch der Lobsteinschen Sammlung an den Samstagnachmittagen offen. In der Zeit, als er in Gießen studierte, war sie in der ehemaligen Kaserne auf dem Seltersberg untergebracht, und zwar in demselben Gebäudekomplex wie die Universitätsbibliothek; auch hatte sie dieselbe Öffnungszeit wie diese.



Blick über die Wieseckbrücke zur neu erbauten Kaserne auf dem Seltersberg mit den beiden Wachhäuschen. Vom Gießener Mal- und Zeichenlehrer Johann Ernst Bieler (1795-1869); Repro im Stadtarchiv Gießen.

Ein gewisses Interesse an einer Besichtigung der Sammlung auf Seiten Büchners darf man möglicherweise voraussetzen, zumal er höchstwahrscheinlich bereits die anatomische Sammlung des jüngeren Lobstein in Straßburg[40] während seines

die Geräthe für operative Augenheilkunde. Die chirurgische Klinik hat ihre besonderen Instrumente, Bandagen und Maschinen."

39 Handrack, *Balser*, 1979, S. 79.

40 Johann Friedrich Lobstein der Jüngere war als Geburtshelfer, Anatom und Pathologe eine der Koryphäen der Straßburger medizinischen Fakultät. Zu seinen medizinischen Leistungen und seinen methodischen Ansätzen vgl.: Markwart Michler, „Lobstein, Johann Friedrich der Jüngere", in: *Neue Deutsche Biographie* 14 (1985), S. 738-740 [Onlinefassung]; URL: http://www.deutsche-biographie.de/pnd100369979.html - Eine ausführliche Beschreibung des Zustandes seiner anatomischen Sammlung im Jahr 1821 hat Hermann Friedrich Kilian 1822 veröffentlicht: „Nachrichten über das anatomische Musäum der Universität zu Strassburg, wie es zu Anfang des Jahres 1821 befunden wurde", in: Hermann Friedrich Kilian, *Anatomische Untersuchungen über das neunte Hirnnervenpaar oder den Nervus glossopharyngeus*, Pesth: Hartleben, 1822, S. 107-173.

dortigen Studiums kennen gelernt hatte. Übrigens hatte auch J. B. Wilbrand im Frühsommer 1806 auf seiner Reise von Würzburg nach Paris Lobstein in Straßburg kennen gelernt.[41] Der jüngere Lobstein war 1777 in Gießen geboren. Sein Vater, der Theologieprofesser Johann Michael Lobstein (1740-1794), war mit der Tochter seines damaligen Fakultätskollegen Johann Christian Diez (1719-1784) verheiratet. Michael Lobstein war, nachdem er mit seiner Familie nach Straßburg übersiedelt war, Prediger an der dortigen Thomas-Kirche. Während der Französischen Revolution wurde er verhaftet und starb in dem zu einem Revolutionsgefängnis umfunktionierten bischöflichen Seminar hinter dem Straßburger Münster. Später wurde die Lobsteinsche Sammlung in Gießen, die in 23 Holzkästen aufbewahrt war, von dem Chirurgen Heinrich Bose (1840-1900) katalogisiert. Die Gerätesammlung enthielt u.a. eine bunte Palette von „Lithotomie- und Lithotripsieinstrumenten, von Kathedern, Bougies, Sonden und Zystoskopen".[42]

J. J. Sachs' Ergänzung zu J. Wilbrands Skizze

Als einen besonderen Glücksfall darf man betrachten, dass der Herausgeber des *Medicinischen Almanachs* Wilbrands Skizze einer medizinischen Topographie Gießens aufgreift und mit seinen eigenen Beobachtungen zum Gießener Medizinbetrieb spiegelt. So entsteht eine willkommene, zeitgleich entstandene Doppelperspektive, die den Insiderblick Wilbrands mit der punktuellen externen Wahrnehmung eines kenntnisreichen und weitgehend unvoreingenommenen Durchreisenden kombiniert.

Eine moderne Forschung zu dem Mediziner, Chirurgen und Geburtshelfer in Berlin und später großherzoglich mecklenburgischen Medizinalrath zu Nordhausen Johann Jakob Sachs liegt nicht vor, so dass man im wesentlichen als alleinige Quellen zu seinem Leben und Werk auf zwei im Jahr 1848 erschienene Nekrologe angewiesen ist, die der mit Sachs befreundete praktische Arzt in Nordhausen Friedrich Wilhelm Ferdinand Hoffbauer (1812-1892) und der belletristische Schriftsteller Karl Müchler (1763-1857) verfassten.[43] Sachs wurde am 26. Juli 1803 im hinterpommerischen Märkisch-Friedland, dem heutigen Miroslawiec in der Woiwodschaft Westpommern, polnisch województwo zachodniopomorskie, als Sohn des dortigen Kantors der jüdischen Gemeinde

41 J. B. Wilbrand, *Selbstbiographie*, 1831, S. 32.

42 Cay-Rüdiger Prüll, „Die Medizinische Fakultät an der Schwelle zum 20. Jahrhundert – Neuorientierungen und Neuberufungen", in: Ulrike Enke (Hg.), *Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2007, S. 235-250; hier S. 238.

43 Wilhelm Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", in: *Sachs' Repertorisches Jahrbuch für die neuesten und vorzüglichsten Leistungen der gesammten Heilkunde, mit einer Uebersicht der neuesten ärztlichen Tagesgeschichte*, 15. Jg., Berlin: Expedition der med. Central-Zeitung (R. Liebmann), 1848, S. [IX]-CII. - Karl Müchler, „Johann Jakob Sachs", in: *Neuer Nekrolog der Deutschen.* Jg. 24, 1846, Weimar 1848, S. 407-413.

Jakob David Sachs geboren.[44] Seine Mutter war Vorsteherin des dortigen jüdischen Frauenvereins. Der jüngste Sohn einer sehr zahlreichen, eine Schar von 14 Kindern umfassenden Familie wurde in seinem Heimatort zur Pflege der rabbinischen Studien vorbereitet. Sein von seinen Eltern für ihn vorgesehenes Ziel, ihn zu einem Rabbiner ausbilden zu lassen, war der Anlass dafür, dass Sachs im Alter von 9 Jahren nach Königsberg in Ostpreußen geschickt wurde, wo er unter der Obhut seines ebenfalls als Kantor tätigen Schwagers über mehrere Jahre hinweg seine Kenntnisse in der hebräischen Sprache vertiefen konnte. Als er dreizehn Jahre alt geworden war, wollte er seinem Schwager nicht länger zur Last fallen und trat daher, wenn auch nicht eben mit Vorliebe, als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft in Königsberg ein. Nachdem er sich hier nebenbei mit der Erlernung lebender Sprachen befasst hatte, reifte in ihm der Entschluss, zu studieren. Er besuchte das Gymnasium in Königsberg und begann daraufhin an der dortigen Universität ein Studium der Philosophie und Medizin, wobei vor allem der Physiologe Karl Friedrich Burdach (1776-1847) sein Lehrer wurde. Medizinwissenschaftlich versuchten Burdach und seine Schüler, zu denen auch der Entdecker der menschlichen Eizelle Karl Ernst von Baer (1792-1876)[45] zählte, einen Mittelweg zwischen Empirie und Naturphilosophie zu gehen. Von Königsberg wechselte J. J. Sachs nach Berlin, wo er seine Studien vollenden wollte. Seine persönliche dürftige Lebenslage und die kümmerlichen Verhältnisse seines Elternhauses nach dem plötzlichen Tod seines Vaters nötigten ihn, die Universität 1828 ohne Abschluss zu verlassen und sich stattdessen der Schriftstellerei zu widmen. Nachdem er sich zuerst in kleinen Aufsätzen in belletristischen Blättern versucht hatte, veröffentlichte er 1830 einen Ratgeber für Frauen mit dem Titel *Aerztliches Gemälde des weiblichen Lebens im gesunden und kranken Zustande*, in dem er die Sorge um die körperliche und seelische Gesundheit „für Deutschlands Frauen" mit Ratschlägen zur Erhaltung ihrer Schönheit verband.[46] Durch den Erfolg dieser ersten größeren Publikation angespornt, verfasste er in der Folge eine lange Reihe von weiteren selbstständigen Schriften pädagogi-

44 Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Märkisch-Friedland vgl. Dorothea Elisabeth Deeters, „Juden in (Märkisch) Friedland. Aspekte ihres Gemeindelebens in Polen und Preußen", in: Michael Brocke, Margret Heitmann, Harald Lordick (Hgg.), *Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen*, Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2000, S. 125-164; zu Jakob David Sachs S. 142-144.

45 Die Universitätsbibliothek Gießen verwahrt einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Korrespondenz; vgl UB Gießen, Nachlass Baer, Schachtel Nr. 20 (ohne Paginierung). Vello Kaavere, Erki Tammiksaar: Findbuch zum Nachlass Karl Ernst von Baer (1792-1876). Gießen 1999. Siehe den auf der Auswertung dieses Materials basierenden Aufsatz von Anna Ananieva, „'Die Pflege der wissenschaftlichen Literatur ist die vornehmste Aufgabe des Buchhändlers'. Die Russische Akademie der Wissenschaften und ihre Beziehung zu dem Verlagshaus Voss in Leipzig (Karl Ernst Baer und Leopold Voss)", in: Ortrun Riha, Marta Fischer (Hg.), *Naturwissenschaft als Kommunikationsraum zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert.* (= Relationes; 6). Aachen: Shaker, 2011, S. 480-494.

46 Der Ratgeber erschien im Jahr 1830 in Berlin. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=kL86AAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s

schen, biographischen und medizinischen Inhalts.[47] Darüber hinaus betätigte er sich als Herausgeber und Redakteur mehrerer Periodika und war Mitarbeiter für eine große Anzahl an Zeitungen und Zeitschriften verschiedenster Gattungen.[48] Seine wichtigste Herausgeberleistung war die *Berliner medicinische Central-Zeitung vom Neuesten und Wissenswerthen aus der gesammten Heilkunde des In- und Auslandes*, die in zehn Jahrgängen von 1832-1841 erschien und die als Beilage einen *Literarischen Anzeiger für Aerzte und Naturforscher* hatte.[49] Vom Jahr 1835 an erschien jährlich sein beliebter *Medicinischer Almanach*, über dessen Zweck Sachs sich in der „Einführung" zum ersten Band dahingehend äußert,

> „dass der von den Beschwerden des praktischen Lebens ermüdete Arzt in einer Stunde der Muse gewiss gern einmal in einem kleinen, aber an Notizen reichhaltigen Buche blättere, um sich einerseits an Manches aus den Gebieten der Natur, sowie aus der Geschichte der Pfleger seines Faches

47 Neben der genannten Schrift listet Müchler an selbstständig erschienener Literatur Sachs' auf: „ a) Mit seinem Namen: […] Die vielfachen Fehler und Uebel in der jetzigen öffentlichen und häuslichen Erziehung, mit Andeutungen zum Vermeiden derselben nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungswissenschaft. Ebend. [Berlin – R. H.], 1830. – Allgemeine Lehre von den epidemischen und ansteckenden Krankheiten etc. Ebd., 1831. – Ueber die Cholera auf deutschem Boden. Ebd. 1831. – Christoph Wilhelm Hufeland. Ein Rückblick auf sein 70jähriges Leben und Wirken etc. Zum Besten der hufeland'schen Stiftung für hülfsbedürftige Aerzte. Ebd., 1832. – Michael Beer. Ein nekrologischer Rückblick auf sein Leben und Leisten. Leipzig, 1833. (Abdruck aus den Zeitgenossen 3. und 4. Reihe.) – b) Ohne seinen Namen: Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Berlin im Jahre 1828, kritisch beleuchtet. Leipzig. – Bericht über die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg. Hamburg, 1831. – c) Pseudonym: Die Influenza in ihrem Wesen und ihrer Verbreitung. Potsdam, 1832. – Das Leben und Streben Samuel Hahnemanns des Erfinders und Begründers der homöopathischen Irrlehre. Ebd. 1834." – Vgl. Müchler „Johann Jakob Sachs", 1848, S. 407 f. – Eine inhaltliche Beschreibung der wichtigsten selbstständig erschienenen Werke J. J. Sachs' liefert Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. LXXI-LXXXIII.

48 Nach Müchler veröffentlichte J. J. Sachs „Abhandlungen, Aufsätze, Skizzen, Fragmente und Notizen naturwissenschaftlichen, medicinischen, philosophischen, technologischen, musikalischen und biographischen Inhalts, von bald größerem, bald geringerem Umfange, sowohl mit als ohne seinen Namen, auch pseudonym in den Radius'schen Mittheilungen für die Cholera; in den Zeitschriften: Gesellschafter; Freimüthigen; Planeten; Kometen; in der Hebe; in der Haude und Spenerschen und in der Voss'schen Zeitung; in Hasse's Zeitgenossen; Voigts Nekrolog der Deutschen; ferner in den von ihm interimistisch redigirten Erinnerungsblättern für gebildete Leser; preußischer Stadt- und Landbote; gemeinnützige preuß. Gewerbszeitung; in der Abendzeitung; im münchener deutschen Horizont; in der gotha'schen politischen-, in Pierers allgemeiner medicinischen Zeitung; im Eremiten u. m. A. Dabei lieferte er Rezensionen und Bücherrelationen in Pierers medicinischen Annalen; in Hufeland's und Osann's Bibliothek für praktische Heilkunde; in der allgemeinen preußischen Staatszeitung; in den Blättern für literarische Unterhaltung; in den Literaturbeilagen vom Planeten, Kometen, Gesellschafter, Freimüthigen u. m. A." – Vgl. Müchler, „Johann Jakob Sachs", 1848, S. 408.

49 Eine ausführliche Charakterisierung der *Berliner medicinischen Central-Zeitung* inklusive eines Überblicks über ihren ansonsten überwiegend anonym arbeitenden Mitarbeiter- und Korrespondentenstab liefert Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XXI-IXL [recte: XLIX].

zu erinnern, was Interesse für ihn haben könne; andererseits aber den Fortschritt seiner Wissenschaft ohne Anstrengung zu überblicken und einer für seine Kunst hier und dort geäusserten neuen Idee nachzuhängen […].“[50]

Nachdem J. J. Sachs im Jahr 1836 eine Erholungsreise durch das mittlere Deutschland von Dresden über Leipzig, Altenburg, Halle, Frankfurt nach Gießen unternommen hatte, entschloss er sich im zweiten Band des Almanachs die gewonnenen Eindrücke von Medizinern und medizinischen Gegenständen in einer neuen Rubrik „Flüchtige Reiseblicke“ zu veröffentlichen. In diesem Zusammenhang ist der in diesem Beitrag vorgestellte Artikel über Gießen entstanden. In der Fortsetzung dieses Artikels breitet sich Sachs im folgenden Jahrgang über Erlangen, Nürnberg, Fürth und Bamberg aus; im vierten Jahrgang folgen Jena und eine Beschreibung der Kaltwasserheilanstalten in Ilmenau und Elgersburg.

Im Jahr 1837 übernahm Johann Jakob Sachs zusätzlich die Redaktion des vordem von dem inzwischen verstorbenen Arzt und Chirurgen Matthias Joseph Bluff (1804-1837) herausgegebenem Jahrbuchs *Die Leistungen und Fortschritte der Medizin in Deutschland*, das seitdem unter dem Titel *Repertorisches Jahrbuch für die Leistungen der gesamten Heilkunde* erschien und 1843 mit dem Almanach verschmolzen wurde. Das auf das Jahr 1838 bezogene *Repertorische Jahrbuch*, das 1839 in Leipzig bei Engelmann als Bd. 1 des siebten Jahrgangs erschien, ist dem Hessen-Darmstädtischen Staatsminister Karl du Bos, Freiherrn du Thil gewidmet. Der Wortlaut der Widmung bezieht sich u.a. auf Sachs' 1836 unternommene Reise nach Gießen, weshalb der betreffende Passus hier eingerückt sei:

„Die hohe Anerkennung, welche *Ew. Excellenz* weise Leitung der wichtigsten Angelegenheiten des Grossherzogthums Hessen überall geniesst, der reiche Segen, den ich erst kürzlich auf einer Reise in diesem Lande *Hochderen* kräftigem Schutze der Wissenschaften von vielen berühmten

50 Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs“, 1848, S. LI. – Die „Einführung“ Sachs' im Original gegenzulesen, war vor der Drucklegung des vorliegenden Beitrags nicht mehr möglich. - Sachs fasste seinen Almanach als ein „Tagebuch für die Natur und Geschichte“ auf, das „eine Darstellung der durchschnittlichen monatlichen Witterungs- und Krankheitsverhältnisse Deutschlands, eine Uebersicht vieler vorzüglicher Denkwürdigkeiten jedes Tages, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, ferner eine Darstellung der wahrnehmbaren täglichen Vorgänge auf dem Schauplatze der Natur; in einem Jahrbuche der gesammten literarisch-medicinischen Wirksamkeit im Jahre 1835: eine Central-Uebersicht aller im Januar bis September des Jahres 1835 gewonnenen Hauptergebnisse aus den Büchern und periodischen Blättern der gesammten Heilkunde des In- und Auslandes nach den einzelnen Doctrinen und eine vollständige Nachweisung der während desselben Zeitraums in Deutschland erschienenen Werke, Monographien, Journale etc. ebenfalls nach den Fächern geordnet; endlich noch Hülfstafeln für das praktische Geschäftsleben und sogenannte Agenda-Blätter – enthalten sollte.“ Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs“, 1848, S. L f., nach einem vor Erscheinen des Almanachs publizierten Subskriptionsprospekt, der Hoffbauer beim Verfassen des Nachrufes auf J. J. Sachs vorgelegen hat.

> Gelehrten spenden hörte, und insbesondere die aus eigener Anschauung gewonnene Ueberzeugung, wie sehr die Universität *Giessen*, deren Cultur und Cultoren der Heilkunde von mir schon anderweitig öffentlich geschildert worden, ihr Emporblühen fast nur *Hochdero* Fürsorge verdankt, - dies Alles veranlasst mich, *Ew. Excellenz* hohen Namen zum Genius dieses Werkes […] zu wählen."

Im Jahr 1839 verheiratete J. J. Sachs sich mit Fanny Liebmann, „einem tugendhaften Mädchen aus einer achtbaren Familie".[51] Unter den zahlreichen Ehrungen, die Sachs erfuhr,[52] seien hier die Ehrendoktorwürden für Philosophie der Universität Erlangen und für Medizin der Lodoviciana in Gießen[53] hervorgehoben.

Nach einem Aufenthalt im Seebad Doberan wurde Sachs vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin der Titel eines großherzoglich mecklenburg-schwerinischen Medizinalrats verliehen. In diese Zeit fiel der entscheidende Wendepunkt seines Lebenslaufes. Sachs sah sich in Berlin nach 1840 zunehmend heftigen Anfeindungen ausgesetzt, die nicht selten in juristische Prozesse ausarteten.[54] Müchler sieht in diesen zermürbenden Auseinandersetzungen den „Wurm, der an seiner schon geschwächten Gesundheit unerbittlich nagte, und im Wortverstande der Nagel zu seinem Sarge" wurden. Hoffbauer weiß darüber hinaus von erheblichen Schuldenlasten zu berichten, die ihm aus der stillen Teilhaberschaft an einer fallierenden Buchhandlung erwuchsen und die Sachs bis in sein Todesjahr hinein belasteten. Im Jahr 1843 zog sich Sachs, „innerlich tief erkrankt",[55] von Berlin zurück und ging nach Nordhausen, wo er die Buchhandlung eines Freundes übernahm, um in dieser die Überreste aus dem früheren Geschäft nach und nach mit zu verkaufen. Sachs' Aufenthalt in Nordhausen, bildete nach Auskunft Hoffbauers, der diese Lebensphase Sachs' hautnah miterlebte, „eine fortlaufende Krankheitsgeschichte, voll der bittersten und schmerzlichsten Leiden, die jemals einen Menschen betroffen haben."[56] Johann

51 Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XVIII.

52 Müchler, „Johann Jakob Sachs", 1848, S. 409, sowie die Titelseiten seiner oben erwähnten Repertorischen Jahrbücher, wo seine zahlreichen Mitgliedschaften in gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes aufgezählt sind.

53 Das Datum seiner Gießener Ehrenpromotion konnte bislang nicht eruiert werden; möglicherweise hing aber sein Aufenthalt in Gießen im Jahr 1836 mit diesem Ereignis zusammen.

54 Vgl. Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XX. – Eine zusammenfassende Bewertung des literarischen Streites, in den Sachs verwickelt wurde, ebd. S. LXXXIII f.

55 Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XXI. – Bereits am 4. Februar 1846 hatte Hoffbauer im 11. Stück der *Allgemeinen Medicinischen Central-Zeitung* eine „Vorläufige Mittheilung über die Krankheit und den Tod des bisherigen Herausgebers dieser Zeitung, des Medicinalrath Dr. J. J. Sachs" veröffentlicht. Ein erster Nachruf auf Sachs aus der Feder Hoffbauers folgte daraufhin im September (72. St., 5. September 1846, Sp. 572-574; 76. St., 19. September 1846, Sp. 601-604).

56 Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XXI.

Jakob Sachs starb am 12. Januar 1846 in Nordhausen.[57] Er hinterließ drei Kinder, zwei Söhne von sechs und sieben Jahren und eine Tochter von einem Jahr. Der *Medicinische Almanach* und die *Medicinische Central-Zeitung* erschienen nach dem Tode Sachs' unter der Herausgeberschaft seiner Witwe Fanny Sachs, geb. Liebmann, und unter der verantwortlichen Redaktion Wilhelm Hoffbauers.

Sachs' Ergänzung zu der Wilbrandschen Skizze ist vor allem wegen der darin zum Ausdruck kommenden Wertschätzung und Würdigung Johann Bernhard Wilbrands (1779-1846)[58] wichtig; er verhält sich damit gegenläufig zu der in der

57 Eine detaillierte Beschreibung seines Krankheitsverlaufes in den letzten Lebensjahren und die Mitteilung seines Obduktionsbefundes sowie eine Schilderung seiner Beerdigung finden sich bei Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. LXXXV-XCVI.

58 Eine neue, vorurteilsfreie Kurzbiographie zu Johann Bernhard Wilbrand findet sich in den einleitenden Bemerkungen Eva Haberkorns zu dem von ihr 2008 bearbeiteten Findbuch des Familienarchivs Wilbrand S. XIX – XXII, an der die folgenden Ausführungen sich weitgehend wörtlich orientieren: Johann Bernhard Wilbrand wurde 1779 als Sohn eines leibeigenen Bauern in Clarholz geboren. Die Begabung des Jungen wurde von dem örtlichen Pastor erkannt und gefördert. Ab 1793 besuchte er das Gymnasium in Münster und es gelang ihm ab 1798, seine weiteren philosophischen Studien als Privatlehrer in einem adligen Haus zu finanzieren, bevor er im Sommersemester 1800 sein Studium der Theologie an der Universität Münster begann. 1801 wechselte er zur medizinischen Fakultät über und begann mit dem Studium der Arzneikunde, das er 1805 abschloss. Zu klinischen Studien begab sich Johann Bernhard Wilbrand nach Würzburg, wo der Naturphilosoph Friedrich Joseph Schelling (1775-1854) ihn maßgeblich beeinflusste. Wilbrand erlangte bereits im Januar 1806 die Doktorwürde in Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe und verfasste in Verbindung damit die Inauguralschrift *Über das Wesen des Atmens*, die 1807 in Münster erschien. Den Abschluss des Studiums der „praktischen Heilkunde" bildeten Wilbrands Hospitanz im Bamberger Krankenhaus und seine anatomischen Studien in Paris im Jahr 1806. Ab dem gleichen Jahr war er als Privatdozent an der Universität Münster tätig. Durch die im Jahr 1808 aufgenommenen Kontakte zu dem Gießener Verleger Georg Friedrich Heyer (1771-1847) über das Manuskript „Darstellung der gesamten Organisation", das Heyer zur Prüfung an den Medizinalrat Georg Friedrich Wilhelm Balser (1780-1847) weiterreichte, entstand die Verbindung Wilbrands mit der Landesuniversität Gießen, die schließlich im Frühjahr 1809 zu der Berufung Johann Bernhard Wilbrands zum Professor der Anatomie, Physiologie und Naturgeschichte in Gießen führte. Zuvor hatte Wilbrand Sophie Herold (1789-1814) in Münster geheiratet, die dann 1811 in Gießen den Sohn Julius zur Welt brachte. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau heiratete Johann Bernhard Wilbrand 1815 Adolphine v. der Decken (1788-1839). Im darauffolgenden Jahr wurde Wilbrand zusammen mit dem ebenfalls der Naturphilosophie anhängenden Lorenz Oken (1770-1851) zum Dr. phil. h. c. ernannt, und zusammen waren sie danach an der Gründung der Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte beteiligt. Oken war es auch, der eine Zusammenkunft zwischen Johann Bernhard Wilbrand und Johann Wolfgang von Goethe vermittelte. Die Epoche der größten Verbreitung des naturphilosophischen Gedankenguts an der Landesuniversität war für Wilbrand eine sowohl publizistisch, als auch wissenschaftlich produktive Phase mit zahlreichen Ehrungen und vielen Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften Europas. Diese Ära steuerte auf ihr Ende zu, als Justus Liebig in den Jahren 1838 und 1840 scharfe Kritik an der Naturphilosophie als „schwarzer Tod der Naturwissenschaft" übte und damit implizit gegen Oken, Wilbrand senior und Wilbrand junior polemisierte. Ab 1843 gab es dann Bestrebungen seitens Justus Liebigs, Wilbrand und seinen Sohn von der Universität zu entfernen, so dass es zur Berufung Theodor Ludwig Bischoffs (1807-1882) auf die Nominalprofessur für

Büchnerforschung etwas vorschnell ausgesprochenen Abwertung Wilbrands im Vergleich zu Liebig.[59] Es fehlt eine zeitgenaue Analyse der Konfrontation zwischen Liebig und Wilbrand, die zeigen könnte, auf welcher Ebene sich das Verhältnis der beiden Kontrahenten um 1835 bewegte. Einzubeziehen wäre die Tatsache, dass Julius Wilbrand u.a. bei Liebig studierte und dass Johann Bernhard Wilbrand und Liebig in der Publizistik zu diesem Zeitpunkt keineswegs als Oppositionspaar oder gar als verfeindete Gegner aufgefasst wurden. Dies belegt ein Artikel im *Pfennig-Magazin* aus dem Jahr 1835, in dem über die Zusammenarbeit der Professoren Wilbrand und Liebig bei Versuchen über die Zuckerbereitung aus Ahornsaft berichtet wird.[60] Beide nahmen außerdem gemeinsam an der zwölften Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte teil, die im September 1834 in Stuttgart stattfand.[61] Auf der 2. Sitzung der botanischen Sek-

---

Anatomie zuungunsten Julius Wilbrands kam. Das Jahr 1844 brachte dann die „Exmovierung" Johann Bernhard Wilbrands, der nun nur noch das Ordinariat über Botanik und Zoologie behielt, nicht aber das der Anatomie und der Physiologie. Johann Bernhard Wilbrand starb am 9. Mai 1846 in Gießen, in dem Jahr, in dem Chemie und Physik erstmals als Naturwissenschaften angekündigt wurden und ihre Eigenständigkeit und Emanzipation von der philosophischen Fakultät erlangten. In Julius Wilbrands anonymer Todesanzeige seines Vaters chrakterisiert er die wissenschaftliche Position Johann Bernhard Wilbrands folgendermaßen: „Wie sehr auch *Wilbrand*'s auf *Fichte* und *Schelling* basirende Anschauungsweise von den Strebungen der neuern Zeit abweicht, so wird doch dem, was er geleistet hat, ein dauerndes Andenken bleiben." – *Allgemeine Medicinische Central-Zeitung*, Jg. 15, St. 43, (27. Mai 1846) Sp. 344.

59 Vgl. Wenzel, „Büchner als Medizinstudent", 2007, S. 171: „[…] der Streit zwischen Empirikern und Naturphilosophen an der Universität Gießen [wurde] in radikaler polemischer Schärfe geführt, wobei die Hauptrepräsentanten, Justus Liebig (1803-1873) auf der einen, Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) auf der anderen Seite, zu Büchners Studienzeit bereits nicht mehr mit gleichen Waffen kämpften. Liebig, obwohl kein guter Didaktiker, wurde von den Studenten als Empiriker und Freigeist Ernst genommen, Wilbrand (gemeinhin nur seinen westfälischen Dialekt nachahmend das ‚Äffken' genannt) höhnisch belächelt und als Gegenstand mancher Anekdote verspottet." – Dass Wenzels wohl etwas unkritische Übernahme des von Carl Vogt erzeugten Wilbrand-Bildes jedoch höchst problematisch ist und dass Wilbrand senior in der medizinischen Welt durchaus hohe Wertschätzung genoss, belegen die Ausführungen J. J. Sachs' über seinen Besuch bei Wilbrand im Jahre 1836. Auch zu der These, dass Liebig „kein guter Didaktiker" gewesen sei, gibt es in der Literatur durchaus gegenteilige Befunde und Quellen. Übrigens stand Wilbrand in der Zeit, als Büchner in Gießen studierte, mit Schelling in Briefwechsel und schickte ihm seine wichtigsten Publikationen zu. – Vgl. Kurt Hannemann, „Das Bildnis Reuchlins – ein Nachtrag und eine Nachbetrachtung", in: *Johannes Reuchlin 1455-1522. Festgabe seiner Vaterstadt Pforzheim zur 500. Wiederkehr seines Geburtstages*, Pforzheim: Selbstverlag der Stadt, 1955, S. 173-196; Abdruck der Briefe Schellings an Wilbrand: S. 174-177.

60 „Der Ahornbaum", in: *Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse*, Nr. 136 (7. November 1835), S. 359 f. – Zur Zusammenarbeit Wilbrands mit Liebig vgl. das Kapitel „Johann Bernhard Wilbrand und der Ahornzucker-Traum" in: Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand*, 1994, Bd. 2, S. 458-480.

61 *Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Stuttgart im September 1834*, hg. v. C. v. Kielmeyer und G. Jäger, Stuttgart: Metzler, 1835, S. 35. – Neben Wilbrand und Liebig nahmen aus Gießen auch Klipstein, Ritgen, Weber, und Wilbrand junior teil.

tion am 20. September stellte Johann Bernhard Wilbrand seine neu erschienene Schrift *Die natürlichen Pflanzenfamilien in ihren gegenseitigen Stellungen, Verzweigungen und Gruppirungen zu einem natürlichen Pflanzensysteme* vor.[62] Auch wirkte er an der Diskussion über die Veränderung der Statuten der Gesellschaft mit, wobei er „eine nöthig gewordene grössere Rücksicht für die Zuhörer beiderlei Geschlechts in den öffentlichen Sitzungen" anmahnte.[63] Liebig dagegen nahm an den Verhandlungen der Sektion für Physik und Chemie teil, ohne dabei hervorgetreten zu sein. Allerdings erwähnte Wilbrand die Person Liebigs in seinem zweiten Vortrag am 24. September, in dem Wilbrand „über Gewinnung des Ahornzuckers und Versuche, welche er darüber gemeinschaftlich mit Hrn. Prof. *Liebig* angestellt habe"[64] redete. Die Zusammenarbeit zwischen Wilbrand und Liebig war zu keinem Zeitpunkt intensiver und kollegialer als zu der Zeit, da Büchner in Gießen studierte. Der fulminante Aufstieg Liebigs als Gießener Universitätslehrer setzte erst ab 1836 ein, wie ein Blick auf die Anzahl der Studierenden an seinem Lehrstuhl belegt. So hatten von 1830 bis 1835 gerade einmal 15 Studenten ihr Chemiestudium in Gießen begonnen, während es in den Jahren 1836 bis 1840 bereits 75 und von 1841 bis 1845 sogar 174 waren.[65] Die Hierarchie in der medizinischen Fakultät und den mit ihr damals als mehr oder weniger verbunden betrachteten Nebendisziplinen war noch ungebrochen: Johann Bernhard Wilbrand war, - romantische Naturphilosophie hin oder her, - ein fest in seinem Sattel sitzender Ordinarius der medizinischen Fakultät und Justus Liebig ein vielversprechender Vertreter einer neuen Gelehrtengeneration, nicht mehr und nicht weniger.[66] Von den jungen Vertretern der induktiven, analytischen Wissenschaft waren weder Wernekinck noch Liebig vor 1835 in der Lage, ernsthaft am Stuhl Wilbrands zu rütteln.[67] Im Gegenteil, noch 1838 setzte

62 Ebd. S. 91.

63 Ebd. S. 67.

64 „Die Versammlung der Naturforscher und Aerzte, in Stuttgart, im September 1834", in: *Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde*, Nr. 919. (November 1834), Sp. 257-272; hier Sp. 261.

65 Georg Schwedt, *Liebig und seine Schüler: Die neue Schule der Chemie*, Berlin, Heidelberg, New York u.a.: Springer, 2002, S. 112.

66 Früheste Spuren einer von Liebig gegen Wilbrand gesponnenen Intrige finden sich in Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde (1767-1870) gegen Ende des Jahres 1839. – Vgl. Eva-Marie Felschow, Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz. Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*. Gießen: Ferber,1992, S. 107 f.

67 Wilbrand seinerseits betrachtete die Chemie, mit der er sich bereits während seines Studiums in Münster beschäftigt hatte, als eine hilfreiche Nebendisziplin, die aber, da sie sich ausschließlich mit toter Materie befasste, nicht zu brauchbaren und gültigen Erklärungen über das Leben hinreichte: „Von der Chemie glaubte er bereits damals, daß sie, so sehr sie im Gebiete des bürgerlichen Lebens zu schätzen sey, (und er hatte sich von diesem Gesichtspunkte aus vielfach mit ihr bekannt gemacht) für die Physiologie nur Täuschungen liefern würde, weil sie sich nirgends auf das Lebendige, sondern stets *nur auf das Getödtete* beziehe!" Autobiographie Johann Bernhard Wilbrands in: Karl Wilhelm Justi, *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806. bis zum Jahre 1830.*, Marburg: Chr. Garthe, 1831, S. 793.

Liebig alles daran, eine enge Verbindung zu der Familie Wilbrand dadurch zu festigen, dass er die Hochzeit Julius Wilbrands mit seiner Schwägerin vermittelte. In einem für diese eheliche Verbindung werbenden Schreiben vom 22. September 1838 an Wilbrands künftigen Schwiegervater gab Liebig folgende bemerkenswerte Charakteristik des Bräutigams in spe:

> „Ich kenne nun Dr. *Wilbrand* seit seiner Jugend und habe an allem, was ihn betraf, von jeher den regsten Anteil genommen. Er ist der beste und unverdorbenste junge Mann, den ich kenne und besitzt den redlichsten Charakter, das wohlwollendste und beste Herz. Seine Stellung an der Universität verbürgt ihm eine schnelle und sichere Laufbahn […]. Geheimer Medizinalrat Wilbrand ist einer der achtungswertesten und redlichsten Männer; wenn ich eine Tochter zu verheiraten hätte, ich würde sie niemandem lieber geben als seinem Sohn."[68]

Dieses enge Verhältnis zwischen den Familien Wilbrand und Liebig kann sich auch Büchner während seines Studienaufenthaltes in Gießen kaum anders dargestellt haben. Übrigens kann nun den in der Forschung mehrfach aufgetauchten Mutmaßungen, Büchner habe eventuell bei Liebig studiert, eine endgültige Absage erteilt werden. Dies geht nämlich aus Liebigs eigenen Worten hervor, der in einem Brief vom 4. Mai 1843 an den Universitätskanzler Justin von Linde sich darüber beklagt, „daß in den neunzehn Jahren, wo ich in Gießen bin, noch kein einziger Mediziner in dem hiesigen Laboratorium sich praktisch mit der Chemie bekanntgemacht hat […]."[69]

Homöopathiestreit

Statt der in der Büchnerforschung viel diskutierten Diskrepanzen zwischen den romantischen Naturphilosophen um Johann Bernhard Wilbrand und den Empirikern um Justus Liebig beherrschte der in derselben Forschung vollkommen vernachlässigte Homöopathiestreit den medizinischen Diskurs in Hessen-Darmstadt um die Zeit, als Büchner in Gießen studierte. Zwar ist das Gesamtwerk Büchners bislang noch nicht auf die Frage hin abgeklopft worden, ob er in irgendeiner Weise von den homöopathischen Heilmethoden seiner Zeit beeinflusst war, doch sollte man meinen, dass zumindest die homöopathische Ethik des schonenden Umgangs mit dem Patienten und die damit verbundene Methode der behutsamen Erprobung der homöopathischen Heilmittellehre sich mit der medizinisch-wissenschaftlichen Ethik Georg Büchners, wie sie vor allem in der Professor- und Doktorszene im *Woyzeck* zum Ausdruck kommt, durchaus vertragen hat.

Einer der Wortführer der Debatte um das Für und Wider der homöopathischen Heilmethode war der Gießener Physikatsarzt Gottlieb Martin Wilhelm

68 Zitiert nach Christian Maaß, *Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846). Herausragender Vertreter der romantischen Naturlehre in Giessen*, 2 Bde., Gießen: Schmitz, 1994, Bd. 1, S. 206.

69 Brief Justus Liebig an Justin von Linde, Gießen, d. 4. Mai 1843, in: Eva-Marie Felschow, Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*, Gießen: Ferber, 1992, S. 171-173; hier S. 172.

Ludwig Rau (1779-1846).[70] Dieser war ein zu der Zeit um 1830 sehr geachteter Schulmediziner, der sich, in seinen Urteilen frei von Dogmen und Vorurteilen, stets auf der Suche nach einer schonenden und tiefgreifenden Heilmethode befand. Dabei bemühte er sich auch, anhand praktischer Anwendung am Krankenbett die damals noch relativ junge Lehre der Homöopathie auf ihren Nutzen hin zu überprüfen. Über die Ergebnisse war er oft selbst überrascht, ohne sich allerdings zu einer Euphorie über die Methode hinreißen zu lassen. Auf seinem unabhängigen Urteilsvermögen beharrend, erprobte er die neue Lehre Schritt für Schritt und in immer größerem Umfang. Erst zwölf Jahre nach seiner ersten Berührung mit dem Heilverfahren veröffentlichte er sein erstes Werk, in dem er sich vorsichtig zugunsten der Homöopathie aussprach. Die von dem Leipziger Mediziner Christian Friedrich Samuel Hahnemann begründete Methode hatte sich ab etwa 1810 im Raum Sachsen ausgebreitet. Im Westen Deutschlands war Gottlieb Ludwig Rau einer der ersten, der sich für die Methode stark machte. 1837 hatte er den Vorsitz des „Homöopathischen Zentralvereins" inne, der 1829 von einigen Leipziger Homöopathen gegründet worden war.

Gottlieb Ludwig Rau wurde am 3. Oktober 1779 in Erlangen geboren, wo sein Vater Johann Wilhelm Rau (1745-1807) seit 1779 Professor der Theologie an der Universität war. Sein jüngster Bruder war der später hoch geachtete Nationalökonom Karl Heinrich Rau (1792-1870). Nach anfänglichem Privatunterricht bezog G. L. Rau mit dreizehn Jahren die zweite Klasse des Erlanger Gymnasiums. Schon als junger Mann begeisterte er sich für die Landschaft und die Natur seiner Erlanger Heimat und veröffentlichte romantisierende Gedichte und unterhaltende Erzählungen.[71] Ostern 1797 begann er sein Medizinstudium in Erlangen, u.a. bei Johann Christian von Schreber (1739-1810), der neben seiner Professur die Oberaufsicht über den botanischen Garten und das Naturalienkabinett der Universität hatte. Im Herbst 1800 promovierte Rau mit einer Dissertation über die Fieberlehre und habilitierte sich 1802 mit einer Arbeit über die Eigenschaften der Benzoesäure. Ein halbes Jahr später verließ er die Erlanger Universität und wurde Leibarzt und Physikus des Grafen Schlitz, gen. von Görtz. In Schlitz, wo er ein Haus am Marktplatz mietete, widmete er sich neben der Inneren Medizin vor allem der Geburtshilfe. Sein 1807 erschienenes *Handbuch für Hebammen* wurde in der Hebammenausbildung vielfach benutzt und als Lehrbuch in der Landeshebammenanstalt in Gießen eingeführt.[72] Im Jahr 1813

70 Die folgenden Ausführungen verdanken sich Katrin Sigwart und ihrer Promotionsarbeit *Gottlieb Ludwig Rau. Leben und Werk*, Diss. med. Bochum, 1997. – Da die Dissertation nicht publiziert wurde, sei hier der Teil der Arbeit, der sich auf die Biographie Raus bezieht, ausführlich exzerpiert.

71 Zu den belletristischen Arbeiten Raus einschließlich Textauszügen vgl. Sigwart, *Gottlieb Ludwig Rau*, 1997, S. 21-24.

72 Über die Verwendung seines *Handbuch für Hebammen zur Selbstbelehrung und als Leitfaden beim Unterrichte* in der Hebammenschule in Gießen vgl. Irmtraut Sahmland, „Das ‚Universitäts-Entbindungs-Haus' in Giessen", in: Ulrike Enke (Hg.), *Die Medizinische Fakultät der Univer-*

wurde Rau Familienarzt des Freiherrn zu Riedesel und Physikus im oberhessischen Lauterbach. In seinem stark bevölkerten Physikatsbereich oblag ihm u. a. die Behandlung der infolge der Befreiungskriege zahlreichen Typhuserkrankungen. Dabei verzeichnete er so große Erfolge, dass auch auswärtige Ärzte ihn um Rat angingen und so die Mortalität in ihren Behandlungsgebieten senken konnten. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der Großherzog Ludewig I. von Hessen-Darmstadt im Jahr 1821 zum Hofrat, und 1824 wurde er als Erster Physikus nach Gießen berufen, wo er sich in einem Haus am Kirchenplatz, unmittelbar hinter der Stadtkirche niederließ. Bereits zwei Jahre zuvor, war Rau auf die Homöopathie aufmerksam geworden, wobei nach eigener Aussage seine ersten von ihm angestellten Heilungsversuche überraschend günstig ausfielen. Trotzdem habe es doch eine Zeit von zwölf Jahren gedauert, bis er von den Vorteilen der Homöopathie überzeugt worden sei.[73]

Ende der zwanziger Jahre begannen die Wogen des inzwischen ausgebrochenen Streits um die Homöopathie auch in Hessen besonders hoch zu schlagen. Auch die medizinische Fakultät in Gießen beschäftigte sich mit der Frage der „bei den Facultätsprüfungen auf die Homöopathische Heilart zu nehmende Rücksicht".[74]

Um 1830 erschien eine Resolution hessischer Familienväter, in der sie sich mit Vehemenz für die homöopathische Heilmethode einsetzten. Zur Unterstützung dieser Bestrebungen veröffentlichte Rau 1833 die kleinere Schrift *Geschichte und Bedeutung des homöopathischen Heilverfahrens*,[75] in der er sich bewusst auch an medizinische Laien wandte und durch eine einfache anschauliche Darstellung des Entwicklungsganges der Lehre die aufgebrachten Gemüter zu beruhigen versuchte.

In den folgenden Jahren verbreitete sich Raus Ruf zunehmend. Viele Ärzte kamen gerade durch ihn zur Homöopathie, wozu sein 1836 bei Heyer[76] in

sität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2007, S. 118 u. 132.

73 Gottlieb Ludwig Rau, *Beiträge zur homöopathischen Heilkunst. Ideen zur wissenschaftlichen Begründung des Systems der homöopathischen Heilkunst*, Bd. 1, Gießen: Heyer, 1834, Einleitung.

74 Vgl. Handrack, *Balser*, 1979, S. 324-326. – Dort auch der Wortlaut eines von Balser im Februar 1830 in dieser Angelegenheit erstellten Votums.

75 Gießen: Heyer, 1833.

76 Der Verlagsbuchhändler Georg Friedrich Heyer (1770-1850) stammte aus dem oberhessischen Bromskirchen, wo sein Vater als Förster angestellt war. Er wurde ab 1783 bei dem Universitätsbuchhändler Friedrich Krieger in Gießen als Lehrling und 1787 als Gehilfe eingestellt. Als Krieger 1789 starb, erwarb Heyer von der Ludoviciana das Privilegium eines Universitätsbuchhändlers und ließ sich im Erdgeschoss des von dem Theologieprofessor Friedrich Hezel bewohnten Hauses, in den Neuen Bäuen gegenüber dem Pädagog nieder. In seinen Geschäftsräumen beherbergte er eine zur Zeit der Französischen Revolution vielbesuchte Lesegesellschaft, in der die politischen Ereignisse der Zeit z.T. hitzig diskutiert wurden. Im August 1798 eröffnete er eine Filiale in Darmstadt, in die er später seinen Zögling Karl Wilhelm Leske als Teilhaber aufnahm. Die Firma „Heyer & Leske" bestand bis zur Trennung der Geschäftspartner 1821. Den Heyerschen Anteil übernahm Heyers ältester Sohn, dessen Geschäft als „J. W. Heyers Hofbuchhandlung" firmierte. 1834 ging

Gießen herausgegebenes *Sendschreiben an alle Verehrer der rationellen Heilkunst* und dessen Teilabdruck im *Medicinischen Almanach* durch J. J. Sachs beigetragen haben dürfte.[77] Katrin Sigwart hat darauf hingewiesen, dass gleichzeitig zu Raus *Sendschreiben* zwei weitere Schriften aus dem homöopathischen Lager erschienen, welche die sich mitunter heftig widersprechenden Ansichten untereinander auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen suchten: neben Ludwig Griesselichs und Ludwig Schröns *Offenes Bekenntniss über Heilkunst im Allgemeinen und Homöopathie ins Besondere*[78] und Paul Wolfs in der *Allgemeinen homöopathischen Zeitung*[79] abgedruckten *Achtzehn Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathie, als Erläuterung der Grundzüge dieser Heilmethode, nach ihrem wahren Sinne und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung*.[80]

1838 erschien in Leipzig bei Ludwig Schumann Raus letztes Buch, das *Organon der spezifischen Heilkunst*. Er schloss damit eine respektable Reihe von Publikationen ab, von denen einige ins Englische, Französische, Italienische und Dänische übersetzt wurden.

Als Gießener Physikus hatte Rau vielerlei Pflichten wahrzunehmen. Neben der Betreuung der Kranken war es auch seine Aufgabe, dem Bürgermeister von kontagiösen Erkrankungen Mitteilung zu machen. Katrin Sigwart hat im Gießener Stadtarchiv Dokumente gesichtet, die diese Seite der Tätigkeit Raus illustrieren.

---

diese Buchhandlung in die Verlagsbuchhandlung von Gustav Jonghaus über. Der ältere Heyer widmete ab 1828 seine ganze Tätigkeit dem Verlagsgeschäft in Gießen, wobei sein Verlagsprofil vor allem wissenschaftliche Werke aus den Gebieten der Theologie, Philologie, Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Medizin, Naturwissenschaften, Philosophie und Unterrichtsbücher umfasste. 1841 übergab er den Verlag seinem Sohn Friedrich Wilhelm Heyer. G. F. Heyer setzte sich für die Bekämpfung des unautorisierten Büchernachdrucks ein und war am Zustandekommen der Buchhändlerbörse in Leipzig und des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel beteiligt. Außerdem war er Abgeordneter in der Hessen-Darmstädtischen Ständekammer. – Vgl. Rudolf Schmidt, *Deutsche Buchhändler, Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Geschichte des deutschen Buchhandels*, Bd. 3, Berlin/Eberswalde: Franz Weber, 1905, S. 440-443. – Heyers Tochter Caroline Henriette Marie Christine war seit 1808 mit Wernekinck verheiratet und vermählte sich als dessen Witwe mit dem Assistenten Liebigs Karl Jakob Ettling. – Vgl. „Heyer, *Georg* Friedrich Wilhelm", in: Hessische Biografie <http://www.lagis-hessen.de/pnd/116790903> (Stand: 14.8.2013).

77 Rau hatte kurz zuvor seine Arbeit *Über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens*, Heidelberg und Leipzig: Groos, 1835, in zweiter Auflage veröffentlicht. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=vhg6AAAAMAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s

78 Abgedruckt in der von Ludwig Griesselich herausgegebenen Zeitschrift *Hygea, Zeitschrift für Heilkunst. Nebst einem kritischen Repertorium der gesammten in- und ausländischen Journalistik und Literatur der Homöopathie und der dahin einschlagenden Wissenschaften*, Bd. 3, Karlsruhe: Groos, 1836, S. 321-354. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=iYf_Z5He27gC&hl=de&source=gbs navlinks_s

79 Bd. 9 (1836), Nr. 11.

80 Sigwart, *Gottlieb Ludwig Rau*, 1997, S. 31.



Organon

der

specifischen Heilkunst

von

Dr. Gottlieb Ludwig Rau,

Grossherzoglich Hessischem Hofrathe und Physicus zu Giessen, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitgliede.

Non qua itur, sed qua eundum est.

Leipzig,
Verlag von Ludwig Schumann.
1838.

Abb. 11: Gottlieb Ludwig Rau „Organon der specifischen Heilkunst", 1838, Titelseite. Digitalisat des Exemplars der Bayerischen Staatsbibliothek, Signatur: Path. 1017 x

So zitiert sie eine Meldung Raus „Betr. den Ausbruch der natürlichen Blattern in hießiger Stadt", in der er „ergebendst bekannt" macht „daß eine Tochter der Witwe Herbstrei in der Hintergasse von den Blattern befallen worden ist".[81] Außerdem war Rau als Physikatsarzt für die korrekte Durchführung der Kuhpockenimpfung zuständig, in welchem Zusammenhang er an dem 1837 gegründeten und von Georg Friedrich Balser geführten Impfinstitut von 1838 an den praktischen Unterricht über die Kuhpockenimpfung leitete.[82]

Unter den bekannteren Gießener Bürgern behandelte Rau auch die Ehefrau Justus Liebigs, die häufig an heftigen Kopfschmerzen litt, was nicht verwundert, wenn man weiß, dass sich unmittelbar unter ihrer Wohnung das chemische Laboratorium ihres Mannes befand und die heraufsteigenden Quecksilber-

81 Sigwart, *Gottlieb Ludwig Rau*, 1997, S. 34.

82 Zu dem Impfinstitut Balsers und der Funktion, die Rau in diesem Zusammenhang innehatte, vgl. Handrack, *Balser*, 1979, S. 130 f.

dämpfe sich relativ ungehindert in den Wohnräumen ausbreiten konnten. Nachdem alle ihr verschriebenen Heilmittel der traditionellen Medizin nicht halfen, suchte sie Zuflucht bei den homöopathischen Fähigkeiten des Gießener Stadtphysikus.[83]

1839 erhielt Rau in Anerkennung seiner vieljährigen Leistungen von Großherzog Ludwig II. das Ritterkreuz des hessischen Hausordens erster Klasse. In seinen letzten Lebensjahren war sein Bekanntheitsgrad weiter gestiegen, so dass er auch von Ausländern wie Russen, Engländern und Amerikanern konsultiert wurde. Insbesondere sein 1838 erschienenes *Organon der specifischen Heilkunst* festigte auch seinen wissenschaftlichen Ruf auf eine Weise, die ihn für eine neu zu schaffende Professur der Homöopathie innerhalb der medizinischen Fakultät prädestinierte. Wie weit die Vorbereitungen dafür bereits gediehen waren, erhellt

83 Der immer zu Spott aufgelegte Carl Vogt hat in seinen Erinnerungen eine Anekdote überliefert, die Licht auf diese Episode in Raus Biographie wirft: „Frau Liebig litt häufig an Migräne, welche die gute, liebe Frau fast zur Verzweiflung brachte. Mein Vater, der Liebig mit Erfolg wegen seiner Schlaflosigkeit behandelte, sowie die übrigen Ärzte Gießens hatten den ganzen Arzneischatz erschöpft, ohne ihr Leiden heben zu können. So warf sich denn Frau Liebig, zum Ärger ihres Gemahls, in die Arme der Homöopathie, die damals in Gießen einen ihrer bekanntesten Propheten in der Person des Hofrates Rau hatte. Dieser hatte eines Tages an Liebig die Bitte gestellt, ihm chemisch reine Metalle in Pulverform präparieren zu lassen. Er finde, sagte er, bei Verabreichung seiner Kügelchen nicht immer die Wirkungen, welche Hahnemann in seinem Organon verzeichnet habe und müsse daher vermuten, daß die aus der Apotheke bezogenen Metalle nicht ganz chemisch rein seien. Liebig stellte mit der größten Liebenswürdigkeit seine Wissenschaft und sein Laboratorium zur Verfügung. Herr Rau möge nur die Liste der zu präparierenden Metalle geben. Wir stellten dieselben her. Nach einigen Monaten kam Herr Rau freudestrahlend und verschwand in Liebigs Kabinett. Wir hörten bald einen lebhaften Wortwechsel; die Thüre ging auf, Rau schoß aus dem Kabinett wie ein Pfeil, und Liebig erschien auf der Schwelle, aus vollem Halse lachend. Er hatte, was bei den aus Niederschlägen gewonnenen Metallen leicht war, sämtliche Etiketten verwechselt; Herr Rau hatte statt Gold Kupfer, statt Antimon Bismuth u.s.w. verabreicht und war nun gekommen, Liebig zu danken; er habe mit den chemisch reinen Metallen genau die von Hahnemann angegebenen Wirkungen erzielt!“ Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*, Stuttgart: Nägele, 1896, S. 128. – Was die Glaubwürdigkeit dieser Anekdote anbelangt, so sei darauf hingewiesen, dass auf Seiten Vogts eine gewisse Voreingenommenheit gegenüber Rau vorausgesetzt werden darf, da Vogts Vater der führende Pharmakologe Gießens war und selbst mit Arzneimitteln handelte. Sollten die von Carl Vogt mitgeteilten Manipulationen Liebigs an den Arzneien Raus tatsächlich stattgefunden haben, dann wäre dieser Tatbestand alles andere als ein dummer Jungenstreich gewesen. Denn die damals heftig umstrittene Praxis der Selbstdispensation, d.h. die Verabreichung von Heilmitteln aus dem eigenen Bestand der homöopathischen Ärzte, wäre in diesem Fall von Liebig torpediert worden. Raus Ärger über das Verhalten Liebigs wäre daher sehr verständlich gewesen, da es sich um einen Angriff gegen seine berufliche Existenz gehandelt hätte. Liebigs feindselige Haltung gegenüber der Homöopathie äußerte er allerdings 1840 öffentlich in einem seiner berüchtigten Aufsätze gegen die romantische Naturphilosophie: „[…] es giebt kaum ein Ereignis der Zeit, welches fähiger gewesen wäre, die tiefe Stufe der naturwissenschaftlichen Bildung der Aerzte in ein helleres Licht zu setzen, als die Homöopathie.“ – Justus Liebig, „Der Zustand der Chemie in Preussen“, in: *Annalen der Chemie und Pharmacie*, Bd. 34 (1840), S. 97-136; hier S. 118.

aus der Tatsache, dass die Zweite Kammer der Hessischen Landstände in Darmstadt in einer Sitzung vom 23. Mai 1839 sich ausschließlich mit der Frage der Homöopathie befasste.[84] Zur Debatte standen zwei Abgeordnetenanträge, die eine Sicherung bzw. Festigung der homöopathischen Heilmethode in Hessen-Darmstadt zum Ziel hatten. Einer der Anträge bezog sich speziell auf die Errichtung einer besonderen Professur für homöopathische Heilmittellehre an der Universität Gießen, eine Stelle, die Gottlieb Ludwig Rau auf den Leib geschnitten war. Interessant sind in diesem Zusammenhang die ausführlichen Redebeiträge des Abgeordneten der Stadt Gießen, Ferdinand von Ritgen, der sich zugunsten des Antrags aussprach und Rau ein hervorragendes Zeugnis ausstellte.

> „Ich behaupte nun, meine Herren, die *homöopathische* oder, wie sie dermalen heißt, die *ausschließlich specifische Heilmethode* hat seit dem Jahr 1833 ebenso einen anderen *Charakter* angenommen, wie sie den Namen geändert hat. Sie wird auch mit Recht von den neuesten Schriftstellern, welche über dieselbe geschrieben haben, und namentlich von dem sehr geehrten Herrn Dr. Rau in Gießen, welchen der Ausschuß zum Professor der Homöopathie in Aussicht nimmt, die *ausschließlich specifische Heilmethode* genannt […]. In den neuesten Schriften der nach dieser Methode behandelnden Aerzte und selbst nach den neuesten Beschlüssen der Versammlungen dieser Aerzte in Dresden und Frankfurt, an welchem Orte namentlich Dr. Rau Präsident war, sind ganz neue Grundsätze aufgestellt worden, und ich muß mir erlauben, was ich darüber weiß, Ihnen mitzutheilen. Ich kann dies um so eher, als Herr Hofrath Dr. Rau selbst die Güte hatte, mir seine neueste Schrift über diesen Gegenstand mitzutheilen, und als ich die Ehre habe, der Vorstand des oberhessischen ärztlichen Vereins zu seyn, bei dessen Sitzungen uns Herr Dr. Rau durch die Mittheilung seiner Ansichten und der neuesten Entdeckungen im Gebiete der absolut spezifischen Medicin erfreut, so daß die theilnehmenden Aerzte schon durch diese Vorträge mit dem Neusten in jenem Gebiete bekannt werden.“[85]

Der Antrag zur Schaffung einer Professur für Rau wurde daraufhin in der Sitzung vom 27. Mai 1839 mit 35 gegen 4 Stimmen angenommen.[86] Wie die Staatsregierung mit dem Antrag der zweiten Kammer weiterhin verfuhr, konnte bislang noch nicht erforscht werden. Möglicherweise erledigte sich das Verfahren aber durch den Tod Raus im Folgejahr von selbst.

84 *Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1838/39. Protokolle*, Bd. 3, Nr. 58-81. Darmstadt: Leske, 1839, 68. Sitzung. – Vgl. dazu umfassend: Friedrich Wolff, *Die Homöopathie, besprochen bei den Ständen des Großherzogthums Hessen. Nebst Vorwort und Nachtrag von F. Wolff*. Darmstadt, 1839.

85 Ebd. S. 38.

86 Ebd. 70. Sitzung, S. 3.

Virtueller Stadtrundgang auf den Spuren Sachs'

Zum Schluss dieser Vorbemerkungen sei noch ein Blick auf die Bewegungen geworfen, die J. J. Sachs innerhalb des Gießener Stadtraums vollzog. Wir beginnen unseren virtuellen Stadtrundgang in der Marburgerstraße 9, dem heute nicht mehr existierenden, von J. B. Wilbrand erbauten Wohnhaus in der Nähe des Walltores. Christian Maaß weiß zu berichten, dass es sich um das erste Bürgerhaus in Gießen handelte, das einen Balkon hatte. Nach der Eheschließung Julius Wilbrands bewohnte dieser mit seiner Frau das Erdgeschoss, während der Vater in das Obergeschoss umzog. Einige Photographien des Interieurs der Wilbrandschen Wohnung bewahrt das Hessische Staatsarchiv Darmstadt in dem Bestand „Familienarchiv Wilbrand". Die jüngeren Wilbrands gehörten zum Freundeskreis der Eltern des Erzählers Alfred Bock, die als Nachbarn der Wilbrands auf der gegenüberliegenden Seite der Marburgerstraße ihre Villa und Zigarrenfabrik errichtet hatten. Alfred Bock hat sich in zwei lokalhistorischen Aufsätzen mit der Familie Wilbrand befasst. Wendet man sich von dem Walltor in die Ostanlage, so gelangt man auf der Höhe der heutigen Senckenbergstraße an die Ecke des Botanischen Gartens, an der sich der von Wilbrand beschriebene künstliche Hügel mit seinen gewundenen Wegen befindet. Rechter Hand, etwa an der Ecke Senckenbergstraße/Ostanlage stand die Ritgensche Entbindungsanstalt, die Sachs besichtigte. Begibt man sich von hier aus in Richtung Brandplatz, so berührt man, bevor man das Zeughaus erreicht, den Ort, an dem sich die dürftigen Örtlichkeiten des Tiermediziners Vix befanden. Kreuzt man sodann den Brandplatz und in biegt in die Brandgasse ein, so berührt man die Stelle wo zu Büchners Zeiten die Anatomie zu finden war. Sollte es zutreffen, dass Sachs seine medizinische Ehrenpromotion während seines Gießener Aufenthaltes entgegennahm, dann fand die Überreichung des Dokuments vermutlich im Senatssaal des Kollegiengebäudes statt, das sich am Brandplatz zwischen Altem und Neuem Schloss befand. Der nachfolgende Doktorschmaus hätte dann möglicherweise im Hotel Einhorn stattgefunden, das sich am Eingang zum Kirchenplatz an der Stelle der heutigen Santanderbank befand. Hat man dann weiterhin den Kirchenplatz überquert, so steht man vor dem Haus und der Praxis des Physikatsarztes und Homöopathen Rau, das sich hinter dem Stadtkirchenturm, gegenüber dem heutigen Gebäude des Hessischen Rundfunks befand. Um zu der Wohnung des Chirurgen Balser zu gelangen, muss man den ehemaligen Altstadtbereich in Richtung Süden verlassen, etwa indem man sich vom Selterstor aus die Frankfurterstraße hinauf auf den Seltersberg bewegt und nach rechts in die Liebigstraße einbiegt. Unmittelbar bevor man des Liebigmuseum erreicht, befindet man sich an der Stelle, wo Balsers Wohnung in dem heute nicht mehr vorhandenen Gebäude der Chirurgischen Klinik untergebracht war. Balser war unmittelbarer Nachbar von Justus Liebig, was aus einigen nachbarschaftlichen Konflikten belegt ist, die Liebig mit Balser austrug. Sachs befand sich also in unmittelbarer Nähe zur Wohnung Liebigs, als er Balser auf dem Seltersberg besuchte. Umso verwunderlicher erscheint es, dass er gleichwohl die Mühe scheute, bei den Liebigs im Nachbarhaus vorbeizuschauen.

II.

Die Wilbrand-Sachssche Skizze im Wortlaut[87]

Giessen.

Diese Landes-Universität des Grossherzogthums Hessen scheint in neuester Zeit an regem wissenschaftlichem Geist gewonnen und so die Bahn sich gebrochen zu haben, die zu den erhabeneren Zielpunkten unserer deutschen Hochschulen führen soll;[88] namentlich fanden wir bei einigen Lehrern der medicinischen Facultät das Bestreben sehr deutlich, gleichen Schritt mit ihren bessern Collegen an anderen Universitäten zu halten.[89] Wir gestehen ohne Hehl, dass bei uns wenigstens der Total-Eindruck von Giessen ein freundlicherer war, als von der einige Meilen davon liegenden kurhessischen Universität Marburg, wozu

87 *Medicinischer Almanach für das Jahr 1837*. Von Dr. J. J. Sachs, Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der medicinischen Central-Zeitung etc. in Berlin, ordentl. und correspondir. Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften für Natur- und Heilkunde im In- und Auslande. Zweiter Jahrgang. Berlin: Carl Heymann. 1837, S. 124-140.

88 Vgl. zum Kontrast dazu die von dem Wormser Physikatsarzt Karl Simeons, der von 1817 bis 1820 in Gießen studierte, im Rückblick entworfene Beschreibung: „[…] damals waren fünf *ordentliche* Professoren der Medicin, nicht unterstützt durch *ausserordentliche* Professoren oder Privatdocenten, die einzigen Lehrer, und es mussten daher manche wichtige Collegien ungelesen bleiben. Das chemische Laboratorium war eine kleine, elende Küche, auf der Anatomie ermangelte es aller erforderlichen Vorrichtungen, und die so wichtigen Uebungen im Seciren und Präparieren mussten unter ungehemmt modernden Leichen und pestartigem Geruch vorgenommen werden. Belehrende naturhistorische, pathologische, anatomische und physiologische Sammlungen fehlten theils ganz, theils waren sie höchst unvollständig und unzugänglich. Ein akademisches Hospital und eine damit verbunden Klinik bestand gar nicht. Die einzige praktische Bildungsanstalt für junge Mediciner bestand in einer, durch die uneigennützige, aufopfernde Thätigkeit des jetzigen Geheimen Medicinalraths *Balser* ins Leben gerufenen, ambulatorischen Klinik, deren Besuch von der Laune des Publikums abhing, in dem sich daher bald (an Jahrmarktstagen) erstickend viele, bald höchst wenige Kranke, und zwar, ausser den sehr vorwiegenden Augenkranken, nur chronische Kranke einfanden. Nicht nur fehlte es ganz an Gelegenheit zur Beobachtung acuter Krankheiten, sondern die Kranken dieser ambulatorischen Klinik kamen und blieben aus nach Belieben, oder liessen sich durch Boten vertreten, so dass von abgeschlossenen Krankheitsbildern und vollständigen Beobachtungen wenig die Rede war. In den fast vier Jahren, die ich in Giessen zubrachte, ward *mir* die Kunde von zwei grösseren chirurgischen Operationen an Lebenden; ein chirurgisches Hospital war nicht da, und doch fehlte es auch an Leichen zur genügenden Uebung im Operiren etc." – Karl Simeons, *Freimüthige Bemerkungen und Reflexionenüber die Medicinalorganisation des Grossherzogtums Hessen*, Mainz: Victor von Zabern, 1845 S. 16. – Die Beschreibung steht in einem polemischen Zusammenhang mit der von Simeons in seiner Schrift geübten Kritik an den Ausbildungsbedingungen hessen-darmstädtischer Ärzte im Jahr 1845.

89 Mit diesen einführenden Bemerkungen will Sachs sich ganz offensichtlich von H. F. Kilian absetzen, der in seiner 1828 erschienenen Übersicht über die medizinischen Fakultäten in Deutschland Gießen noch in die zweite Reihe eingestuft hatte. Vgl. Hermann Friedrich Kilian, *Die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht*, Heidelberg, Leipzig: Karl Groos, 1828, S. 283: „Die Universität *Gießen* kann in der Stufenfolge der deutschen Hochschulen auf keinen anderen, als einen zweiten Rang Anspruch machen; hier aber kann sie unbezweifelt den ersteren beigezählt werden […]."

wohl die in sich so einige und friedliche Gesinnung der Giessener Lehrer, im Vergleich der unfreundlichen, die wir bei den Marburgern angetroffen haben, wesentlich beigetragen haben mag. Nach den im vorigen Jahre erfolgten Ausscheidungen der Herren Prof. *Voigt*[90] und *Rau*[91], welche den Vocationen nach Bern gefolgt sind, zählt die medicinische Facultät in den Geh. Räthen DDr. *Balser*,[92] *Nebel*,[93] *Ritgen*[94] und *Wilbrand*[95] 4 Professores ordinarii, ausserdem noch

90 Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789-1861), Pharmakologe, Vater Carl Vogts, wechselte im März 1835 nach Bern. – Vgl. Dirk Jannes Obes, *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789-1861). Professor der Medizin in Gießen und Bern*, Gießen: Laufersweiler, 2008. Digitalisat: http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2008/6659/pdf/ObesDirk-2008-11-11.pdf

91 Johann Wilhelm Rau (1804-1861), nach der Promotion 1826 Privatdozent in Gießen, wurde 1834 als Extraordinarius für Augen- und Kinderheilkunde nach Bern berufen. Vgl.: Heike Jung, *Johann Wilhelm Rau (1804-1861): Der Gründer der ersten Ohrenpoliklinik Europas*, Gießen: Schmitz, 1999. - Die Korrespondententätigkeit Raus für die *Medicinische Central-Zeitung* wird von der Autorin allerdings nicht erwähnt.

92 Georg Friedrich Wilhelm Balser (1780-1846), Medizinalreferent der Provinzialregierung und Professor für Innere Medizin und Augenheilkunde. Vgl. Handrack, Balser, 1979.

93 Ernst Ludwig Wilhelm Nebel (1772-1854), seit 1793 Dr. med. in Gießen; 1796 Garnisonsarzt, 1798 ordentlicher Professor der Medizin und seit 1832 Geheimer Medizinalrat. Nebenberuflich war er ein hervorragender Geschichts- und Familienforscher. „Seit 1794 Prosektor an der Anatomie, war er 1795/96 für einen einjährigen Studienaufenthalt an der Wiener Tierarzneischule freigestellt worden. Seine erste tierheilkundliche Vorlesung an der Gießener Universität handelte im Sommerhalbjahr 1797 über die Kenntnis und Pflege der Haustiere. In den folgenden Jahrzehnten bis zu seiner 1849 erfolgten Emeritierung bot er regelmäßig tierheilkundliche Vorlesungen an. […] Den eigentlichen Schwerpunkt seiner akademischen Lehre, ab 1818 auch Psychologie und Psychiatrie einschließend, bildete die medizinische Enzyklopädie und Methodologie. Nebel war Theoretiker, seine Leidenschaft galt der Geschichte und den alten Sprachen." –Christian Giese, „Das „Giessener Modell". Zur Entwicklung der Tierheilkunde an der Medizinischen Fakultät", in: Ulrike Enke (Hg.), *Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2007, S. 141-167; hier S. 145 f.

94 Ferdinand August Maria Franz von Ritgen (1787-1867), Geburtshelfer und Gynäkologe. Interessanterweise kam Ritgen durch Vermittlung des Darmstädter Hofgerichtspräsidenten Ludwig Minnigerode, dem Vater des mit Georg Büchner befreundeten Karl Minnigerode, aus dem Münsterland nach Hessen-Darmstadt. – Zu Ritgen vgl. die Kurzbiographien von Jost Benedum, „Ritgen, Ferdinand August Maria Franz von", in: Neue Deutsche Biographie 21 (2003), S. 647-648 und ders., „Ferdinand August Maria von Ritgen (1787-1867)", in: Wolfgang Künzel, Jost Benedum (Hgg.), *Vom Accouchierhaus zur Frauenklinik. 175 Jahre Klinik für Geburtshilfe und Frauenheilkunde in Gießen 1989*, Gießen 1989, S. 87-102. Eine Monographie zu Ritgen stellt die medizinische Dissertationsarbeit von Michael Bühne dar: *Ferdinand August Maria Franz von Ritgen (1787-1867). Lehrer der Geburtshilfe und der Naturforscher in Gießen*. Gießen 1992. Ritgens Rolle als Geburtshelfer behandeln Irmtraut Sahmland, „Das ‚Universitäts-Entbindungs-Haus' in Giessen", in: Ulrike Enke (Hg.), *Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2007, S. 99-139; bes. S. 129-137, sowie Irmtraut Sahmland, „Die Etablierung einer neuen Disziplin. Ferdinand August Maria Franz von Ritgen und seine Leistungen im Fach Geburtshilfe", in: Ulrike Enke, Sigrid Oehler-Klein, *Professoren – Patienten – Studenten. Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen seit*

die extraord. DDr. *Vernher*[96] und *Vix*[97], den Prosector Dr. *Wilbrand* jun. und 1 Privat-Docenten, Dr. *Stammler.*[98]

Wir lassen hier zuerst die statistisch-topographischen Nachrichten über die medicinischen Anstalten in dieser Universitätsstadt, nach den eigenen Worten des uns mit der lobenswerthesten Dienstwilligkeit hierin entgegenkommenden Hrn. Prosect. *Wilbrand* folgen, zumal sie in ihren Grundzügen mit denen von unserm frühern Giessener Correspondenten in der medicinischen Centralzeitung - Herrn Professor *Rau* - niedergelegten, übereinstimmen, und werden wir am Schlusse derselben noch einige Bemerkungen unserer Seits hinzufügen.

[„] Unter den medicinischen Instituten nimmt die *Entbindungs-Anstalt*,[99] unter der Direction des Geh. Med.-Raths und Professors Dr. *Ritgen*, ihres wahren

---

1607. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen: Der Dekan des Fachbereichs Medizin, 2007, S. 41-52.

95 Johann Bernhard Wilbrand, s.o.

96 Adolph Carl Gustav Wernher (1809-1883), Chirurg, Professor der pathologischen Anatomie, Geheimer Medizinalrat, Fachautor der Medizin. Der gebürtige Mainzer wurde 1832 in Gießen promoviert und ließ sich nach einem zweijährigen Aufenthalt in Paris und London 1834 in Offenbach am Main als Physikatsarzt nieder. 1835 folgte er einem Ruf nach Gießen, wo er eine a.o. Professur und Assistenzarztstelle an der chirurgischen Klinik unter der Leitung Ritgens bekleidete. Vgl. Heidi Bijok, *Adolph Carl Gustav Wernher (1809-1883), sein Leben und Wirken am Gießener Akademischen Hospital*, Gießen: Schmitz, 1979.

97 Karl Wilhelm Vix (1802-1866), Begründer der akademischen tierärztlichen Ausbildung in Deutschland; 1826 in Göttingen zum Dr. med. promoviert, Studienreise nach Frankreich, Spanien, den Niederlanden, England und Norddeutschland, Tätigkeit an der Tierarzneischule in Alfort bei Paris, 1827 als Kreistierarzt in Gießen, 1828/29 Beginn mit Vorlesungen über Veterinärwissenschaft, 1829/30 „Vorträge über physiologische und pathologische Anatomie der Tiere für jüdische Theologen" angekündigt, seit 1830 Mitglied der Medizinischen Fakultät, 1835 zum a. o. Professor ernannt. - Vgl. Giese, „Das „Giessener Modell", 2007, S. 141-152; - Karl-Heinz Habermehl, „Karl-Wilhelm Vix - Begründer der akademischen tierärztlichen Ausbildung in Deutschland", in: *Gießener Universitätsblätter*, Hrsg. der Präsident der Justus-Liebig-Universität Giessen und der Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.. - Gießen : [s.n.]. - , Bd. 5 (1972), H. 2, S. 23-39. Digitalisat: http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2013/9783/pdf/GU_5_1972_2_S23_39.pdf

98 Johann Wilhelm Heinrich Jakob Eduard Stammler (1806-1877) stammte aus Grünberg in Oberhessen; er starb als Medizinalrat und Kreisarzt in Gießen. Er hatte am 29. Juli 1829 mit der Verteidigung seiner *Thesen aus der gesammten Heilkunde,* […] *zur Erlangung der Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe*, Gießen: Carl Lichtenberger, 1829, promoviert. Laut einer Mitteilung in dem zu Darmstadt erscheinenden *Großherzogl. Hessischen Regierungsblatt auf das Jahr 1851* (S. 361) wurde er am 15. September 1851 vom Physikatsarzt für den Landgerichtsbezirk Gießen zum Physikatsarzt für den Stadtbezirk Gießen ernannt. Zwei Jahre später, am 28. Juni 1853, wurde ihm vom Großherzog der „Charakter als Medicinalrath" erteilt. Vgl. *Regierungsblatt auf das Jahr 1853*, S. 491. Unter seinem Vorsitz konstituierte sich am 10. April 1863 der „Medizinisch-pharmazeutische Verein", der neben der gemeinsamen Bearbeitung wissenschaftlicher und praktischer Fragestellungen auch die Förderung der Kollegialität zum Ziel hatte. Seine monatlichen Zusammenkünfte fanden im Sommer im Busch'schen Garten, im Winter im Ebelschen Kaffeehaus bzw. im Gasthaus „Zum Einhorn" statt. Vgl. Wilfried Herr, *Die Geschichte der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde*, Giessen: Wilhelm Schmitz Verlag, 2003, S. 9.

99 Zur Entbindungsanstalt vgl. Handrack, *Balser*, 1979, S. 56-106.

Schöpfers, eine der ersten Stellen ein. (In *Schulte*'s „De nosocomiis quibusdam Belgicis, Britannicis, Gallicis. Landsh. 1825" S. 1., kommt die Stelle vor: „Giessae omnium, quae non tantum in omni Germania, sed etiam in Belgia, Britannia et Gallia vidimus, elegantissimum et perfectissimum Lucinae fanum, curis ibi *Ritgen* sacrum.)[100] – Diese Anstalt dient gleichzeitig zum Unterrichte für Hebammen,[101] und in der Eigenschaft als Unterrichtsrepetent für Hebammen ist auch der Assistenz-Arzt Dr. *Wehn*[102] angestellt worden. (Näheres in Ritgen's Jahrbüchern der Entbindungsanst. zu Giessen, daselbst 1820, fol.)[103] Die Zahl der Niederkommenden beträgt nach den Listen der früheren Jahre durchschnittlich 130, wächst aber und betrug voriges Jahr 175. Das *akademische Hospital* [104] für chirurgische, innerliche und Augenkranke, ist aus der einen Hälfte des neuen Universitätsgebäudes (einer ehemaligen, aber vor etwa 15 Jahren neu erbauten Kaserne)[105] eingerichtet worden (in der andern Hälfte befinden sich die natur-

100 Julius Hermann Schultes, De nosocomiis quibusdam Belgicis, Britannicis, Gallicis commentariolum. Dissertatio inauguralis, quam por summis in medicina et chirurgia honoribus legitime obtinendis eruditorum examini subjicit Jul. Hermann. Schultes, Vindobonensis, Bavarus. Landshuthi Bavarorum, typis Francisci Seraphi Storno 1825. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=RKITAAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s – Es handelt sich bei dieser Dissertation um die Ergebnisse einer medizinwissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England, deren besonderes Augenmerk den Krankenhäusern in den verschiedenen bereisten Städten galt. Gießen wird darin nur gestreift und die Erwähnung Ritgens scheint eher dem Zufall einer flüchtigen Begegnung geschuldet. – Übersetzung des Lateinischen Zitats: „Gießen ist von allen, die wir nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in Belgien, England und Frankreich gesehen haben, das eleganteste und perfekteste Heiligtum der [Göttin der Geburtshilfe] Lucina; es steht dort unter der Obhut Ritgens." [Übs. R. H.]

101 Zur Geschichte der Hebammenausbildung an der Gießener Hebammenlehranstalt vgl.: Claudia Christiane Carl, Einhundertzwanzig Jahre Hebammenausbildung an der Gießener Entbindungsanstalt/Frauenklinik. Die Entwicklung des Hebammenwesens im Großherzogtum Hessen von 1814 bis 1834, Gießen: Schmitz, 1999.

102 Heinrich Wilhelm Wehn (1799-1851) war praktischer Arzt in Gießen und Assistenzarzt an dem Entbindungsinstitut. Im Jahr 1833 hatte er *Erfahrungen und Bemerkungen über die Wendung* als einen Glückwunsch zur Feier des 25-jährigen Dienstjubiläums Ritgens veröffentlicht. Laut einem von Ritgen 1849 veröffentlichten Bericht bekleidete er diese Position noch in diesem Jahr: „Als Repetent an der Hebammenschule und als Assistent an der akademisch geburtshülflichen Klinik ist der Hofrath Dr. Wehn angestellt." Ritgen, „Mittheilungen über die Entbindungsanstalt zu Giessen", in: *Zweiter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde*. Gießen, 1849, S. 112-115; hier S. 115.

103 Ferdinand von Ritgen gab ab 1820 die *Jahrbücher der Entbindungsanstalt zu Gießen* heraus.

104 Zum akademischen Hospital vgl. Handrack, *Balser*, 1979, S. 140-221.

105 Die Kaserne auf dem Seltersberg in der südlichen Vorstadt Gießens war 1818/19 errichtet worden. Nach tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Militärspersonen und Studenten war der Großteil der Garnisonstruppe nach Worms verlegt worden. Das 1821 geräumte Kasernengebäude ging in die Nutzung der Universität über. Vgl. Vgl. [Johann Wilhelm Rau], „Correspondenz-Mittheilungen aus Giessen", in: *Berliner Medizinische Zeitung*, hg. v. Johann Jakob Sachs, Jg. 1, Nr. 42, (20. Oktober 1832), Sp. 665-667; hier Sp. 666 f.: „Schon unter der Regierung unseres vorigen Grossherzogs wurde die durch Verle-

historischen und Kunstsammlungen,[106] sowie die Universitätsbibliothek).[107] Die obere Leitung der Oekonomie führt Geh. Med.-Rath u. Prof. Dr. *Balser*, der zugleich Director der innerlichen und ophthalmologischen Klinik ist; Assistenzarzt ist Privatdocent Dr. *Stammler*. – Die Direction der chirurgischen Klinik hat Geh. Med.-Rath u. Prof. Dr. *Ritgen*, und die Assistenzarztstelle versieht der Prof. extraord. Dr. *Vernher*.[108] - Von dem Staate sind der chirurgischen Klinik 10 Betten mit Zubehör und Fonds zur Unterhaltung eben so vieler Kranken bewilligt, der ophthalmologischen Klinik 8 und der für innerlich Kranke 12. Da indessen die Stadt seit 3 Jahren einen Vertrag mit dem akademischen Hospitale abgeschlossen hat, wodurch dasselbe verpflichtet wird, alle sonst auf Kosten der Stadt im städt. Hospitale verpflegt werdende Kranken aufzunehmen, und andere ähnliche Vertrage mit den hier befindlichen Handwerksgesellen und Dienstboten bestehen, andrerseits aber dafür die dem akademischen Hospitale hierdurch erwachsenden Kosten auf eine billige, den verschiedenen Parteien entsprechende Weise ersetzt und zahlende Kranke ohnedies aufgenommen werden: so ist es nun der Fall, dass in der chirurgischen Klinik 20 und mehr, in der innerlichen und ophthamologischen Klinik 36 und mehr Kranke verpflegt werden. Aus dem ehemaligen städt. Hospitale ist eine Pfründneranstalt für städtische arme und gebrechliche Personen errichtet worden, welche von den Directoren und As-

---

gung des Militairs frei gewordene, vor der Stadt Giessen auf einer Anhöhe neu erbaute Kaserne der Universität zum freien Gebrauche überlassen, und vorläufig als Local der Bibliothek so wie der naturhistorischen Sammlungen benutzt. Ein Nebenbau dient seither als chem. Laboratorium. Obgleich schon Anfangs ein Theil des Hauptgebäudes als Local zu einer akademischen Krankenanstalt in Aussicht genommen wurde, so verzögerten doch verschiedene, hier nicht näher zu erörternde Verhältnisse deren Einrichtung bis vor zwei Jahren. Damals übertrug nämlich unser Ministerium *Balser* die provisorische Einrichtung und Leitung der ganzen Anstalt. Unter Mitwirkung des Professors *Vogt* dirigirte auch *Balser* dieselbe bisher, ohne jedoch eine Trennung in verschiedene Abtheilungen vorzunehmen. Erst vor einigen Monaten erfolgte eine Organisation der klinischen Anstalten von Seiten unseres Ministeriums, und zwar in der Art, dass dieselben in 3 Abtheilungen, in die medizinische, ophthalmologische und chirurgische zerfallen sollten. *Balser* ist zum Direktor der mediz. und ophthalmol., *Ritgen* zum Direktor der chirurg. Abtheilung ernannt worden. Zugleich soll jedem Direktor ein Assistenzarzt beigegeben werden, welcher in der Anstalt selbst wohnen muss. Die Zahl der Betten ist für die med. Klinik auf 12, für die ophthalmol. auf 8, für die chirurg. auf 10 festgesetzt. Zur Entwerfung des Etats für die gesammte Anstalt ist eine besondere Commission niedergesetzt."

106 Vgl. „Schluß des Berichts aus Gießen" in: *Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen*. Nr. 3, (4. Januar 1828), S. 15: „Die besondere Leitung und Anordnung […] über die neuerrichteten *Säle der Antiken* hat der Prof. der neuern Sprachen und Literatur, Hr. Dr. Adrian."

107 Vgl. Irmgart Hort, „Vom ‚Untermieter' im 17. Jahrhundert zum eigenen Haus in der Jugendstil-Ära", in: Irmgart Hort und Peter Reuter, *Aus mageren und aus ertragreichen Jahren. Streifzug durch die Universitätsbibliothek Gießen und ihre Bestände*, Gießen: Universitätsbibliothek Gießen, 2007, S. 284-305; zur Unterbringung im ehemaligen Kasernengebäude s. S. 287-291, Abschnitt „Auf dem Seltersberg", mit historischer Abbildung des Gebäudes S. 288. Digitalisat: http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2010/7372/pdf/UB_Festschrift_2007.pdf

108 Adolph Wernher (1809-1883), s.o.

sistenzärzten des akademischen Hospitals unentgeltlich behandelt werden. Die stationaire Klinik für innerliche und Augenkranke wurde im Jahre 1830, und die für chirurgische Kranke im Sommer 1832 eröffnet. Die verschiedenen Kliniken erfreuen sich übrigens des besten Zutrauens in der Nähe und Ferne, und namentlich werden chirurgische und Augenkranke oft aus weiter Ferne, häufig aus den benachbarten Preussischen und Nassauischen Gebietstheilen, an das akademische Hospital gesendet, um auf Kosten ihrer Regierungen oder dortiger Gemeinden operirt und geheilt zu werden. Mit der stationairen Klinik sind ausserdem noch zwei ambulatorische Kliniken für innerliche und Augenkranke einerseits, so wie für chirurgische Kranke andererseits verbunden. Die ambulatorischen Kliniken bestanden als Poliklinik, anfangs Privateinrichtung des Herrn Geh. Med. Rath *Balser*, schon lange vor Errichtung des stationären akademischen Hospitals.[109] Die Behandlung der ambulatorischen Kranken ist unentgeltlich, und ärmeren, so wie dazu berechtigten Kranken werden selbst aus dazu angewiesenen Fonds Arzneien verabreicht. – Das Hospital in dem stattlichen, vor der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen Gebäude gewährt den in seinen luftig hohen Räumen Anwesenden eine herrliche Aussicht über die Stadt und ihre freundlich schöne Gegend. Aehnlich wie im Gebärhause befinden sich im Hospitale keine Krankensäle, sondern hohe, geräumige Zimmer, von denen jedes, da es an Raum nicht fehlt, höchstens 4 bis 6 Kranke enthält.

In einem Saale des alten Universitätsgebäudes befindet sich eine nicht unbeträchtliche Sammlung chirurgischer und geburtshülflicher Instrumente, Maschinen und Bandagen, wozu der Ankauf der ehemaligen Lobstein'schen Sammlung im Jahre 1814 den ersten Grund legte, und welche beständig noch fortgesetzt wird. Sie steht unter der Direktion des Geheimen Medicinal-Rathes *Ritgen*.

---

109 Vgl. [Johann Wilhelm Rau], „Correspondenz-Mittheilungen aus Giessen", in: *Berliner Medizinische Zeitung*, hg. v. Johann Jakob Sachs, Jg. 1, Nr. 42, (20. Oktober 1832), Sp. 665-667; hier Sp. 665 f.: „Die von dem als Arzt überhaupt, und als Augenarzt insbesondere geschätzten Professor und nunmehrigen Geheimen Medizinalrathe *Balser* seit einer geraumen Reihe von Jahren errichtete, und mit grosser Aufopferung unterhaltene Privatklinik konnte zwar den Mangel einer öffentlichen klinischen Anstalt weniger fühlbar machen, keineswegs aber gänzlich beseitigen. Da die *Balsersche* Klinik nicht mit einem Hospitale verbunden war, so fehlte es den Studirenden vorzüglich an Gelegenheit, acute Kranke beobachten und behandeln zu lernen. Eine chirurgische Klinik existirte bisher gar nicht, und nur minder wichtige chirurgische Operationen wurden ausnahmsweise unter *Balser's* Leitung vorgenommen. Diesem Bedürfnisse wurde dadurch einstweilen möglichst abgeholfen, dass der Professor und Geheime Medizinalrath *Ritgen* vor einigen Jahren die Direktion des hiesigen Bürgerhospitals übernahm, und in demselben gleichfalls eine Privatklinik errichtete, in welcher auch chirurgische Kranke behandelt, und namentlich bedeutendere Operationen vorgenommen wurden. Das mit einer Pfründneranstalt verbundene Bürgerhospital steht als städtisches, hauptsächlich durch Vermächtnisse begründetes Institut in keiner Beziehung zu der Universität. Bei der Aufnahme der Kranken konnte demnach, den Statuten gemäss, keine besondere Auswahl getroffen werden, so dass die Zahl der interessanten Krankheitsfälle oft sehr unbedeutend ausfallen musste. Immerhin hat sich *Ritgen* ein grosses Verdienst um die Universität erworben, diese Anstalt den Studirenden zugängig gemacht zu haben."

Eine ebenfalls nicht unbeträchtliche Zierde der Ludoviciana ist der 10 ¾ Darmstädter Morgen haltende botanische Garten, eine englische Anlage,[110] hinter dem alten Universitätsgebäude befindlich, an der einen Seite von der Entbindungsanstalt und den dazu gehörigen Gartenpartien begrenzt. Von allen botanischen Gärten Deutschlands, die es noch jetzt sind, gehört er unter die ältesten, wenn er nicht gar der allerälteste ist. (S. Regensburger botanische Zeitung 1825, Nro. 11, p. 163, [111] und 1826, Nro. 33, p. 513[112]). Früher nur auf

110 Den Plan zur Umgestaltung des botanischen Universitätsgartens nach dem Vorbild englischer Landschaftsparks hatte Ferdinand Franz August von Ritgen entworfen. Er hatte seine Kindheit und Jugend auf dem Landgut des Wasserschlosses Vornholz bei Warendorf verbracht, das seit 1656 dem Grafenhaus von Nagel gehörte und das durch eine Anlage im englischen Gartenstil verschönert worden war. Dieser im südöstlichen Münsterland gelegene Landschaftsgarten verfügte über die für einen englischen Landschaftspark üblichen Ausstattungen wie Tempel, Obeliske, Grotten, chinesische Häuser, Eremitagen, Teichhäuser, Gondeln, Stechbahnen (romantische Freilichttheater), Badhäuser usw. Vgl. Karl Wilhelm Justi, *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte*, Marburg: Chr. Garthe, 1831, S. 550.

111 Die Flora oder Botanische Zeitung welche Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze, Neuigkeiten und Nachrichten, die Botanik betreffend, enthält wurde von der königlich baierischen botanischen Gesellschaft in Regensburg herausgegeben. Julius Wilbrand spielt auf einen von seinem Vater verfassten Korrespondenten-Artikel an, der im 8. Jg. (1825) Bd. 1, S. 163-170 abgedruckt wurde. Dieser mit „Correspondenz" überschriebene Beitrag hebt folgendermaßen an: „ - - - Ausser diesen Nebensachen bin ich seit dem 21. Oktober Tag und Nacht damit beschäftigt, der Göttin Flora an unserer Ludoviciana ein für alle Zeiten bleibendes Denkmal zu stiften, und dieses Denkmal ist – ein neuer botanischer Garten, welcher einen Flächenraum von mehr als 10 ¾ Morgen (in allem 435821 Quadratfuss, wovon 16 auf einen Quadratmeter gehen) umfasst. Er ist zusammengesetzt aus 1) dem alten, bereits von Ludwig Jungermann hierselbst gestifteten botanischen Garten, 2) aus dem hinter diesem gelegenen ehemaligen forstbotanischen Garten, und 3) aus einem bedeutenden Theile des geschleiften ehemaligen Festungswalles. Der alte, Nro. 1 bemerkte botanische Garten ist bereits über 200 Jahre alt, und der zweite botanische Garten, welcher auf deutschen Hochschulen errichtet wurde. Sie finden darüber unter andern Nachricht in der Encyclopädie des Gartenwesens von Loudon, aus dem Englischen übersetzt (Weimar 1823, erste Lieferung S. 46) […]". - Über die Gestaltung des Gartens zu einer englischen Parkanlage schreibt Wilbrand senior weiter (S. 165 f.): „Vor etwa 23 Jahren ward aber ein hinter ihm [dem Jungermannschen Garten – R. H.] liegender, und durch die jetzt abgebrochene, von Jungermann herrührende Mauer von ihm geschiedener Garten, von etwa 3 ½ Morgen Flächenraum, welcher ehedem der Herrschaft gehörte, auf Verwenden unseres jetzigen Senior academiae, Hrn. geheimen Raths Dr. Crome, von der Herrschaft der Universität überlassen, um denselben zu einem forst-botanischen Garten einzurichten. […] Hinter diesem Forstgarten fand sich, so lange Giessen noch befestigt war, der Festungswall. Als die Wälle 1807 geschleift wurden, übernahm es die Universität, diesen Theil des Walles zu schleifen, und war hiermit im Besitze des geschleiften Theils, - hier gemeinhin unter dem Namen des Universitäts-Wallstückes bekannt. Ein Theil desselben wurde späterhin für unsere Entbindungsanstalt, die dort errichtet ist, verwendet. Der übrige grössere Theil war bestimmt, um dort ein Gebäude für die Klinik zu erbauen. […] Als am Ende des vorigen Jahrs die Gnade unseres allgemein hochverehrten Grossherzogs […] die ehemalige noch ganz neue Kaserne der Universität für ihre Bedürfnisse überwies, und sich dieselbe hierdurch auf einmal im Besitze eines Lokals zur Errichtung einer klinischen Anstalt sah, wurde der noch übrige Flächenraum des Universitäts-Wall-

einige wenige Stückchen Landes beschränkt, wurde er vor etwa 10 Jahren bis auf seinen jetzigen Umfang erweitert. Mit 6 Gewächshäusern, 2 warmen, 2 sogenannten Koch- und 2 kalten Häusern geziert, enthält er jetzt gegen 5-6000 Pflanzen-Species, mit Ausnahme der in unserer zahlreichen Flora wildwachsenden Pflanzen.[113] (S. Joh. Jacob Dillenius, Catalogus plantarum sponte circa Giessam nascentium, anno 1719,[114] und Walter: Flora von Giessen[115]). Ein Erdhaus,

---

stückes für diesen Zweck unnöthig. Unverzüglich suchte ich jetzt darum nach, dass dieses Wallstück zur Vergrösserung des botanischen Gartens verwendet werden möchte. […] unter der […] Beihülfe meines Collegen, Regierungsraths Dr. Ritgen, welcher den Plan, wornach der Garten jetzt angelegt wird, entworfen hat, - hoffe ich es dahin zu bringen, dass der Garten in die Reihe der reichhaltigsten und schönsten botanischen Gärten treten soll […]." Nach der Beschreibung eines durch Kanäle mit dem Stadtgraben und der Lahn verbundenen neuen großen Teiches, fährt Wilbrand fort (S. 169 f.): „In der Mitte des Gartens, etwas zur Seite, findet sich ein etwa 20 Fuss hoher Berg, welcher ehedem an der Gränze des Forstgartens angelegt wurde. Derselbe ist oben im Umkreise mit Ahornbäumen bepflanzt, und gewährt, unter dem Schatten dieser Bäume, über den ganzen Garten eine Uebersicht. Zwei Wege führen in Schneckenlinien hinauf. […] Ein Hauptweg von 12 Schuh Breite führt, vom Eingange in den Garten angefangen, im ganzen Umkreise herum. Vor dem Teiche wird eine abhängige Rasenfläche angebracht. Vorn im Garten bilden eine Parthie ausländischer Bäume […] eine grosse Esplanade. […] Von den inländischen Holzarten habe ich alle grossen Bäume zu erhalten gesucht; das übrige wilde Holz ist fortgenommen worden. Natürlich musste sich die Anlage darnach richten, dass diejenigen Bäume bleiben konnten, die für den Garten bereits eine Zierde sind. In der Esplanade wird, an einer passenden Stelle, dem Hrn. Prof. Walther [Friedrich Ludwig Walther (1759-1824),Vorgänger Wilbrands in der Direktion des botanischen Gartens – R. H.] ein aus Eisen gegossenes Denkmal von seinen Freunden errichtet werden, welches einerseits das Andenken an ihn, und an sein Wirken in diesem Theile des Gartens erhalten, und andererseits dem Garten selbst zur Verschönerung dienen wird." – Zu den Spaziergängen in der und um die Stadt Giessen vom 17. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts vgl. Rolf Haaser, Günter Oesterle, „Schauplätze", in: Panorama 400 Jahre Universität Giessen, hg. v. Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main: Societätsverlag, 2007, S. 151-155.

112 Mit dieser Angabe verweist Julius Wilbrand auf einen Aufsatz seines Vaters mit dem Titel „Beiträge zur Geschichte der Botanik in Deutschland", der am 7. Sept. 1826 im 9. Jg. Bd. 2, Nr. 33 der Zeitschrift *Flora oder Botanische Zeitung*, S. 513-521 erschien. Unter Bezugnahme auf seinen Korrespondentenbericht in Nr. 11 des Jahrgangs 1825 unterbreitet Wilbrand senior auf der Grundlage ihm, wie er schreibt, vollständig vorliegender Urkunden eine Reihe von Erweiterungen und Berichtigungen zu seinen früher getroffenen Aussagen über die Anfänge des botanischen Gartens in Gießen. Auf S. 519 begründet Wilbrand mit etwas spitzfindigen Argumenten, seine Behauptung, dass der Gießener botanische Garten „*wahrscheinlich unter den öffentlichen botan. Gärten Deutschlands der älteste*" sei.

113 Zum Gießener botanischen Garten und zu den übrigen Gärten der Universität vgl.: Hans-Joachim Weimann, *Gärten der Ludoviciana. Lust und Frust, Geschichte und Geschichten*, Biebertal: Verlag des Verfassers, 2001.

114 *Jo. Jac. Dillenii* […] *Catalogus Plantarum sponte circa Gissam nascentum.Cum Appendice, Qua Plantae post editum Catalogum, circa & extra Gissam observatae recensentur, Specierum novarum vel dubiarum Descriptiones traduntur, Genera Plantarum nova figuris aeneis illustrata describuntur: pro supplendisinstitutionibus rei herbariae Josephi Pitton Turnefortii.* Impensis Auctoris; Prostat Francoforti ad Moenum, Apud Joh. Maximilianum à Sande, A. 1719. Digitalisat: http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10301369.html

das zum Theil die Stelle eines Gewächshauses vertreten kann, wird jetzt noch errichtet. Die Direction über den Garten hat Geh. Med.-Rath und Prof. Dr. *Wilbrand*.

Eine kleinere Stelle unter den übrigen blühenden akademischen Anstalten nimmt die Anatomie ein. Sie befindet sich noch, wiewohl umgebaut, in den alten Räumen, die auch ehemals, wo noch das Oeffnen einer Leiche für eine Art Universitäts-Feierlichkeit gehalten wurde, hierfür bestimmt waren, und ist für den jetzigen Unterricht im Raume etwas zu beschränkt.[116] Diesem dringenden Bedürfnisse wird in Kurzem durch Erbauung einer neuen Anatomie abgeholfen werden, da nach den, die hessische Regierung und Stände wahrhaft ehrenden, Beschlüssen des verflossenen Landtages 68,000 Gulden jährlicher Zuschüsse[117] der Universität bewilligt worden sind, von denen ein Theil für Universitätsbauten bestimmt ist. Ausserdem ist eine nicht unbedeutende Summe ausgesetzt, um anatomisch-pathologische Sammlungen zu kaufen, falls sich eine günstige Gelegenheit dazu darbieten möchte, indem die Zahl der jetzt vorhandenen pathologisch-anatomischen Präparate nur als unbedeutend zu nennen ist. Der Direktor des anatomischen Theaters ist Geh. Med.-Rath und Prof. Dr. Joh. Bernhard *Wilbrand*, der Prosektor (dessen Sohn) Dr. Franz Jos. Jul. *Wilbrand*.

Für die Zweige der Thierheilkunde ist der ausserordentliche Professor der Medicin und Kreis-Thierarzt Dr. *Vix* vorhanden, welcher ausser einem anatomischen Theater für Thiere noch eine Klinik für kranke Hausthiere als Privat-Institute eingerichtet hat.[118]

---

115 Friedrich Ludwig Walther, *Flora von Giessen und der umliegenden Gegend für Anfänger und junge Freunde der Gewächskunde. Nebst einem illuminirten Plan des neuen ökonomisch-botanischen Universitätsgartens in Giessen*, Giessen und Darmstadt: Georg Friedrich Heyer, 1802. Digitalisat: http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10303836.html

116 Vgl. Georg Wilhelm Justin Wagner, „Giessen", in: Ders., *Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen*, Bd. 3, *Provinz Oberhessen*, Darmstadt: Leske, 1830, S. 83-91; hier S. 85 f.: „[…] die Anatomie, stehet auf dem Brand, besteht aus einem großen, zu Vorlesungen bestimmten Saale, aus zwei großen Zimmern, in denen die Zergliederungen vorgenommen werden und aus einem Zimmer für die Präparate. […] das anatomische Theater […] erhält die Leichen aus dem Zuchthaus zu Giessen, und aus der Strafanstalt zu Marienschloß, sodann die Leiber der Selbstmörder, der Hingerichteten und derjenigen Vagabunden, deren Herkunft unbekannt ist, aus einem Umkreis von 8 Stunden […]."

117 In der 96. Sitzung der zweiten Kammer der Landstände in Darmstadt wurden am 15. Dezember 1835 mit 30 gegen 19 Stimmen der Universität Gießen eine Summe von 68026 Gulden bewilligt. Die Summe überstieg den bis dahin bewilligten Betrag von 41286 Gulden erheblich. Der neu bewilligte Etat für das Bauwesen war mit 7300 Gulden in der Gesamtsumme enthalten. – *Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1835/36*, Bd. 5, *Protokolle*, Darmstadt: Leske, 1836, (96. Sitzung), S. 7.

118 Vgl. Habermehl „Vix", 1972, S. 28: „Da Vix bei seinem Amtsantritt an der Universität Gießen keine geeigneten Räume für die Unterbringung und Behandlung von kranken Tieren vorfand, mietete er mit eigenen Mitteln im ‚Zimmerhof' neben dem Zeughaus einige Räume und richtete dort auf eigene Kosten ein Institut mit Lehr- und Lernsammlungen und ein allgemeines Tierspital ein, das in der Nähe des Theatrum anatomicum der medizinischen Fakultät am Brandplatz lag." Die äußeren Bedingungen, unter denen Vix

Physik und Chemie werden von zwei zur philosophischen Fakultät gehörigen Professoren vorgetragen, erstere von Hrn. Geh. Finanzrath Dr. G. G. *Schmidt*,[119] welcher zugleich Direktor der Sammlung physikalischer, mathematischer und technologischer Instrumente,[120] so wie der Sternwarte und meteorologischen Sammlung ist, und letztere von Prof. Dr. Just. *Liebig*,[121] der die Direktion über das chemische Laboratorium hat und die Arbeiten der fast aus allen Ländern Europa's hierher kommenden Laboranten leitet. Zu seiner Amtshülfe wurde die seit 2 Jahren erfolgte Anstellung eines Assistenten[122] nöthig. – Ueber einzelne

---

arbeiten musste waren allerdings erbärmlich, worüber er sich in einer Eingabe an die Regierung in Darmstadt vom 29. 9. 1828 mit einer Formulierung beklagte, die Georg Büchners berühmten Klageruf über die Mittelmäßigkeit der Gießener Verhältnisse vorwegnimmt: „Es ist aber alles so voller Erbärmlichkeiten und Jedermann so egoistisch in Gießen, daß ich wirklich wenig mehr für die ganze Sache hoffe." – Zitiert nach Giese, *Die Entwicklung der Tierheilkunde*, 1985, S. 139. – Vgl. auch [J. W. Rau], „Correspondenz-Mittheilungen aus Giessen", 1832, Sp. 667: „Eine fernere, zunächst für die med. Fakultät wichtige Veränderung ist die vor einigen Jahren erfolgte Ernennung eines Lehrers der Thierarzneikunde in der Person des Medizinal-Assessors und Kreis-Thierarztes Dr. *Vix*. Seitdem sind nun unsere Thierärzte nicht mehr genöthigt, auswärtige Institute zu ihrer Ausbildung zu besuchen. Obgleich *Vix* mit rühmenswerther Thätigkeit seinem Berufe vorsteht, Vorlesungen über sämmtliche Zweige seines Faches hält, und auch überdiess noch eine thierärztl. Klinik leitet, so wäre doch die Ernennung eines zweiten Lehrers der Veterinärkunde höchst wünschenswerth, indem das Gesammtgebiet dieser Wissenschaft vorzutragen, offenbar die Kräfte eines Einzelnen übersteigen muss."

119 Georg Gottlieb Schmidt (1768-1837), renommierter Professor der Mathematik und Physik, einer der bekanntesten Experimentalphysiker im deutschsprachigen Raum. Er kam vom Pädagogium in Darmstadt 1784 zum Studium nach Gießen, das er 1785 in Göttingen bei Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800) und Georg Christoph Lichtenberg (1742-99) fortsetzte. Er wurde 1789 zum außerordentlichen 1790 zum ordentlichen Professor der Mathematik ernannt. Seit 1801 leitete er die Gießener Sternwarte, die sich auf dem zu dem Kollegiengebäude am Brandplatz gehörigen Turm befand. Das Ordinariat der Physik und Naturlehre bekleidete er seit 1817. Vgl. Henning Krause, *Georg Gottlieb Schmidt (1768-1837), der „Luftschmidt". Ein biografischer Literaturbericht über den Giessener Physiker und Mathematiker*, Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik, 2007. Sein Handbuch der Naturlehre, zuletzt 1826 in Gießen bei Heyer unter dem Titel *Hand- und Lehr-Buch der Naturlehre zum Gebrauche für Vorlesungen und zum eignen Studium neu entworfen* erschienen, gilt als das seinerzeit zweitwichtigste deutsche Lehrbuch der Physik. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=KhsAAAAAQAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s

120 Vgl. „Universität Gießen", in: *Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen*. Nr. 3, (4. Januar 1828), S. 10 f.: „Die *Sammlung physikalischer Instrumente*. Sie enthält mehrere gute und brauchbare Apparate, namentlich eine treffliche Luftpumpe von Bösler in Darmstadt, einige physicalische Wagen von Hauff, und mehrere elektrische und magnetische Apparate von dem Universitäts-Mechanicus Hoß.

121 Justus Liebig, seit 1845 Freiherr von Liebig, (1803-1873), 1824 außerordentlicher und seit 1825 ordentlicher Professor der Chemie und Pharmazie in Gießen.

122 Carl Jakob Ettling (1806-1856), 1835 Assistent am chemischen Laboratorium in Gießen, 1837 Realschullehrer, seit 1849 außerordentlicher Professor der Mineralogie in Gießen. Zur Zusammenarbeit zwischen Liebig und Ettling vgl. Georg Schwedt, *Liebig und seine Schüler: Die neue Schule der Chemie*, Berlin etc.: Springer, 2002, S. 121 f. – Zu der Rolle Justin von Lindes bei der Erfüllung von Liebigs Wunsch nach einem Assistenten vgl. Eva-Marie

Zweige der Pharmacie hält auch ein hiesiger Apotheker und Privatdocent, Dr. phil. *Mettenheimer*,[123] Vorträge.

Die Aufsicht über die zoologische und mineralogische Sammlung hat nach *Wernekinck's* Tode Geh. Med.-Rath und Prof. Dr. *Wilbrand*, welcher auch die Vorträge über Zoologie hält.

Von jeher waren Mitglieder der Universität, insbesondere der medicinischen und philosophischen Fakultät, Freunde und Kultoren der Naturwissenschaften. Die vielen Privatsammlungen aus den verschiedensten Zweigen des Naturreichs, worunter die Insektensammlung[124] des Hrn. Geh. Med.-Raths *Balser* und die Mineraliensammlung des Herrn Dr. v. *Klipstein*[125] in jeder Hinsicht sehenswerth sind, bezeugen dieses. Sinn für Naturwissenschaften ist ohnedies in Giessen vielfach vorhanden, und es möchten sich Wenige unter den hiesigen Medicin Studirenden finden, welche nicht die Vorträge über Physik, Botanik, Chemie,

---

Felschow, Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*, Gießen: Ferber, 1992, S. 18-20.

123 Johann Friedrich Wilhelm Mettenheimer (1802-1864) hatte sich unter Liebig zum Apotheker ausbilden lassen und war 1827 promoviert worden. Im selben Jahr übernahm der die Pelikan-Apotheke am Kreuzplatz, die er zuvor von dem Medizinprofessor Ernst Ludwig Nebel käuflich erworben hatte. Seit Oktober 1828 war er mit Louise Wilhelmine Friederike Balser, der Tochter des Medizinprofessors Georg Friedrich Wilhelm Balser, verheiratet. Ab 1830 lehrte er an der Universität Pharmakognosie.

124 Christoph Handrack erwähnt in seiner Monographie zu Balser diese Insektensammlung nicht.

125 August von Klipstein (1801-1894), Mineraloge und Geologe. Der in Hohensolms geborene A. v. Klipstein war der Sohn des Darmstädter Kammerrats und Gießener Kammerdirektors Philipp Engel von Klipstein (1747-1808). Nachdem A. v. Klipstein zunächst ab 1831 als Lehrer der Forstwissenschaft in Gießen angestellt war, übernahm er ab 1836 den ordentlichen Lehrstuhl für Mineralogie an der Ludoviciana. Er hatte 1835 in einer von ihm erworbenen Sandgrube bei Eppelsheim den ersten Oberschädel des sogenannten „Schreckenstieres" (Deinotherium giganteum) entdeckt und 1836 zusammen mit seinem Freund, dem Darmstädter Zoologen und Paläontologen Johann Jakob Kaup (1803-1873) in deutscher und französischer Sprache beschrieben. – Vgl. August von Klipstein, Johann Jakob Kaup, *Beschreibung und Abbildungen von dem in Rheinhessen aufgefundenen colossalen Schedel des Dinotherii Giganti mit geognostischen Mittheilungen über die knochenführenden Bildungen des mittelrheinischen Tertiärbeckens*, Darmstadt: Will, 1836. - A. v. Klipsteins umfangreiche Fossiliensammlung, die in der Fachwelt immer wieder für Diskussionen sorgte, wurde, nachdem er im Alter von 92 Jahren in Gießen gestorben war, in alle Welt zerstreut; Teile kamen nach Darmstadt, Bremen, London, Wien und Budapest. Vgl. Ernst Probst, *Der Rhein-Elefant. Das „Schreckenstier" von Eppelsheim*, München: GRIN Verlag, 2010, S. 78 f. – Der materielle Wert der Fossilien in August von Klipsteins Mineralienkabinett wurde im Januar 1828 von dem Gießener Korrespondenten der Zeitschrift *Iris* auf 2000 Gulden geschätzt. – Vgl. „Universität Gießen", in: *Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen*. Nr. 3, (4. Januar 1828), S. 10 f. – Der sensationelle Fund des gigantischen Schädels beförderte nicht nur schlagartig die berufliche Karriere A. v. Klipsteins an der Ludoviciana, sondern wurde von Klipstein und Kaup auch wirksam vermarktet. In einer ihrer Schrift vorgeschalteten „Anzeige für Vorsteher von Naturaliensammlungen betreffend: den mit Oelfarben kolorirten Gypsabguss des ganzen Schedels des Dinotherium giganteum" boten sie mit Hilfe von zwei plastischen Künstlern hergestellte Gipsabgüsse des Riesenschädels zum Verkauf an.

vergleichende Anatomie u.s.w. besucht hätten, wenngleich auch freilich in letzteren Jahren ein grösserer Drang zu den bloss sognannten Brodstudien sich bemerkbar machte. Der voriges Jahr leider zu früh verstorbene Prosektor (Prof. Dr. *Wernekinck*) war als Lehrer der vergleichenden Anatomie und Mineralogie ausgezeichnet. Er bekleidete eine extraordinäre Professur der Mineralogie bei der philosophischen Fakultät und lieferte für diesen Zweig der Naturwissenschaften auch öffentlich einige Aufsätze.

In verwichenem Sommersemester befanden sich hier unter 319 Studirenden (von denen 40 Ausländer waren) 52 Mediciner, der Thierarzneikunde Beflissene 1, der Chirurgie 8, und Pharmaceuten 20."[126]

So weit liessen wir nun den kenntnissreichen und äusserst bescheidenen Sohn des Hrn. Geh. Med.-Raths *Wilbrand*, den Prosektor und praktischen Arzt Dr. *Wilbrand* sprechen. Wir unsererseits vermögen den Geist, der die Lehrer dieser Universität beseelt, hier nur als sehr lobenswerth zu bezeichnen. Jeder Professor führt genau Buch über den Fleiss und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, wovon der Senat der Universität eine Abschrift erhält. Medicinische Promotionen werden immer nur mit einzelnen Kandidaten vorgenommen und die Akten hierüber dem Grossherzoglichen Ministerium übersandt, weil der bei der dasigen medicinischen Fakultät die Doktor-Würde Erreichende damit zugleich die Licenz zur ärztlichen Praxis im Lande erhält.

Herr Geh. Rath *Balser* wendet seine ganze Thätigkeit der strengsten Erfüllung seiner Berufspflichten zu. Er wird seiner vollendeten Lehrfähigkeit und seines klaren praktischen Blickes wegen von den Studirenden als klinischer Lehrer sehr geehrt[127] und auch als Praktiker, namentlich aber als Augenarzt in benachbarten grossen Städten, als in Frankfurt a. M., in Darmstadt und andern Orten viel consultirt. Er ist in der ehemaligen grossen Wiener Schule noch unter *Schmidt*[128] und *Beer*[129] als Ophthalmolog gebildet und auch ein Schüler vom unsterblichen Johann Peter *Frank*[130]. Der frühere Giessener Professor *Voigt*[131] hat seinem allbe-

126 Die Zahlen beziehen sich auf das Sommersemester 1836. Im Sommersemester 1834 hatten von 337 eingeschriebenen Studierenden in Gießen 65 Medizin studiert. Vgl. Wenzel, „Büchner", 2007, S. 170. – Eine Aufschlüsselung in die verschiedenen Teilbereiche der Medizin liefert Wenzel allerdings nicht.

127 In diesem Sinne wird sich Julius Wilbrand auch in seinem anonym veröffenlichten Nachruf auf seinen Kollegen Balser in Sachs' *Medicinischen Central-Zeitung* äußern (10. St., 31. Januar 1846, Sp. 78 f.). Übrigens starben Balser und Sachs im Abstand von nur wenigen Tagen, so dass die erste Meldung von Balser Tod in unmittelbarer Nachbarschaft zu der Todesanzeige Sachs' in der Zeitung abgedruckt wurde (7. St., 21. Januar 1846, Sp. 56).

128 Johann Adam Schmidt (1759-1809), deutsch-österreichischer Chirurg und Ophthalmologe, Professor an der Josephs-Akademie in Wien, Hausarzt Ludwig van Beethovens.

129 Georg Joseph Beer (1763-1821), Wiener Arzt, schuf die Grundlagen der wissenschaftlich fundierten Augenheilkunde. Er gründete 1813 die erste Universitäts-Augenklinik.

130 Johann Peter Frank (1745-1821), Professuren in Göttingen, Pavia, am Wiener Allgemeinen Krankenhaus, und in Vilnius; 1807-1808 Leibarzt des Zaren Alexander I. in St. Petersburg.

131 Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789-1861).

kannten „Lehrbuche der Pharmakodynamik“ viele Ideen und Ansichten seines Lehrers *Balser* mit zu Grunde gelegt, woraus wohl allein schon die Richtung der höhern therapeutischen Ansichten dieses Klinikers zu beurtheilen sein dürfte. Herr B. ist auch ein grosser Insektenkenner, besitzt eine nicht unbedeutende Insektensammlung, so wie noch eine sehenswerthe pathologisch-anatomische Präparatensammlung für Ophthalmiatrik. Derselbe unterhielt sich mit uns über die Werthlosigkeit mehrerer unserer neuern Hand- und Lehrbücher für specielle Pathologie und Therapie, die, weil sie eben durch das „Manus manum lavat“[132] überall gelobt werden, ihn abhalten, Ruhm und Ehre in schriftstellerischen Wirkungskreisen zu suchen.[133] Auch mit der ziemlichen Mode-Ansicht der Gegenwart, dass in der genauen Beobachtung und Erforschung der stationären Krankheits-Konstitution das *Fundament* der medicinischen Praxis liege, kann er sich nicht befreunden. Er ehrt die hierher gehörigen Bestrebungen aller Zeiten, und namentlich die von *Sydenham,*[134] *Clifton Wintringham,*[135] *Lepecq de la Cloture*[136] u. von *Stoll*[137] nur innerhalb gewisser Grenzen, aber kann nicht zugeben, dass die Sonderung der Jahre von den intercurrenten Krankheiten, dass die Beachtung des Einflusses jener auf den Charakter dieser den einzigen sichern Leitstern in der Praxis abgebe.

Der Prof. der Chirurgie, Hr. Dr. *Vernher,*[138] ist ein lebendiger, eifriger und erst 27 Jahr alter Lehrer, der früher Naturwissenschaften, und namentlich Mineralogie, gelehrt hat. Er hatte die Gefälligkeit, uns in seine Klinik zu führen, wo er grade bei einem Manne von etwa 36 oder 38 Jahren[139] das sogenannte, in Deutschland noch etwas spärlich beobachtete, erst von England aus durch R. W.

---

132 „Eine Hand wäscht die andere.“

133 In diesem Punkt stimmt Sachs mit Kilian *Die deutschen Universitäten*, 1828, S. 289, überein: „[Balser] gehört nicht unter jene Gelehrten Deutschlands, die Ruhm und Ehre in einem grossen schriftstellerischen Wirkungskreise suchen: seine Thätigkeit ist der strengsten Erfüllung seiner Berufsgeschäfte […] gewidmet.“

134 Thomas Sydenham (1624-1689), englischer Arzt, der u.a. eine Reihe klassischer Beschreibungen von Infektionskrankheiten vorlegte.

135 Clifton Wintringham (1689-1747/8), englischer praktischer Arzt, der u.a. eine Abhandlung über endemische Krankheiten veröffentlichte.

136 Louis Lepecq de la Clôture (1736-1804), Mediziner in Caen (Frankreich); veröffentlichte mehrere Arbeiten über epidemische Krankheiten.

137 Maximilian Stoll (1742-1787), österreichischer Arzt deutscher Herkunft, Professor an der Universität Wien.

138 Adolph Carl Gustav Wernher (1809-1883); s.o.

139 Es handelte sich um den Tagelöhner Conrad Schneider aus Langenhain, der am 21. November 1835 im akademischen Hospital aufgenommen wurde. Die von Wernher 1836 veröffentlichte Krankengeschichte reicht bis zum 12. April 1836, wobei er bemerkt, dass zum Zeitpunkt der Abfassung seiner Abhandlung der Patient noch bei ihm in Behandlung war. Sachs' Aufenthalt in Gießen dürfte also kaum nach dem April 1836 stattgefunden haben. – Vgl. Adolph Wernher „Ueber Malum coxae senile, Coxarthrocace und Coxalgia (Fricke)“ in: *Jahrbücher der In- und Ausländischen Gesammten Medicin*, hg. v. Carl Christian Schmidt, 1836, Bd. 12, S. 99-113; hier S. 100-102.

Smith[140] bekannt gewordene Malum coxae senile zu behandeln hatte. Derselbe beabsichtigte, diesen Fall bekannt zu machen,[141] denn es ist ihm dabei wahrscheinlich geworden, dass wo dies Malum coxae senile vorgekommen sei, dasselbe wahrscheinlich mit dem 3ten (2ten Verkürzungs-) Stadium der Coxarthrocace verwechselt worden ist. Er glaubt die Merkmale genau nachweisen zu können, vermöge welcher er die erstgenannte Krankheit von dieser, bei der er die Veränderungen im knöchernen Apparate des Gelenkes durch die beständige Contraction des Oberschenkel-Muskels finden will, unterscheidet. Herr V. bezweifelt die Existenz einer Coxalgie in *Fricke*'s[142] Sinne, glaubt vielmehr, dass

140 Robert William Smith (1807-1873), Professor für Chirurgie am Trinity College in Dublin. Er hatte noch als Lizentiat des Royal College of Surgeons und Kurator des Museum of Richmond Surgical Hospital im November 1834 im *Dublin Journal of Medical and Chemical Science*, Bd. 6, S. 205-229, eine Abhandlung über die Diagnostik des Schenkelhalsbruches mit dem Titel "On the Diagnosis of Fractures of the Neck of the Femur" veröffentlicht, in dem er das von ihm als „morbus coxae senilis" bezeichnete Krankheitsbild beschrieb: „Der *morbus coxae senilis* kömmt am häufigsten bei der arbeitenden ärmeren Volksklasse und sonst gesunder Körperconstitution, aber selten vor dem funfzigsten Lebensjahre vor. Hin und wieder werden auch Individuen aus den höheren Ständen davon ergriffen. Diese Krankheit beginnt unter Schmerzen und Steifigkeit des Hüftgelenkes, die Schmerzen nehmen nicht gradweise ununterbrochen an Heftigkeit zu, sie verlieren sich vielmehr durch's Gehen, die Steifigkeit des Gelenkes mindert sich und dasselbe wird nachgiebig. […] Das leidende Glied verkürzt sich allmälig, der Gang des Kranken wird hinkend […]. Übersetzung in: Xaver Schömann, *Das Malum Coxae Senile. Monographie*, Jena: Mauke, 1851, S. 2.

141 In seiner 1847 veröffentlichen Monographie über die Hüftkrankheit Malum coxae senile kommt Wernher erneut auf den Fall zu sprechen: „Im Jahre 1836 erschien von mir ein kleiner Aufsatz über eine Krankheit des Hüftgelenkes, die bisher in Deutschland unbeachtet geblieben war und deren Erscheinungen bald mit denen der Coxalgie, bald mit denen der Intracapsularfractur des Schenkelhalses verwechselt wurden. Ich selbst hatte die Anregung durch einen Aufsatz von R. W. Smith, der mir aber bis jetzt nur durch einen Auszug in Froriep's Notizen Bd. 43, p. 297 bekannt geworden ist, erhalten. Die Originalarbeit von R. W. Smith, in Dublin journ. of med. sc. Vol. VI, Sept. 1834, habe ich mir leider bis jetzt nicht verschaffen können. R. Smith nannte die Krankheit Malum coxae senile, weil er sie nur bei alten Leuten beobachtete. Auch meine erste Beobachtung, auf welche sich meine Arbeit stützte, wurde bei einem älteren Manne gemacht, und ich hatte daher keinen Grund, von der Benennung der Krankheit, welche ihr Smith gegeben hatte, abzuweichen. – Ich konnte nicht hoffen, nach einer einzigen Beobachtung, die mir nicht einmal die Gelegenheit dargeboten hatte, die Diagnose durch Section zu vervollständigen, ein vollkommen genügendes Bild von der Krankheit, ihren Erscheinungen, ihrem Verlaufe und ihrem Wesen gegeben zu haben. So viel hatte mich aber doch eine mehrmonatliche Beobachtung jenes Falles gelehrt, dass das sogenannte Malum coxae senile eine Krankheit sey, deren Unterscheidung von der Coxalgie eben so wichtig in theoretischer, als in practischer Beziehung ist. – Fortgesetzte Beobachtungen in der Hospital- und Privatpraxis, so wie die Benutzung eines reichhaltigen anatomisch-pathologischen Cabinets, haben mir erlaubt, meine frühern Ansichten über die fragliche Krankheit zu bestätigen und sie durch die noch fehlenden anatomischen Untersuchungen zu ergänzen und zu vervollständigen." Adolph Wernher, *Beiträge zur Kenntnis der Krankheiten des Hüftgelenkes, Malum coxae senile, Coxalgie und Fractura intracapsularis colli femoris*, Gießen: Ricker, 1847, S. 1.

142 Johann Karl Georg Fricke (1790-1841), Chirurg in Hamburg.

das, was dieser so benannt hat, ein geringer Grad von schleichend verlaufender Coxarthrocace mit Verlängerung des Gliedes im entzündlichen Stadium war, und dass der Uebergang in manifeste Coxarthrocace und in Verkürzung des Gliedes sich nicht in der von Hrn. *Fricke* angegebenen Weise bewerkstellige, sondern dadurch, dass sich die Entzündung auch auf die äusseren Gelenktheile und das Kapselband fortsetze.

Den würdigen Hrn. Geheimen Rath *Nebel*, welcher bekanntlich schon Ende des vorigen Jahrhunderts literarisch thätig gewesen,[143] waren wir zu besuchen abgehalten.

Einen recht vortrefflichen Charakter glauben wir in dem als fruchtreichen physiologischen Schriftsteller rühmlichst bekannten Hrn. Geh. Rath *Wilbrand* kennen gelernt zu haben, wie kurz auch die Zeit war, welche wir bei ihm zubringen konnten. Es gehört offenbar zu den schönsten Seiten des socialen Lebens, dass wir in der Nähe von Gleichgesinnten und Gleichgestimmten gleich nach einer kaum begonnenen Bekanntschaft uns schon so behaglich fühlen, als sei dieser Umgang bereits lange auf Pfeilern edler Freundschaft gebauet und auch für eine ewige Zukunft begründet. Wir empfanden diese Behaglichkeit in *Wilbrand*'s Nähe, wozu wohl die anziehende Lektüre seiner Auto-Biographie in *Justi*'s „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrtengeschichte"[144] wesentlich beigetragen haben mag die uns kurz vorher in die Hände fiel. W. ist der Sohn armer, aber braver Bauereltern, und wie er gelebt und was er geleistet, es ist dies Alles sein eigenes Werk. Derselbe ist schon 27 Jahre Lehrer in Giessen und hat Vocationen unter den besten Zugeständnissen, wie z. B. von Erlangen, von Freiburg u. a. O. ausgeschlagen. - Ist auch seine anatomische Anstalt noch eine werdende, so kann doch sein botanischer Garten gewiss den besten akademischen Gärten in Europa beigezählt werden. - Er charakterisirt die Physiologie als eine wissenschaftliche, klare Darstellung des Lebens in der Natur und dadurch die Physiologie des Menschen als eine eben solche Darstellung des Lebens im Menschen. Nach ihm befindet sich die Natur in einem stets aufwärts strömenden Strome, welcher durch den Menschen in das Uebersinnliche geht. Durch seinen sehr beweglichen Geist verlor er sich zwar schon oft in phantasiereiche Spekulationen und gerieth dadurch in Irrthümer, aber wer kennt nicht das „errare humanum est!" Von jeher wich er bedeutend von mehreren unserer Physiologen ab und noch jetzt beharrt er in Vielem; mikroskopische Beobach-

143 Sachs denkt vermutlich an die bereits bei Kilian, *Die Universitäten Deutschlands*, 1828, S. 290 angeführten Schriften: *Specimen Nosologiae Brutorum Cum Hominum Morbis Comparatae*. Adornavit Atque Edidit Ernestus Ludovicus Wilhelmus Nebel Med. Doctor Et Professor Publ. Ord., Gießen: Braun, 1798, und *Antiqvitates Morborvm Cvtaneorvm*. Exposvit Ernestvs Lvdovicvs Wilhelmvs Nebel, Gießen: Braun 1793.

144 Karl Wilhelm Justi, *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806. bis zum Jahre 1830.*, Marburg: Chr. Garthe, 1831, S. 768-806; Verzeichnis der Schriften Wilbrands: S. 803 ff. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=r-hQA-AAAcAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s – Das Manuskript der Autobiographie Johann Bernhard Wilbrands aus dem Jahr 1831 befindet sich im „Familienarchiv Wilbrand" im Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt.

tungen haben für ihn nur einen untergeordneten Werth, und fürwahr, die reine sinnliche Empirie, auf welche einige unserer überaus materialistischen Physiologen so gewaltsam dringen, verdient als *prävalirendes* Prinzip der Menschen-Physiologie (der eigentlichen Anthropologie) in der That nicht anerkannt zu werden, wie nothwendig sie auch für die Grundlage und den Anfang der Erkenntniss ist. In der Schule des grossen *Carl Friedrich Burdach*[145] haben wir, für unsern geringen Theil, schon früh einsehen gelernt, dass die rein *sinnliche* Empirie allein dem Forschungsgeiste weder auf physiologischem, noch auf medicinischem Gebiete genügen kann, und dass es ausser derselben noch eine *historische* und *vergleichende* giebt, welche uns durch die Kenntniss der lebendigen Entwickelung in der Physiologie (durch die Entstehung und Ausbildung der organischen Welt) zu den Bildungsgesetzen führt, ohne dass man zu Hypothesen und Meinungen seine Zuflucht zu nehmen braucht. Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir daher auch in unserer Central-Zeitung vor einigen Jahren Hrn. *Wilbrand*'s „*allgemeine vergleichende Physiologie der Pflanzen und Thiere*" Willkommen zugerufen, denn in einer Zeit, wie in der unsrigen, die so einseitig fast nur praktischen Interessen huldigt, können allgemeinere Forschungen, die vor wenigen Decennien nur ein zu grosses Uebergewicht erhalten hatten, nach dem neuesten Standpunkte der Scientien von Männern unternommen, deren Erfahrung in der allgemeinsten Anerkennung steht, immer nur als erfreuliche Erscheinungen bezeichnet werden.

Hinsichtlich des Kreislaufes läugnet Herr W. den Uebergang des Blutes aus der arteriellen in die venösen Strömungen; er behauptet vielmehr, die arterielle Strömung gehe in stetem Flusse in die Metamorphose unter, und aus dieser werde die venöse Strömung stets von Neuem geboren. Nach seiner Lehre umfasst der Kreislauf das Ganze eines Geschöpfes und bezieht sich nicht blos auf dessen Säfte; er gründet diese Lehre auf den ursprünglichen Kreislauf in der Natur, der als Ausdruck des Lebens sich in der gegenseitigen Bewegung der Himmelskörper abbildet, und der sich in der Erde in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne, in ihrer Rotation um ihre Axe ausdrückt. Diese ursprüngliche Bewegung, die dem Ganzen des Erdballs und daher auch jedem Stäubchen desselben zukommt, stellt sich in den organischen Geschöpfen als der Kreislauf derselben in denselben dar, und kann sich daher gleichfalls nur auf das Ganze des Geschöpfes beziehen. Er läugnet überhaupt, dass hier oder irgendwo die Naturwissenschaft bloss auf den äussern Schein gegründet werden kann, wie ihn etwa die mikroskopischen Beobachter vermeintlich geben. Er läugnet auch die sinnliche Darstellbarkeit letzter Endigungen der Gefässe, so wie das Dasein von aushauchenden Gefässen. Wohl etwas zu weit dürfte aber dieser geistreiche Physiolog wieder darin gehen, wenn er z. B. die meisten Vivisectionen und auch die chemischen Erklärungen aus der Physiologie verbannt wissen will, die Möglichkeit von chemischen Analysen und Synthesen in der Natur bestreitet und nur

145 Karl Friedrich Burdach (1776-1847), Professor der Physiologie an der Universität in Königsberg, bei dem Sachs studiert hatte.

Metamorphosen anerkennt, wonach also kein sogenannter Stoff, keine Materie einen bleibenden Bestand jemals haben können.

Sein Schwager, der Herr Geh. Rath *Ritgen*, ist ein nicht minder geistvoller und in Naturphilosophie gewiegter Arzt, noch in dem kräftigsten Alter und von einer sehr einnehmenden Persönlichkeit. Seine Abhandlungen in philosophischer, physiologischer, naturgeschichtlicher, comparativ-anatomischer, obstetricischer und medicinisch-polizeilicher Richtung füllen in dem schon vorhin genannten biographischen Werke von *Justi* viele Seiten.[146] Derselbe gilt im Lande als ein sehr ausgezeichneter Staatsarzt, der schon lange und oft Entwürfe zur bessern Organisation des Medicinalwesens in Hessen, unter grossem Beifalle der Grossherzogl. Landesregierung, geliefert hat, und da er seines würdigen Charakters, wie seiner vielseitig grossen Kenntnisse wegen in der Ständeversammlung als Mitglied fungirt,[147] so verdankt die Universität wahrscheinlich auch ihm zum grossen Theile, was jetzt von Seiten der Stände Alles gethan wird, um die Stellung der Lehrer angenehm und durch Herbeischaffung der Hülfsmittel ihren Unterricht nutzreicher zu machen. In Deutschland steht Prof. *Ritgen* als einer der besten Geburtshelfer mit Recht in grossem Rufe, und *Schulte* hat von seiner obstetricischen Anstalt nicht zu viel gesagt; das Haus ist allerliebst, Säle und Zimmer sind äusserst geräumig, die Reinlichkeit darin vortrefflich, die Krankheitsgeschichten werden, wie wir uns überzeugten, mit einer Ausführlichkeit, wie fast nirgends, geführt, und ihnen die Zeichnungen von Beckenmessungen jeder Gebärenden (wie sie von Hrn. R. in *Froriep*'s geburtshülflichen Demonstrationen[148] schon veröffentlicht worden sind), beigelegt. - Der ökonomische Theil der Anstalt ist mit einer besondern Umsicht und Sparsamkeit verwaltet; so ist z. B. die Kost an eine Familie in der Stadt verpachtet, die Oberhebamme aber muss sich selbst in der Anstalt kochen und den von der Stadt eingehenden Speisevorrath controlliren. - Eine sehr decente, nachahmenswerthe Vorrichtung ist auch die, dass die zum Touchiren bestimmten Individuen hinter einem leinenen Vorhange stehen, in welchem eine Oeffnung ist, durch die der Touchirende bei der Manualuntersuchung seine Hand steckt, auf welche Weise das Gesicht der Person ungesehen bleibt.[149] - In seiner äusserst umfangreichen Bibliothek, Prä-

146 Karl Wilhelm Justi, *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806. bis zum Jahre 1830.*, Marburg: Chr. Garthe, 1831, S. 550-561; Verzeichnis der Schriften Ritgens: S. 558 ff. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=r-hQAAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s

147 Ritgen gehörte dem Landtag als Abgeordneter des Wahlbezirks Gießen-Stadt von 1835 bis 1841 an.

148 Die Zeitschrift Geburtshülfliche Demonstrationen. Eine auserlesene Sammlung der nöthigsten Abbildungen für die Geburtshülfe, hg. v. Ludwig Friedrich von Froriep, erschien 1825-1832 in Weimar.

149 Ritgen hat die Vorrichtung folgendermaßen beschrieben: „Ich lasse […] die Schwangeren in eine Art von Thor treten, welches hinten offen ist […] und vorn mit einem Vorhange verhangen wird, in welchen je zwei senkrechte, mit Krausen besetzte Einschnitte sich befinden, durch welche die Hände des vor dem Vorhange Knieenden oder sitzenden Touchierenden zu der im Schrank stehenden Schwangern hingeführt werden. Die Vorrich-

paraten- und Instrumenten-Sammlung sahen wir seine Geburtszange mit verlängerbaren Löffeln, die er bereits in der mit von ihm redigirten „Gemeinsamen deutschen Zeitschrift für Geburtshülfe“ beschrieben hat,[150] im Original; ferner seine neuesten *Beiträge zur Aufhellung der Verbindung der menschlichen Frucht mit dem Fruchthalter und der Ernährung derselben* mit vortrefflichen Abbildungen in Folio,[151] deren Wesentlichstes, namentlich den Bau der Blutzellen, des Uterus und der hinfälligen Häute, die Flocken der Lederhaut und den Vorgang der foetalen Ernährung, insbesondere die Respiration betreffend, von demselben schon in der medicinischen Section der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart 1834 mit Beifall vorgetragen wurde, über welches sich auch unser Jahrbuch in diesem Almanache noch verbreiten wird.

Unter den 4 praktischen Aerzten, welche Giessen ausser dem eben genannten ärztlichen Personale zählt, ist der dortige Hofrath und Physikatsarzt Dr. *Rau* besonders als homöopathischer Schriftsteller in Deutschland vortheilhaft bekannt. Wir besuchten denselben (um bei ihm ein Schreiben an seinen Sohn, den schon vorhin genannten Hrn. Prof. *Rau* in Bern, einzuschliessen),[152] bei welcher Gelegenheit er die Güte hatte, uns ein Exemplar seines der homöopathischen Central-Versammlung zugedachten „*Sendschreibens* an alle Verehrer der rationellen Heilkunst nebst Thesen über Homöopathik“ zu schenken.[153] Wir theilen

---

tung ist nahe vor der Flügelthür des Zimmers aufgestellt, so dass die Schwangern ungesehen ein und ausgehen können. Sollen die Augen in besondern Fällen bei der Untersuchung gebraucht werden, so führe ich den Zögling hinter den Vorhang.“ – Ritgen, *Jahrbücher*, Bd. 1, S. 11 f.; zitiert nach: Carl, *Hebammenausbildung*, 1999, S. 40.

150 *Gemeinsame deutsche Zeitschrift für Geburtskunde*, Bd. 4, (1829), H. 1, Tadel 3. – Reproduktion der Abbildung: Ulrike Enke, Sigrid Oehler-Klein, *Professoren – Patienten – Studenten. Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen seit 1607*. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen: Der Dekan des Fachbereichs Medizin, 2007, S. 49. – Ebd. auch eine Erläuterung der von Ritgen entwickelten Geburtszange aus der Feder von Irmtraut Sahmland: „Da ihm die Geburtszange in der üblichen Form mit zwei gegengleichen Branchen (Blättern) unpraktisch erschien, um sie bei Schiefstellungen des kindlichen Kopfes gut ansetzen zu können, entwickelte Ritgen eine dreilöchrige Geburtszange. Diese Konstruktion erlaubte es, je nach Bedarf die beiden Blätter in der Länge zueinander versetzt anzubringen.“

151 Ferdinand August Max Franz von Ritgen, Beiträge *zur* Aufhellung *der* Verbindung *der* menschlichen Frucht *mit dem* Fruchthälter und *der* Ernährung derselben. Mitgetheilt in *der* anatomisch-physiologischen Abtheilung *der* im September 1834 zu Stuttgart versammelten Ärzte und Naturforscher, Leipzig, Stuttgart: Scheible, 1835. 78 S. mit 3 Tafeln, 2°.

152 Es war in der Gelehrtenwelt im 18. und 19. Jahrhundert üblich, Briefe, die denselben Postweg hatten, in andere Briefsendungen einzuschließen, um Porto zu sparen. Es gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des Empfängers, dass er die eingeschlossene Post an den jeweiligen Adressaten weiterbeförderte.

153 Über Johann Jakob Sachs' Verhältnis zur Homöopathie äußerst sich Hoffbauer in seinem Nachruf auf Sachs folgendermaßen: „Was die Beziehungen des Herausgebers [des Blattes *Berliner medicinische Central-Zeitung* – R. H.] zur *Hahnemann*'schen Lehre anlangt, so lässt derselbe allerdings einige Male den Schein zu, als protegire er dieses neue System, wenigstens als sei er nicht abgeneigt, unter Umständen etwas davon zu halten. Damals war freilich der leiseste Verdacht dieser Art hinreichend zu einem Verdammungsurtheile; ein wahrhaft zelotischer Eifer hatte sich bezüglich dieser Angelegenheit der alten Schule bemächtigt,

nun auf nachfolgenden wenigen Seiten den Hauptinhalt desselben mit, wie wir es vorher S. 94. mit den *Wolff*schen Thesen gethan,[154] weil daraus wiederholentlich die Ueberzeugung hervorgeht, dass ohne Zweifel auch in der homöopathischen Angelegenheit die Vernunfterfahrungen bald den Streit ausgleichen und der Wahrheit den Sieg verschaffen werden. Hr. *Rau* sagt:

> „Die Gegner der Homöopathie haben gar nicht Unrecht, dass *Hahnemann*'s Schule dem wichtigen Studium der propädeutischen Wissenschaften gradezu den Stab bricht, da, um in ihrem Sinne Arzt zu sein, es in der That nur eines guten Gedächtnisses bedürfe, um die demselben einverleibten Arzneisymptome in jedem Krankheitsfalle mit den vorhandenen Erscheinungen zu vergleichen und das *Simile* der äussern Erscheinung als einzige Heilart benutzen zu können. Die illusorischen Erwartungen Vieler, welche den Verheissungen des Meisters blindlings vertrauten, sind zu sehr getäuscht, als dass die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der gesammten Doctrin nicht ausgesprochen werden dürfte und müsste. Schon im J. 1824 habe ich mich in gleichem Sinne ausgesprochen, und bei der lebendigsten Ueberzeugung von der Wichtigkeit des homöopathischen Heilprincips mich nie in eine solche Geistesgefangenschaft begeben, um alle Folgerungen *Hahnemann*'s, noch weniger alle Zugaben zu der Lehre desselben zu billigen, und dem

---

und wenn auch Hellerblickende in den Wunderkräften der Homöopathie die grossen Wirkungen der Naturheilkraft ahnen mochten, und *Sachs* in seiner concentrirenden Stellung auch diesen neuen Zweig der Heilkunde nicht unberücksichtigt lassen durfte, so war er dennoch genöthigt, den Schein irgend einer Vorliebe bald möglichst zu entkräften, und dazu dienen in der Central-Zeitung: ein längerer polemischer Aufsatz von *Neumann* ln Aachen in Nr. 41 u. 42 [2. Jg. (1833) – R. H.], ferner die in derselben Nummer aus *Casper*'s Wochenschrift entnommene, von Dr. *Behr* in Bernburg erhobene Beschuldigung, dass *Hahnemann* an dem Tode des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Cöthen einen Theil der Schuld trage; endlich (S. 699) einige der neuen Lehre bitter feindliche Correspondenzartikel aus Westfalen und Carlsruhe. Was jedoch damals sehr verpönt war, darf hier wohl eingestanden werden, dass *Sachs* der Homöopathie allerdings einigen Glauben beimass, wenigstens äusserte er sich öfters dahin, dass das *Hahnemann*'sche Heilsystem nicht ganz verwerflich sein könne, weil er (*Sachs*) demselben Männer anhängen sehe, die allgemein als gesinnungstüchtig und wahrheitsliebend ebenso sehr, wie als wissenschaftlich durchgebildet und kenntnissreich anerkannt würden." Hoffbauer, „Johann Jacob Sachs", 1848, S. XXXVII f. – Dass, was die letzte Bemerkung betrifft, Sachs durchaus u.a. an Gottlieb Ludwig Rau gedacht haben dürfte, erhellt aus dem in vorliegendem Beitrag analysierten Zusammenhang.

154 Sachs hatte im *Medicinischen Almanach für das Jahr 1837* S. 93-108 eine medizinische Beschreibung Dresdens eingerückt, in welchem Rahmen er die homöopathischen Thesen des Dresdener Arztes Paul Wolf im vollen Wortlaut abgedruckt hatte. Sachs präsentierte in diesem Zusammenhang Wolf als neuen Reformator der Homöopathie: „Wir fanden bald, dass derselbe zu der *kleinen* Zahl der geistesfreien Homöopathen gehört, die *Hahnemann*'s Organon nicht als einen unantastbaren Codex betrachten und ihr eigenes Nachdenken dadurch gefangen halten, und dass er mit Hofr. *Rau* in Giessen und […] Prof. *Arnold* in Zürich […] sich darüber sehr gern wegsetze, von den Anhängern der stricten *Hahnemann*schen Observanz mit der Benennung ‚Halb-Homöopathen', und von Allöopathen mit den noch verächtlichern, ‚Bastarde', bezeichnet werden."

Imperativ des Meisters knechtisch zu gehorchen. Auch war ich der Einzige nicht, der diesen Weg wandelte. Andere haben ein Gleiches gethan, und nicht ganz klein ist bereits die Zahl der freien Homöopathen. - *Hahnemann* hat, abgesehen von der Wichtigkeit des homöopathischen Heilprincips, sein Lehrgebäude mit vielen, von diesem Princip ganz unabhängigen Sätzen vermischt, welche der Polemik eine Masse gährenden Stoffs lieferten. Vielleicht war aber auch diess grade nothwendig, um eine Opposition in Thätigkeit zu setzen, durch welche allein es möglich war, das Gold von der Schlacke zu scheiden. - Die geläuterte Homöopathik verdient keine *Hahnemann*sche genannt zu werden. Doch werden beide noch immer mit einander verwechselt, weil es für den Zweck der Opposition sehr bequem ist, die längst enthüllten schwachen Seiten wiederholt als Angriffspunkte zu benutzen. Um aber den Missverständnissen entgegen zu wirken, ist es an der Zeit, alle der neuen Doctrin einverleibte unstatthafte Hypothesen und falsche Folgerungen zu enthüllen, Irrthümer zu berichtigen, und absichtlichen Betrug ohne Rücksicht zur Schau zu stellen, ein wirklich reines System der Homöopathik zu gründen, denn ein geläutertes Organon der Heilkunst ist Bedürfniss unserer Zeit, und schlage ich für die Grundlage einer systematischen Bearbeitung der Homöopathik folgende 60 Thesen vor etc."

Für unsern Zweck reichen aber schon folgende hin:

Der durch Erfahrung festgestellte Satz „similia similibus curantur" ist die Grundlage des Systems der homöopathischen Heilkunst.[155] Symptome sind nur die äussere Abspiegelung, die ausgesendeten Strahlen eines inneren innormalen Zustandes, welcher vom inneren Auge des Verstandes erschaut werden muss. - Die Bedeutung der äusseren Erscheinungen zu verstehen, ist vorzügliche Bedingung eines rationellen Heilverfahrens. - Die pathologischen Ansichten *Hahnemann*'s sind einseitig dynamisch mit nachtheiliger Verkennung aller innormalen räumlichen Verhältnisse. - Die Behauptung, dass die sämmtlichen Vegetationsprocesse von Syphilis, Sykosis oder Psora abstammen, ist eine ganz unerweisliche Hypothese. - Wahr ist es aber, dass die Hartnäckigkeit vieler Gesundheitsstörungen von Erkrankungen des vegetativen Systems herrührt, und dass diese häufig als Nachkrankheiten einer der 3 genannten Formen zu betrachten sind. - Die collective Benennung: antipsorische Arzneien dürfte verbannt werden, weil sie auf die wenigsten der dazu gerechneten Mittel passt. - Es giebt verschiedene Heilmethoden, deren jede ihren eigenthümlichen Werth haben kann. Es ist von höchster Wichtigkeit, die heilbringende Bedeutung neuer Erscheinungen zu verstehen, und die Natur in ihrem Heilbestreben nicht zu stören. - Eine Spontaneität der Naturheilkraft ist nicht anzunehmen. Alle, dem Selbsterhaltungszwecke entsprechende Vorgänge sind den Gesetzen der Lebenskraft

155 [Originalfußnote:] *Dieser Fundamentalsatz der homöopathischen Heilmittel-Heuristik ist auch von Nichthomöpathen zugegeben worden, allein nur nicht als neu, und nicht auf alle Krankheiten anwendbar. Hgbr.*

überhaupt untergeordnet. Auch die Homöopathik zielt dahin, Gegensätze hervorzurufen, nur aber mit anderen Mitteln und auf anderem Wege. - Die für sich bestehende, auf den Gesetzen des Antagonismus beruhende ableitende Methode ist rationell, und kann oft neben anderen Methoden Platz finden. Der Grundsatz „contra contrariis" ist in der That zu natürlich, um gradezu verworfen werden zu können. Bei vielen Krankheiten ist aber der Gegensatz nur eine Negation. Daher ist es auch häufig leichter, das simile, als das contrarium zu finden. Es gibt offenbar rein örtliche Krankheiten, welche örtlichen Mitteln weichen. - Es ist eine Schattenseite der *Hahnemann*'schen Therapie, die Heilindicationen nur nach äusseren Zeichen festzustellen. Es ist aber Glanzseite der geläuterten Homöopathik, unter den Erkenntnisquellen die objectiven Wahrnehmungen über Hypothesen zu stellen. - Das Wesen der Homöopathik besteht in der Wahl specifischer Mittel, nicht aber darin, durchgängig nur die höchsten Verdünnungen der Arzneien anzuwenden. - *Hahnemann*'s unsichere Theorie von den sogenannten Arzneipotenzirungen steht in keinem Zusammenhange mit dem homöopathischen Heilprinzip. Das darin enthaltene Wahre beschränkt sich bloss darauf, dass Auflösbarkeit, Zertheilungsfähigkeit der Aerzneien die Bedingung ihrer Wirksamkeit ist, welche aber bei weiter fortgesetzten Verdünnungen wieder abnimmt. - Wenn, wie im Scheintode, die Reizempfänglichkeit und das Reactionsvermögen sehr danieder liegen, ist von hohen Arzneiverdünnungen nichts zu erwarten.

Seit dem Sommer 1833 besteht auch ein medicinisch-naturhistorischer Verein, „Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde" benannt, der sich hauptsächlich auf Veranlassung des dortigen würdigen Arztes Hrn. Dr. *Weber*[156] constituirt hat, wozu die am 18. Juli stattgehabte Feier des 25jährigen Dienst-Jubiläums des Hrn. Geh. Raths *Ritgen* den Impuls gegeben.[157] An den Versammlungen können auch die in Giessen studirenden Kandidaten der Medicin als ausserordentliche Mitglieder Theil nehmen. Am 27. Juli d. J. fand zu Wetzlar eine Generalversammlung Statt (s. weiterhin „Tagesgeschichte S. 18."[158]). Die Gesellschaft zählt 13 ordentliche und 20 ausserordentl. Mitglieder. Präsidenten sind die Herren: *Ritgen* und *Wilbrand* und Secretaire die Herren: Dr. *Weber* und Pro. *Vix*. -

156 Georg Friedrich Weber, Privatdozent in Gießen, war spezialisiert auf spezielle Pathologie und Rezeptierkunst. Er stammte aus Reichelsheim und hatte 1819 in Gießen die Doktorwürde der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe erlangt. Er wurde 1825 Marstallarzt, 1834 Arresthausarzt und 1840 Physikatsarzt. Er war noch 1847 Sekretär und Chronist der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Später erscheint er als Physikatsarzt in Biedenkopf und Seligenstadt. Sein Sohn ist der 1829 in Gießen geborene Ophthalmologe Friedrich Ferdinand Adolf Weber. – G. F. Weber löste 1841 Rau in seiner Tätigkeit im Balserschen Impfinstitut ab. - Vgl. Handrack, *Balser*, 1979, S. 131 und 246; Giese, *Die Entwicklung der Tierheilkunde*, 1985, S. 157.

157 Vgl. Georg Friedrich Weber, „Zur Geschichte der [Oberhessischen] Gesellschaft [für Natur- und Heilkunde]", in: *Erster Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde*, Gießen 1847, S. 1-3.

158 Dieser Querverweis konnte nicht verifiziert werden; im *Medicinischen Almanach für das Jahr 1837* findet sich kein entsprechender Beitrag.

Die engen Raumverhältnisse dieses Taschenbuches gebieten uns, die Reiseblicke hier abzubrechen, und - wenn sie nur einigermassen nachsichtige Aufnahme finden - Fortsetzung und Schluss derselben im nächstjährigen Almanache, so Gott es will, folgen zu lassen.

Jagd auf Napoleon durchs Gießener Land

ANDREAS EMMERICH

Zwischen Leipzig und Kaub: Der Zug der schlesischen Armee

Die schlesische Armee rückte nach der Schlacht von Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) in Verfolgung der Franzosen nach Westen und war am 21. Oktober bis in den Raum Freiburg an der Unstruth gelangt. Sie zog über Langensalza und Eisenach am 29. Oktober in Fulda ein. Am 31. Oktober wurde beschlossen, dass das böhmische oder Hauptheer unter dem Fürsten Karl Philipp zu Schwarzenberg, das über Naumburg, Weimar, Erfurt und Gotha nach Westen zog die Franzosen weiter auf dieser großen Straße nach Frankfurt verfolgen sollte. Für den Fall, dass Napoleon nicht bei Mainz über den Rhein gehen, sondern nach Norden schwenken würde, wurde die Schlesische Armee über den Vogelberg in diese Richtung beordert.[1]

Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher gehorchte diesem Befehl von Schwarzenberg widerwillig, er bedeutete den beschwerlicheren Weg. Der angenommene Nordschwenk Napoleons schien wenig wahrscheinlich. Blücher blieb in Eilmärschen mit den Franzosen gleichwohl nördlich gleichauf, während Schwarzenberg mit der böhmischen Armee stetig zwischen drei und vier Tagesmärschen hinter der französischen Armee lag.[2]

So war zum Beispiel die erste Kolonne des Yorckschen Korps am 1. November bis Salmünster gelangt, am 2. November bis „Mitta“ (Nidda?) und am 3. November bis Lich.

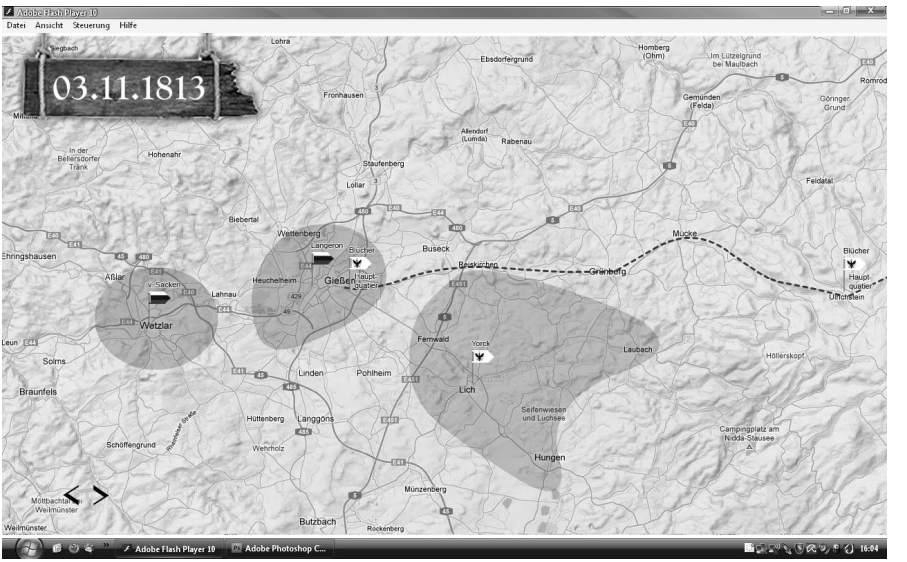
Das Korps Langeron, das Korps v. Sacken und Blüchers Hauptquartier waren am 1. November in Grünberg und Umgebung. Auf dem Marsch nach Gießen erhielt die schlesische Armee am 3. November die Nachricht, dass das französische Heer nach dem Sieg in einem Gefecht bei Hanau gegen die böhmische Armee (General v. Wrede) seinen Rückzug nach Mainz ungehindert fortsetzte.

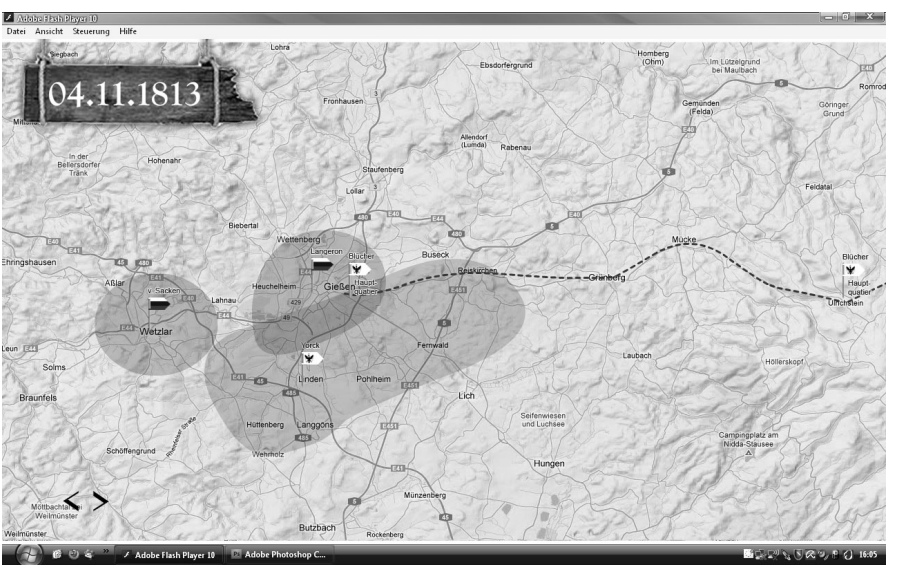
An diesem Tag erreichte Marschall Blücher mit dem Korps des Grafen Alexandre-Louis Andrault Langeron Gießen, das Korps des Generals Baron Fabian Gottlieb von Sacken kaum bis Wetzlar. Das Hauptquartier des Generals Ludwig Graf Yorck von Wartenberg wurde in Hungen aufgeschlagen, Vordertruppen und Reserve-Kavallerie kamen nach Lich, die zweite Brigade nach Burkhardsfelden/Hattenrod/Ettingshausen, die siebte Brigade nach Münster/Wetterfeld/Laubach und die erste und achte Brigade in den Raum Hungen/

1 Carl v. Plotho: Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 – 1814, Berlin 1817, S. 483 ff.

2 Alfred Bock: Blücher in Gießen, Ein Stimmungsbild aus den Freiheitskriegen, I, Gießen 1896.

Rodheim/Steinheim/Nidda. Weil die Armee seit dem 14. Oktober in ununterbrochener Bewegung gewesen war, mit der Folge der Erschöpfung der Truppen und der Beschädigung von rollendem Material, verordnete Marschall von Blücher am 4. November in Gießen drei Ruhetage.





Es blieben das Korps v. Sacken in Wetzlar und das Korps Graf Langeron in Gießen und Umgebung. Nur das Korps des General v. Yorck rückte noch mit Hauptquartier in Großen-Linden und Vordertruppen bis Allendorf(Lahn)/

Münchholzhausen und Dutenhofen vor. Die Reserve-Kavallerie kam nach Rechtenbach, Hochelheim und Hörnsheim, die zweite Brigade nach Gießen, Kleinlinden und Rödgen, die siebte Brigade nach Großen-Linden, Steinberg, Watzenborn und Grüningen und die erste und achte Brigade nach Steinbach, Anneord, Albach und „Machelheim", die Reserveartillerie nach Reiskirchen.

In dieser Dislozierung hatte die Armee am 5. und 6. November Ruhetage. Marschall Blücher erfuhr in Gießen, dass die Franzosen das rechte Rheinufer ganz aufgeben würden und bei Mainz bereits mit 60 000 bis 70 000 Mann über den Rhein gingen. Das war am 2. November geschehen. Französische Reserven gebe es nicht, verteidigungsbereite Festungen auch nicht. Blücher entschloss sich seinerseits, bei Mühlheim (Köln) über den Rhein zu gehen, mit dem Ziel nördlich der Hauptarmee über Holland und Brabant bis in den Raum Paris durchzustoßen.[3] Er ordnete an, dass das Korps v. Sacken über Weilburg, Limburg, Freiland, Altenkirchen, Weierbusch, Siegburg bis zum 14. November nach Mühlheim (Köln) geht. Die Stationen des Korps Langeron bis dahin: Herborn/Dillenburg, Siegen, Wiesen, Weierbusch, Siegburg. Der Weg des Yorckschen Korps: Braunfels, Runkel, Hadamar, Freiland, Altenkirchen, Weierbusch, Siegburg. Blüchers Weg mit dem Hauptquartier: 7. November: Weilburg, 8. November Limburg, 9. November Freiland, 11. November Weierbusch, 12. November Siegburg, 13. November Mühlheim. Von Bonn bis Mühlheim sollten alle Schiffe am Rhein beschlagnahmt werden. Blüchers Hauptquartier war dann am 11. November in Altenkirchen (nördlich Hachenburg). Hier erhielt Blücher die Anweisung der alliierten Monarchen, die schlesische Armee solle nicht allein den Rhein überqueren, sondern sich Richtung Mainz wenden und dort die Blockade von „Cassel" (Mainz-Kastel) sowie des dortigen Forts Montebello übernehmen. Blüchers Hauptquartier war dann am 12. November in Westerburg, am 13. November in Limburg, am 14. in Würgeß, am 15. in Königstein und am 16. in Höchst. Zum Rheinübergang kam es für die schlesische Armee aber erst volle sechs Wochen später in der Neujahrsnacht 1814 bei Kaub am Rhein. So lange dauerte es, bis der Feldzug nach Frankreich Konsens war und das koordinierte weitere Vorgehen der alliierten Armeen für den Einmarsch in Frankreich ausgeplant war.

Drei Monate später zogen die Alliierten in Paris ein. Napoleon wurde zur Abdankung gezwungen und musste auf die Insel Elba ins Exil, von wo er für rund 100 Tage im März 1815 zurückkehrte, noch einmal Truppen sammelte und bei Waterloo dann vernichtend geschlagen wurde. Die Engländer brachten ihn auf die Felseninsel St. Helena im Atlantik ins Exil, wo er nach sechs Jahren starb.

Truppenstärken und Beweglichkeit

Die schlesische Armee hat ihren Namen nach ihrem Aufstellungsraum bekommen. Sie entstand während des Waffenstillstands von Ploischwitz (5.6.-1.8.1813) in Schlesien als eine der drei Armeen der Verbündeten Russen, Preußen, Öster-

3 Gießen, Ebenda II.

reicher, Engländer und Schweden. Sie bestand aus drei russischen Armeekorps unter den russischen Generälen v. Langeron v. Sacken und St. Priest, sowie einem preußischen Armeekorps unter dem Kommando das Generals v. Yorck. Das Kommando hatte der nach der Völkerschlacht von Leipzig zum Feldmarschall beförderte General der Kavallerie, v. Blücher.

Es gehörten dabei zum Korps Yorck 38 484 Mann, zum Korps Langeron 34 551 Mann, zum Korps Sacken 18 353 Mann und zum Korps St. Priest 13 586 Mann. Das ergibt eine Gesamtstärke der Armee von 104 974 Soldaten. Die böhmische oder Hauptarmee unter dem Fürsten von Schwarzenberg umfasste Mitte August 1813 etwa 245 404 Mann und operierte südlich der schlesischen Armee nach Westen. Die Nordarmee wurde in der Mark Brandenburg unter dem ehemalischen französischen Marschall und schwedischen Kronprinzen Bernadotte aufgestellt. Zu ihr gehörten rund 126 454 Mann.[4]

Alle zusammen verfolgten nach der Völkerschlacht von Leipzig die französischen Truppen auf deren Rückzug. Die Stärke der Franzosen betrug bei der Völkerschlacht noch 160 000 Mann denen 255 000 Alliierten-Soldaten gegenüber standen.[5]

Mit 60 000 bis 80 000 Mann ging Napoleon am 3. November 1813 bei Mainz über den Rhein. Mit rund 150 000 war er in Leipzig Mitte Oktober entkommen.

Aus den zeitgenössischen Berichten über den Zug der schlesischen Armee geht hervor, dass die tägliche Marschleistung bei etwa 20 Kilometern lag. In Ruhetagen für die Infanterie konnte repariert und nachgeführt werden, was an rollendem Material bei der Artillerie und in der Logistik auf den schlechten Straßen liegengeblieben war. Eine Armee auf dem Marsch zur Zeit der Befreiungskriege kampierte nicht, sie kantonierte. Das bedeutet, dass nicht abendliche Lager aufgeschlagen wurden, sondern die Soldaten in den Ortschaften ihrer Marschziele auf die einzelnen Häuser zum Übernachten verteilt worden sind. Der Verteilungsschlüssel wurde nach Feuerstellen in einem Ort berechnet. Die Vorgehensweise sparte die Zeit zum Auf- und Abschlagen von Lagern und die Verpflegungslogistik, oft genug auch ärztliche Versorgung.

Mehrere Zehntausend Mann auf einen oder mehrere Tage beherbergen und verpflegen zu müssen, war für die Bevölkerung gerade im Hinblick auf den beginnenden Winter 1813/14 sehr belastend, weil anschließend die Wintervorräte weg waren. Für das Gießener Land war der Bewegungskrieg aber vergleichsweise schonend, wenn man sich vorstellt, dass zum Beispiel 54 Jahre zuvor im Siebenjährigen Krieg 1759 sich beiderseits der Lahn bei Gießen zwei gegnerische Armeen mit einer Gesamtstärke von knapp 100 000 Mann (47 000 hannoversche, hessische, braunschweigische und englische Soldaten sowie 55 000 Mann Reichstruppen und Franzosen) ab Ende August in Stellungen vier Monate lang gegenüberlagen und verpflegt werden mussten. Das preußische Hauptquartier

4 Bruno Dreier: Neujahr 1813/14: Mit Blücher bei Kaub über den Rhein, 6. Aufl. Kaub 2005

5 Joist Grolle, Gunter Thiele, Erhard Rumpf, Friedrich J. Lucas: Menschen in ihrer Zeit, Bd. 3 Neuzeit, Stuttgart (Klett) 1970, S. 93.

damals war in Krofdorf. Die Franzosen lagen insbesondere in Gießen und im Allendorfer Wäldchen.

Taktische Lage der Konfliktparteien

Hauptschauplatz für die Abläufe im Herbst 1813 war die große Straße von Leipzig über Erfurt, Fulda und Frankfurt nach Mainz, die die französische Armee benutzte. Die Ortschaften an deren Rand reichten nicht zur Verpflegung der Franzosen aus. Kosaken und Streifkorps riegelten laufend kurz die Straße ab und stifteten Unruhe. Die Straßenränder waren gesäumt von Ausrüstungsteilen, Toten, Verwundeten und Kranken. Bei den Franzosen zeigten sich Auflösungserscheinungen. Die Bevölkerung verhielt sich ihnen gegenüber feindlich.

Bei den Alliierten konnte besser geführt werden, weil deren Truppe in drei Armeen aufgeteilt war. Insbesondere die russischen Truppen waren bestens ausgestattet. Als unbegrenztes Hinterland für die Versorgung mit haltbaren Lebensmitteln oder Pferden standen ihnen Polen, Russland und der österreichische Balkan zur Verfügung. Überfälle durch irreguläre Einheiten gab es gegen die Alliierten nicht. Kranke und Verwundete konnten auf weite Hinterlandgebiete zur Versorgung verteilt werden.

Der Weg bis Leipzig: Krieg seit 1792

Seit dem Sommer 1791 bedrohten Österreich und Preußen das revolutionäre Frankreich für den Fall, dass dem französischen König etwas angetan würde. Frankreich erklärte Österreich am 20. April 1792 den Krieg. Österreichische und preußische Truppen marschierten nach Frankreich ein. 1793 schlossen sich England Holland, Spanien Portugal, Sardinien, Neapel und das Deutsche Reich an.

Im August 1793 erließ der französische Konvent ein neues Wehrgesetz, wonach alle Franzosen dauernd zum Wehrdienst verpflichtet werden, bis der Freund vom Boden der Republik vertrieben sein würde („Levé en masse"). Die Idee war erfolgreich und führte im weiteren Verlauf der Revolutionsphasen dazu, dass die Armee ein Stabilitätsfaktor im Lande wurde. Am 9. November 1799 (18. Brumaire) stürzte General Napoleon das Direktorium. Die Republik entwickelte sich zur Militärdiktatur.

Noch als General zwang Napoleon 1797 den Wiener Kaiser, das ganze linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Geschädigte Staaten wurden später mit geistlichem rechtsrheinischem Eigentum entschädigt. 1803 wurde in der Konsequenz das Heilige Römische Reich deutscher Nation aufgelöst. Österreicher und Russen wurden von Napoleon 1805 bei Austerlitz in Mähren besiegt. Kleinere deutsche Fürstentümer wurden 1806 zum Rheinbund unter dem Schutz Napoleons zusammengeschlossen. In diesem Jahr wurde das preußische Heer von Napoleon bei Jena und Auerstedt vollständig besiegt. Preußen verlor im Frieden von Tilsit fast alle Gebiete in Polen und westlich der Elbe. Gegen England wurde der Wirtschaftskrieg (Kontinentalsperre) erklärt. 1807 wurde Napoleons Bruder Jerome König des neuen Königsreichs Westfalen mit Sitz in Kassel. 1808

entthronte Napoleon das spanische Herrscherhaus und machte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien. 1810 entzog sich der russische Zar Alexander der Kontinentalsperre. Die Antwort war 1812 der Rußlandfeldzug Napoleons mit rund 650 000 Soldaten von denen 100 000 nach 81 Marschtagen Moskau erreichten, das von seinen Bewohnern verlassen worden war und nach einigen Tagen niederbrannte. Am 18. Oktober gab Napoleon den Befehl zum Rückzug. Noch 70 000 Soldaten erreichten Smolensk und nur noch 40 000 Wilna Rund 20 000 sollen die preußische Grenze erreicht haben..

Als sofortige Reaktion auf die Katastrophe schloss der eigentlich mit den Franzosen (zwangs-)verbündete preußische General v. Yorck mit den Russen (General v. Diebitsch) ohne das Wissen seines Königs am 30. Dezember 1812 einen Neutralitätsvertrag in (Konvention) in Tauroggen. Das war der Beginn von Bündniswechseln. Preußen und Österreich verbündeten sich mit Rußland gegen Napoleon. In der Völkerschlacht von Leipzig musste der Französische Kaiser 1813 um Deutschland kämpfen und verlor.[6]

Vollkommene militärische Umwälzung

Politisch führte der Kampf gegen die Franzosen besonders im deutschen Norden zur Begründung einer gesamtdeutschen Identität und dem Streben nach nationaler Einheit in den folgenden Jahrzehnten. Emanzipatorische und revolutionär-demokratische Ansätze dabei standen aber auf lange Zeit im Verdacht der Franzosenfreundlichkeit und gewannen erst Legitimität, als in der Restauration partizipatorische Ansätze durch die Monarchien offen unterdrückt wurden.

Militärisch bedeuteten die Befreiungskriege in Preußen den totalen Umbruch, der zum weiteren politischen Aufstieg des Landes führte.

Über Jahrhunderte bestanden militärische Operationen, nachdem die römische Armeeorganisation in Vergessenheit geraten war, in Europa darin, möglichst große bewaffnete Menschenmassen in taktisch gute Positionen zu dirigieren, wobei mit Ausnahme von Spezialeinheiten wie Bogenschützen oder Reiterei sich das Zusammenprallen von Armeen in Einzelgefechte Mann gegen Mann auflöste. Das Gefecht wurde auch nach dem Aufkommen der Feuerwaffen weiter als kollektive Duellsituation begriffen.

Noch im 18. Jahrhundert marschierten Soldaten in Linien aufeinander zu und beschossen sich ohne Deckung mit dem Ziel, den Gegner zu töten, zu verwunden oder zur Auflösung und Flucht zu zwingen. Dies geschah mit Soldaten, die als abhängige Bauern dienstverpflichtet waren oder bei langen Konflikten wie dem Siebenjährigen Krieg auch als Söldner angeworben wurden. In beiden Fällen bestand deren Interesse darin, das Gefecht möglichst zu meiden oder ihm mit heiler Haut zu entkommen.

Die jeweilige Führung setzte dagegen ihre Techniken der Disziplinierung mit dem Ziel, eines möglichst mechanischen dem individuellen Willen nicht unter-

6 Ebenda S. 79-92.

worfenen Handels der Truppe im Gefecht. In der Disziplinherstellung besonders erfolgreich war im 18. Jahrhundert Preußen.

Diese so organisierte Truppe traf 1806 bei Jena und Auerstedt auf eine Armee, die im Bewusstsein marschierte, die in Frankreich erkämpfte Freiheit des Bürgers verteidigen und gegen tyrannische Monarchen in Resteuropa auch in deren Territorien durchsetzen zu wollen. Die französischen Soldaten mussten nicht auf das Schlachtfeld geprügelt werden. Dem hatte man in Berlin nichts entgegenzusetzen. Parallel entwickelte sich die Erfolgsgeschichte der Jägertaktik: Französische Chasseurs zeigten, dass es eigentlich unsinnig ist, möglichst groß, bunt bekleidet und gut sichtbar in der angenommenen Duellsituation dem Feind zu begegnen. In unauffälligem Schwarz oder Grün gekleidet und versteckt hinter Bäumen oder Gräben ließ sich dem Gegner Schaden bei geringer eigener Gefährdung zufügen.

In Preußen zog man aus der Analyse der Niederlage von 1806 analytisch radikale Konsequenzen. Noch 1810 ließ sich aber die Einbeziehung der männlichen Gesamtbevölkerung in das Militär nicht durchsetzen, weil dem Adel das Aufruhrpotenzial einer militärisch ausgebildeten Bürgerschaft schlaflose Nächte bereitete.

1807 begann unter General Gerhard v. Scharnhorst die Heeresreform mit den zentralen Elementen:

- **Bildung von Reservetruppen in den Einheiten durch überzählige Ausbildung** (Krümpersystem)
- **Umbau des Offizierskorps ab 1808** (Beförderung nicht mehr nach Dienstalter und Stand, sondern nach Befähigung und Leistung, Öffnung auch höherer Ränge für Bürgerliche)
- **Einrichtung von Kriegsschulen für Offiziere** (Bildungsoffensive)
- **Einrichtung eines Kriegsministeriums und eines Generalstabes** auf der Grundlage des Generalquartiermeisterstabes (Generalstabsoffiziere sollten sich als Militärwissenschaftler verstehen)
- **Militärjustizreform** (Abschaffung der Prügelstrafe)
- **Gliederungstechnische Neuerungen** (mehr Bedeutung für Jägertruppen, Einführung der leichten Brigade als Formation, Modernisierung von Sanitäts- und Ingenieurwesen, Erhöhung der Mobilität von Artillerie, Einführung einer Gendarmerie, Ausrichtung von Großmanövern an realen Gefechtsbedingungen.
- **Volksbewaffnung** als zentrales Reformelement: Anfang 1813 wurde die allgemeine Wehrpflicht ausgerufen und 1814 gesetzlich verankert. Ab dem 3. Februar 1813 konnte man die Wehrpflicht auf Wunsch in freiwilligen Jägerdetachments ableisten. Am 17. März 1813 kam die Landwehr dazu, in die alle Wehrfähigen eingegliedert werden sollten. Diese 120 000-Mann-Truppe sollte ausschließlich die Landesverteidigung sicherstellen. Für den Fall einer militärischen Besetzung wurde als institutionalisierter Volksaufstand in Partisanentaktik ab. 21. April 1813 der Landsturm (letztes Aufgebot aus eigentlich nicht mehr wehrfähigen Männern) aufgestellt.

Was militärisch von 1813 bleibt

- Das 1813 vom preußischen König Friedrich-Wilhelm III gestiftete Eiserne Kreuz ist bis auf den heutigen Tag das zentrale Symbol deutscher Streitkräfte und auf allen Kampffahrzeugen zu Lande und in der Luft zu sehen.
- Die allgemeine Wehrpflicht besteht auch heute noch, wurde aber in ihrer Umsetzung im 198. Jahr ihres Bestehens 2011 ausgesetzt. Sie wäre dieses Jahr 200 Jahre alt geworden. Die durch die Wehrpflicht gebildete militärische Personalreserve wird weiter genutzt.
- Offizier kann man in der Bundesrepublik nur mit einem abgeschlossenen Studium werden. Alter und Stand zählen nicht. Die Bundeswehr betreibt zur Ausbildung ihrer militärischen Führer zwei eigene Universitäten in Hamburg und München.
- Die Befreiungskriege sind durch Traditionserlass das einzige geistige Erbe, das die deutsche Bundeswehr neben ihrer eigenen Geschichte offiziell pflegt.

Was nicht verschwiegen werden sollte

- Die Idee des Volkskrieges entwickelte sich im 19. und 20. Jahrhundert zur Geißel Europas mit geschätzten 35 Millionen toten Menschen.
- Die Vorstellung, dass das nationale Wohlergehen von einem Sieg über Frankreich abhängt, wurde in Deutschland mit der nationalen Einheit von 1870 fatal bestätigt. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg 1918 ließ sich politisch darauf wegen der Lasten aus dem Versailler Vertrag von der extremen Rechten hervorragend Bezug nehmen.
- Aus dem preußischen Landsturm wurde im 20. Jahrhundert der „Volkssturm“ des Zweiten Weltkrieges. Das Konzept des Weiterkämpfens auch bei weitgehender oder vollständiger Besetzung des eigenen Landes führte 1945 zum Kampf bis hin in die vollkommene Handlungsunfähigkeit.

Eingespannt und ausgeplündert –

Allendorf/Lahn im November und Dezember 1813

THOMAS EULER

Am Beispiel von Allendorf/Lahn soll dokumentiert werden, welche Auswirkungen die so genannte „Franzosenzeit" auf die einfachen Menschen vor Ort hatte.

Dort, wo Krieg stattfindet, leiden nicht nur die Soldaten, sondern auch die zivile Bevölkerung. Das Leid entsteht in erster Linie dort, wo die Schlachten stattfinden. Das Leid entsteht aber auch da, wo Truppen durchziehen oder einquartiert werden. Deutschland war oft Kriegsschauplatz – auch die hiesige Region, sei es im Deutschen Bauernkrieg (1524 bis 1526), im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) mit Unterkriegen wie zum Beispiel im Hessenkrieg, im Spanischen Erbfolgekrieg (1701 bis 1704) und im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740 bis 1748), im Siebenjährigen Krieg (1756 bis 1763), in den Revolutionskriegen und den Befreiungskriegen (1792 bis 1815) sowie im Zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945). Der Raum Mittelhessen war wegen seiner zentralen Lage häufig Durchzugsgebiet von Truppen. Zudem war die Stadt Gießen eine Festung und an Allendorf vorbei verliefen für die damalige Zeit bedeutsame Fernstraßen, wie der „Wellerweg" und die „Weinstraße". Außerdem existierte in der Nähe des Allendorfer Wäldchens die „Wolfsfurt" durch die Lahn.

Mit Sicherheit musste die Landbevölkerung auch in unserer Gegend bereits im Dreißigjährigen Krieg sehr viel Leid ertragen. Hier sind aber Dokumente äußerst rar, denn es gibt für Allendorf (damals „im Hüttenberg") lediglich eine Kriegschadensliste aus dem Jahr 1640.
Über hundert Jahre später waren hingegen schon mehr Dokumente erhalten.

Als während des Siebenjährigen Krieges in der Zeit von August bis November 1759 circa 100.000 Soldaten sich hier beiderseits der Lahn gegenüber lagen, war die Belastung der Bevölkerung sehr groß. Auf dieser Seite der Lahn lagen circa 55.000 Franzosen und Reichstruppen, auf der anderen Seite der Lahn lagen circa 45.000 Braunschweiger, Preußen und Engländer. Truppenteile der französischen Armee lagen im Allendorfer Wäldchen. Die Reste von Schanzenanlagen zeugen heute noch davon. Glücklicherweise kam es zu keinen Kampfhandlungen mehr, denn wenige Wochen zuvor schlugen sich die Armeen in der Schlacht bei Minden am 1. August 1759, bei der die Franzosen deutlich unterlagen. Die Front an der Lahn verlor auch bald an Bedeutung, denn die Interessenslage der Franzosen und Englands in Übersee (Nordamerika und Indien) waren zu jener Zeit bereits – bedingt durch die Schlacht in der Bucht von Quiberon und die Schlacht auf der Abraham-Ebene (Nordamerika) – zwischenzeitlich geklärt und es gab vorübergehend kein Interesse mehr an einem Gemetzel; es kam sogar zu Friedensangeboten. Die Truppen zogen sich ins jeweilige Win-

terlager nach Frankfurt/Main beziehungsweise nach Kassel zurück. Dennoch war dies für das recht dünn besiedelte Gebiet beiderseits der Lahn eine große Belastung, denn die Soldaten haben sich durch das Hinterland hinter der Frontlinie ernähren lassen, haben die Lebensmittelvorräte, Futter und Tiere beschlagnahmt sowie ganze Waldstücke abgeholzt. Außerdem haben sie die Landbevölkerung für Transport-, Flussübersetzungs- und sonstige Hilfsdienste eingespannt. Allendorf/Lahn gehörte leider unmittelbar zu diesem betroffenen Gebiet hinter der Frontlinie. Für die Dienste liegen teilweise Quittungen der Franzosen vor, diese wurden aber nicht immer in Geld eingelöst.

Aus so genannten Kriegsschadensverzeichnissen ist zu entnehmen, welche Schäden in der Gemeinde geltend gemacht wurden. Allerdings sind nicht für alle Lasten Schadensausgleichszahlungen aus der Landeskriegskasse gezahlt worden.

Aus den Allendorfer Kirchenbüchern[1] sind zu jener Zeit auch Hinweise auf die französische Besatzung im Siebenjährigen Krieg zu entnehmen:

- Beim Sterbeeintrag von Johann Balthasar Weigel am 27. August 1759 heißt es:

  „Dienstag, den 28. August in der Stille begraben, weil sich die Hinterbliebenen auf dies Lage nicht anschicken können, die Franzosen aber den Leichnam nicht länger im Haus dulden wollen."

- Beim Sterbeeintrag des achtjährigen Andreas Zimmermann am 19. Dezember 1759 notierte der Pfarrer:

  „Das Kind wollte noch Zweygen in dem vor dem Dorf gestandenen französischen Lager Holz von deren zurückgebliebenen Hütten holen, ein an der Hütte stehender Camin brach ein fiel auf das Kind dass es darüber um das Leben kam."

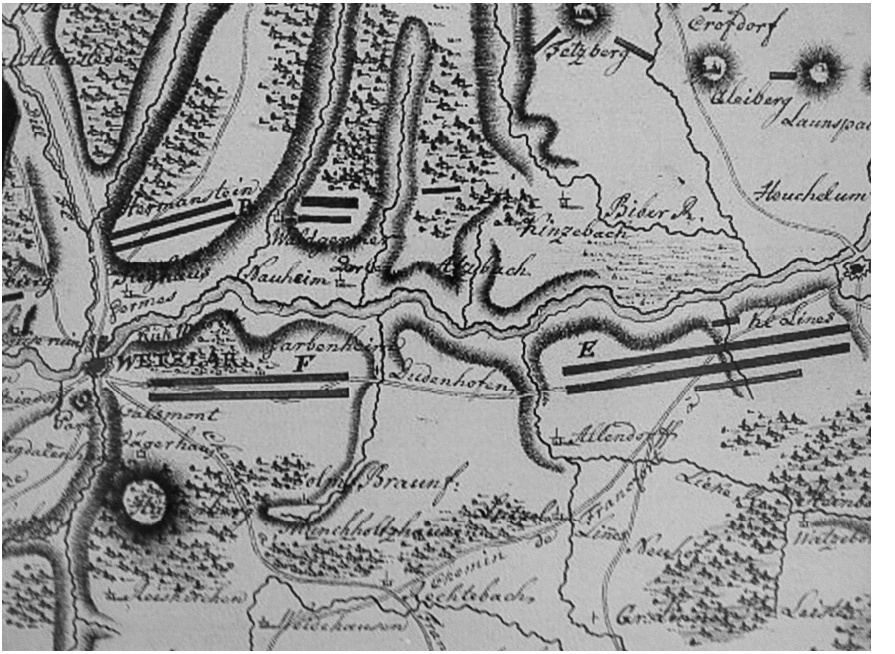
- Auch sieben Tage später bei dem Sterbeeintrag des elfjährigen Melchior Zimmermann wurde notiert:

  „Dieses Kind war mit vorigem auch im Camin gewesen durch den Einfall am Fuß verletzt worden vielleicht auch im Leib, u. hier ist es gestorben."

In Folge der Französischen Revolution (1789) nehmen in den „Revolutionskriegen" (1792 bis 1797) in Allendorf/Lahn ab 1794 wieder Truppenbewegungen zu. In den Allendorfer Gemeinderechnungsbüchern ist diesbezüglich zu lesen,

- dass im Jahr 1794 Kosten für Einquartierung von „Kaiserlichen Truppen" sowie deren Übersetzung über die Lahn mit einem Kahn, außerdem die Kosten für 37 Rationen Heu und 30 Rationen Hafer anfielen, und
- dass im Jahr 1795 insgesamt 223 Pfund Brot sowie Heu und Hafer abzuliefern und größere Transportdienste zu verrichten waren.

1 Beerdigungsverzeichnis der Kirchenbücher der evangelischen Kirche von Allendorf/Lahn, Auszug aus dem Jahr 1759.



Auszug aus einer französischen Karte aus dem Siebenjährigen Krieg, die unter anderem die Stellungen am Allendorfer Wäldchen zeigt

Am 15. und 16. Juni 1796 fand ganz in der Nähe das Gefecht von Wetzlar statt, bei dem 48.000 Franzosen 62.000 Österreichern gegenüber standen. Die Österreicher siegten.

Für die Jahre 1797 und 1798 stellte auf 80 Seiten der damalige Allendorfer Schultheiß Johann Martin Wagner eine Kostenrechnung zusammen, die sich auf der Ausgabenseite auf 6.543 Gulden,[2] 19 Kreuzer und 3 Heller belief.[3] Abzüglich „sonstiger Einnahmen" musste die Gemeinde Allendorf/Lahn 6.009 Gulden und 12 Kreuzer darlehensweise aufnehmen. Darüber hinaus musste auch eine Kriegssteuer (Contribution) in Höhe von 30.000 Gulden an den französischen General Olivier gezahlt werden, denn zu Beginn des Berichtes von Schultheiß Wagner heißt es:

> *„Nachdem die französischen Truppen im April 1797 die fürstlichen hessischen Darmstädtischen Lande occupiert, und hierauf am sechsundzwanzigsten April d.a. die Truppen in die Ortschaften verlegt wurden, hat die Gemeinde Allendorf nicht nur zu Bezahlung der von dem französischen General Olivier in Lich dem Amt Hüttenberg angesetzten Contribution á 30000 G sondern auch*

2 Wikipedia: Um 1700 besaß ein Gulden etwa die Kaufkraft, die heute 40-50 Euro entspräche.

3 Alfred Weller in „Allendorf zwischen 1700 und 1900" in Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn , Gießen 1990.

zu Bestreitung derer durch die Einquartierungen und anderer Kriegsvasallen sich ergebenden Kosten an Kapitalien aufnehmen müssen …" [es folgte die detaillierte Aufstellung]

Außerdem „ruinierten" die Franzosen 1798 das Wachthaus an der Schildwacht.

Aufgrund der hohen Kriegsschulden der Revolutionskriege verkaufte die Gemeinde Allendorf/Lahn später im Jahr den gemeindeeigenen Teil der Zechweide an die Gemeinde Lützellinden.

Gelegentlich ist während dieser Jahrhundertwende in den Kirchenbüchern zu lesen, dass mitunter als Vater nicht ehelicher Kinder französische Soldaten angegeben wurden. Der heute noch verwendete Ausspruch *„Mach' mir kei' Fisimatente"* kommt aus jener Zeit, in dem gar mancher französischer Soldat weibliche Landbewohner zum Zeitvertreib in Lager locken wollten mit den Worten *„Visitez ma tente"* (dt. „*Besuchen Sie mein Zelt"*).

Im Spätherbst 1798 war auch der französische Divisionsgeneral Jean Baptiste Bernadotte mit seiner Armée de Mayence in Gießen (als Hauptquartier von Juli 1796 bis März 1799) und wurde von der Gießener Universität mit der Ehrendoktorwürde und der Ehrenmitgliedschaft in der Akademie ausgezeichnet.



Jean Baptiste Bernadotte (1763 - 1844) , später als Karl XIV. Johann König von Schweden und als Karl III. Johann König von Norwegen. (Bild: davier.de)

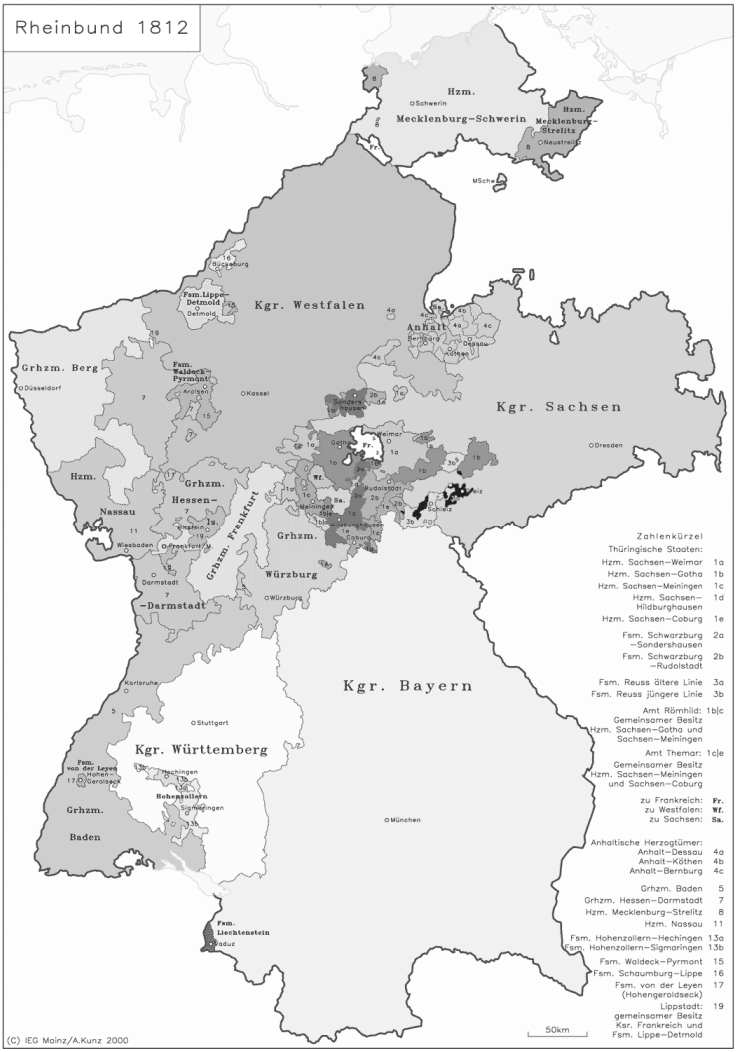
Gerade unter dem Einfluss des Kameralistik-Professors und Regierungsrats August Friedrich Wilhelm Crome waren die Gießener Gesellschaft und vor allem die Hochschule sehr franzosenfreundlich eingestellt.[4] Als von Landgraf Ludwig eingesetzter Unterhändler gelang es Crome, Hessen-Darmstadt 1799 aus dem Koalitionskrieg gegen Frankreich herauszulösen.[5]

Durch den Reichsdeputationshauptschluss kam es bereits am 25. Februar 1803 zu einer radikalen Umgestaltung im Heiligen Römischen Reich. 112 kleinere Territorien gingen in anderen Staaten auf. Fast alle geistlichen Territorien wurden dabei säkularisiert. Die meisten ehemaligen freien Reichs-

4 Rolf Haaser: „Ehrenpromotion und Propaganda – Bürger Bernadotte und Prof. Crome in Gießen 1798" in MOHG 96/2011, Gießen 2011.

5 Helmut Berding: „A.F.W.Crome – politischer Gelehrter und Publizist in Gießen" in Wege der Neuzeit - Historische Forschungen Bd. 85, Berlin 2007.

städte und zahlreiche Reichsritter wurden mediatisiert (d.h. größeren Ländern zugeordnet). Dann wurde im Juli 1806 die Rheinbundakte unterzeichnet, in der sich die Länder vom alten Reich lossagten und eine Konföderation und ein Militärbündnis mit Frankreich gründeten. Dies führte im August 1806 zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Frankreich annektierte bereits 1797 große Teile des Reiches, zum Beispiel die linke Rheinseite und schließlich 1810 mit den Mündungsgebieten von Ems, Weser und Elbe die deutsche Küste an der Nordsee.



In den Rheinbundstaaten fanden Staats- und Verwaltungsreformen, Justizreformen, Finanz- und Wirtschaftsreformen, Agrarreformen, Bildungs- und Religionsreformen statt und es wurden Verfassungen, Repräsentationsorgane, Grundrechte und für die bürgerlichen Rechte der „Code Civil" (auch „Code Napoléon" genannt) eingeführt. Allerdings kam im rheinbündischen Deutschland die Umgestaltung der politischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse nach französischem Vorbild nur schleppend voran.[6]

Aber auch im Königreich Preußen, das nicht zum Rheinbund gehörte, gab es zu jener Zeit viele Reformen (zum Beispiel die Stein-Hardenberg'schen Reformen). Die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt wurde vergrößert und zum Großherzogtum erhöht und der Großherzog musste ebenso wie alle anderen Rheinbundstaaten zur Erfüllung seiner Bündnisverpflichtung Truppen für Napoleons bevorstehende Feldzüge in Spanien und Russland stellen.

Das Großherzogtum Hessen stellte seinem Verbündeten insgesamt 4.000 Soldaten zur Verfügung. Insgesamt waren es 150.000 deutsche Soldaten in Diensten der „Grande Armée". Widerwillig zogen diese mit und für die Franzosen in den Russlandfeldzug 1812/1813. Der Feldzug endete nach anfänglichen französischen Erfolgen in einer der größten militärischen Katastrophen der Geschichte.

Nach der geheimen von General Johann David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg ausgehandelten Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812 erklärten sich die preußischen Hilfstruppen für die Grande Armée zunächst für neutral gegenüber den eigentlich verfeindeten Russen. Am 27. März 1813 erklärte Preußen Napoleon den Krieg. Der preußisch-russischen Allianz schlossen sich nach und nach immer mehr Länder an, zunächst Österreich, dann Schweden, sogar Spanien und Portugal, dann vom Rheinbund Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin und später - kurz vor der Völkerschlacht - Bayern.
Bei der Schlacht bei Lützen/Großgörschen am 2. Mai 1813 errang Napoleon erstmals seit dem katastrophalen Russlandfeldzug einen Sieg. Der Gießener Professor Crome schrieb im Auftrag des französischen Hauptquartiers eine Flugschrift, in der *„die deutschen Völker vor Aufruhr und Empörung gegen die französischen Freunde gewarnt werden sollten. Kaiser Napoleon wolle nach wiederhergestelltem Frieden der deutschen Nation Ruhe und Schutz gewähren."*[7]

So schrieb Professor Crome: *„… In der Schlacht von Lützen am 2. Mai 1813 entschied der Kaiser Napoleon darüber, ob künftig in unserem Vaterlande russisch-asiatische oder deutsch-fränkische Cultur herrschen solle …"*

Mit insgesamt drei Armeen und zahlreichen Freicorps sollte Napoleon aus Deutschland vertrieben werden:

6 Helmut Berding: „Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat (1807 – 1813)" in: Modell und Wirklichkeit – Forschungen zur Regionalgeschichte Bd. 56, 2008, Paderborn 2008.

7 Alfred Bock: „Blücher in Gießen – Ein Stimmungsbild zu den Freiheitskriegen", Gießen 1907.

- die 110.700 Mann starke „Nordarmee“ (mit schwedischen, russischen und preußischen Truppen) unter der Führung des Kronprinzen und späteren schwedischen (und norwegischen) Königs Karl XIV Johann, der ein paar Jahre zuvor noch als französischer General Jean Baptiste Bernadotte ein Diener Napoleons war und 1798 in Gießen zu Ehrentiteln kam (s.o.),
- die 254.300 Mann starke „Böhmische Hauptarmee“ (mit österreichischen, russischen und preußischen Truppen) unter der Führung von Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg, eines Vorfahren des tschechischen Politikers Karel Schwarzenberg, und – was für unsere Region von großer Bedeutung ist,
- die 105.000 Mann starke „Schlesische Armee“ (mit preußischen und russischen Truppen) unter der Führung von Marschall Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt, der am 3. November 1813 in Gießen sein Hauptquartier aufschlug.

Bereits in der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 wechselten viele Rheinbundsoldaten die Seiten, weil Deutsche nicht auf Deutsche schießen wollten. Ungefähr 5.000 im französischen Dienst stehende Rheinbundsoldaten (vor allem Truppen aus Baden, Württemberg und Sachsen) liefen über. Schließlich wechselte das Großherzogtum Hessen offiziell am 2. November 1813 als letzter der süddeutschen Staaten – weg von den Franzosen – auf die Seite der alliierten Truppen. Blücher hatte angewiesen, Überläufer wie Brüder aufzunehmen.

Auch Männer aus Allendorf/Lahn dienten während jener Zeit in der großherzoglich-hessischen Armee[8]:

- Johannes Volk (geboren am 30. Dezember 1782 in Allendorf/Lahn) war auch Soldat, wobei die Einheit nicht bekannt ist. Er heiratete noch am 12. Dezember 1811, doch seine Frau verstarb bereits am 10. April 1812 inmitten des Krieges.
- Heinrich Wilhelm Volk (geboren am 5. Mai 1783 in Allendorf/Lahn) nahm als *Leutnant der Landwehr* an den Feldzügen teil. Er heiratete am 31. Mai 1814 in Allendorf/Lahn und verstarb am 3. Februar 1826 in Allendorf/Lahn.
- Heinrich Binz (geboren am 20. August 1795 in Allendorf/Lahn) diente im 1. Bataillon des „*Regimentes Prinz Emil*“ und verstarb am 20. April 1815 im Lazarett Bickenbach.
- Johann Caspar Schäfer (geboren am 7. Dezember 1784 in Allendorf/Lahn) war „*Füsilier beim großherzoglichen 1. Leibfüsilier-Bataillon*“ und fiel am 30. Oktober 1806 bei Erfurt.

8 Beerdigungsverzeichnis der Kirchenbücher der evangelischen Kirche von Allendorf/Lahn.

- Johann Georg Luh (geboren am 19. Dezember 1785 in Allendorf/Lahn) ist laut Allendorfer Kirchenbuch ohne Sterbeeintrag *„im russischen Feld zurück geblieben"*.
- Johann Ludwig Henkelmann (geboren am 15. Mai 1787 in Allendorf/Lahn) diente als „*Füsilier im 2. Bataillon Groß- und Erbprinz zu M."* und fiel im November 1809.
- Johann Melchior Binz (geboren am 21. November 1789 in Allendorf/Lahn) diente als „*Reservesoldat in der 3. Kompanie des 2. Marschbataillons der Brigade Hessen"* und war Teilnehmer an der Völkerschlacht bei Leipzig. Er wurde schwer verwundet und erlag seinen Verletzungen am 27. Oktober 1813 in Torgau an der Elbe. [9] Am 12. Februar 1813 wurde seine Tochter geboren, die ihren Vater nie gesehen hatte.
- Johann Adam Neeb (geboren am 31. Mai 1791 in Allendorf/Lahn) diente als *„Mousqutir beim 1. Leibregiment Nr. 38"* und verstarb am 6. September 1815 im Spital von Varcy.
- Philipp Volk (geboren am 6. Mai 1792 in Allendorf/Lahn) „*starb nach langen Leiden an der Auszehrung als gewesener Soldat"* am 15. Oktober 1823.
- Johann Martin Volk (geboren am 19. Januar 1797 in Allendorf/Lahn) „starb an der Auszehrung als gewesener Soldat in Großherzoglichen Diensten".

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig strömte die geschlagene französische Armee westwärts. Während der allergrößte Teil über Erfurt, Eisenach, Fulda, Hanau (hier besiegte – allerdings verlustreich – die französische Armee in der Schlacht bei Hanau am 31. Oktober 1813 bayerisch-österreichische Korps), Frankfurt am Main nach Mainz an den Rhein strebte, zogen versprengte französische Einheiten auch über Mittelhessen westwärts. Die „Grande Armée" zeigte immer mehr Auflösungserscheinungen.

Johann Henrich Binz, der damals siebzehnjährige Cousin des in Torgau gefallenen Johann Melchior Binz (s.o.), fuhr Ende Oktober 1813 mit einem Kuhgespann einen Wagen Mist auf einen Acker am Allendorfer Wäldchen. Ein Trupp zurückflutender französischer Soldaten ergriff ihn und durchsuchte ihn nach Brauchbarem. Sie stahlen ihm schließlich die Stiefel.[10]

Die Beschlagnahmungen und Erpressungen nahmen laufend zu. Für den Rückzug wurden die Bauern ständig für Vorspanndienste beansprucht, welche manchmal bis ins Rheinland gingen. Oft kehrten die Bauern erst nach Tagen mit ihren arg geschundenen Zugtieren zurück. Gar manchmal wurden auch Zugochsen beschlagnahmt oder abgeschlachtet, nachdem sie am Zielort angekommen waren. [11]

9 Kurt Binz in „1813" Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn, Gießen 1990.
10 Kurt Binz in „1813" Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn, Gießen 1990.
11 Alfred Weller in „Allendorf zwischen 1700 und 1900" in Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn, Gießen 1990.

Marschall Blücher hatte Kenntnis von den Schriften des Gießener Professors Crome und dessen Franzosenfreundlichkeit. Als Blücher am 3. November 1813 in Gießen ankam und sein Hauptquartier aufschlug, war Crome bereits geflüchtet. Auch war zwischenzeitlich auch an der Gießener Universität die einst franzosenfreundliche Haltung in das Gegenteil umgeschlagen. Marschall Blücher soll dem akademischen Rat erklären lassen haben:

> *„Crome könne getrost zurück kehren. Was solch ein Lump denke, sei sehr gleichgültig. Die Billigkeit fordert zu hören, was Crome zu seiner Vertheitigung anführt."*[12]

Alfred Bock zitiert einen preußischen Offizier, der in der Aula der Gießener Universität in den ersten Novembertagen 1813 gesprochen hat:

> *„Und wenn die Einrichtungen, welche die Franzosen trafen, noch so klug waren, wenn die Missbräuche, die sie abschafften, noch so drückend waren, so solltet ihr zum Danke sie dennoch auf Leben und Tod bekämpfen und aus dem Lande jagen, denn für ein Volk gibt es kein größeres Elend, kein zerstörenderes Unglück, als sich von Fremden beglücken zu lassen."*

Während seines Gießener Aufenthaltes schrieb Blücher einen Brief an seine Frau, der immer noch im Blüchermuseum in Kaub vorhanden ist. Zu seiner Gießener Zeit gibt es ein Gedicht des thüringischen Dichters Adolf Bube, das den Titel *„Blücher in Gießen"* trägt:

Blücher in Gießen[13]

Der greise Marschall Vorwärts saß
Im Hauptquartier zu Gießen
Und ließ ins grüne Römerglas
Johannisberger fließen.
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Auf stimmet freudig ein.
Wir setzen schleunig übern Rhein.

Da rückten schnell der Gneisenau,
der Müffling und der Rühle
Wie auf's Commandowort genau
Und mit Geräusch die Stühle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle freudig ein:
Wir setzen schleunig übern Rhein.



Generalmarschall Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt, Bild: Paul Ernst Gebauer, Stiftung Stadtmuseum Berlin, Inv.Nr. GEM 75/10

12 Alfred Bock: „Blücher in Gießen – Ein Stimmungsbild zu den Freiheitskriegen", Gießen 1907.

13 Adolf Bube, Blücher in Gießen, Gotha, in Alfred Bock: „Blücher in Gießen – Ein Stimmungsbild zu den Freiheitskriegen", Gießen 1907.

Drauf strich sich nach Husarenart
Der alte Held und Zecher
Nach rechts und links den grauen Bart
Und hob aufs neu' den Becher.
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Stimmt wieder freudig ein:
Wir setzen nach Paris hinein.

Das schlug so tief wie Wetterblitz
Ins Herz der Generale,
Sie sprangen auf von ihrem Sitz,
Die Hand am Schlachtenstahle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle jubelnd ein:
Wir setzen nach Paris hinein.

Und aus dem Hauptquartiere drang
Ins Heer das wärmste Leben,
„Am Rhein, am Rhein" erscholl Gesang,
„Da wachsen unsere Reben,
Feldmarschall Vorwärts schlägt darein,
Er führt uns siegreich übern Rhein,
Nach Frankreich, nach Paris hinein.

Als Blücher am 3. November 1813 in Gießen erfuhr, dass Napoleon bereits einen Tag zuvor den Rhein überschritten hatte, genehmigt er seiner Armee eine Verschnaufpause, denn die Verfolgung war nahezu pausenlos und sehr anstrengend. Nicht ohne Grund gaben die Russen ihm den populären Spitznamen *„Marschall Pascholl"* (zu Deutsch: Vorwärts). Auch die geläufige Redewendung *„Ran wie Blücher"* bezieht sich auf den Marschall und beschreibt im Allgemeinen ein sehr stürmisches und entschlossenes Vorgehen. Während das Hauptquartier der Schlesischen Armee mit Marschall Blücher sich in Gießen befand, wurden die zahlreichen Corps im Umland untergebracht.

Es verblieb demnach das Hauptquartier des Feldmarschalls v. Blücher in Gießen.
Das Corps des Generals Baron Sacken in Wetzlar und der Gegend.
Das Corps des Generals Grafen Langeron in Gießen und der Gegend.
Das Corps des Generals York hingegen marschirte:
das Hauptquartier nach Groß-Linden,
die Vordertruppen nach Allendorf, Mönchholzhausen und Dudenhofen,
die Reserve-Kavallerie nach Groß- und Klein-Rechtenbach, Hachelm, Harnschheim,

Auszug aus: Carl von Plotho: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814, Teil 2", Seite 486.

Der bekannteste Chronist der Befreiungskriege, Carl von Plotho, schrieb in diesem Zusammenhang unter dem Datum 3. November 1813:

„ Das schlesische Kriegsheer erhielt heute die Nachricht, dass das französische Kriegsheer, nach dem Gefecht bei Hanau, seinen Rückzug nach Mainz fortgesetzt habe, und es marschirte: Das Hauptquartier des Feldmarschall v. Blücher und das Corps des Grafen Langerons bis nach Gießen. Das Corps des Generals von Sacken war in Wetzlar und Gegend. (…)"[14]

und weiter unter dem Datum 4. November 1813:

„Da das schlesische Kriegsheer nun seit dem 14ten October ununterbrochen, ohne Ruhetag, in den sehr beschwerlichen Gebirgswegen marschirt war, welches die Truppen erschöpft hatte, auch außerdem viel Geschütz und Fuhrwesen gebrochen und zurückgeblieben war, so verordnete der Feldmarschall v. Blücher, es sollten die Truppen in der Gegend von Gießen einige Erholungstage genießen. Es verblieb demnach das Hauptquartier des Feldmarschalls v. Blücher in Gießen.
Das Corps des Generals Baron Sacken in Wetzlar und der Gegend.
Das Corps des Generals Grafen Langeron in Gießen.
Das Corps des Generals Yorck hingegen marschirte:
das Hauptquartier nach Groß-Linden [= Großen-Linden];
die Vordertruppen nach ***Allendorf*** [= Allendorf/Lahn], *Mönchholzhausen* [= Münchholzhausen] *und Dudenhofen* [= Dutenhofen],
die Reserve-Kavallerie nach Groß- und Kleinrechtenbach [= Rechtenbach], *Hochelm* [= Hochelheim], *Harnschheim* [= Hörnsheim],
die 2te Brigade nach Gießen, Klein-Linden und Rödgen,
die 7te nach Groß-Linden und Steinberg, Watzeborn [= Watzenborn-Steinberg] *und Groningen* [= Grüningen],
die 1ste und 8te Brigade in Steinbach, Anneroth [= Annerod], *Albach und Machelheim* [?],
die Reserve-Artillerie in Reis und Kirchen – Lihn [= Reiskirchen ?]. "[15]

Ein weiterer Chronist, Johann Sporschill, schrieb zu diesem Thema (erkennbar ist hier der Bezug auf Plotho):

„(…) Blücher befahl nun der Armee, in der Gegend von Gießen, Wetzlar und Großlinden so weitläufige Quartiere zu nehmen, dass sie sich wieder einigermaßen erholen könne; denn die letzten Märsche über das Vogelsgebirge hatten zu den angestrengtesten des ganzen Feldzuges gehört, die Truppen waren den Mühseligkeiten fast erlegen, und außerdem war viel Geschütz und Fuhrwesen gebrochen oder zurückgeblieben (…)"[16]

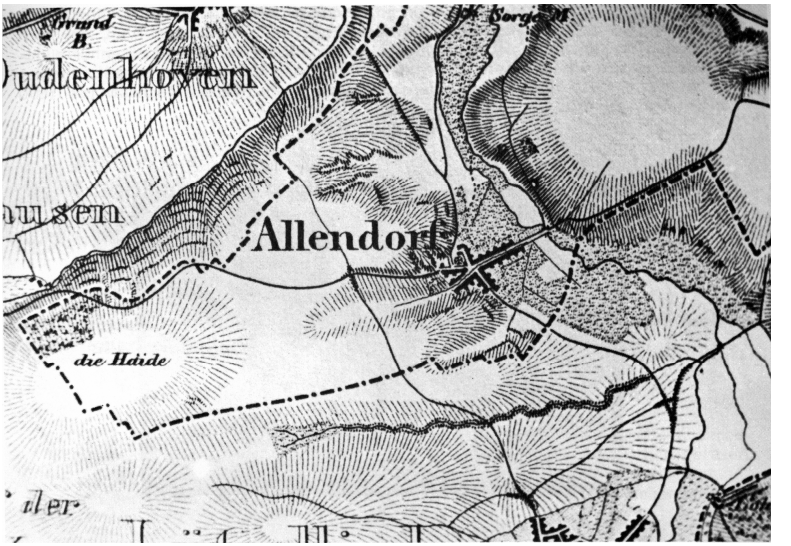
So wurden auch in Allendorf/Lahn für längere Zeit, nämlich vom 2. November 1813 bis 27. Dezember 1813 große Kontingente preußischer und russischer

14 Carl Edler Herr und Freiherr von Plotho: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814", Teil 2, Berlin 1817.

15 Carl Edler Herr und Freiherr von Plotho: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814", Teil 2, Berlin 1817.

16 Johann Sporschill: „Die große Chronik oder die Geschichte des Krieges des verbündeten Europas gegen Napoleon Bonaparte in den Jahren 1813, 1814, 1815", Band 1, Braunschweig, 1844.

Truppen einquartiert. Aber auch danach gab es noch Nachzügler, und später die Kriegsrückkehrer, die einquartiert werden mussten. Bis zum Mai 1816 dauerten die Einquartierungen an, allerdings nicht mehr in der Stärke wie im November und Dezember 1813.



Kartenausschnitt mit Allendorf/Lahn aus dem frühen 19. Jahrhundert

Auch wenn das Großherzogtum Hessen offiziell am 2. November 1813 die Seite wechselte, war es der Landbevölkerung eigentlich völlig egal, ob Freund oder Feind einquartiert war. Die Lasten waren vor 200 Jahren für die Landbevölkerung am Beispiel Allendorfs erdrückend, zumal das Dorf mit 320 Einwohnern und 60 Häusern recht klein und die Zahl der untergebrachten Soldaten sehr groß war. Das Dorf erstreckte sich von der Linde am Backhaus nur etwa 200 Meter in die Obergasse, die „Lehmekaute" (heute Friedhofstraße), die Hintergasse, die Untergasse und die „Goaswoar" (Gänseweide, heute Hüttenbergstraße).

Von der Schlesischen Armee waren Quartiermeister eingesetzt, die für jede Beschlagnahmung und für jede Einquartierung einen schriftlichen Befehl erteilten. Einige Dutzend dieser Bescheide sind im Gießener Stadtarchiv zu finden.

Schultheiß Johann Martin Wagner erstellte mehrere Einquartierungsverzeichnisse bis hin zum Jahr 1816. Die größte Einquartierungsphase fand Anfang und Mitte November 1813 statt. Das hierzu erstellte „*Unterverzeichnis der dahier einquartierten alliierten Truppen"* hatte sinngemäß folgenden Inhalt:

Am 2. November 1813 waren an Kosaken und russischer Infanterie 2 Stabsoffiziere, 19 subalterne Offiziere, 851 Unteroffiziere und Gemeine sowie 420 Pferde in Allendorf/Lahn als Avantgarde (Voraustruppen, wahrscheinlich vom Corps des General Yorck) einquartiert.

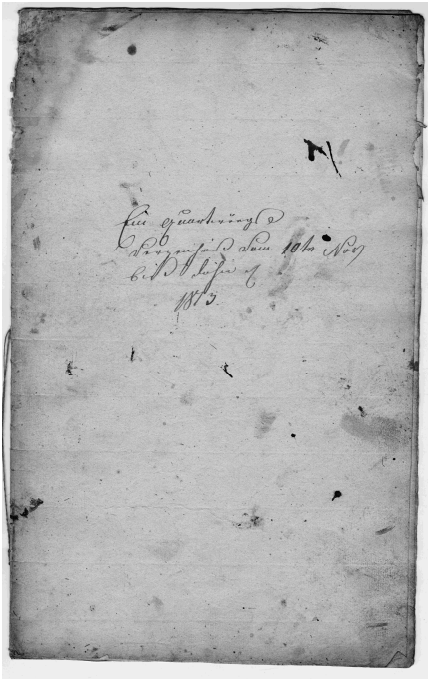
Am 3. November 1813 waren dann ein General, 1 Obrist, 20 Offiziere, 1.068 Unteroffiziere und Gemeine sowie 530 Pferde der russischen Infanterie und Artillerie in Allendorf/Lahn einquartiert; diese können aber unmöglich alle in den Häusern untergebracht gewesen sein; wahrscheinlich wurden Zelte aufgebaut. Bei dem in Allendorf am 3. November 1813 einquartierten General handelt es sich wahrscheinlich um Alexandre-Louis Andrault, Comte de (Graf von) Langéron, ein hoher russischer General französischer Herkunft (Führer eines russischen Armeekorps' in der Schlesischen Armee mit ursprünglich 34.551 Mann).



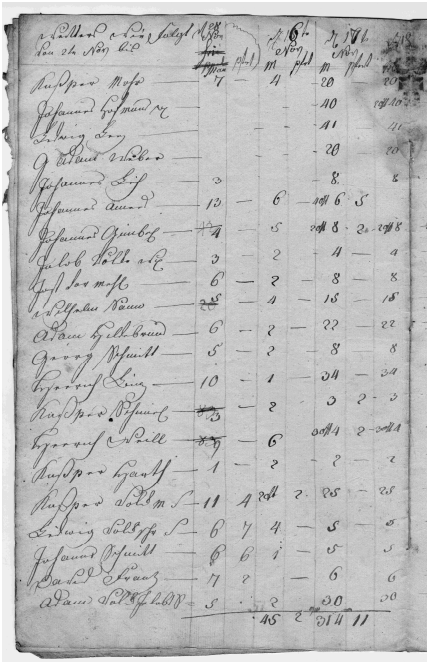
Russischer General Alexandre-Louis Andrault, Comte (Graf) de Langéron, Bild: en.wikipedia.org

Vom 4. bis 6. November 1813 waren 2 Stabsoffiziere, 9 subalterne Offiziere, 480 Unteroffiziere und Gemeine sowie 70 Pferde der preußischen Infanterie in Allendorf/Lahn einquartiert, am 7. November kamen noch weitere 4 subalterne Offiziere und 220 Unteroffiziere und Gemeine sowie 250 Pferde der preußischen Artillerie hinzu, die jedoch am Folgetag weiter zogen. Am 8. November 1813 erschien „irreguläre Infanterie" mit 7 Offizieren, 160 Unteroffizieren und gemeinen Soldaten mit 210 Pferden, am 9. November 1813 hingegen waren nur noch 65 Soldaten der preußischen Infanterie untergebracht. Nach einem Tag ohne Einquartierungen kamen am 11. November 1813 wieder 5 Soldaten der preußischen Infanterie. Am 12. November 1813 folgten 28 Soldaten mit 15 Pferden der russischen Kavallerie. Vom 13. bis 14. November 1813 wurden 44 Soldaten der preußischen Infanterie einquartiert.

Nach einem weiteren Tag ohne Einquartierungen kam am 16. November 1813 eine weitere Vorhut der russischen Infanterie mit 6 Offizieren, 240 Unteroffizieren und gemeinen Soldaten mit 11 Pferden, ehe vom 17. bis 19. November 1813 wieder eine größere Einquartierung der russischen Infanterie mit 2 Stabsoffizieren, 19 subalternen Offizieren, 805 Unteroffizieren und Mannschaftsdienstgraden mit 52 Pferden durchgeführt wurde. Wie aus der nachfolgenden Aufstellung ersichtlich wurden circa 470 Soldaten in den Häusern der Allendorfer Bürger untergebracht. Der Rest muss biwakiert haben. Nach drei Tagen ohne Einquartierung waren am 24. November 1813 wieder 22 russische Soldaten im Dorf. Nach wiederum 3 Tagen ohne Einquartierung mussten am 28. November 1813 wieder russische Truppen untergebracht werden, und zwar 3 Offiziere, 370 Unteroffiziere und gemeine Soldaten mit 76 Pferden.



Deckblatt des Einquartierungsverzeichnisses vom November 1813, Stadtarchiv



Auszug aus dem Einquartierungsverzeichnis vom November 1813, Stadtarchiv

Ab dem 29. November 1813 richtete ein Stabsoffizier wahrscheinlich einen Stützpunkt mit 100 Pferden ein, die von einem Offizier, und zunächst 46 und ab 1. Dezember 1813 von 55 Unteroffizieren und einfachen Soldaten bewacht wurden. Diese blieben ununterbrochen bis zum 27. Dezember 1813 in Allendorf/Lahn.

Aus einer von Schultheiß Johann Martin Wagner gefertigten Aufstellung geht folgende Einquartierungsverteilung für November 1813 hervor, wobei die Aufzählung auf der rechten Seite der Obergasse beginnt, reihum über Friedhofstraße, Hintergasse, die Mühlen, Untergasse, Hüttenbergstraße führt und auf der linken Seite der Obergasse endet.

Nr.:	**heutige Hausbezeichnung:**	**damaliger Eigentümer:**	**Einquartierung:**
1.	Obergasse 15	Heinrich Volck („der Mittlere“)	1 Mann
2.	Obergasse 13 (ersetzt)	Jakob Heep („der Jüngere“)	2 Mann
3.	Obergasse 11 (ersetzt)	Christian Euler	2 Mann, dann 4 Mann, dann 5 Mann

4.	Obergasse 9	Melchior Binz (Andreas' Sohn)	1, Mann, dann 7 Mann, dann - vom 17. bis 19. November 1813 - 28 Mann und 12 Pferde
5.	Obergasse 7	Johannes Volk (Adams Sohn)	2 Mann, dann 4 Mann, dann 12 Mann
6.	Obergasse 5	Johannes Volk (Johannes' Sohn)	7 Mann, dann 11 Mann sowie 2 Offiziere und 2 Pferde
7.	Obergasse 3 (ersetzt)	Konrad Andermann	7 Mann, dann 35 Mann
8.	Friedhofstraße 2	Adam Steinmüller	2 Mann
9.	Friedhofstraße 4 , Zollamt (abgebrochen)	Johannes Volk (Zöllner)	1 Offizier und 6 Pferde
10.	Friedhofstraße 8 (ersetzt)	Heinrich Volk	2 Mann
11.	Friedhofstraße 10 (abgebrochen)	Dietrich Heep	keine Einquartierung
12.	Friedhofstraße 12 (hinten)	Johannes Muhl	1 Mann
13.	Fredhofstraße 12 (vorne, ersetzt)	Kaspar Beppler	3 Mann
14.	Friedhofstraße 5 (abgebrochen)	Ludwig Volk (Adams Sohn)	2 Mann
15.	Friedhofstraße 1 (Rathaus und Schule, Gebäude ersetzt)	Heinrich Wilhelm Henkelmann (Schulmeister)	1 Offizier, 4 Mann, 1 Gespann Zugtiere
16.	Hintergasse 6 (ersetzt)	Heinrich Volk („Zellerhennes")	1 Mann, dann 7 Mann, dann 15 Mann
17.	Hintergasse 7	Georg Philipp Luh	5 Mann, dann 8 Mann, dann 20 Mann und 3 Pferde
18.	Hintergasse 3 (ersetzt)	Georg Philipp Amend	2 Mann, dann 8 Mann, dann 13 Mann und 2 Pferde
19.	Hintergasse 2	Johannes Volk (Melchiors Sohn)	5 Mann
20.	Hintergasse 1 (ersetzt)	Johannes Volk (Peters Sohn)	1 Mann, dann 4 Mann, dann 6 Mann
21.	Untergasse 1 (ersetzt)	Kaspar Mohr	4 Mann, dann 7 Mann, dann 20 Mann
22.	Kleebachstraße 111 (Obersorger Mühle)	Johannes Hofmann (Müllermeister)	2 Offiziere, 40 Mann
23.	Kleebachstraße 113 (Mittelsorger Mühle)	Ludwig Lenz II. (Müllermeister)	41 Mann
24.	Hoppensteinstraße 40 (Untersorger Mühle)	Georg Adam Weber (Müllermeister)	20 Mann
25.	Untergasse 4 (ersetzt)	Johannes Luh	3 Mann, dann 8 Mann
26.	Untergasse 6	Johannes Amend	6 Mann und 5 Pferde, dann 13 Mann und 2 Offiziere und 2 Pferde

27.	Untergasse 10 (ersetzt)	Jakob Volk	2 Mann, dann 3 Mann, dann 4 Mann
28.	Untergasse 12	Jost Dormehl	2 Mann, dann 6 Mann, dann 8 Mann
29.	Untergasse 16 (umgebaut)	Johannes Gimbel	4 Mann, dann 5 Mann und 2 Offiziere und 2 Pferde
30.	Untergasse 18	Wilhelm Sann	4 Mann, dann 5 Mann, dann 15 Mann
31.	Untergasse 26	Konrad Schäfer und Ludwig Schäfer	3 Mann
32.	Untergasse 28 (ersetzt)	Georg Schmitt	2 Mann, dann 5 Mann, dann 8 Mann
33.	Untergasse 33 (ersetzt)	Adam Hildebrand	2 Mann, dann 5 Mann, dann 22 Mann
34.	Untergasse 15	Heinrich Binz	1 Mann, dann 10 Mann, dann 34 Mann
35.	Untergasse 9 (ersetzt durch 2 Häuser)	Wilhelm Volk (Schneider)	4 Mann, dann 6 Mann, dann 7 Mann
36.	Untergasse 3	Heinrich Weil	6 Mann, dann 9 Mann und 3 Offiziere und 2 Pferde
37.	Untergasse 1	Kaspar Hardt	2 Mann
38.	Hüttenbergstraße 2	Kaspar Volk (Melchiors Sohn)	4 Mann, dann 11 Mann und 2 Offiziere und 2 Pferde, dann 25 Mann
39.	Hüttenbergstraße 6	Ludwig Volk (Philipps Sohn)	4 Mann, dann 6 Mann, dann 7 Mann
40.	Hüttenbergstraße 8	Johannes Schmitt	6 Mann, dann 5 Mann
41.	Hüttenbergstraße 14	David Franz	7 Mann, dann 2 Mann, dann 6 Mann
42.	Hüttenbergstraße 17 (abgebrochen)	Adam Volk (Jacobs Sohn)	2 Mann, dann 5 Mann, dann 30 Mann
43.	Hüttenbergstraße 15	Martin Wagner (Schultheiß)	2 Offiziere und 4 Pferde, dann 5 Offiziere und 3 Pferde
44.	Hüttenbergstraße 13	Melchior Gimbel	13 Mann und 12 Pferde, dann 6 Mann und 5 Pferde, dann 5 Offiziere und 3 Pferde
45.	Hüttenbergstraße 11 (ersetzt)	Jakob Heep	4 Mann, dann 10 Mann und 4 Pferde, dann 25 Mann
46.	Hüttenbergstraße 9 (ersetzt)	Henrich Volk (Jacobs Sohn)	4 Mann, dann 9 Mann, dann 11 Mann
47.	Hüttenbergstraße 7	Kaspar Schimmel	5 Mann, dann 4 Mann, dann 13 Mann
48.	Hüttenbergstraße 5 (abgebrochen)	Balthasar Luh	3 Mann, dann 2 Mann
49.	Hüttenbergstraße 3 (ersetzt)	Johannes Volk	12 Mann und 8 Pferde, dann 8 Mann

50.	Hüttenbergstraße 1	Friedrich Deiß	3 Mann, dann 7 Mann und 15 Pferde, dann 10 Mann und 7 Pferde
51.	Obergasse 2	Gottfried Volk	5 Mann, dann 15 Mann und 8 Pferde, dann 9 Mann und 4 Pferde
52.	Obergasse 4 (abgebrochen)	Johannes Steinmüller's Erben	2 Mann, dann 5 Mann, dann 6 Mann
53.	Obergasse 6 (ersetzt)	Ludwig Volk (Kaspars Sohn)	3 Mann, dann 7 Mann, dann 25 Mann
54.	Obergasse 8 (Gemeindehaus - ersetzt)	Konrad Ebert	1 Mann
55.	Obergasse 10 (ersetzt)	Melchior Luh	2 Mann, dann 1 Mann
56.	Obergasse 12 (ersetzt)	Jakob Luh	2 Mann, dann 11 Mann
57.	Obergasse 14	Johannes Volk (Jacobs Sohn)	5 Mann – ausgeplündert, deshalb danach von Einquartierungen verschont
58.	Obergasse 16 (erneuert)	Georg Viehmann	2 Mann, dann 5 Mann und 2 Pferde, dann 8 Mann
59.	Obergasse 18 (erneut)	Konrad Wagner	6 Mann und 4 Pferde, dann 4 Mann; dann 30 Mann
60.	Obergasse 20	Wilhelm Hildebrand	6 Mann und 4 Pferde, dann 4 Mann, dann 27 Mann

Dem Langeron'schen Korps gehörten Soldaten aus dem gesamten großen russischen Zarenreich wie zum Beispiel aus Jakursk sowie Baschkiren, Kalmücken, Tataren, Teptjaren und die Don-Kosaken an. Sie stammen aus Gegenden, die mehrere tausend Kilometer von hier entfernt sind. Teilweise hatten sie mongolisches Aussehen und waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Vom langen (und schnellen) Marsch und von den Kämpfen müssen sie völlig erschöpft gewesen sein. Hunger, ständiges Biwakieren im Freien bei mangelnder Bekleidung und Ausrüstung trugen zur Erschöpfung bei. Die Soldaten litten wegen ihrer Auszehrung und ihrer schlechten körperlichen Verfassung an Fleckfieber und Typhus (Nervenfieber). Diese Krankheiten galten als die Geißel der Freiheitskriege.[17] Sie trafen die französischen und die alliierten Truppen gleichermaßen, aber auch die Bevölkerung.

Das Gießener Zeughaus wurde zum Lazarett umfunktioniert, in dem im November und Dezember 1813 zeitweise 2.600 Soldaten[18] lagen, die überwiegend an Nervenfieber erkrankt waren. Diese Krankheit wurde zwangsläufig auch in die Städte und Dörfer übertragen, in denen Soldaten einquartiert waren.

Aus dem Kirchenbuch von Allendorf/Lahn kann man entnehmen, dass in der Folge der großen Einquartierung in der Zeit vom 24. Februar 1814 bis 25.

17 Bruno Dreier: „Mit Blücher bei Kaub über den Rhein", Kaub 1993.

18 Alfred Bock: „Blücher in Gießen – Ein Stimmungsbild zu den Freiheitskriegen", Gießen 1907.

Mai 1814 bei zwölf von vierzehn Todesfällen in Allendorf/Lahn „Nervenfieber" als Todesursache angegeben wurde:

- Katharina Ebert am 24. Februar 1814 (41 Jahre alt)
- ein Schuhmacher namens Eckhardt aus Hamburg am 3. März 1814 (65 Jahre alt)
- Conrad Ebert am 4. März 1814 (31 Jahre alt)
- Johannes Jeremias Volk am 18. März 1814 (63 Jahre alt)
- Jacob Luh am 22. März 1814 (43 Jahre alt)
- Johannes Braun am 22. März 1814 (53 Jahre alt)
- Elisabetha Margaretha Luh am 25. März 1814 (50 Jahre alt)
- Maria Catharina Volk am 1. April 1814 (33 Jahre alt)
- Catharina Maria Wagner am 5. April 1814 (39 Jahre alt)
- Anna Catharina Muhl am 11. Mai 1814 (50 Jahre alt)
- Johannes Luh am 15. Mai 1814 (60 Jahre alt)
- Johann Georg Schmitt am 25. Mai 1814 (57 Jahre alt).

Im Gießener Stadtarchiv befindet sich eine Aufstellung, in der von Diebstählen einzelner versprengter Truppen berichtet wird. In erster Linie waren die drei außen liegenden Mühlen und die Häuser an den Ortsenden betroffen:

> *„… sollen folgende Allendorfer Gemeindeleute, welche teils als einzelne Müller isoliert wohnen und teils Endwohnungen besitzen, die nachher verzeichnete Gegenstände gewaltsam von einzelnen russischen und preußischen Militärpersonen, deren Regimenter nicht angegeben werden konnten, geraubt worden sein, nämlich …."*

Es folgt eine Liste, die im Folgenden zusammengefasst wird:

Zum Beispiel hatte Adam Volk einen Schaden von 120 Gulden, weil ihm Frucht, Mehl, Fleisch, Kleidung und *„Weißzeug"* (weiße Wäsche) gestohlen wurde. Dem Schuhmacher (wahrscheinlich ist Georg Viehmann gemeint) wurde Leder für 36 Gulden gestohlen. Johannes Volk bekam Kleidung und Weißzeug im Wert von 50 Gulden gestohlen und die Allendorfer Schmiede bekam *„Eisenzeug"* im Wert von 44 Gulden entwendet.

Die drei außen liegenden Mühlen wurden durch *„Kriegsdurchziehende"* am intensivsten geplündert, wobei Frucht, Korn, Weizen, Heu, Salz, Stiefel, Kleider und Weißzeug gestohlen wurden im Gesamtwert von über 1.180 Gulden.

Es gab aber auch offizielle „Erwerbungen", die mit Quittungen belegt wurden:

> *„Förmlich requiriert wurden von denen unterm 4. November dahier einquartierten preußischen Truppen 480 Paqurth Tabak, welchen auch dieselben erhielten, und welche kosteten per M. 16 Kr., mithin 32 Gulden."*

Insgesamt ist durch Plünderungen und Diebstahl ein Schaden in Höhe von 1.387 Gulden und 26 Kreuzer entstanden.

Aus seinem späteren Hauptquartier in Höchst verfügte Marschall Blücher mit dem „Armeebefehl" vom 20. November 1813, wie die Soldaten sich bei Einquartierungen, Requisition von Futter, Lebensmitteln und Gegenständen sowie

Spanndiensten zu verhalten haben und wie diese zu belegen sind und das Übergriffe zu vermeiden sind. Er beginnt diesen Befehl mit den Worten:

> *„Die Beschwerden, welche seit einigen Tagen über ungebührliche und überspannte Requisitionen an die Städte und Dörfer, sowie über die Misshandlungen der Beamten und Bewohner der hiesigen Gegend bei mir einlaufen, veranlassen mich zu nachstehendem, von allen Truppen der vereinigten Schlesischen Armee pünctlichst zu befolgenden Befehl: …" [Es folgen 14 Regeln]* [19]



Soldatisches Nachtlager: 1813 kommt der Krieg in die Häuser von Bauern und Bürgern, in Form der gefürchteten Einquartierungen. Foto von Olaf Martens zum Aufsatz: 1813: „Wohin aber gehst du, Deutschland?" in GEO 03/2013: „1813: Ein Schicksalsjahr der Deutschen"

Für die Bürger von Allendorf/Lahn kam dieser Armeebefehl Blüchers sicherlich zu spät, aber viele Orte am Rhein hatten im Dezember 1813 noch längere Einquartierungen zu erdulden.

Nach dem (ersten) Pariser Frieden am 30. Mai 1814 waren die Befreiungskriege vorerst beendet. In Wien wurde von 18. September 1814 bis 9. Juni 1815 beim „Wiener Kongress" über die Neuordnung Europas entschieden. Napoleons neuerliche „Herrschaft der hundert Tage" erforderte eine weitere Entscheidung in der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1815. Aber nach den zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 waren die Befreiungskriege endgültig beendet.

19 Bruno Dreier: „Mit Blücher bei Kaub über den Rhein", Kaub 1993.

Die Armeen der Sieger zogen wieder in ihre Heimatländer zurück und hatten es dabei durchaus nicht eilig, oft verblieben sie tagelang. Diese Durchmärsche endeten übrigens erst 1816 endgültig. Eine russische Einheit verblieb in Allendorf/Lahn bis zum Frühjahr.[20]

Schultheiß Johann Martin Wagner listete nach der großen Einquartierungsphase auf, dass in jener Zeit 8.870 Rationen Hafer (Ration á 16 Pfund), 3.896 Rationen Gerste (Ration á 21 Pfund), 8.583 Rationen Heu (Ration á 12 Pfund) und 5.789 Rationen Stroh (Ration á 10 Pfund) an die Pferde verfüttert wurden.

Mit diesen Futterkosten, den Kosten für die Versorgung der Soldaten, dem Ausgleich für Schäden durch Plünderung und Zerstörung, dem Leid, das der Bevölkerung zugeführt wurde, und den Todesfällen durch Nervenfieber, das die Soldaten eingeschleppt hatten, verarmte nicht nur die Gemeinde Allendorf/Lahn, sondern jeder einzelne Einwohner.

Alfred Weller schildert in seinem Beitrag „Allendorf zwischen 1700 und 1900" in der Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn (1990):

> *„Nachdem die Russen abgezogen waren, mussten die Allendorfer buchstäblich am Hungertuch nagen. Selbst für's nackte Überleben mussten neue Darlehen aufgenommen werden. Die Saatfrucht holten sich unsere Vorfahren laut deren Erzählungen gegen Wucherpreise in Lützellinden. Bezahlung durch Darlehen lehnte man dort jedoch ab und man verlangte dort Land. Nahezu die gesamte „Rechte Aue" und Teile der „Linken Aue" im Zechweider Feld gingen dabei verloren. (…)'*[21]

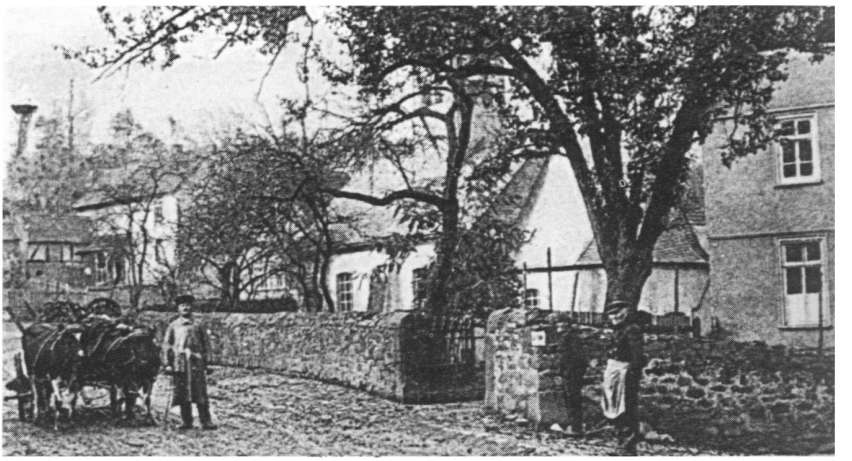
Das Verhältnis zwischen den beiden Nachbardörfern Allendorf/Lahn und Lützellinden kühlte sich merklich ab. Man hatte sich fortan nicht mehr viel zu sagen. Nach der Teilung des Hüttenberges im Jahr 1703 gehörten beide Dörfer bereits zu zwei verschiedenen Ländern. Da Lützellinden nach dem Wiener Kongress ab 1815 dann zum Königreich Preußen gehörte und Allendorf/Lahn zum Großherzogtum Hessen, bildete die „neue" Gemarkungsgrenze gleichzeitig auch Staatsgrenze und war im Deutschen Krieg von 1866 sogar Kriegsgrenze. Seit 1946 gehören beide Dörfer aber zu einem Land (Hessen) und seit 1977 sogar zur selben Stadt. Heute gibt es zwar immer noch Rivalitäten zwischen beiden Stadtteilen, die sind jedoch eher locker und humorvoller Art.

In diesen 200 Jahren seit 1813 wurde Allendorf/Lahn noch einmal von ausländischen Truppen besetzt: Am 28. März 1945 kamen US-amerikanische Truppen, die 7. Panzer-Division der US-Army, in das Dorf. Dabei wurden über mehrere Wochen zwar auch einige Häuser in der oberen Triebstraße beschlagnahmt, das Verhältnis zwischen den Besatzern (oder besser Befreiern) und der Bevölkerung war aber gut.

---

20 Alfred Weller in „Allendorf zwischen 1700 und 1900" in Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn, Gießen, 1990.

21 Alfred Weller in „Allendorf zwischen 1700 und 1900" in Chronik zur 1200-Jahrfeier von Allendorf/Lahn, Gießen, 1990.



Allendorf/Lahn im 19. Jahrhundert mit Rathaus, Kirche und Storchennest, in: Chronik zur 1200-Jahrfeier Allendorf/Lahn, 1990

Man nahm keinen größeren Schaden. Leid gab es aber zuvor auch, durch die Bombarierungen, die Luftangriffe, den Verlust von Menschenleben und Gütern und den Verletzungen körperlicher und seelischer Art und den ganzen Nazi-Terror.

Seit fast 70 Jahren gibt es keinen Krieg mehr auf deutschem Boden. Hoffen wir, dass wir auch weiterhin von Kriegen und mit all dem Leid, das diese über die Menschen bringen, verschont bleiben.

Am 3. November 2013 gedachten Stadt und Landkreis Gießen in der Mehrzweckhalle von Gießen-Allendorf/Lahn der Ereignisse von vor 200 Jahren in der sehr gut besuchten Veranstaltung „1813 - Jagd auf Napoleon durchs Gießener Land". Neben dem Vortrag „Eingespannt und ausgeplündert - Allendorf/Lahn im November und Dezember 1813" referierten Prof. Dr. Helmut Berding über „Am Anfang war Napoleon - Erneuerung und Fremdherrschaft im Rheinbund" und Dr. Andreas Emmerich über „Der Zug der Schlesischen Armee - zwischen Leipzig und Kaub".

„Frau Dr. Schumann bringt ihren eigenen Conzertflügel mit“

Bemerkungen zu einem Konzert Clara Schumanns in Gießen

DIETER STEIL

Wir schreiben das Jahr 1878. Vor 135 Jahren, am 12. Februar, überraschte der »Vorstand des Gießener Conzertvereins« die Leserinnen und Leser des Gießener Anzeigers mit der Ankündigung, dass „die bedeutendste Pianistin der Gegenwart, Frau **Dr. Clara Schumann** für ein außergewöhnliches Conzert unseres Vereins“ gewonnen werden konnte. Das Konzert werde am „**Dienstag den 26. Februar, Abends 5 Uhr, im Clubsaale**“ stattfinden. Welche Fragen sich mit dieser Mitteilung in Form einer Anzeige verbinden und was der Gießener Dirigenten Hermann Levi mit Clara Schumanns Zusage für ein Konzert zu tun hatte, sollen im Folgenden dargelegt werden.

Die Ankündigung erschien – entgegen der Gepflogenheit des Konzertvereins – ohne Mitteilung des Programms.[1] Diese Beobachtung lässt vermuten, dass Schumanns Zusage sehr kurzfristig, „ad hoc“ erfolgt ist. Dieser Eindruck wird bei der Analyse der weiteren fünf Anzeigen, die bis zwei Tage vor dem Konzerttermin erschienen sind, zur Gewissheit. Die hier gerade zitierte Anzeige erschien unverändert noch zweimal[2] – also wiederum ohne Programm und mögliche weitere Mitwirkende. Das war ungewöhnlich für den Veranstalter und ungewohnt für das musikliebende Publikum. Auch das Porträt der Künstlerin Clara Schumann, das am 17. im redaktionellen Teil der Zeitung[3] erschien, enthielt noch keinen Hinweis auf das Programm.

Erst am 19. Februar, eine Woche vor dem Konzert, wurden erstmals ein Programm angezeigt und die Künstler, die an dem Kammermusikabend neben Clara Schumann mitwirken sollten, genannt. Zugleich wurde der preisgünstige Vorverkauf für die Mitglieder des Konzertvereins und des akademischen Gesangsvereins (1,50 bzw. 2,50 Mark statt 3 und 4 Mark), der an diesem Tag zu Ende gehen sollte, um zwei Tage verlängert.[4] Ein Hinweis, dass in Unkenntnis des Programms und der Mitwirkenden der Vorverkauf selbst unter den Mitgliedern beider Vereine eher schleppend verlaufen ist – trotz des angekündigten Stargastes.

Für die These einer „ad hoc“-Vereinbarung spricht auch diese Anzeige. Sie lässt erkennen, dass die Planung des Konzerts durchaus nicht abgeschlossen war; noch waren nicht alle Mitwirkenden bekannt.

1 GA Nr. 35, S. 3.
2 GA Nr. 39, S. 3, Nr.41, S. 4.
3 Nr. 41, S. 2. „Musikalisches I“. Der Beitrag erschien anonym.
4 Nr. 42, S. 4.



Clara Schumann, 1878
Pastell Franz von Lenbach

Dem aufmerksamen Leser musste auffallen, dass Robert Schumanns Klavierquintett op. 44, das einen der Schwerpunkte des Abends bilden sollte, mit den in der Anzeige genannten Künstlern nicht aufgeführt werden konnte. Als Mitwirkende des Streichquartetts waren nur drei Musiker genannt: der Marburger Musikdirektor Leonhard Wolff,[5] das ehemalige Mitglied des »Florentiner Quartettvereins« Friedrich Hilpert[6] und – ohne Vornamen – Unger[7] aus Meiningen. Nur für die vorgesehenen Liedbeiträge sowie die Solostücke für Klavier bzw. Cello standen die Mitwirkenden fest: der Cellist Hilpert, Clara Schumann und die Gießener Sängerin Mathilde Weiffenbach, Frau des Gymnasiallehrers Dr. Ferdinand Weiffenbach.[8] Die am Auftreten von Clara Schumann interessierte Öffentlichkeit erfuhr zugleich, dass Clara Schumann die Sängerin begleiten werde. Leider wissen wir von deren musikalischem Werdegang nichts.

Am 24. Februar, zwei Tage vor dem Konzert, konnte der Vorstand des Konzertvereins endlich alle Mitwirkenden bekannt geben. Das Klavierquintett werde von Frau Schumann und dem »Herzoglich Sachs. Meiningen'schen Quartettverein« mit den Herren „Conzertmeister Fleischhauer, Kammervirtuos Friedrich Hilpert …, Funk und Unger aus Meiningen" gespielt.[9] Zugleich wurde ein erwei-

5 Leonhard Wolff (1848–1934) Akademischer Musikdirektor Marburg, später Bonn; Vater des Verlegers Kurt Wolff.

6 Friedrich Hilpert (1841–1896), als Mitglied des Karlsruher Hoforchesters 1865 Gründungsmitglied des nach dem Gründungsort Florenz genannten Florentiner Streichquartetts; schied 1874 aus; nach einjährigem Aufenthalt in Wien Mitglied der Meininger Hofkapelle, später des Münchener Hoforchesters.

7 Heinrich Unger (1832–1901), seit 1864 Mitglied in der Meininger Hofkapelle; Mitglied des Soloquartetts.

8 Ludwig Brake, Frauen in Gießener Vereinen im 19. Jahrhundert, in: MOHG Bd. 95, 2010, S. 93–109, hier S. 94, 108 und telefonische Mitteilung v. 25. Juli 2013.

9 Friedhold Fleischhauer (1834–1896), Schüler von Joseph Joachim, war zunächst Mitglied der Hofkapelle Weimar und trat Ende 1864 als Konzertmeister in die Meininger Hofkapelle ein.
August Funk (1855–1919) wurde 1872 Mitglied der Meininger Hofkapelle und war jüngstes Mitglied des Soloquartetts. – Die Angaben zu den Mitgliedern des Fleischhauer-Quar-

tertes Programm vorgestellt: Nun war auch der Erste Geiger des Meininger Quartetts, Konzertmeister Fleischhauer, als Solist vorgesehen. Der Marburger Konzertdirektor Leonhard Wolff gehörte nicht mehr zu den Mitwirkenden; wir können ihn uns als einen der begeisterten Zuhörer vorstellen.

Erst zwei Tage vor dem für Gießen außergewöhnlichen Kammermusikabend waren also die Besucher grundsätzlich, jedoch noch nicht vollständig über das vorgesehene Programm unterrichtet. Der Programmzettel, der schließlich im Konzert vorlag, wies nämlich noch kleinere Änderungen auf. Zum einen waren jetzt die vorgesehenen Kompositionen im Sinne eines überlegteren Wechsels von Spannung und Entspannung geordnet. Zum andern war Chopins Walzer As-Dur op. 42, den Clara Schumann bereits vier Tage zuvor in Frankfurt gespielt hatte, statt Mendelssohns Scherzo op. 16 ins Programm genommen. Dieses endgültige Programm kennen wir nur von dem Programmzettel, der sich in Clara Schumanns Dokumentation ihrer Auftritte erhalten hat.[10] Er ist letztlich der einzige Beweis, dass sie tatsächlich in Gießen konzertiert hat. Weder ist im Gießener Anzeiger eine Besprechung des Konzerts erschienen noch hat sich in den Akten des Veranstalters, des Gießener Konzertvereins, ein Beleg für dieses Konzert erhalten.

Die Analyse der Anzeigenserie zeigt, dass die aus der „ad hoc"-Zusage Clara Schumanns folgende Ungewissheit über Programm und Mitwirkende zumindest anfänglich zu Unsicherheiten bei dem potenziellen Publikum geführt hatte. Dem Vorstand des Konzertvereins scheint dies früh bewusst gewesen sein und dürfte dazu beigetragen haben, dass im redaktionellen Teil des Gießener Anzeigers insgesamt drei werbende Beiträge für das Konzert erschienen. Im schon erwähnten ersten Beitrag vom 17. Februar betonte der anonyme Schreiber zunächst die Aufregung über das Außergewöhnliche des Konzerts, „hat doch, außer Carl Maria v. Weber, keine größere Celebrität in Gießen conzertirt". Das Verdienst des Vorstandes, Clara Schumann gewonnen zu haben, sei umso höher zu bewerten, „als Frau Schumann, nach ihren eigenen Worten ‚jetzt mit ihren Kräften haushälterisch umgehen muß' und nur wenige Einladungen zu Conzerten annimmt." Es folgt dann, nach dem Hinweis auf Claras bevorstehendes 50jähriges Jubiläum als Konzertpianistin (28.10.1878), eine knappe Schilderung ihres künstlerischen Werdeganges bis zu ihrer Verheiratung mit Robert Schumann. Dabei verweist der Autor auch auf Claras Verdienst, als Erste Chopins Werke in Deutschland öffentlich gespielt zu haben. In der Fortsetzung, erschienen am 21. Februar,[11] steht dann zwar Robert Schumann im Zentrum des Berichts, doch wird die inspirierende Kraft Claras für viele seiner Klavierkompositionen wie seiner Liedkompositionen hervorgehoben – dies durchaus mit Blick

tetts sind entnommen: Maren Goltz, Musiker-Lexikon des Herzogtums Sachsen-Meiningen 1680–1918. Meiningen 2008. Dieses Buch ist als pdf-Datei im Internet zugänglich.

10 Robert-Schumann-Haus Zwickau (RSH), Clara Schumann, Programmsammlung Nr. 1167. Ich danke dem Leiter des Schumann-Hauses Herrn Dr. Synofzik für den Hinweis auf dieses Konzert sowie für die Genehmigung, den Briefwechsel Schumann-Levi zu nutzen.

11 GA Nr. 44, S. 3 „Musikalisches II".

auf das in Gießen vorgesehene Programm. Am Tag von Clara Schumanns Gießener Konzert druckte der Anzeiger dann aus der Frankfurter Zeitung eine kurze Besprechung über ihr Auftreten im 10. Frankfurter Museumskonzert am 22. Februar nach.[12] Sie war für das Gießener Publikum deshalb von besonderer Bedeutung, da darin Schumanns „hochvollendete und wahrhaft ungetrübten Genuß gewährende" Leistung in Beethovens „G-Dur=Conzert" [4. Klavierkonzert] wie in den auch in Gießen zu hörenden Solostücken von Robert Schumann und Chopin betont wurde.

Waren die Verantwortlichen des Gießener Konzertvereins von der plötzlichen Zusage Clara Schumanns überrascht worden, so stellt sich uns heute noch stärker als dem damaligen Publikum die Frage, welche Gründe dieser Weltstar haben konnte, in Gießen ein Konzert zu geben. Lag doch die Stadt, trotz Universität und Sitz der Regionalregierung für die Provinz Oberhessen, trotz Kreuzungspunkt im nationalen Eisenbahnnetz, den Schumann auf Reisen durchaus kennen gelernt hatte,[13] am Rande der musikalischen Welt. Anders als in den Residenzstädten oder den Handelsmetropolen gab es kein Berufsorchester (außer der Militärmusik) und für das sich auch außerhalb des akademisch gebildeten Bürgertums ausbreitende bürgerliche Musikleben keinen städtischen Musikdirektor. Eine sinnvolle Erklärung für das Gießener Konzert dieses Stars werden wir wohl in der Biographie der Künstlerin suchen müssen.

Aus der Werbung für das Konzert wissen wir, dass Clara in Schumann den Wintermonaten 1877/78 ‚mit ihren Kräften haushälterisch umgehen muß'. Sie war durch Erkrankung ihres Werkzeuges „Arm" an einer ausgedehnten Solistentätigkeit gehindert, wie die Fragen Levis „Was macht der Arm? Wie ist es mit den Frühjahrsplänen?" nach seinem Besuch im Januar bei Clara Schumann in Berlin belegen.[14] Ob die Fragen so verstanden werden können, dass über die Konzerte in Frankfurt am 22. und in Gießen am 26. gesprochen worden ist, ist nicht zu klären; auch wenn Levi mit den Fragen gemeint haben könnte: Klappt es noch mit beiden Konzerten? Gesprochen wurde allerdings darüber, dass sich Clara in Berlin auf die Dauer nicht wohlfühlte. Den Frankfurter Konzerttermin dürfte sie deshalb auch zu Gesprächen über einen beruflichen Wechsel vom Berliner Konservatorium an das Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt genutzt haben.[15]

Unabhängig von der Frage, wann der Frankfurter Konzerttermin vereinbart worden ist, deutet Claras plötzliche Zusage für Gießen darauf hin, dass sich die Erkrankung ihres Armes gebessert hatte. Die „ad hoc"-Erweiterung der Konzertverpflichtungen mag mit den Gießener Veranstaltern leichter zu verwirk-

12 GA Nr.48, S. 2.

13 Von Levi erwähnt u.a. in seinen Briefen vom 26. Mai 1867 (Staatsbibliothek Berlin [SBB] Mus.NL. Schumann K. 2, 211.212) und 10. Juli 1867 (Robert-Schumann-Haus [RSH] 10623, 22–A2).

14 SBB Mus.NL. Schumann K, 3.259 Brief vom 6. Februar 1878.

15 Bereits Ende März äußert sich Levi positiv zu Clara Schumanns Berufung nach Frankfurt. RSH 10623, 94–A2 Brief v. 29. 3. 1878.

lichen gewesen sein, als es in Städten wie Darmstadt, Mainz oder Wiesbaden mit ihrem von Berufsmusikern getragenen Musikleben möglich gewesen wäre.

Zugleich mag sich Clara bei ihrer Entscheidung für Gießen der indirekten Lockung ihres langjährigen jüngeren Musikerfreundes, des aus Gießen gebürtigen Dirigenten Hermann Levi, erinnert haben. Dieser hatte im November 1876 als Münchener Hofkapellmeister geklagt, Freunde wie Clara Schumann wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht nach München engagieren zu können, und betont: „Es ist eine wahre Schande, daß Sie noch nicht in einem Akademie=Conzerte gespielt haben. Selbst meine kleine Vaterstadt Giessen ist in dieser Beziehung besser daran, als wir, denn dort hat, wie ich höre, Joachim bereits zugesagt."[16] Spätestens seit Levis Sommeraufenthalt 1863 in Baden-Baden hatte sich zwischen dem 24jährigen Levi und der zwanzig Jahre älteren Clara Schumann eine Freundschaft zu entwickeln begonnen, in deren Verlauf Clara bald zu Levis mütterlicher Vertrauten wurde. Sehr selbstverständlich wurden in die sommerliche Geselligkeit in Baden-Baden auch Levis Familienangehörigen aufgenommen. So lernte Clara Schumann schon 1865 Levis Vater, den Gießener Rabbiner Dr. Benedikt Levi, kennen.[17] Auch mit Levis Mannheimer Verwandtschaft entwickelten sich recht bald engere Beziehungen.[18] Ist Clara Schumanns Zusage an den Gießener Konzertverein also ein „Dankgeschenk" an die Geburtsstadt ihres Musikerfreundes?

In dem umfangreichen, fast vollständig erhaltenen Briefwechsel zwischen Clara und Hermann gibt es keinen Hinweis, dass Levi bei dem Engagement Claras als direkter Vermittler zwischen ihr und dem Vorstand des Gießener Konzertvereins aufgetreten ist. Da jedoch belegt ist, dass Levi regelmäßigen Kontakt in seine Geburtsstadt hatte – über die persönlichen zu seinem Vater hinaus –,[19] liegt die Vermutung nahe, dass er den Verantwortlichen des Gießener Musiklebens den einen oder anderen Künstler empfohlen hat, wie er umgekehrt den einen oder anderen Musiker ermuntert haben mag, sich in Gießen um

16 SBB Mus.NL. Schumann K. 3,200 Brief vom 3. 11.1876. Die Einnahmen aus den Akademie-Konzerten, die von dem Hoforchester gegeben wurden, wurden damals an die mitwirkenden Musiker aufgeteilt. Für Gagen an Künstlerinnen wie Clara Schumann hätten die Orchestermitglieder auf einen Teil ihrer Einnahmen verzichten müssen. – Ob Joachim tatsächlich in Gießen aufgetreten ist, konnte bisher nicht geklärt werden.

17 „Wir reisen um 9¾ Uhr ab, gehen auf das alte Schloss, essen dann in der Stadt zu Mittag und sind gegen 4 Uhr (zum Café) bei Ihnen. Mein Vater kann Ihre freundliche Einladung zum Mittagessen leider nicht annehmen, weil er – Rabbiner ist und nur nach jüdischen Gesetzen zubereitete Speisen genießen darf." schreibt Levi am 14. Oktober 1865 aus Karlsruhe an Clara Schumann in Baden-Baden (RSH 10623, 12–A 2).

18 Bei Familie Leopold und Delphine Ladenburg war Cl. Schumann in der Regel Gast, wenn sie in Mannheim konzertierte; Rosette Feidel, geb. Ladenburg, ebenfalls Mannheim, nahm während mehrerer Winter Töchter von Clara Schumann in Kost. Rosette und Leopold waren die jüngsten Geschwister von Hermann Levis Großmutter mütterlicherseits und jünger als seine verstorbene Mutter. Bei Rosette Feidel wohnte Levi zwischen 1852 und 1855.

19 In Levis Briefen sind u.a. genannt die jüdischen Familien Bock und Homberger, der Historiker Wilhelm Oncken.

ein Konzert zu bemühen. Diese persönlichen Empfehlungen waren damals durchaus noch wichtig, da das System der Künstleragentur noch in den Anfänger steckte. Sollte Levi eine solche indirekte Vermittlerrolle für Clara Schumann gespielt haben, so hat diese keinen direkten Niederschlag im Briefwechsel der Freunde gefunden.

Levis Fragen „Was macht der Arm? Wie ist es mit den Frühjahrsplänen?" können kaum als Indiz für einen Gedankenaustausch über ein Konzert Claras in Gießen gedeutet werden. Anders verhält es sich mit Levis brieflicher Äußerung an Clara „Meinem Vater habe ich die Stelle aus Ihrem Briefe mitgetheilt, habe noch keine Antwort. Er schrieb mir in einem früheren Briefe sehr erfreut darüber, Sie gesehen zu haben, durchaus nicht empfindlich."[20] In Kenntnis von Claras Gießener Konzert ist sie dahin zu verstehen, dass Benedikt Levi unter ihren begeisterten Gießener Zuhörern gewesen ist und sie am Rande kurz sprechen konnte. Mit allen anderen konnte sich der Rabbiner an Clara Schumanns facettenreichem Spiel als Solistin, Begleiterin und Kammermusikerin in einem umfangreichen Programm mit meist heute noch vertrauten und wenigen längst vergessenen Werken erfreuen.

1.	Ludwig von Beethoven	Sonate in cis-Moll op. 27, Nr. 2 (Mondscheinsonate)
2.	Franz Schubert	Zwei Lieder • ‚Liebesbotschaft' (DV 795) • ‚Erstarrung' aus der ‚Winterreise' (DV 911, Nr. 4)
3.	Johann Sebastian Bach	Menuett und Gavotte für Solovioline aus der Partita III E-Dur (BWV 1006) mit Robert Schumanns Klavierbegleitung (WoO[21] 2, Nr. VI)
4.	Robert Schumann	Novelette in F-Dur op. 21 (Nr. 1) Aufschwung aus op. 12 (Nr. 2)
5.	Frédéric Chopin	Walzer in As-Dur (op.42)
6.	Adolf Jensen[22]	Lied ‚Lehn deine Wang'
7.	Robert Schumann	Zwei Lieder • ‚Auf dem Rhein' (op. 51 Nr. 4) • ‚Ich wandre nicht'(op. 51 Nr. 3)
8.	Emil Büchner[23]	Romanze für Violoncello solo
9.	François Couperin	Scherzetto für Violoncello solo
10.	Robert Schumann	Quintett für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Violoncello

20 RSH 10623, 94–A2 Brief vom 29.03.1878.
21 WoO: Werk ohne Opuszahl.
22 Adolf Jensen (1837–1879) Komponist; u.a. befreundet mit Johannes Brahms.
23 Emil Büchner (1826–1908), u.a. von 1865–1880 Dirigent der Meininger Hofkapelle; sein unmittelbarer Nachfolger war bis 1885 Hans von Bülow.

Es begann auch an Lahn und Dill:

150 Jahre Soziale Demokratie – Eine Partei und ihre Geschichte.[1]

HANS-WERNER HAHN

Als am 23. Mai 1863 in Leipzig unter Führung Ferdinand Lassalles der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein" (ADAV) gegründet wurde, den die Sozialdemokratische Partei in diesem Jahr als ihren 150. Gründungstag feiert, war die Region an Lahn und Dill erst sehr schwach in diese Formierungsbestrebungen einer deutschen Arbeiterbewegung eingebunden. Die Zentren der Bewegung lagen in preußischen Industrieregionen, in Hamburg und Frankfurt am Main sowie im schon stark industrialisierten Königreich Sachsen.[2]

Dennoch kommt man beim Blick auf die Gründungsgeschichte der Sozialdemokratie nicht an dem mittelhessischen Raum vorbei, weil die neben Lassalle wichtigsten Persönlichkeiten der frühen deutschen Arbeiterbewegung, Wilhelm Liebknecht und August Bebel, in Gießen und Wetzlar aufwuchsen. Wilhelm Liebknecht wurde 1826 in Gießen geboren und verbrachte hier die ersten 20 Jahre seines Lebens.[3] Der 1840 in Köln-Deutz geborene August Bebel kam im Alter von sechs Jahren nach Wetzlar und absolvierte bis 1858 Schul- und Lehrjahre in der Heimatstadt seiner Mutter.[4] Begegnet sind sich beide freilich erst in Leipzig, wo man seit Mitte der 1860er Jahre eine enge Freundschaft knüpfte, die zugleich eine wichtige Voraussetzung für die Erfolgsgeschichte der Sozialdemokratie werden sollte. Der Parteihistoriker Franz Mehring hat anlässlich des 70. Geburtstages von August Bebel 1910 geschrieben: „Die fast vierzigjährige Freundschaft Bebels und Liebknechts ist in ihrer Art für die deutsche Arbeiterbewegung nicht minder bedeutsam geworden als die vierzigjährige Freundschaft, die zwischen Marx und Engels bestanden hat, ja in ihrer Weise noch bedeutsamer … Wie sie in jahrzehntelangem Kampfe alles Widerstrebende und Widerstreitende überwunden haben, um des hohen Zieles willen, für das beide mit

1 Leicht überarbeiteter und mit Anmerkungen versehener Vortrag, der am 18. April 2013 auf einer Veranstaltung des Oberhessischen Geschichtsvereins und des Landesbüros Hessen der Friedrich-Ebert-Stiftung in Gießen gehalten wurde.

2 Zur Gründungsgeschichte vgl. die anschaulichen Beiträge in Anja Kruke/Meik Woyke (Hrsg.), Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung. 1848 – 1863 – 2013, Bonn 2012.

3 Wolfgang Schröder, Wilhelm Liebknecht. Soldat der Revolution, Parteiführer, Parlamentarier, Berlin 2012; F. W. Weitershaus, Wilhelm Liebknecht. Eine Biographie, Gießen 1976 (MOHG, Bd. 61); Kurt Eisner, Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken, 2. erweiterte Aufl. Berlin 1906.

4 Aus der Fülle der Literatur sei hier verwiesen auf Jürgen Schmidt, August Bebel. Kaiser der Arbeiter. Eine Biografie, Zürich 2013; Brigitte Seebacher-Brandt, Bebel. Künder und Kärrner im Kaiserreich, Bonn 1988; Ursula Herrmann/Volker Emmrich, August Bebel. Eine Biographie, Berlin 1889; Angela Bösl (Bearb.), zu aller Nutzen. August Bebel (1840-1913) – Wirken und Wirkung, Essen 2013.

gleicher Begeisterung stritten, das ist ein gleich hohes Ehrenzeugnis für beide Männer."[5]

Obwohl Bebel und Liebknecht schon in jungen Jahren aufgrund fehlender beruflicher Perspektiven und politischer Verfolgung ihre Heimatregion verließen und die Wirkungsstätten der beiden Parteigrößen im Königreich Sachsen und in Berlin lagen, erscheint es nicht nur wegen der Herkunft der beiden Parteigrößen lohnend zu sein, die Erinnerung an die 150jährige Geschichte der Sozialdemokratie auch mit einem Blick auf ihre mittelhessische Frühgeschichte zu verbinden. Erstens lässt sich an beiden Parteigründern sehr anschaulich verfolgen, wie ihre Erfahrungen aus Kindheit und Jugend auch das spätere politische Engagement prägten. Zweitens blieben beide ihrer Herkunftsregion bis zum Lebensende verbunden und unterstützten die auch hier einsetzenden Formierungsbestrebungen der Arbeiterbewegung. Drittens lässt sich beim Blick auf die Entwicklung der Sozialdemokratie im mittleren Hessen recht gut zeigen, wie sich der Aufstieg der Partei allmählich auch abseits der großen industriellen Zentren Deutschlands vollzog, wie aber vor 1914 auch die Grenzen dieser Erfolgsgeschichte sichtbar wurden und die Partei damit zu neuen programmatischen und taktischen Überlegungen gezwungen wurde.

Die engen Zusammenhänge zwischen den von sozialen Notlagen geprägten Kindheits- und Jugenderfahrungen einerseits und einem besonders der sozialen Gerechtigkeit verpflichteten politischen Engagement andererseits lassen sich sowohl bei Wilhelm Liebknecht als auch bei August Bebel deutlich erkennen. Beide wuchsen in einer Region auf, die vor 1848 in besonderer Weise vom Pauperismus betroffen war. Dieses, die Zeit des so genannten Vormärz prägende Massenelend war noch kein Phänomen des einsetzenden Industriezeitalters. Der Pauperismus war in erster Linie darauf zurückzuführen, dass die wirtschaftliche Entwicklung mit einer rasch ansteigenden Bevölkerung nicht Schritt hielt. Die traditionellen Berufsfelder in Landwirtschaft, Handwerk und Heimgewerbe konnten dem wachsenden Arbeitskräftepotential keine Erwerbsmöglichkeiten mehr verschaffen, und die neuen industriellen Sektoren waren noch nicht weit genug entwickelt, um hier auszugleichen.[6] Gerade der mittelhessische Raum war bis 1850 von der Industrialisierung kaum berührt, zugleich aber litten bestimmte Handwerksbereiche bereits unter den Konkurrenz industrieller Produkte, was die sozialen Krisen ebenso verschärfte wie Missernten und Hungerjahre.[7] Professoren wie Bruno Hildebrand aus Marburg oder Beamte wie der Landrat des

5 Zitiert nach Thomas Höhle, Sozialdemokratien und Intellektuelle. Auseinandersetzung zwischen Liebknecht und Mehring in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in: Wolfgang Beutin/Holger Malterer/Friedrich Mülder (Hg.), Eine Gesellschaft der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit. W. Liebknecht, Frankfurt a. M. 2001, S. 96.

6 Ausführlich hierzu Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution" 1815-1845/49, München 1987, S. 281 ff.

7 Vgl. hierzu Hans-Werner Hahn, Wirtschaft und Verkehr 1800-1945, in: Handbuch der hessischen Geschichte, Band 1: Bevölkerung, Wirtschaft und Staat in Hessen 1806-1945, hrsg. v. Winfried Speitkamp, Marburg 2010, S. 73 ff.

preußischen Kreises Wetzlar haben dieses Elend ausführlich geschildert. Letzterer sah in einer 1847 in Gießen erschienenen Schrift in der staatlich geförderten überseeischen Auswanderung das einzige Mittel gegen die „Fäulnis durch Pauperismus". Die kranken, d. h. armen Glieder der Gesellschaft sollten auswandern, damit der Pauperismus nicht auch auf die noch gesunden übergreife.[8] Wie schnell letzteres im konkreten Falle geschehen konnte, wie rasch auch Glieder scheinbar wirtschaftlich gesunder Familien in Armut geraten konnten, das haben in jenen Jahren auch Wilhelm Liebknecht und August Bebel erfahren müssen.

Wilhelm Liebknecht stammte aus einer etablierten oberhessischen Beamten- und Gelehrtenfamilie, hatte aber mit sechs Jahren schon beide Eltern verloren, wuchs unter Vormundschaft auf, fand freilich trotz der schwierigen persönlichen Umstände den Weg auf das Gymnasium und die Universität. Auch wenn es vielen seiner Altersgenossen in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts schlechter ging, so war der junge Liebknecht mit den schwierigen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen in Oberhessen früh vertraut. Ein Großonkel mütterlicherseits war der Pfarrer Ludwig Friedrich Weidig, der im Hessischen Landboten gemeinsam mit Georg Büchner die sozialen Missstände im Lande angeprangert hatte und 1837 unter unmenschlichen Verhältnissen in Kerkerhaft gestorben war.[9] Wilhelm Liebknecht hat in seinen Erinnerungen ausführlich beschrieben, wie ihn die politischen und sozialen Probleme seiner Heimat in den vierziger Jahren immer lebhafter beschäftigten.[10] Er gehörte zudem zu jenen fortschrittlichen Studenten, die in den Jahren vor der Revolution von 1848 bestrebt waren, alte Trennlinien zwischen dem Stand der Gelehrten und dem Bürgerstand zu überwinden. Da er während seiner Studienzeit in Gießen bei einem Zimmermann in Wieseck in die Lehre ging und in seinen Marburger Studienjahren bei einem Büchsenmacher, war Wilhelm Liebknecht frühzeitig mit den Sorgen und Nöten der Gesellschaft vertraut. Die Beschäftigung mit den sozialen Problemen und die Erfahrungen mit dem Repressionssystem förderten Liebknechts Weg in die radikaleren Kreise der vormärzlichen Opposition und zugleich seine Beschäftigung mit frühsozialistischen Theorien.

Noch viel stärker als Liebknecht musste der junge August Bebel in seinen Wetzlarer Jahren die Folgen der Pauperismuskrise erfahren. Bebels Mutter, Wilhelmina Johanna Simon stammte aus einer Wetzlarer Bäckers- und Wirtsfamilie, die im 18. Jahrhundert noch zu den besser gestellten Wetzlarer Familien gehört hatte. Nach dem wirtschaftlichen Niedergang der Stadt infolge der Auflösung des Reichskammergerichts schwanden in Wetzlar die Erwerbsmöglich-

8 Karl von Sparre, Die Auswanderungen und Ansiedlungen der Deutschen als Nationalsache; insonderheit Preußens Beteiligung an der Auswanderungsfrage, Gießen 1847, S. 10.

9 Zu diesen Verbindungen vgl. Ewald Grothe, Die Ahnen des politischen Widerstands. Zu Wilhelm Liebknechts Vor- und Leitbildern, in: Georg Büchner Jahrbuch 10 (2000-2004), S. 261-267.

10 Wilhelm Liebknecht, Erinnerungen eines Soldaten der Revolution, Textsammlung, zusammengestellt und eingeleitet von Heinrich Gemkow, Berlin 1976, S. 15 ff.

keiten. Bebels 1804 geborene Mutter ging als Dienstmädchen nach Frankfurt, dann nach Mainz, wo sie Bebels Vater, einen preußischen Unteroffizier kennen lernte und heiratete. Die Familie zog dann nach Köln, wo August Bebel 1840 zur Welt kam. 1843 starb der Vater im Alter von 35 Jahren, 1844 heiratete die Witwe dessen Zwillingsbruder, der zwei Jahre später ebenfalls starb. Ohne jeden Anspruch auf Versorgungsbezüge zog die Mutter deshalb 1846 mit zwei Halbwaisen - zwei weitere Kinder waren zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben - in ihre Heimatstadt Wetzlar, wo sie auf Unterstützung der Verwandten hoffte.[11] Diese blieb zwar nicht völlig aus, aber angesichts der noch immer schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Wetzlar lebten die Bebels unter ausgesprochen ärmlichen Verhältnissen. Die Mutter versuchte durch das Nähen von Militärhandschuhen, der kleine August durch das Aufstellen der Kegel auf einer Wetzlarer Kegelbahn das Familieneinkommen aufzubessern. Nachdem Bebels Mutter 1853 an Tuberkulose gestorben war, kamen die beiden Waisen bei Verwandten unter und wurden durch den Winklerschen Waisenfond, eine private Stiftung eines Wetzlarer Apothekers, unterstützt. August Bebel, der in Wetzlar noch eine Drechsler-Lehre abschloss und die Stadt 1858 verließ, hat seine von großer Not bestimmte Wetzlarer Zeit in seinen Lebenserinnerungen ausführlich beschrieben.[12] Diese Jahre waren von der Erfahrung bestimmt, dass weder staatliche Instanzen noch private Stiftungen oder Familienbande letztlich in der Lage waren, unverschuldet in Not geratenen Menschen wirksame Hilfe zu leisten. Gerade diese persönlichen Erfahrungen waren ein wichtiger Antriebsfaktor für Bebels späteres politisches Engagement.

Als August Bebel im Alter von acht Jahren erstmals mit den großen Fragen der deutschen Politik konfrontiert wurde, da stand er, wie er in seinen Lebenserinnerungen ironisch vermerkt, aber noch auf der falschen Seite. In den Revolutionsmonaten der Jahre 1848/49 war die große Mehrheit der Wetzlarer Einwohner entschieden demokratisch gesinnt und bezeugte auf vielfältige Weise den Unmut gegen den preußischen Obrigkeitsstaat. Diese Gesinnung, so schrieb Bebel rückblickend, habe sich auch auf die Schuljugend übertragen. Bei den Diskussionen über die Revolution habe sich dann herausgestellt, dass nur er und ein Kamerad, der Sohn eines preußischen Offiziers, monarchisch gesinnt waren. Bebel weiter: „Dafür wurden wir beide mit einer Tracht Prügel bedacht. Wenn sich also meine politischen Gegner heute über meine ‚antipatriotische' Gesinnung entrüsten, weil nach ihrer Meinung Monarchie und Vaterland ein und dasselbe sind, so ersehen sie aus der vermeldeten Tatsache, vielleicht zu ihrer Genugtuung, dass ich schon fürs Vaterland gelitten habe, als viele ihrer Väter

11 Zum familiären Hintergrund vgl. jetzt Wolfgang Wiedl, „Ich bin ja eigentlich Wetzlarer". August Bebel und seine „zweite Heimat", in: Bösl (Bearb.), zu aller Nutzen, S. 12 ff.; ferner Herbert Flender, Augusts Bebels Kinder- und Jugendzeit in Wetzlar (1846-1858), in: August Bebel in Wetzlar, hrsg. vom Magistrat der Stadt Wetzlar, Wetzlar 1984, S. 1-63; Irene Jung, August Bebel und Wetzlar, in: Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins 46, 2013, S. 71-108.

12 August Bebel, Aus meinem Leben, Erster Teil, Stuttgart 1953, S. 17 ff.

und Großväter noch in ihrer Maienblüte Unschuld zu den Antipatrioten gehörten."[13] Fünfzig Jahre nach der Revolution von 1848 war es übrigens August Bebel, der im Reichstag eine intensive Debatte darüber auslöste, welche politische Richtung denn den Anspruch geltend machen könne, die Tradition von 1848 für sich zu beanspruchen. Während er dem liberalen Bürgertum vorwarf, sich von den einstigen Idealen abgekehrt zu haben, stellte Bebel die sozialdemokratische Partei als diejenige politische Kraft dar, die inzwischen weitgehend allein um die Verwirklichung der seit 1848 noch immer nicht erreichten politischen und gesellschaftlichen Ziele kämpfe. Auch Wilhelm Liebknecht bekräftigte immer wieder den Anspruch der Sozialdemokratie, wahre Hüterin des demokratischen Erbes von 1848 zu sein, und trug maßgeblich dazu bei, dass die 1848er Revolution zum ersten historischen Erinnerungskern der deutschen Arbeiterbewegung wurde.[14]

Während August Bebel die Revolution im Alter von acht Jahren abseits der großen Zentren des Revolutionsgeschehens erlebt hatte, war der 22jährige Wilhelm Liebknecht bereits aktiv an den politischen und militärischen Kämpfen des Jahres 1848 beteiligt gewesen. In der Partei wurde er deshalb als ein „Alt-48er" verehrt. Nachdem Liebknecht schon als Gießener und Marburger Student oppositionell hervorgetreten und deshalb vor 1848 erst einmal in die Schweiz emigriert war, kehrte er 1848 über Frankreich nach Deutschland zurück und beteiligte sich am rasch scheiternden Aufstand, den der Radikaldemokrat Gustav von Struve im Herbst 1848 im badischen Lörrach begonnen hatte. Nach einigen Monaten Gefängnishaft wurde Liebknecht im Mai 1849 befreit. Er nahm nun an den Kämpfen teil, die in Baden zur Durchsetzung der Reichsverfassung geführt wurden. Nach der Niederschlagung der Erhebung durch die preußischen Truppen floh Liebknecht in die Schweiz.[15] Dort wurde er 1850 wegen seiner Initiative zur Vereinigung deutscher Arbeiterbildungsvereine ausgewiesen. Karl Marx beschuldigte später übrigens den ebenfalls aus Gießen stammenden Emigranten und Zoologen Carl Vogt, Liebknecht bei den Behörden denunziert zu haben.[16] Liebknecht ging nach London ins Exil, gehörte dort dem bis 1852 existierenden Bund der Kommunisten an und stand nun in enger Beziehung zu Marx und Engels. Liebknecht hat von deren Denken vieles übernommen und es in den sechziger Jahren an August Bebel weitergegeben. Marx und Engels sahen in Liebknecht freilich alles andere als einen Musterschüler. Sie haben ihn vielfach auf sehr überhebliche Art behandelt und verspottet. Marx höhnte, dass August Bebel das Pech gehabt habe, „in Herrn Wilhelm seinen ‚Theoretiker' zu fin-

13 Ebenda, S. 32.

14 Hierzu ausführlich Beatrix Bouvier, Zur Tradition von 1848 im Sozialismus, in: Dieter Dowe/Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche (Hrsg.), Europa 1848. Revolution und Reform, Bonn 1998, S. 1169-1200.

15 Ausführlich hierzu Schröder, Liebknecht, S. 41 ff.

16 Karl Marx, Herr Vogt, in: Marx-Engels-Werke, Bd. 14, 4. Aufl., Berlin 1972, S. 410 ff.

den".[17] Das schwierige Verhältnis zwischen Marx und Liebknecht war vor allem darauf zurückzuführen, dass sich letzterer mehr der Praxis verpflichtet fühlte und auch aufgrund seiner radikaldemokratischen Sozialisation lieber vom freien Volksstaat als von der Diktatur des Proletariats sprach.

Liebknecht blieb mit seiner Familie bis 1862 in London. Als der neue preußische König Wilhelm I. die Strafverfolgung ehemaliger 48er durch eine Amnestie aufhob, kehrte Wilhelm Liebknecht nach Deutschland zurück, beteiligte sich an der Gründung von Arbeiterbildungsvereinen und verstärkte zugleich sein Engagement für eine parteipolitische Organisation der Arbeiterbewegung. Als Mitarbeiter am Zentralorgan des 1863 von Ferdinand Lassalle gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins – dem Social-Demokrat – war Liebknecht bereits in jenen Gründungsprozess involviert, den die deutsche Sozialdemokratie in diesem Jubiläumsjahr als 150. Geburtstag feiert. Dem organisatorischen Durchbruch des Jahres 1863 war allerdings bereits eine längere Formierungsphase vorausgegangen. Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung lagen schon im Vormärz, in den Auslandsvereinen wie dem 1834 in Paris gegründeten Bund der Geächteten oder dem 1847 in London entstandenen Bund der Kommunisten. In der Revolution von 1848/49 hat dann die so genannte Arbeiterverbrüderung von Stephan Born mit 15 000 Mitgliedern eine beachtliche Resonanz erreicht.[18] Der Reaktionskurs der deutschen Regierungen hatte all diesen politischen und gewerkschaftlichen Ansätzen zwar wieder ein Ende gesetzt. Dennoch gab es starke organisatorische, personelle und auch programmatische Kontinuitäten zwischen 1848 und dem Neuanfang der sechziger Jahre.

Mit dem Ende des so genannten Reaktionssystems kam es um 1860 verstärkt zur Gründung von Arbeiterbildungsvereinen, die zunächst noch von Bürgerlichen initiiert und gefördert wurden, um die Arbeiter in der gemeinsamen Opposition gegen das obrigkeitsstaatliche System zu halten. Die Angebote der Liberalen - allen voran das Genossenschaftskonzept Schulze-Delitzschs - waren für viele Arbeiter und die in den Arbeiterbildungsvereinen stark vertretenen kleinen Handwerksmeister und Gesellen zu diesem Zeitpunkt durchaus noch attraktiv.[19] Die Liberalen schlugen den Arbeitern vor, in einem gemeinsam zu schaffenden freiheitlichen Nationalstaat sich durch Fleiß, Sparsamkeit, Bildung und gemeinsame Anstrengungen aus der unbefriedigenden sozialen Situation herauszuarbeiten und auf diese Weise allmählich zum Bürgertum aufzuschließen. Das liberale Konzept war freilich von Anfang an mit drei schweren Problemen be-

17 Ausführlich hierzu Dieter Dowe, „Agitieren, organisieren, studieren!" Wilhelm Liebknecht und die frühe deutsche Sozialdemokratie. Vortrag anlässlich einer Gedenkveranstaltung der Stadt Gießen und des Oberhessischen Geschichtsvereins zum 100. Todestag Wilhelm Liebknechts im Alten Schloss in Gießen am 25. Oktober 2000, Bonn 2001, S. 16 ff.

18 Zu den Anfängen vgl. die Beiträge in Kruke/Woyke (Hrsg.), Deutsche Sozialdemokratie. Ausführlich Thomas Welskopp, das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000.

19 Hierzu ausführlich Toni Offermann, Arbeiterbewegung und liberales Bürgertum in Deutschland 1850-1863, Bonn 1979.

lastet. Zum einen war ein ökonomischer Strukturwandel im Gang, der immer mehr Großbetriebe entstehen ließ und dem Genossenschaftsmodell entgegenlief. Zum zweiten wuchs bei vielen Arbeitern der Eindruck, dass ihre liberalen Mentoren für viele Fragen der Arbeiterexistenz doch nicht das richtige Gespür besaßen, vor allem in Bezug auf die Löhne. Drittens hatten immer mehr Arbeiter das Gefühl, dass die Liberalen die Arbeiter auf Dauer in einer Art Juniorpartnerschaft halten wollten. Die liberale Honoratiorenpolitik förderte die Verselbständigungstendenzen auf der Seite der Arbeiter und führte im Mai 1863 dazu, dass sich ein Teil der deutschen Arbeitervereine unter Führung Ferdinand Lassalles mit dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" (ADAV) in Leipzig als Partei konstituierte.[20] Durch das allgemeine Wahlrecht und eine eigene politische Organisation sollten die Arbeiter auf die Politik des Staats Einfluss nehmen und die staatliche Unterstützung von Produktionsgenossenschaften fordern. Deshalb musste eine konsequente Trennung von der Partnerschaft mit den Liberalen erfolgen, auch wenn man in Bezug auf den Nationalstaat noch ein großes gemeinsames Ziel hatte.

Der ADAV blieb zunächst nur eine kleine Abspaltung von der breiten Arbeitervereinsbewegung, war auf bestimmte Regionen wie Sachsen, Frankfurt, Hamburg und die preußische Rheinprovinz begrenzt und hatte bei Lassalles Tod am 31. August 1864 gerade einmal 4 500 Mitglieder. Die meisten Mitglieder der Arbeiterbildungsvereine hielten wie im Übrigen auch Marx und Engels die Trennung von Arbeiter- und bürgerlicher Bewegung zu diesem Zeitpunkt für falsch. Das Bürgertum sollte solange gegen die Reaktion unterstützt werden, bis es seine eigenen Ziele - den Verfassungs- und Nationalstaat - durchgesetzt und die Macht erobert habe. Deshalb wurden auch die Gespräche, die Lassalle im Frühjahr und Sommer 1863 auf dem Höhepunkt des preußischen Verfassungskonflikts mit dem Ministerpräsidenten Bismarck führte, scharf kritisiert. Als Reaktion auf den ADAV bildete sich im Juni 1863 in Frankfurt unter dem Vorsitz Leopold Sonnemanns – dem Herausgeber der „Frankfurter Zeitung" - der „Vereinstag Deutscher Arbeitervereine" (VDAV). Mitglied war auch August Bebel, der den Leipziger Arbeiterverein vertrat. Lassalleaner und VDAV unterschieden sich nicht nur durch die Art der Abgrenzung gegenüber dem Bürgertum, sondern vor allem auch durch die Haltung zur nationalen Frage. Den Nationalstaat wollten beide. Aber Lassalle verfolgte einen strikt antiösterreichischen, propreußischen Kurs. Im VDAV lebte dagegen die großdeutsche Tradition der 48er Demokraten weiter, die sich scharf gegen den preußischen Führungsanspruch richtete.

Hier lag auch der Grund, warum Wilhelm Liebknecht dem ADAV bald wieder die Gefolgschaft aufkündigte. Liebknecht war ein scharfer Gegner eines preußisch geführten Einheitsstaates. Nachdem er 1865 wegen seiner politischen Aktivitäten aus Preußen ausgewiesen worden und nach Leipzig gegangen war,

20 Zusammenfassend zu den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Helga Grebing, Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenwahrung bis 1914, München 1985, S. 47 ff.

begann hier seine freundschaftliche Zusammenarbeit mit August Bebel, über den Liebknecht zum VDAV stieß.[21] Beide gründeten die radikaldemokratische, also noch „linksbürgerliche" „Sächsische Volkspartei", mit der sie die neue, im Krieg von 1866 geschaffene politische Ordnung Deutschlands bekämpften und für die sie 1867 in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt wurden. Noch kooperierte man mit den fortschrittlichen Kräften des Bürgertums. Bald danach vollzogen aber auch Liebknecht und Bebel die Trennung von den einstigen bürgerlichen Mentoren.[22] Eine wichtige Rolle spielten in diesem Zusammenhang gewerkschaftlich organisierte Streiks, die in den sechziger Jahren zunahmen und die Arbeiterschaft zunehmend in Frontstellungen zum bürgerlichen Lager brachten. 1868 stimmte die Mehrheit des VDAV dem Programm der 1864 gegründeten 1. Internationale zu, das die Handschrift von Karl Marx trug. 1869 gründeten Bebel und Liebknecht mit ihren Anhängern und abgefallenen Teilen der Lassalleschen Richtung in Eisenach die „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" (SDAP).

All das geschah abseits unseres mittelhessischen Raumes. Wenn die Zentren der frühen deutschen Arbeiterbewegung und die Wirkungsstätten Liebknechts und Bebels im mittleren Deutschland lagen, so hing dies vor allem mit dem dort höheren Industrialisierungsgrad zusammen, aber auch mit weniger repressiven politischen Verhältnissen. Letzteres galt gerade für die thüringischen Kleinstaaten, wo Städte wie Eisenach und Gotha wichtige Versammlungsorte der jungen deutschen Arbeiterbewegung wurden. In der Mitte Hessens, im Gebiet von Lahn und Dill, vollzog sich die Formierung der Arbeiterbewegung dagegen viel langsamer. Es gab keine großen Städte, die Zahl der industriellen Arbeitsplätze war selbst um 1870 noch recht bescheiden. Hinzu kam, dass viele Arbeiter noch keine echte Lohnarbeiterexistenz führten, sondern neben ihrer Tätigkeit als Bergmann oder Hüttenarbeiter oft noch eine kleine Landwirtschaft betrieben und aufgrund ihrer Besitzverhältnisse für die Ziele der frühen Arbeiterbewegung schwer zu mobilisieren waren.[23]

In den zu Preußen gehörenden Teilen Mittelhessens wachten die Behörden zudem aufmerksam über die kleinsten Aktivitäten. So berichtete der Landrat des Kreises Wetzlar im November 1869 über einen Versuch, in Wetzlar einen Ortsverein des ADAV zu gründen. Ein Schneidergeselle hatte eine entsprechende Veranstaltung organisiert, die immerhin von 200 Personen besucht wurde und auf der Redner aus Frankfurt für die Gründung warben. Die Wetzlarer Gruppe

21 Vgl. hierzu Schröder, Liebknecht, S. 143 ff.

22 Vgl. hierzu auch die klassische Darstellung von Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland, 1863-1870 (1912), in: Ders., Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, Frankfurt am Main 1969, S. 108-178.

23 Zu den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der 1850er und 60er Jahre vgl. Hahn, Wirtschaft, S. 129 ff.

löste sich aber bald wieder auf.[24] Auch zehn Jahre später war von entsprechenden Aktivitäten nichts zu spüren, denn der Wetzlarer Bürgermeister berichtete, dass es keinerlei Aktivitäten gebe, gegen die man auf der Grundlage des Sozialistengesetzes von 1878 vorgehen müsse. Zu den Gründen schrieb der Wetzlarer Bergrat Riemann 1878: „Die große Mehrheit der Arbeiter hat etwas Grundbesitz, in der Regel ein Häuschen und einige Aecker, auf welchen sie einen Theil ihres Bedarfs an Brod und Kartoffeln und etwas Futter für die Ziege, bisweilen sogar für eine Kuh ziehen. Viele Arbeiter mästen sich auch ein oder zwei Schweine. Wo solche Verhältnisse bestehen, kann von einem Arbeiter-Proletariat nicht die Rede sein. Die nicht ganz ausgebliebenen Versuche der Socialdemokraten, hier etwas Boden zu gewinnen, sind deshalb auch vollständig gescheitert."[25] Der Aufbau einer Arbeiterbewegung begann in der Heimatstadt August Bebels eigentlich erst um 1889/90.[26]

Im hessen-darmstädtischen Gießen sah die Sache dagegen anders aus. In der Geburtsstadt Liebknechts sind die ersten Spuren einer Arbeiterbewegung schon im Revolutionsjahr 1848 zu erkennen. Hier entstand im Sommer 1848 ein Arbeiterverein, der 1849 immerhin 297 Mitglieder aufwies. 87,2% der Mitglieder entfielen auf Handwerksmeister und -gesellen. Nur 10 Mitglieder (3,4%) bezeichneten sich als Arbeiter, 2 Zigarrenarbeiter, 3 Mechaniker und 5 Steinhauer. Im Gießener Arbeiterverein handelte somit noch kein klassenbewusstes Proletariat. Der Anteil der Arbeiter blieb sogar noch etwas hinter dem des Bildungsbürgertums zurück, der sich auf 3,7% belief.[27] Der Gießener Arbeiterverein war auch noch keine eigenständige politische Organisation. Der Arbeiterverein stand vielmehr in enger Beziehung zu den Demokraten, dem in Gießen dominierenden linken Flügel des politischen Bürgertums. Hauptziel des Vereins war zunächst einmal „die Vermittlung der Beschäftigung der hiesigen Handarbeiter und Tagelöhner".[28] Über ein Arbeiter-Büro sollten nicht- oder unterbeschäftigten örtlichen Arbeitern neue Verdienstmöglichkeiten verschafft werden. Darüber hinaus wollte der Verein aber vor allem auch die Bildung der Arbeiter und damit ihre künftigen Erwerbschancen zu fördern. Zu diesem Zwecke ent-

24 Bernd Lindenthal, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung im Wahlkreis Wetzlar von den Anfängen bis zum 1. Weltkrieg, in: 100 Jahre SPD Wetzlar 1889-1989, hg. v. SPD-Ortsverein Wetzlar, Wetzlar 1989, S. 25 f.

25 Wilhelm Riemann, Beschreibung des Bergreviers Wetzlar, Bonn 1878, S. 91.

26 Bernd Lindenthal, Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung in Stadt und Kreis Wetzlar 1889-1907 und die Anfänge der Sozialdemokratie, in: Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins, Heft 28 (1981), S. 77-133.

27 Ausführlich hierzu Michael Wettengel, Die Revolution von 1848/49 im Rhein-Main-Raum. Politische Vereine und Revolutionsalltag im Großherzogtum Hessen, Herzogtum Nassau und in der Freien Stadt Frankfurt, Wiesbaden 1989, S. 127.

28 Gießener Anzeiger vom 10. Juni 1848. Die hier zitierten Anzeigen und Artikel aus dem „Gießener Anzeiger" wurden von Wilhelm Bingsohn zusammengestellt und dem Verfasser vom Stadtarchivar Ludwig Brake zur Verfügung gestellt.

stand Anfang 1849 auch ein eigener „Weiblicher Arbeiterverein", der den bezeichnenden Zusatz „neue Bildung" trug.[29]

Eine wichtige Rolle spielte im Gießener Arbeiterverein aber auch die Frage nach der künftigen Wirtschaftsordnung im politisch geeinten Deutschland. Hier folgte der Gießener Verein den Vorstellungen des Kasseler Gewerbelehrers Karl Winkelblech, der den in der Revolution von 1848 aufkommenden sozialistischen Konzepten ein korporatives Modell gegenüberstellte, eine Art deutscher Innungsstaat, in dem das Handwerk vor industrieller Konkurrenz geschützt und Meister und Gesellen in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen sollen. Der Giessener Arbeiterverein fungierte Anfang 1849 als ein Vorort des Winkelblechschen „Föderal-Systems" und stand in enger Beziehung zu dessen Frankfurter Zentralvorstand.[30] Offenbar waren aber auch in Gießen 1848/49 nicht mehr alle Mitglieder von den Konzepten Winkelblechs überzeugt. Dies zeigen die 1849 auch in Gießen erkennbaren gewerkschaftlichen Organisationsversuche der Buchdrucker und der Tabakarbeiter. Die lokale Organisation der Buchdrucker - der Gutenberg-Bund - war offenbar aus dem Gießener Arbeiterverein hervorgegangen, und ein Polizeibericht von 1851 vermerkt, dass die Mitglieder dieses Bundes „entschieden socialistisch" seien.[31]

Unter der nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 einsetzenden Reaktionspolitik des wieder hergestellten Deutschen Bundes wurden politische Aktivitäten von Arbeitervereinen zwar hart verfolgt, dennoch brachen die 1848 begonnenen Ansätze einer Organisation von Arbeiterinteressen nicht völlig ab. Die Initiativen zur Arbeiterbildung setzten sich auch in den 1850er Jahren fort. So feierte 1861 ein Arbeitergesangverein sein 13jähriges Stiftungsfest,[32] und im Frühjahr 1863 entstand unter Verweis auf entsprechende Aktivitäten in anderen Städten auch in Gießen ein neuer Arbeiterbildungsverein, der „die geistige Bildung und materielle Hebung des Arbeiterstandes durch gesellige Vereinigung, Unterricht, Vorträge, Besprechungen u. s. w., sowie auch durch eine auf Gegenseitigkeit gegründete Hülfeleistung zum Zwecke" haben sollte.[33] Sehr schnell beteiligte man sich nun aber auch in Gießen an jenen übergreifenden politischen Debatten, wie sie im Streit zwischen Lassalle und den Liberalen zum Ausdruck kamen. Auf dem Frankfurter Arbeitertag, auf dem es im Mai 1863 zu einer großen Redeschlacht zwischen Lassalle und seinen liberalen Widersachern kam, war auch der 136 Mitglieder umfassende Gießener Arbeiterverein mit einem Delegierten vertreten.[34] Zuvor hatte der Gießener Arbeiterverein auf seiner monatlichen Hauptversammlung ausführlich über den anstehenden Frankfurter

29 Gießener Anzeiger vom 27. Februar 1849.

30 Ausführlich hierzu Gerhard Beier, Arbeiterbewegung in Hessen. Zur Geschichte der hessischen Arbeiterbewegung durch einhundertfünfzig Jahre (1834-1984), Frankfurt am Main 1984, S. 94 ff.

31 Zitiert nach Wettengel, Revolution, S. 160.

32 Gießener Anzeiger vom 21. September 1861.

33 Gießener Anzeiger vom 14. März 1863.

34 Beier, Arbeiterbewegung, S. 122.

Arbeitertag diskutiert.[35] Der Gießener Verein folgte aber letztlich nicht dem Lassalleschen Kurs einer eigenständigen politischen Organisation der Arbeiter, sondern blieb noch im Fahrwasser der liberalen Bewegung. Darauf deuten zum einen die inhaltlichen, auf die Bildung und konkrete soziale Verbesserungen ausgerichteten Aussagen in den Veranstaltungshinweisen hin. Der Verein gab Kurse in Schönschreiben, Orthographie, Mathematik und Zeichnen.[36] 1869 hieß es in einem Artikel, dass der Gießener Arbeiterbildungsverein „seinem Wahlspruch ‚Bildung macht frei und Wissen macht stark' in jeder Beziehung nachzukommen versucht".[37] Die Hauptversammlung des Gießener Arbeiterbildungsvereins befasste sich am 3. August 1863 mit der Errichtung einer Sparkasse,[38] am 6. Dezember 1863 ging es um die Errichtung einer Krankenkasse.[39] Zum anderen zeigen auch Veranstaltungen mit dem linksliberalen Hermann Schulze-Delitzsch, der im August 1864 vor dem Gießener Arbeiterbildungsverein seine Genossenschaftsideen erläuterte, und das anschließende Festbankett, an dem Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins, der Gewerbebank und des liberalen Deutschen Nationalvereins teilnehmen konnten,[40] dass sich der Gießener Arbeiterbildungsverein zu diesem Zeitpunkt noch im linksliberalen Spektrum verortete.

Spätestens 1869/70 war aber auch in Gießen eine neue Situation entstanden. Zum einen gab es nun eine eigene Organisation des ADAV,[41] der nach dem frühen Tod von Ferdinand Lassalle nun von Johann Baptist von Schweitzer geführt wurde. Und zum anderen hatten Mitglieder des früheren Arbeiterbildungsvereins nach dem Eisenacher Gründungsakt eine Gießener Organisation der von Bebel und Liebknecht geführten „Social-Demokratischen Arbeiterpartei" (SDAP) gegründet. Die Differenzen zwischen den beiden Richtungen traten im Februar 1870 beim Stiftungsfest des Gießener Arbeiterbildungsverein deutlich hervor.[42] Im Juni des gleichen Jahres lieferten sich die Anhänger des ADAV und die der SDAP auf einer Gießener Arbeiterversammlung einen heftigen verbalen Schlagabtausch. Ein Gießener Leserbriefschreiber beschuldigte die Anhänger des ADAV, alle Veranstaltungen, in denen sie nicht selbst agitieren könnten, durch Störungen zu sprengen, und alle, die nicht willenlos den Vorgaben des Parteiführers Schweitzers folgten, als persönliche Feinde anzusehen. Weiter hieß es zu den Anhängern des ADAV: „Sie betrachten Lassalle als Gott, den allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein als die alleinseligmachende Kirche

35 Gießener Anzeiger vom 2. Mai 1863
36 Gießener Anzeiger vom 1. Juli 1865.
37 Gießener Anzeiger vom 23. September 1869.
38 Gießener Anzeiger vom 1. August 1863.
39 Gießener Anzeiger vom 5. Dezember 1863.
40 Gießener Anzeiger vom 10. August 1864. Zu Schulze-Delitzsch und seinem Einfluss auf die Arbeiterbildungsvereine vgl. Aldenhoff, Rita: Schulze-Delitzsch. Ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus zwischen Revolution und Reichsgründung. Baden-Baden 1984.
41 Gießener Anzeiger vom 31. August 1869.
42 Gießener Anzeiger vom 26. Februar 1870.

und Schweitzer als den Stellvertreter Petris auf Erden, als solcher natürlich auch unfehlbar".[43]

Im Umfeld der deutschen Reichsgründung von 1871 gewann somit auch in Gießen die junge Arbeiterbewegung deutlich an Konturen. Es gab zwei politische Organisationen. Hinzu kamen gewerkschaftliche Organisationen der Schuhmacher, Tabak-, Holz- und Metallarbeiter.[44] Dennoch blieb all dies auch Anfang der 1870er Jahre noch in bescheidenem Umfang. Es war bezeichnend, dass man bei den ersten Reichstagswahlen noch keinen eigenen Kandidaten aufstellte. Das 1867 für den Reichstag des Norddeutschen Bundes eingeführte allgemeine Männerwahlrecht war zwar auch in Gießen durchaus ein Thema auf mehreren Veranstaltungen. Angesichts des Mehrheitswahlrechts hatten Kandidaten der Arbeiterbewegung aber nur in stark industrialisierten Wahlkreisen Chancen auf ein Mandat. August Bebel und Wilhelm Liebknecht wurden 1867 in zwei sächsischen Wahlkreisen in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, die wirtschaftlich ganz von der Textilindustrie geprägt waren.[45] Im vorwiegend noch agrarisch geprägten Reichstagswahlkreis Gießen-Grünberg-Nidda dominierte der zu den Altliberalen gehörende Freiherr von Nordeck zur Rabenau, der hier 1871 ohne Gegenkandidaten sogar auf 99,2% der abgegebenen Stimmen kam.[46] Bei den nächsten Reichstagswahlen von 1874 siegte er erneut mit 97,2% der Stimmen. Diesmal hatte er aber einen Gegenkandidaten, den die SDAP ins Rennen geschickt hatte. Es war kein geringerer als Wilhelm Liebknecht. Obwohl dieser am 31. August 1874 auch zu einer Wahlveranstaltung nach Gießen kam,[47] konnten Liebknecht und seine Anhänger nicht mit einem Erfolg rechnen. Es ging vielmehr darum, im Gießener Umfeld durch einen sehr bekannten eigenen Kandidaten die schwierige Aufbauarbeit der jungen Partei- und Gewerkschaftsorganisation weiter zu verstärken. Am Ende erreichte Wilhelm Liebknecht, der erneut in seinem sächsischen Wahlkreis in den Reichstag gewählt wurde, im Gießener Wahlkreis gerade einmal 2,1% der Stimmen. In der Stadt Gießen entfielen immerhin etwa 10% der knapp 1000 Stimmen auf Liebknecht, in der noch eigenständigen Gemeinde Wieseck waren es sogar schon 30%.[48]

Drei Jahre später trat Liebknecht erneut gegen den liberalen Freiherrn von Nordeck an. Die Voraussetzungen waren insofern nun besser, weil sich beide sozialistischen Parteiorganisationen 1875 in Gotha zu einer Partei - der Sozia-

43 Gießener Anzeiger vom 2. Juli 1870.

44 Zum Beginn der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Gießen vgl. Siegfried Krupke/Antje Tewes (Bearb.), „… und Einigkeit ist Macht". Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Gießen 1867-1949, Gießen 1985.

45 Seebacher-Brandt, Bebel, S. 85 ff.

46 Thomas Klein, Die Hessen als Reichstagswähler. Tabellenwerk zur politischen Landesgeschichte 1867-1933, Bd. 3: Großherzogtum/Volksstaat Hessen 1867-1933, Marburg 1995, S. 2.

47 Gießener Anzeiger vom 29. August 1874.

48 Klein, Die Hessen, S. 3

listischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) - geeinigt hatten. Liebknecht selbst hatte hierbei eine entscheidende Rolle gespielt und durch seinen Pragmatismus in den programmatischen Fragen wichtige Voraussetzungen für die Vereinigung geschaffen. Das trug ihm erneut heftigste Vorwürfe von Marx und Engels ein, die das Gothaer Programm vehement kritisierten.[49] Für die Parteientwicklung war die Vereinigung freilich außerordentlich förderlich, und Wilhelm Liebknecht rechtfertigte sich gegenüber der Kritik von Marx bezeichnenderweise mit den Worten: „So unbedingt ich dem Urteil von Marx in der Theorie vertraute, in der Praxis ging ich meine eigenen Wege … ich glaube in meinem Leben niemals der Partei einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als damals, wo ich den Ratschlag meines Freundes und Lehrers Marx zurückwies und in das Einigungsprogramm einwilligte".[50]

Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1877 erreichte die neue Partei mit fast 500 000 Stimmen auf Reichsebene einen Anteil von immerhin 9,1%. Auch im Gießener Wahlkreis konnte man den Anteil im Vergleich zu 1874 verfünffachen und kam nun auf 10,9%. In der Stadt Gießen gewann die Sozialdemokratie ein Drittel aller Stimmen, in Wieseck schon mehr als die Hälfte, in Garbenteich und Leihgestern sogar schon über zwei Drittel.[51] Angesichts der agrarischen Strukturen des Wahlkreises war man freilich von einem wirklichen Wahlerfolg – also vom eigenen Reichstagsmandat – im mittleren Hessen noch weit entfernt.

Als der Reichstag nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. im Sommer 1878 aufgelöst und neu gewählt wurde, fiel die von Bismarck des Umsturzes beschuldigte Sozialdemokratie im Gießener Wahlkreis sogar wieder auf einen Anteil von 3,6% zurück.[52] Vergebens hatte die Partei im Giessener Anzeiger dafür geworben, dass nur ihr Kandidat Wilhelm Liebknecht in der Lage und Willens sei, „das **allgemeine** Volkswohl zu fördern".[53] Die weitere Aufwärtsentwicklung der Sozialdemokratie wurde dann durch das im Oktober 1878 im Deutschen Reich erlassene Sozialistengesetz blockiert, das die in Gießen bestehenden sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationen verbot und die Behörden zu harten Repressionen veranlasste.[54] Selbst in den zu Hessen-Darmstadt gehörenden Teilen des mittleren Hessen, wo das Sozialisten-

49 Wolfgang Schröder, Wilhelm Liebknecht und der Weg zur Vereinigung von Gotha 1875, in: Beutin/Malterer/ Mülder (Hg.), Eine Gesellschaft der Freiheit (wie Anm. 5), S. 45-82. Zur zeitgenössischen Diskussion über das Gothaer Programm vgl. Susanne Miller, Das Problem der Freiheit im Sozialismus. Freiheit, Staat und Revolution in der Programmatik der Sozialdemokratie von Lassalle bis zum Revisionismusstreit, Frankfurt a. M. 1964; S. 68 ff.

50 Wilhelm Liebknecht, Was die Sozialdemokraten sind und was sie sein wollen, Chemnitz 1894, S. 23.

51 Zahlen aus Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 3-5.

52 Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 5-9.

53 Gießener Anzeiger vom 26. Juli 1878.

54 Krupke/Tewes (Bearb.), „… und Einigkeit ist Macht", S. 21 ff.; allgemein zum Sozialistengesetz Siegfried Weichlein, Das ´Sozialistengesetz`, in: Kruke/Woyke (Hrsg.), Sozialdemokratie, S. 92-97.

gesetz nicht ganz so rigide angewandt wurde als in den preußischen Teilen,[55] blieb die Sozialdemokratie bis 1890 völlig chancenlos. Trotz des Verbots der Parteiorganisationen und der -presse konnten zwar sozialdemokratische Kandidaten bei den Reichstagswahlen antreten, aber die behördlichen Repressionen und öffentliche Hetze sorgten dafür, dass nur wenige Wähler sich für die Politiker aus der verfemten Partei entschieden. Mit Liebknecht erreichte man im Wahlkreis Gießen bei den Reichstagswahlen von 1881 nur 1,9%, 1884 und 1887 erzielte der als Kandidat aufgestellte spätere hessische Ministerpräsident Karl Ulrich ebenfalls nur 3,1, beziehungsweise 2,0%.[56]

Erst seit 1890 sah es auch im mittleren Hessen für die Sozialdemokratie besser aus. Inzwischen hatten Arbeiter verschiedener Berufsfelder neue Gewerkschaftsvereine gegründet.[57] 1889 hatten die Bergleute in Mittelhessen den großen Streik im Ruhrgebiet zum Anlass genommen, auch selbst für bessere Arbeitsbedingungen und Löhne zu streiken.[58] Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1890 stellte die Sozialdemokratie nun auch im Wahlkreis Wetzlar erstmals einen Kandidaten auf, der freilich nur auf einen Stimmenanteil von 5% kam. Bemerkenswert war aber nicht nur, dass die Sozialdemokratie in der expandierenden Industriestadt Wetzlar bereits 26% der Stimmen verbuchen konnte, sondern dass sie in einigen nahe bei Gießen liegenden Dörfern des Kreises Wetzlar noch höhere Anteile erreichte. In Launsbach, Kinzenbach und Krofdorf lag der Stimmenanteil der Sozialdemokratie schon bei über 33% und damit weit über dem Reichsergebnis von 19,7%. In Gleiberg verzeichnete der Kandidat der Sozialdemokraten sogar ein Rekordergebnis von 82,4%.[59] Das überdurchschnittlich gute Ergebnis in den oben genannten Orten hing zum einen mit der von der Tabakherstellung bestimmten wirtschaftlichen Struktur und zum anderen mit dem schon weit fortgeschrittenen Organisationsverhalten der Tabakarbeiter zusammen. Auch im Reichstagswahlkreis Gießen, wo die Sozialdemokratie 1890 wieder auf über 10% der Stimmen kam, gehörten die von der Tabakindustrie geprägten Orte zu den Hochburgen der Partei. In Heuchelheim kam man auf 54%, in Alten-Buseck auf 49%. In der Stadt Gießen gab es für den SPD-Kandidaten Karl Wilhelm Obrig, ein Gießener Gastwirt, Schreiner und Stadtverordneter, 1890 mit 18,4% ebenfalls ein respektables Ergebnis.[60]

In den folgenden Reichstagswahlen konnte die Sozialdemokratie sowohl im preußischen Kreis Wetzlar als auch im hessischen Kreis Gießen ihre Ergebnisse

55 Beier, Arbeiterbewegung, S. 186 ff.
56 Vgl. Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 10-16.
57 Krupke/Tewes (Bearb „… und Einigkeit ist Macht“, S. 26 ff.
58 Lindenthal, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung, S. 33 ff.
59 Zu den Einzelergebnissen vgl. Thomas Klein, Die Hessen als Reichstagswähler. Tabellenwerk zur politischen Landesgeschichte 1867-1933, Bd. 1: Provinz Hessen-Nassau und Waldeck-Pyrmont 1867-1918, Marburg 1989, S. 967 ff.
60 Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 16 ff. Zu den Wahlen und zur Struktur des Wahlkreises vgl. auch Carl-Wilhelm Reibel (Bearb.), Handbuch der Reichstagswahlen 1890-1918. Bündnisse - Ergebnisse - Kandidaten, 2. Halbband, Düsseldorf 2007, S. 1314-1320.

weiter verbessern. Im Kreis Wetzlar erreichte die SPD 1898 12,7%, im Gießener Wahlkreis waren es bereits 33,4%, mit denen der sozialdemokratische Bewerber Philipp Scheidemann sogar in die Stichwahl kam, die er allerdings dann deutlich gegen den Kandidaten der antisemitischen Deutsch Sozialen Reformpartei verlor.[61] Der Stimmenzuwachs hing gewiss auch damit zusammen, dass die beiden aus Mittelhessen kommenden Heroen der Sozialdemokratie in ihrer Heimatregion Wahlkampf machten. Im Wetzlarer Wahlkreis trat August Bebel als so genannter Zählkandidat an und hielt in Naunheim eine große Wahlversammlung ab, auf der er die Antisemiten scharf angriff. Mit einem Wahlerfolg in seiner Heimat rechnete Bebel nicht, denn er meinte, wenn man Wetzlar für die Sozialdemokratie erobert habe, hätte man drei Viertel von ganz Deutschland gewonnen.[62] Auch Wilhelm Liebknecht, inzwischen schon über 70, griff Ende der neunziger Jahre noch einmal in die hessischen Wahlkämpfe ein und sprach im September 1899 in Klein-Linden über die anstehenden Landtagswahlen im Großherzogtum Hessen.[63] Ausschlaggebender für die wachsenden Wahlerfolge waren freilich andere Faktoren. Hierzu gehörte zunächst einmal der sich auch an Lahn und Dill beschleunigende wirtschaftliche Strukturwandel, der die Zahl der Lohnarbeiter ansteigen ließ. Wichtig wurde ferner der stetige Ausbau der gewerkschaftlichen Organisationen. Zudem besaß die Arbeiterbewegung nach Aufhebung des Sozialistengesetzes größere Freiräume, wenngleich gerade in den preußischen Gebieten die obrigkeitsstaatliche Gängelung nicht völlig verschwand. Dieses anhaltende Gefühl politischer und sozialer Diskriminierung, das gerade auch im preußischen Dreiklassenwahlrecht zum Ausdruck kam, führte der Sozialdemokratie zunehmend neue Wähler und Mitglieder zu. Die so genannte Fundamentalpolitisierung,[64] die immer mehr Menschen in Organisationen und an die Wahlurnen brachte, war um 1900 auch im mittleren Hessen zu spüren. Ihren Höhepunkt erreichte sie bei den letzten Reichstagswahlen des Kaiserreichs, als die Wahlbeteiligung über 80% kletterte.

Trotz der wachsenden Erfolge, welche die Sozialdemokratie an Lahn und Dill verbuchen konnte, wurden um 1900 aber auch die Grenzen deutlich, die ihrem Aufstieg in dieser Region gesetzt waren. Obwohl auch in den Dörfern die Politisierung voranschritt und die Unzufriedenheit darüber stieg, dass die Früchte des spürbaren wirtschaftlichen Aufschwungs im Kaiserreich sehr ungleich verteilt wurden, tat sich die Sozialdemokratie schwer, die ländliche Bevöl-

61 Vgl. Reibel, Handbuch 1319 ff.; ferner: Erwin Knauß, Die politischen Kräfte und das Wählerverhalten im Landkreis Gießen während der letzten 60 Jahre, Gießen 1960 (Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Neue Folge, Bd. 45), S. 31 ff.

62 Ausführlich hierzu Lindenthal, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung, S. 71 ff. Vgl. ferner Hans-Werner Hahn, Verspäteter Aufstieg, wachsende Erfolge und neue Wege: Die Wetzlarer Sozialdemokratie 1890-1913, in: Bösl (Bearb.), Zu aller Nutzen, S. 43-57

63 Gießener Anzeiger vom 8. September 1899.

64 Zum Begriff Hans-Peter Ullmann, Politik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918, München 1999, S. 25 ff.; zu den Auswirkungen auf die Reichstagswahlen vgl. Margaret Lavinia Anderson, Lehrjahre der Demokratie. Wahlen und politische Kultur im Deutschen Kaiserreich, Stuttgart 2009.

kerung für ihre Ziele zu gewinnen. Zwar hatte der rheinhessische Parteigenosse Bonhorst Marx schon um 1870 darauf aufmerksam gemacht, auch die Landbevölkerung in die programmatischen Überlegungen einzubeziehen. Anders als Marx und Engels, die dieser Forderung in London wenig Beachtung schenkten, griff Wilhelm Liebknecht zwar 1874 die Diskussion auf und verfasste eine Schrift über die Grund- und Bodenfrage. Darin schrieb er, dass Sozialdemokraten Tollhäusler wären, wenn sie die Beschlüsse einer Sozialisierung von Grund und Boden gegen den Willen der Kleinbauern mit Gewalt durchsetzen würden. Er schlug zugleich Maßnahmen vor, um auch die kleinen Bauern und Landarbeiter für die Ziele der Partei zu gewinnen. Große Wirkungen auf die Programmatik der Partei hatte die Schrift freilich nicht.[65]

Auch um 1900 fürchteten noch viele Kleinbauern oder Arbeiter mit Landbesitz, dass die SPD-Programmforderung nach „Vergesellschaftung der Produktionskräfte" zur Enteignung ihrer Äcker und Wiesen führen werde. Von der Unzufriedenheit der ländlichen Bevölkerung über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse profitierten daher im mittleren Hessen vor allem die Antisemitenparteien,[66] die im Gießener Wahlkreis mehrfach - 1893, 1898, 1907 und 1912 - das Mandat errangen und auch im Wetzlarer Wahlkreis 1907 und 1912 erfolgreich waren.[67] Um hier erfolgreich gegenzusteuern, bedurfte es neuer, den regionalen Verhältnissen angepasster Strategien, wie sie vor allem der zeitweise in Gießen wirkende Eduard David entwickelte. Der 1863 an der Mosel geborene David wirkte zunächst als Gymnasiallehrer in Gießen und gründete dort nach dem Eintritt in die SPD 1893 die „Mitteldeutsche Sonntagszeitung". David, der wegen seiner sozialdemokratischen Presseaktivitäten den hessischen Schuldienst quittieren musste, setzte sich zum Ziel, den SPD-Anhang unter der Landbevölkerung zu vergrößern und vor allem auch unter den kleinen Bauern für die SPD zu werben. David hatte erkannt, dass die sozialdemokratische Programmatik und Propaganda viel zu sehr auf die Wählerschaft der Industriezentren zugeschrieben war und in dieser Form bei einer Bevölkerung, die wie in den Dörfern Mittelhessens gewerbliche Tätigkeit und Kleinlandwirtschaft miteinander verbinden musste, schwer ankommen konnte. Wenn das Erfurter Parteiprogramm von 1891 den baldigen Untergang der kapitalistischen Ordnung vorhersagte und für Kleinlandwirtschaft und Handwerk keine Zukunft sah, dann bremste das die Zustimmung ländlicher Wähler zur SPD ebenso wie die atheistische und kirchenskeptische Haltung, wie sie gerade die führenden Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht nicht zuletzt wegen ihrer Jugenderfahrungen einnahmen.

Aus diesen Erfahrungen heraus stieß Eduard David die „vielschichtigste, interessanteste und tiefgreifendste" Debatte an, die die Sozialdemokratie in den

65 Vgl. hierzu Beier, Arbeiterbewegung, S. 160 ff.

66 Vgl. Helmut Berding, Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt am Main 1988, S. 99 ff.

67 Zu Gießen Reibel, Handbuch, Bd. 2, S. 1317 ff.; zu Wetzlar Reibel, Handbuch, Bd. 1, S. 898 ff.

1890er Jahren führte.[68] Die hessische Parteileitung in Frankfurt beurteilte die Vorstöße Eduard Davids zunächst noch skeptisch und monierte, dass der Begriff Klassenkampf in der „Mitteldeutschen Sonntagszeitung" nicht vorkomme. Auch in den großen Programmdebatten, welche die deutsche Sozialdemokratie zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte, konnte sich David nicht gegen die Parteiorthodoxie durchsetzen. In Mittelhessen hinterließ sein pragmatischer Kurs aber deutliche Spuren. Dies zeigte schon das gute Ergebnis, das Philipp Scheidemann, der inzwischen von David die Redaktion der „Mitteldeutschen Sonntagszeitung" übernommen hatte, bei den Reichstagswahlen des Jahres 1898 erzielt hatte, und bei den folgenden Wahlen konnte die Sozialdemokratie - abgesehen von dem kleinen Rückschlag im Jahre 1907 - ihre Stellung in Mittelhessen weiter verbessern.[69] Im Wahlkreis Gießen-Grünberg-Nidda kam die Sozialdemokratie bei der letzten Reichstagswahl des Kaiserreichs im ersten Wahlgang auf 32,2%. Damit lag man nur knapp unter dem Reichsergebnis, das bei 34,8% lag. Im engeren Umfeld der Stadt Gießen fiel das Ergebnis der Sozialdemokraten jedoch noch viel besser aus. In der Stadt Gießen gewann die Sozialdemokratie 3279 von 6506 abgegebenen Stimmen, lag also bereits knapp über 50%. Einen ähnlichen Stimmenanteil erreichte sie in Großen-Linden, Klein-Linden, Großen-Buseck und Watzenborn, in Lollar und Alten-Buseck lagen ihre Anteile über 60%, in Wieseck und Heuchelheim sogar über 70%.[70] Die größten Erfolge gab es in den Gemeinden, in denen die Tabakindustrie zum wichtigsten Wirtschaftszweig geworden war. Dies zeigen auch die Wahlergebnisse von Krofdorf, Gleiberg und Launsbach, die zum Wahlkreis Wetzlar-Altenkirchen gehörten und wo die Sozialdemokratie ebenfalls über zwei Drittel aller abgegebenen Stimmen gewann.[71] Im Wahlkreis Gießen kam der sozialdemokratische Kandidat Beckmann gegen den Vertreter einer antisemitisch-agrarischen Koalition in die Stichwahl, die der auch von Nationalliberalen und der Zentrumspartei unterstützte Gegenkandidat Ferdinand Werner nur knapp mit 52,3 % gewann.

Bemerkenswert war, dass die liberale Fortschrittspartei, die im ersten Wahlgang 28,2% der Stimmen erreicht hatte, als dritte starke politische Kraft in der Stichwahl die Sozialdemokratie unterstützte. Politiker wie Eduard David und der zeitweise auch in Gießen tätige und auch als Reichstagskandidat antretende Philipp Scheidemann plädierten nach diesen Erfahrungen dafür, die Kooperation mit den Linksliberalen und anderen Reformkräften zu verstärken. Sie wollten die Sozialdemokratie aus dem Getto herauszuführen, das ihr lange von den Gegnern auferlegt worden war, in dem sie sich aber auch selbst nicht zuletzt

68 So Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin 1959, S. 134. Zu David vgl. auch Susanne Miller, Einleitung, in: Dies. (Bearb.), Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914-1918, Düsseldorf 1968, S. XIV ff.

69 Ausführlich zu Wetzlar Klein, Die Hessen, Bd. 1, 976 ff.; Reibel, Handbuch, Bd. 1, S. 898 ff.; zu Gießen Reibel, Handbuch, Bd. 2, S. 1317 ff.; Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 38 ff.

70 Klein, Die Hessen, Bd. 3, S. 52-56.

71 Klein, Die Hessen, Bd. 1, S. 982-984.

mit ihrer Programmatik eingeigelt hatte. Die reformorientierten Kräfte der deutschen Politik, allen voran die Sozialdemokratie, hatten zwar bei den Reichstagswahlen des Jahres 1912 deutliche Zugewinne erzielt. Zu einem großen politischen Aufbruch reichte es aber noch nicht. Um einen politischen Stillstand zu vermeiden und die Chancen auf Reformen zu erhöhen, wollten nun vor allem linksliberale Politiker auf eine Allianz aller Reformkräfte hinarbeiten. Gemeinsames Ziel sollte es sein, die verkrusteten politischen Strukturen aufzubrechen, die Rechte des Reichstags zu stärken und in Preußen eine Reform des verhassten Drei-Klassen-Wahlrechts zu erreichen. Man hoffte durch eine Kooperation mit den demokratischen Teilen des Zentrums und reformistisch orientierten Sozialdemokraten wie Eduard David, Albert Südekum und Philipp Scheidemann neue Mehrheiten zu erreichen.[72] Obwohl es auch an der sozialdemokratischen Basis in Mittelhessen entsprechende Ansätze zu einer engeren Allianz zwischen Sozialdemokraten und Linksliberalen gab,[73] scheiterten diese Bestrebungen am Ende an Widersprüchen und Einwänden auf Seiten aller Parteien. Auch in der SPD-Führung gab es noch viele, die einen solchen Kurs für falsch hielten, weil er den Zusammenhalt der Partei gefährden konnte.

Erst mit der so genannten Weimarer Koalition des Jahres 1919, mit der SPD, DDP und Zentrum die Grundlagen der Weimarer Republik schufen, ist die Sozialdemokratie auf der Reichs- wie auf der Länderebene diesen Weg gegangen. Diese neue Politik in Richtung Volkspartei, die mit dem Godesberger Programm von 1959 vollendet wurde, wäre vor allem dem 1913 gestorbenen August Bebel, aber auch dem schon 1900 verstorbenen Wilhelm Liebknecht vermutlich schwer gefallen. Beide hatten auf eindrucksvolle Weise ihr Leben in den Dienst gesellschaftlicher und politischer Emanzipation gestellt. Beide haben dafür mehrfach im Gefängnis gesessen. Und die großen Trauerfeierlichkeiten in Berlin und Zürich zeigten, wie dankbar und anerkennend viele Menschen, nicht nur Deutsche, auf das Wirken der beiden Parteigründer zurückblickten. Dass die Sozialdemokratie im Deutschland des 20. Jahrhunderts den Weg in einen demokratischen Sozialstaat auf dem Boden einer marktwirtschaftlichen Ordnung einschlagen würde, war für Bebel und Liebknecht freilich um 1900 schwer vorstellbar.[74] Ihre Erfahrungen und Positionen waren von Strukturen bestimmt, die sich mit den wirtschaftlichen und soziokulturellen Umbrüchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts radikal veränderten. Die Gesellschaft wurde heterogener und die Interessen der Menschen wurden vielfältiger. Darauf mussten neue Antworten gefunden werden. Die deutsche Sozialdemokratie hat im 20. Jahrhundert um diese neuen Antworten gerungen, und sie hat ungeachtet mancher Rückschläge und neuer

72 Ausführlich hierzu Carl-Wilhelm Reibel, Bündnis und Kompromiß. Parteienkooperation im Deutschen Kaiserreich 1890-1918, in: Historische Zeitschrift 293 (2011), S. 69-114, hier S. 100 ff.

73 Vgl. hierzu Hahn, Verspäteter Aufstieg; S. 56 f.

74 Vgl. Gerhard A. Ritter, August Bebel, Freiheit und Emanzipation. Menschenrechte und Arbeiterbewegung im Deutschen Kaiserreich, in: Bösl (Bearb.), …zu aller Nutzen, S. 33-42.

schwerer Verfolgungen in der deutschen Politik eine Gestaltungskraft entfaltet, die in ihrer Gründungsphase vor 150 Jahren noch keiner erwarten konnte. Dies gilt gerade auch für das Gebiet an Lahn und Dill, der Heimat der beiden großen Parteigründer und -führer. Nach schwierigen Aufbaujahrzehnten hat die Sozialdemokratie die mittelhessische Region über viele Jahrzehnte bis heute maßgeblich geprägt.

Otto Eger in Basel (1910-1918)

Zwischen den Fronten: Professur und 1. Weltkrieg

PETER GRUHNE

Insgesamt acht Jahre verbringt der Gießener Jurist Otto Eger (1877-1949) von 1910 an in Basel, eine Zeit, die durch die Kriegsjahre 1914 bis 1918 nahezu halbiert wird. Gleichwohl sind es – vor seinem dauerhaften Wechsel 1918 nach Gießen – entscheidende Jahre für den jungen Wissenschaftler: Es ist, unmittelbar nach der Habilitation 1909 in Leipzig, seine erste Position als ordentlicher Professor, und bereits 1914 wird er Rektor der Universität.

In Basel werden auch die beiden Söhne der Egers, Heinz (1911) und Helmut (1912), geboren, und Eger schließt Freundschaften, die über die rein akademischen Gemeinsamkeiten hinausgehen: Hierzu zählt die ein Leben lang währende mit dem Augenarzt Ernst Wölfflin (1873 – 1960), der ein Bruder des bekannten Kunsthistorikers Heinrich Wölfflin ist.

Rückblickend beschreibt Otto Eger die Basler Zeit vor dem 1. Weltkrieg, in der sich die junge Familie konsolidiert, als eine sehr glückliche: Es „herrschte großer wirtschaftlicher Wohlstand in der Schweiz wie in Deutschland. Ruhig und sicher sah man in die Zukunft und disponierte auf lange Jahre hinaus. Auch für die wissenschaftlichen Zwecke standen reiche Mittel zur Verfügung. Durchaus bewußt habe ich diese Zeit als ‚goldenes Zeitalter' durchlebt [...]."[1]

Über Egers Basler Jahre gibt es bislang keine wissenschaftliche Literatur. Allein eine kleine Studie, die im Umfeld des Jubiläums 550 Jahre Universität Basel (2010) erschien, widmet unter der Überschrift „Deutsche Professoren in der Schweiz" dem Gießener Otto Eger eineinhalb dürftige Seiten.[2] Das Basler Universitätsarchiv bewahrt eine Vielzahl an Dokumenten, mit deren Hilfe eine klare Vorstellung von Egers Wirken in Basel gewonnen werden kann. In Verbindung mit seinen Lebenserinnerungen vervollständigt sich das Bild. Für die Erlaubnis, daraus umfangreich zitieren zu dürfen, bin ich den Nachfahren Otto Egers zu herzlichem Dank verpflichtet, umso mehr, als dies in der vorliegenden Arbeit erstmalig geschieht.[3]

---

1 Eger, Otto: Lebenserinnerungen (Wahrheit ohne Dichtung), unveröffentlichtes ms. Manuskript, Kopie im Besitz des Autors, S. 37.

2 Tréfás, David: Deutsche Professoren in der Schweiz – Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, hrsg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Band 109, 2009, S. 103-128.

3 An der Authentizität des Dokumentes ist nicht zu zweifeln. Es ist relativ kurz vor Egers Tod 1949, wahrscheinlich in seinem letzten Lebensjahr, entstanden und umfasst insgesamt 69 maschinenschriftliche Seiten. Duplikate aus der Entstehungszeit haben sich bei den Nachfahren Egers erhalten. Es ist davon auszugehen, dass der Autor die Autobiographie als mehr oder weniger öffentliches Schriftstück betrachtete. So ist es auffällig, dass er die

Als Anhang ist dem Aufsatz ein Verzeichnis der Schriften von Otto Eger beigefügt, das zwar auf Vollständigkeit zielt, aber keinen Anspruch darauf erheben kann. Hinzugefügt sind Rezensionen zu Egers Arbeiten, soweit sie dem Verfasser bekannt sind.

Eine wissenschaftliche Einordnung der Publikationen von Otto Eger erfordert ein seinen Forschungsschwerpunkten angemessenes Spezialwissen, so dass dies dem Rechtshistoriker vorbehalten bleiben muss. Aus diesem Grund sollen und können am Ende dieses Aufsatzes nur ein paar allgemeine Hinweise zum Inhalt und der Rezeption der Arbeiten gegeben werden.

Von Leipzig nach Basel: Die Berufung 1910

„Als Mensch und Charakter ist er soviel ich sehe, tadellos! Er hat durchaus etwas Freundliches und Heiteres sowie die besten Manieren. Wir haben ihn alle sehr gerne und würden ihn ungern verlieren. Es ist überhaupt unter neuen jungen Kollegen kaum je einer in den weitesten Kreisen, so rasch beliebt geworden wie Eger“,[4] schreibt der Rektor der Leipziger Universität, der Jurist Eduard Hölder, zu Beginn des Jahres 1910 an seine Kollegen nach Basel. Dort sucht man einen Nachfolger für den Romanisten Ernst Rabel[5] und holt Erkundigungen über den jungen Leipziger Privatdozenten Otto Eger ein. Und auch der bekannte Strafrechtler Karl Binding signalisiert den Baslern: „Eger ist sehr tüchtig, war längere Zeit in der Praxis und hat nach Allem, was man hört, guten Lehrerfolg. In einem Exegeticum, was für Niemanden obligatorisch ist, hatte er gegen 90 Zuhörer. Ich selbst bin nie in seiner Vorlesung gewesen, habe also über keine höchstpersönlichen Eindrücke zu berichten. [...] Basel braucht nach meinem Urteil, das ja falsch sein kann, einen tüchtigen Romanisten, der zugleich Sinn für das praktische Recht hat.“[6] Binding war mit der Familie von Egers Ehefrau Margarete, die aus der Industriellen- und Professorenfamilie Zoeppritz stammt, bekannt: Der „berühmte Strafrechtler“, schreibt Eger in seiner Autobiographie, „war eine Art

Jahre 1933 bis 1945 fast vollständig ausblendet. Dies muss bei der Interpretation von Textstellen natürlich beachtet werden.

4 Bericht von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten der Kuratel, Regierungsrat Burckhardt-Finsler, vom 7. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11.

5 Ernst Rabel (1874-1955) ging nach Kiel. Er wurde später in Berlin Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für ausländisches und internationales Privatrecht.

6 Bericht von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten der Kuratel, Regierungsrat Burckhardt-Finsler, vom 7. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11. Mit dem Exegeticum ist ein Kolleg über Gaius gemeint, wie aus einem weiteren Schreiben hervorgeht, vgl.: Der Präsident der Kuratel Burckhardt-Finsler an das Erziehungsdepartment. Schreiben (Entwurf) 1. März bzw. 22. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11. Eger bot die Veranstaltung „Lektüre von Gaius' Institutionen“ im Wintersemester 1909 an (vgl. Vorlesungsverzeichnis der Universität Leipzig für das WS 1909/1910: http://histvv.uni-leipzig.de/vv/1909w.html , eingesehen: 22.02.2011). Zum Vergleich: Die Juristenfakultät hatte damals etwa 1000 Studenten (vgl.: Alma mater Lipsiensis 1409-2009. Die Juristenfakultät, http://www.uni-leipzig.de/~agintern/uni600/ug188.htm), eingesehen am 26.02.2011.

Adoptivsohn im Großelternhaus in Mergelstätten [sic].“[7] Es dürfte sich aber wohl nicht um eine Gefälligkeitsauskunft gehandelt haben, denn das Urteil Bindings deckt sich sowohl mit dem des Kollegen Hölder, als auch mit der Auskunft des Basler Lehrstuhlinhabers Ernst Rabel: „Dr. Egers Buch ‚Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit' (1909) zeigt ihn auf der Höhe der heutigen papyrologischen Forschung. Einige Editionen von Urkunden der Giessener Papyrussammlung erweisen seine vollendete philologische Schulung. Auch Eger ist Assessor und stand einige Zeit in der hessischen Gerichtspraxis. Prof. Mitteis in Leipzig bezeugt ihm eine gewinnende Persönlichkeit.“[8]

Eger ist zunächst jedoch nicht die erste Wahl der Basler. Ursprünglich steht Josef Partsch,[9] damals Professor in Genf, auf Platz 1. Als im Februar 1910 klar wird, dass dieser einen Ruf nach Göttingen annehmen wird, rückt Eger auf, besitzt aber in dem fast gleich alten Heinrich Lehmann, Privatdozent in Bonn, später Professor in Köln, einen ernst zu nehmenden Konkurrenten. Der Dekan der juristischen Fakultät, Carl Wieland, lässt seinen Bericht an Regierungsrat Albert Burckhardt-Finsler schließlich mit folgendem Urteil enden: „Es ist nach Alle dem nicht leicht, sich für den einen oder Anderen zu entscheiden. Meine beiden deutschen Kollegen, Nagler und Frisch, haben sich mehr zu Gunsten von Dr. Eger ausgesprochen, hauptsächlich, weil er bisher schon römische Rechtsgeschichte gelesen habe. Der Unterzeichnete wäre eher mehr für Lehmann [...]. Herr Prof. Heusler neigt nach anfänglichem Schwanken auch eher mehr nach Lehmann. Wir müssen es den hohen Behörden überlassen, welchen der angeführten sachlichen Erwägungen sie den Vorzug geben. Die Fakultät würde aller Voraussicht nach mit keinem von den beiden schlecht fahren.“[10] Dass Wieland lieber den Mitbewerber auf dem Lehrstuhl gesehen hätte, ist Otto Eger nicht verborgen geblieben. Dieser habe, so schreibt Eger, kurz vor seiner Berufung „eine Aufsehen erregende Rede gegen den Historismus“ gehalten und hätte lieber einen „Nichthistoriker berufen gesehen.“[11]

---

7 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 36. Der Großvater seiner Frau, Karl Adam Zoeppritz (26. April 1812 - 5. Oktober 1900), war liberaler Politiker, Abgeordneter der 2. Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen und Mitbegründer der Zoeppritz-Werke in Mergelstetten in der Nähe von Heidenheim.

8 Bericht von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten der Kuratel, Regierungsrat Burckhardt-Finsler, vom 7. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11.

9 Josef Partsch (1882-1925) hatte, wie Eger, u.a. auch bei Ludwig Mitteis in Leipzig studiert und sich einen Namen als Romanist gemacht. Wegen seiner Lungenerkrankung zweifelten die Baseler zunächst, ob sie sich für ihn entscheiden sollten (vgl. Schreiben von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten der Kuratel vom 26. Januar 1910, StaBs, Erziehung Z 11). Partsch beriet später das Auswärtige Amt im Zusammenhang mit dem Dawes-Plan. Außerdem übernahm er 1922 die Herausgabe der Romanistischen Abteilung der Zeitschrift für Rechtsgeschichte der Savigny-Stiftung (vgl. NDB, Bd. 20, S. 78 f), in der auch Eger häufiger publizierte.

10 Bericht von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten der Kuratel, Regierungsrat Burckhardt-Finsler, vom 7. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11.

11 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 39f.

Die Wiederbesetzung des Lehrstuhls wird in Basel nun rasch vorangetrieben: In ihrer 3. Sitzung vom 15. Februar 1910 hat sich die Kuratel entschieden und beschlossen, bei Eger anzufragen.[12] Daraufhin präsentiert deren Präsident Burckhardt-Finsler dem Erziehungsdepartment jetzt Otto Eger auf Platz 1, während Heinrich Lehmann an zweiter Stelle genannt wird. Burckhardt-Finsler schreibt: „Die Kuratel entschied sich einstimmig zu Gunsten von Herrn Dr. Otto Eger, namentlich gestützt auf eine sehr günstige Auskunft von Herrn Prof. Wach,[13] der Herrn Dr. Eger für vortrefflich geeignet hält, sowie auf die im Gutachten der juristischen Fakultät wiedergegebenen Berichte der Herren Professoren Rabel, Binding und Hölder [...]." Sein Resümee: „Die Kuratel schlägt daher für die Wiederbesetzung der romanistischen Professur Herrn Dr. Otto Eger vor, der sich auch zur Annahme einer allfälligen Wahl bereit erklärt hat."[14] Möglicherweise hat sich Andreas Heusler von Wach und Binding doch noch umstimmen lassen und letztendlich den Ausschlag gegeben. Heusler, der „Senior der Juristenfakultät" soll eng, so berichtet jedenfalls Eger, mit den Leipziger Professoren Wach und Binding befreundet gewesen sein.[15]

Tatsächlich hatte Burckhardt-Finsler zwei Tage nach der entscheidenden Kuratelssitzung, also am 17. Februar 1910, bei Eger in Leipzig angefragt, um zu erfahren, ob er einen Ruf als Ordinarius überhaupt annehmen werde. Egers Antwort erfolgt prompt. Er schreibt bereits am 19. Februar: „Ich bin bereit, einem an mich ergehenden Ruf Folge zu leisten, und werde nach Kräften bestrebt sein, die in mich gesetzten Erwartungen zu rechtfertigen."[16] Eine andere Reaktion wäre auch kaum denkbar gewesen: Der damals 32 Jahre alte Eger hatte sich 1908 bei Ludwig Mitteis in Leipzig mit der Arbeit „Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit"[17] habilitiert und war seit Frühjahr 1909 Privatdozent an der juristischen Fakultät der Universität Leipzig. Das erste Kind der Egers, Sophie Luise,[18] war damals ein halbes Jahr alt. Eger hatte also eine junge Familie zu ernähren und konnte sich Sentimentalitäten gewiss nicht leisten. Gleichwohl ist ihm der Weggang von Leipzig nicht leicht gefallen, vielleicht auch, weil die Universität, und insbesondere die juristische Fakultät, in jenen

12 StABs, Protokolle Kuratel der Universität 1902-1911, T 2/5 (Bl. 395 f.).

13 Prof. Dr. jur. Adolf Wach (1843-1926), von 1875 bis 1920 Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und Zivilprozessrecht in Leipzig (vgl. http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog/ (eingesehen am 05.03.2011), verheiratet mit Lili Wach, geborene Mendelssohn Bartholdy.

14 Der Präsident der Kuratel Burckhardt-Finsler an das Erziehungsdepartment. Schreiben (Entwurf) 1. März bzw. 22. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11. Das Schreiben wurde offenbar am 22. Februar entworfen aber erst mit Datum vom 1. März verschickt.

15 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 3 und 39.

16 Otto Eger an die Kuratel der Universität Basel, 19. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11.

17 Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit. Untersuchungen auf Grund der griechischen Papyri [Habilitation Universität Leipzig] , Leipzig, Berlin 1909, (Neudruck: Aalen 1966).

18 Sophie (Sofie) Luise, geboren am 23. Juli 1909 in Leipzig. Sie heiratete später den Tübinger Historiker Rudolf Stadelmann.

Jahren in hohem Ansehen stand.[19] Eger schreibt in seiner Autobiographie: „In Leipzig sind wir sehr gern gewesen und ich habe es immer, auch für meine wissenschaftliche Arbeit, bedauert, daß unser Aufenthalt dort so kurz war [...].“[20]

Die Baseler handeln im Folgenden schnell: Mit Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt vom 2. März 1910 wird Dr. Otto Eger zum ordentlichen Professor für römisches Recht an der Universität Basel ernannt. Im Protokoll der Kuratel vom 15. Februar 1910 wird festgehalten: „Als Besoldung ist ihm das gesetzliche Minimum (Fr. 5000.-) anzubieten. cit. Präsidium wird jedoch ermächtigt, gegebenen Falls bis Fr. 6000.- zu gehen.“[21] Und in der Tat wird ein jährliches Anfangsgehalt von 5000 Franken bei einer Lehrverpflichtung von 8-10 Stunden pro Woche vereinbart.[22] Wohl noch am selben Tag wird Eger telegraphisch in Leipzig von dem Beschluss in Kenntnis gesetzt: Jedenfalls bedankt er sich bereits am 3. März für die Benachrichtigung und schreibt: „Ich bin glücklich, mich jetzt als Angehöriger der Universität Basel fühlen zu dürfen und hoffe, bald an ihr, von der ich so viel Schönes gehört habe, heimisch zu sein.“ Des Weiteren kündigt er an, sich demnächst persönlich vorstellen zu wollen.[23]

Die ersten Basler Jahre (1910-1914)

Wohl gegen Ende der ersten Märzdekade reist Eger nach Basel.[24] Er wohnt zunächst alleine im heute noch existierenden Hotel Krafft[25] auf der Baseler Kleinseite mit Blick auf die alte Universität. Das kulturhistorisch bedeutsame Haus war im Laufe seiner Geschichte immer wieder Treffpunkt von Künstlern und Schriftstellern. Zu den Gästen zählte in den zwanziger Jahren auch Hermann Hesse, der dort an seinem „Steppenwolf“ geschrieben haben soll.[26]

---

19 „Die Juristenfakultät der Universität Leipzig ist eine der ältesten im deutschsprachigen Raum, und sie wurde im 19. Jahrhundert neben Berlin eine der bedeutendsten in Deutschland. [...] Um die Wende vom 19. zum 20.Jahrhundert erreichte die Fakultät den Höhepunkt ihres wissenschaftlichen Ansehens, wozu hervorragende international anerkannte Gelehrte beitrugen.“ Quelle: 600 Jahre Alma mater Lipsiensis. Zur Geschichte der Universität Leipzig. Alma mater Lipsiensis 1409-2009. Die Juristenfakultät, http://www.uni-leipzig.de/~agintern/uni600/ug188.htm (eingesehen am 26.02.2011). Dort werden Adolf Wach, Karl Binding, Emil Friedberg und Otto Mayer genannt. Hinzuzufügen wäre noch Ludwig Mitteis, der damals führende Romanist, der Egers Habilitation annahm.

20 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 3.

21 StABs, Protokolle Kuratel der Universität 1902-1911, T 2/5 (Bl. 397).

22 Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt vom 2.März 1910, StABs, Erziehung Z 11.

23 Eger an den Regierungsrat, Schreiben vom 3. März 1910, StABs, Erziehung Z 11.

24 Dies kündigt Eger in einem Schreiben vom [Samstag] 5. März 1910 an das Erziehungsdepartment an. Er schreibt, er werde sich „spätestens gegen Ende der nächsten Woche“ persönlich vorstellen , StABs, Erziehung Z 11.

25 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 36 (Eger schreibt allerdings „Krofft“).

26 Vgl. Hänggi, Alexandra: Das Hotel Krafft. Eine Saga vom Rhein, Online-Quelle: http://www.krafftbasel.ch/update/pdf/heft/KrafftBuch_deutsch.pdf (eingesehen: 28.02. 2011), auch: Hänggi, Alexandra, Martina Rutschmann u.a.: Hotel Krafft - Geschichte und Geschichten, Basel, Krafft 2005.



Abb. 1: Hotel Krafft in Basel (Aufnahme: Peter Gruhne, 2009)

Am 7. Mai 1910 nimmt Eger zum ersten Mal an einer Sitzung der juristischen Fakultät teil.[27] Spätestens zum 15. Mai 1910 folgen Frau und Kind.[28] Die Familie mietet eine Wohnung in der Ahornstraße 8 in der Spalenvorstadt.[29] Man fühlt sich in Basel willkommen. Eger schreibt rückblickend: „Die Aufnahme in Basel war, namentlich auch seitens vieler alter Baseler Familien sehr freundlich, so dass wir uns dort bald sehr wohl fühlten."[30] Vor allen Dingen Andreas Heusler scheint sich des neuen Kollegen angenommen zu haben: Eger berichtet in seiner Autobiographie von vielen Anekdoten des Basler Originals und schreibt: „Als ich den Ruf nach Basel erhalten hatte und ich zum ersten Mal hinkam, um deshalb zu verhandeln und Wohnung zu suchen, lud mich Heusler mit den Kollegen der Fakultät zum Abendessen ein. Nachher sang ich mit seiner Begleitung Beethovens ‚An die entfernte Geliebte'".[31]

27 Vgl. StABs, Protokolle der Juristischen Fakultät der Universität Basel, P 4 1906-1935 (Bl. 45).

28 Eger schreibt am 6. Juni 1910 an das Erziehungsdepartment des Kantons Basel-Stadt, dass es ihm nicht gelungen sei, vor dem 1. Juli einen neuen Mieter für die Leipziger Wohnung zu finden, so dass er gezwungen sei, vom 15. Mai bis zum 1.Juli „doppelte Miete zu zahlen", und bittet um Erstattung des Betrages. Tatsächlich werden, laut handschriftlichem Vermerk auf dem Schreiben, 852,25 Franken für verschiedene Auslagen wie Miete und Umzug angewiesen, StABs, Erziehung Z 11.

29 Das Haus existiert heute nicht mehr.

30 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 3.

31 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 39.

Der Anteil der Ausländer an der Gesamtbevölkerung war in der Schweiz schon im 19. Jahrhundert hoch, und vor allen Dingen war dies in Basel spürbar. Zumeist handelte es sich um zugereiste Deutsche. So soll Kleinbasel zeitweise zu zwei Dritteln von Deutschen bewohnt gewesen sein.[32] Bereits 1891 warnte der konservative Heusler im Zusammenhang mit den Plänen für eine Bundesuniversität vor zu großem ausländischem Einfluss und sprach von einer „Wolke ausländischer Professoren, die unter sich ihr Wesen treiben und gelehrte und ungelehrte Bücher" produzierten.[33] Der Basler Historiker David Tréfás kommentiert dies mit dem Hinweis: „Bei den Ausländern handelte es sich wohl vor dem geistigen Auge Heuslers um – unter Umständen jüdische – Deutsche".[34] Dies mag zutreffend sein, denn Heusler war, will man Egers Autobiographie Glauben schenken, den Deutschen an sich grundsätzlich gewogen: Er mache aus seiner „Sympathie für Deutschland, obwohl er an dem damaligen Deutschland und seinem wissenschaftlichen Betrieb viel zu kritisieren hatte, kein Hehl", und zum Kriegseintritt Großbritanniens soll er 1914 gesagt haben: „Jetzt schlage se mer mei arm Ditschland ganz zemme".[35] Als eine „Auszeichnung" empfand Eger, „daß Heusler mit meiner Frau und mir zwei Ausflüge in den Jura, auf den Paßwang und auf den Belchen unternahm". Der Kontakt scheint, zumindest brieflich, über Jahre hinweg bestanden zu haben, denn Eger fügt an: „Ich besitze noch mehrere Briefe von Heusler aus meiner nachbasler Zeit".[36]

Eine über das Dienstliche und die Basler Zeit Egers weit hinausgehende persönliche Beziehung entwickelt sich aber vor allen Dingen zu Ernst Wölfflin, dem ledig gebliebenen Bruder des berühmten Kunsthistorikers Heinrich Wölfflin. Der Basler Arzt war Direktor der Universitätsaugenklinik und wurde für Eger zu einem Freund, der ihn auf zahlreiche Reisen durch die Schweiz und nach Italien mitnahm, ein echter „Cicerone", wie Eger bemerkt: „Schon in den Weihnachtsferien 1917/18 lud er mich nach St. Moritz ein und der Blick von Maloja ins Bergell mit dem dunkelblauen, italienischen Himmel darüber ist mir unvergeßlich, ebenso wie der Anblick der Bergamasker Alpen von der Alp Grüm aus. […] Später habe ich durch die Reisen mit Wölfflin die schönsten Teile der Schweiz und namentlich auch die Urschweiz so gut kennengelernt wie wohl wenige Deutsche. Er kannte alle diese Stätten genau […] - ein ausgezeichneter Cicerone".[37]

Eger berichtet in seiner Autobiographie mehrfach von Reisen, die ihn auch nach 1918, als er den Ruf nach Gießen angenommen hatte, in die Schweiz zu Ernst Wölfflin führten, so zum Beispiel von einem gemeinsam begangenen Jahreswechsel: „An einem Sylvesterabend waren wir bei W.'s Bruder, dem Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin, den ich bereits in St. Moritz kennen gelernt

32 Vgl. Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., hier: S. 109.
33 Edgar Bonjour zitiert nach: Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 116.
34 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 116.
35 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 39 (beide Zitate).
36 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 39.
37 Eger, Otto: Lebenserinnerungen…, S. 40.

hatte, in dessen Wohnung in Zürich. Es war ein sehr angeregter Abend […]." Oder: „Als ich einmal auf W.'s Einladung in die Schweiz fuhr, hatte er mir geschrieben, dass ich sofort nach meiner Ankunft in Basel in die Schützenmatt kommen sollte. Dort traf ich zu meiner und ihrer Überraschung die alten Kollegen bei einem Zusammensein der Universität mit Damen und lernte dabei auch den Erzherzog Eugen (das Eugenle) kennen, der nach dem Zusammenbruch Oesterreichs längere Zeit in Basel lebte".[38]

Die Kontakte in die Schweiz scheinen dauerhaft gepflegt worden zu sein, und auch lange nach seiner Basler Zeit war er noch dort zu Besuch, wie sein eigenhändiger Eintrag im Fragebogen zum Entnazifizierungsverfahren vom 26. Juli 1945 belegt. Dort gibt er unter Punkt 24 (Tätigkeit im Auslande seit 1933) an: „Eine Reise nach Basel 10.-15. III. 44; wissenschaftlicher Zweck; Einladung meines Freundes Professor Dr. E. Wölfflin in Basel; Besuch von Kollegen der Basler Universität, an der ich von 1910-1918 war; 1914 war ich dort Rektor".[39]

Weitere Kontakte, die Eger in seiner Autobiographie erwähnt, bestanden insbesondere zur Familie des blinden Theologen Eduard Riggenbach, aber wohl auch zu Eberhard Vischer. Der Theologe war ein Kommilitone von Egers Bruder Karl, der später Professor in Halle wurde. Vischer hat auch das dritte Kind der Egers, Helmut, getauft.[40] Weiterhin erwähnt Eger den Kinderarzt Emil Wieland und den Kuratelspräsidenten Speiser-Sarasin.

Am 18. November 1910, also erst zum Beginn des Wintersemesters, hält Otto Eger seine Antrittsvorlesung über „die Papyri und das gräco-ägyptische Recht".[41] Damit greift er auf seinen bisherigen Forschungsschwerpunkt, die Papyrusforschung, zurück: Erst 1909 war seine Leipziger Habilitationsschrift „Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit. Untersuchungen auf Grund der griechischen Papyri"[42] erschienen, und mit Ernst Kornemann hatte er die Edition der griechischen Papyri aus dem Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen vorbereitet, die in seinen ersten Basler Jahren im Druck erschien.[43]

Als die Egers nach Basel kommen, ist das älteste Kind, Sophie, ein knappes Jahr alt. Am 24. Juli 1911 kommt Sohn Heinz[44] zur Welt, und es wird ein Kin-

38 Eger, Lebenserinnerungen…, S. 40.

39 Fragebogen im UA Gießen, Kasten Entnazifizierungsfragebögen.

40 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 37 f.

41 Vgl. Basler Stadtbuch 1912, Basler Chronik vom 1. November 910 bis 31. Oktober 1911, http://www.basler-stadtbuch.ch/stadtbuch/chronik/detail.cfm?Id=5213 (eingesehen am 07.12.2011).

42 Leipzig, Berlin 1909, Neudruck Aalen 1966.

43 Kornemann, Ernst: Griechische Papyri im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen. Im Verein mit O[tto] Eger hrsg. u. erkl. Von Ernst Kornemann und Paul M[artin] Meyer. Bd. 1 (Urkunden No 1-126. Mit 10 Lichtdrucktafeln), Leipzig und Berlin 1910-12. Vgl. auch Eger, Otto: Aus der Gießener Papyrus-Sammlung, in: Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete, Bd. 5, 1913, He. 1 und 2, S. 132-142.

44 24.07.1911 – 18.11.1941, Heinz Eger promovierte später in Zoologie.

dermädchen eingestellt.[45] Am 18. November 1911 wird Eger zum Dekan der Juristischen Fakultät für das Studienjahr 1912 gewählt. Am 6. Januar 1912 leitet er die erste Sitzung.[46] Am 25. Oktober 1912 folgt das dritte und letzte Kind der Egers, Helmut.[47]

Wohl schon zu Beginn seiner Professorenlaufbahn wurde Eger Ersatzrichter am Baseler Appellationsgericht. Er schreibt: „Es konnten Professoren der Jurisprudenz an der Basler Universität – obwohl sie Deutsche waren und durch ihre Anstellung in Basel auch nicht Schweizer wurden (im Gegensatz zu Deutschland, wo ein Schweizer, wenn er als Professor an eine deutsche Universität kam die deutsche Staatsangehörigkeit erlangte) in das Appellationsgericht gewählt werden. In dessen Sitzungen fand die Abgabe der Voten der Richter öffentlich mit Begründung statt."[48]

An anderer Stelle erwähnt Eger: „Von meiner beruflichen Tätigkeit in Basel war ich sehr befriedigt. Zwar hatte ich nur römisches Recht zu lesen, doch war auch reges Interesse für die Papyri vorhanden, die ich in Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten und in Übungen behandelte. Außerdem hatte ich aber auch die sehr erwünschte Gelegenheit, mich mit dem schweizerischen Recht, seiner Geschichte und insbesondere mit dem am 1. Januar 1912 in Kraft getretenen schweizerischen Zivilgesetzbuch vertraut zu machen, wobei auch meine Tätigkeit als Ersatzrichter bei dem Baseler Appellationsgericht förderlich war."[49]

Viel Zeit für die Familie scheint nicht übrig geblieben zu sein, denn auch die Lehrverpflichtungen nahmen den jungen Professor in Anspruch: „Ich las Institutionen und Pandekten", schreibt er, und: „Die neue Ausarbeitung dieser Vorlesungen nahm viel Zeit in Anspruch, sodaß ich mitunter die ganze Nacht bis zum grauenden Morgen an dem Kolleg arbeitete und dann früh Kolleg zu halten hatte."[50]

Zum römischen Recht kommt später noch eine weitere Lehrverpflichtung hinzu: Die juristische Fakultät beschließt in ihrer Sitzung vom 18. Januar 1913 die Ausdehnung von Egers Lehrauftrag auf „modernes schweizerisches Privatrecht" zu beantragen, weil dieses bislang nur von einem einzigen Dozenten (nämlich Wieland) unterrichtet werde, was nicht ausreichend sei.[51] Am 21. Januar informiert Dekan Wieland den Präsidenten der Kuratel Paul Speiser Sarasin,[52] und dieser wiederum bittet mit Schreiben vom 29. Januar 1913 beim Erziehungsdepartement Basel um Entsprechung.

45 Vgl. Eger, Lebenserinnerungen ..., S. 41 f.
46 StABs, Protokolle der Juristischen Fakultät ..., P 4 1906-1935.
47 25.10.1912 – 12.07.1944, Helmut Eger schlug eine militärische Laufbahn ein.
48 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 42.
49 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 3.
50 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 42.
51 Vgl. StABs, Erziehung Z 11; Schreiben von Dekan Wieland an den Kuratelspräsidenten Sarasin vom 21.01.1913.
52 StABs, Erziehung Z 11, Schreiben vom 21.01.1913.



Abb. 2: Das alte Basler Universitätsgebäude am Rheinsprung (ca. 1860)
(Staatsarchiv Basel-Stadt, AL 45, 9-9-2)

Zu den Hintergründen erklärt er erläuternd, dass man bei Egers Berufung den Umfang der Lehrverpflichtung auf römisches Recht begrenzt habe, weil man davon ausgegangen sei, dass Heusler zurücktrete und es dann ohnehin zu einer Neuordnung der Lehrfächer komme. „Da jedoch einerseits Herr Prof. Heusler sein Lehramt erfreulicherweise bis zur Stunde beibehalten hat und unseres Wissens sein Rücktritt auch nicht unmittelbar bevorsteht, andererseits aber die Entlastung des Herrn Prof. Wieland dringend notwendig geworden ist, beantragt die Kuratel die Bewilligung des von der Fakultät gestellten Gesuchs."[53] Mit Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel Stadt vom 19. Februar 1913 wird Egers Lehrauftrag erweitert. Er hat nun „ergänzungsweise nach Vereinbarung mit den übrigen civilistischen Professoren auch Vorlesungen über modernes schweizerisches Privatrecht zu halten."[54] Ob damit auch eine Besoldungserhöhung einhergeht, ist den Dokumenten nicht schlüssig zu entnehmen. Jedenfalls sind Egers Bezüge von 5000 Franken Anfangsgehalt bis zum November 1913 auf 5400 Franken gestiegen, wie aus dem Protokollbuch der Kuratel hervorgeht, das des weiteren darüber Auskunft gibt, dass bei den

53 StABs, Erziehung Z 11, Schreiben von Seiser Sarasin an das Erziehungsdepartement vom 29.01.1913.

54 Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel Stadt vom 19. Februar 1913, StABs, Erziehung Z 11.

Budgetberatungen für das Jahr 1914 vom 18. November 1913 Eger eine Erhöhung von 5400 auf 5700 Franken zuerkannt wird.[55] Am 2. Dezember 1913 wird Otto Eger zum Rektor der Basler Universität für das Jahr 1914 gewählt.[56]

Rektorat und 1. Weltkrieg (1914-1918)

Als Eger am 1. Januar 1914 sein Amt als Rektor der Basler Universität antritt, ist er 36 Jahre alt. Die Wahl sei „so gut wie einstimmig" erfolgt, berichtet Eger, der offenbar, wie schon in Leipzig, auch bei den Basler Studenten gut angesehen war: „Daß ich in den weiteren Kreisen der Basler Studentenschaft sehr beliebt gewesen sei, behauptete Professor Emil Wieland, als ich ihn 1944 besuchte; er entsann sich ganz genau, daß bei einem Commers die Studenten mich jubelnd begrüßt hätten." Und Eger fügt an: „Ich habe keine Erinnerung daran."[57]



Abb. 3: Wohnhaus der Familie Eger ab Frühjahr 1914 in der Basler Kluserstraße 33 (das Haus mit der Markise im 1. Stock) (Foto: Peter Gruhne, 2009).

Im Frühjahr 1914 bezogen die Egers mit ihren drei Kindern ein neues Haus in der Kluserstraße 33.[58]

55 StABs, Protokolle Kuratel 1911-1915, T2/6, Blatt 345. Neben Egers Bezügen wurden die zahlreicher weiterer Kollegen, alle jeweils um 300 Franken, angehoben, darunter, Wieland, R. Stähelin, Vischer, Hecht und Landmann.

56 StABs, Protokolle Kuratel 1911-1915 T 2/6 (Bl. 359).

57 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 42.

58 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 37.

Als Basler Rektor nimmt er am traditionellen Treffen der Kollegen der Universitäten Freiburg i. Br., Basel und Straßburg in Baden-Baden teil und vertritt seine Hochschule beim Professorentreffen der schweizerischen Universitäten von Basel, Bern und Zürich in Olten.[59] Als herausragend empfindet er offensichtlich seine Anwesenheit bei der Einweihung des neuen Züricher Universitätsgebäudes im April 1914, bei der er im Namen aller schweizerischen Universitäten spricht, – ein Vorrecht, das, wie Eger schreibt, dem Vertreter Basels als der ältesten unter den eidgenössischen Universitäten zustand.[60] Der Jahresbericht der Universität Zürich erwähnt, dass „Rektor Prof. Dr. Eger von Basel als Vertreter der schweizerischen Schwesteruniversitäten“[61] unter den Festrednern war.

In dem guten halben Jahr bis zu Egers Einberufung zum Kriegsdienst bleibt neben den Lehrverpflichtungen und den Aufgaben als Rektor kaum Zeit für eigene Forschung. So ist aus diesem Jahr nur ein kleiner Beitrag für Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft bekannt.[62] Außerdem sitzt Eger an der Ausarbeitung seiner Rektoratsrede, die für den November des Jahres 1914 geplant ist. Egers Einberufung lässt es nicht dazu kommen, und so erscheint die Rede unter dem Titel „Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen“ erst 1917 als Aufsatz in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums bei Alfred Töpelmann in Gießen.[63]

Wohl gegen Mitte des Jahres 1914 erreicht Otto Eger ein Angebot der Deutschen Universität in Prag, das er aber nicht anzunehmen gedenkt und, wie in solchen Fällen nicht unüblich, für eine Gehaltsaufbesserung in Basel einsetzt: „Herr Professor Eger habe eine Berufung nach Prag erhalten, und wünsche sie abzulehnen, wenn man ihm hier entgegen kommen könne“, heißt es, die Sachlage galant umschreibend, im Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt, mit dem die Besoldung von zur Zeit 5700 auf 6000, und für das Jahr 1915

59 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 43.

60 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 43.

61 Rektoratsrede und Jahresbericht April 1914 bis Ende März 1915, Universität Zürich, Zürich (o.J.?), S. 29. Nach Auskunft des Universitätsarchivs Zürich vom 28. März 2012 ist die Rede selbst nicht im Bestand des Archivs zu finden.

62 raptus, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, München 1893 ff., hier: Zweite Reihe, 1. Halbband, Ra bis Ryton (1914), Sp. 249-251. Max Kaser schreibt, es habe „einige kleine Beiträge“ zu Pauly-Wissowa gegeben, vgl. Kaser, Max: Otto Eger (1877-1949), in Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. von Hans Georg Gundel, Peter Moraw und Volker Press (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Band), (zwei Teile) Marburg 1982, S. 188-195, hier: S. 191.

63 Eger, Otto: Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen, in Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, 18. Jg, 1917, Heft ½, S. 84-108. Eger verweist in der ersten Anmerkung auf Seite 84 auf die Entstehungsgeschichte des Aufsatzes.

auf 6500 Franken angehoben wird.[64] Mit dem identischen Datum versehen (1. August 1914) erhält Eger ein Schreiben des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, das die Vereinbarungen noch einmal festhält, und darüber hinaus belegt, dass die Besoldung zum 1. Januar 1916 noch einmal um 300 Franken auf dann 6800 steigen soll. Weiter heißt es: „Der Regierungsrat weiss wohl, dass sich unsre Besoldungen mit denjenigen der oesterreichischen Professoren nicht messen können, hofft aber gleichwohl, dass Sie unsrer Universität treu bleiben werden. – Sie haben dem Unterzeichneten hernach telephonisch mitgeteilt und erklärt, dass Sie den Ruf nach Prag ablehnen werden. – Wir danken Ihnen hiefür [sic] namens unsrer Universität und Ihrer Studenten und Hörer auf das Beste und freuen uns, dass uns in Ihnen ein so vorzüglicher Lehrer erhalten bleibt."[65] Im Verlauf von rund eineinhalb Jahren ist Egers Gehalt also um rund 20 Prozent gestiegen. Allerdings bewegte er sich mit 5700 Franken im Vergleich zu anderen Kollegen eher im unteren Gehaltsniveau und erreicht auch nach den Besoldungserhöhungen nicht Spitzenniveau.[66]

In Prag weiß man wohl noch nichts von Egers Entscheidung, denn mit Datum vom 20. August 1914 wendet sich die k.u.k. Oestereichisch-Ungarische Gesandtschaft in Bern an den Schweizerischen Bundesrat mit der Bitte um Auskünfte über Otto Eger. Das Schreiben wird an die Regierung des Kantons Basel-Stadt weitergeleitet und geht von dort zur Berichterstattung an das Erziehungsdepartement. Mit Datum vom 27. August wird auf diesem Schreiben handschriftlich notiert: „Der Reg Rat ist Herrn Prof. Dr. Eger – als bekannt wurde, dass er wegen einer Professur in Prag mit Oesterreich verhandle – durch ausserordentliche Besserstellung entgegengekommen. Herr Prof. Dr. Eger hat infolgedessen erklärt, dass er den Ruf nach Prag nicht annehmen dürfte. Inzwischen ist er zu deutschem Kriegsdienst einberufen worden, wir nehmen als selbstverständlich an, dass er seinen Entschluss, hier zu bleiben, nicht werde geändert haben."[67] Tatsächlich verlässt Eger bereits am 2. August Basel und folgt seiner Mobilmachungsorder.[68]

Als Oberleutnant der Reserve führt Eger die 4. Kompagnie des hessischen Landwehr-Infanterie-Regiments 116, mit dem er seine erste große Schlacht bei

64 Vgl. Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt vom 1. August 1914, StABs, Erziehung Z 11.

65 Schreiben des Erziehungsdepartements Basel-Stadt (Kopie) vom 1. August 1914 an Prof. Eger, Basel, StABs Erziehung Z 11 (ab 1.10.1914: 6000.-, ab 1.1.1915: 6500.-, ab 1.1.1916: 6800.-).

66 Vgl. hierzu z.B. die ordentlichen Besoldungserhöhungen, die das Kuratel in seiner Sitzung vom 4. November 1913 für das Budget 1914 beschlossen hat: StABs, Prot. Kuratel 1911-1915, T2/6, dort eine Liste der höhergruppierten Professoren.

67 Handschriftlich vom Vorsteher des Erziehungsdepartements notiert auf dem Begleitschreiben des Schweizerischen Justiz- und Polizeidepartements zum Auskunftsgesuch der k.u.k-Gesandtschaft, StABs, Erziehung Z 11. In seinen Lebenserinnerungen schreibt Eger, dass Prag den Ruf 1917 erneuert, er sich aber für den parallel erfolgten nach Gießen entschieden habe, vgl., Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 4.

68 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 44.

Vitry Le François erlebt.[69] Schon bald wird er Hauptmann und dient schließlich als Kompagnie- beziehungsweise zuletzt Bataillonsführer im L.I.R. 116.[70] Über Cernay en Dormois geht es Anfang Oktober 1914 nach Tahure in der Champagne, wo man bis zum April des Folgejahres bleibt und an der „Winterschlacht in der Champagne" teilnimmt.[71]

An der Basler Universität ist die Lage inzwischen dramatisch geworden: „Die Universität befand sich in einer schwierigen Lage, denn neben den Deutschen mussten auch viele Schweizer Dozenten in den Armeedienst", schreibt der Basler Historiker David Tréfás.[72] Deshalb habe das Erziehungsdepartement im März 1915 Eger gebeten, sobald wie möglich zurückzukommen. Das in Auszügen auch von Tréfás zitierte Schreiben lautet:

> „Es ist Ihnen gewiss bekannt geworden, dass unsre juristische Fakultät seit Beginn des Krieges sich in einer unerwünschten Lage befindet. Herr Prof. Dr. iur. Rück ist ins Feld gezogen, - wir wissen nicht, wo er ist – und Herr Prof. Dr. iur. Meister ist gefallen, so dass sie z. Zt nur noch 2 ordentliche Professoren hat statt fünf, da für Prof. Meister noch kein Ersatz gefunden worden ist. Wir befinden uns tatsächlich in einer misslichen Lage und fragen Sie daher an, ob es Ihnen denn durchaus unmöglich ist, für das Sommersemester Urlaub zu erhalten und zu lesen. [...] Wir begreifen sehr wohl, dass auch Sie an der Front notwendig sind; aber die Not unsrer jurist. Fakultät zwingt uns dazu, Sie um Ihre Hilfe anzugehen."[73]

Der Dienst für das Vaterland habe „bei einer Reihe von deutschen Professoren in Basel" einen „Rollenkonflikt" ausgelöst, konstatiert Tréfás, und möchte dies in seinem Aufsatz über deutsche Professoren in Basel anhand von zwei Beispielen dokumentieren. Er entscheidet sich für den Anglisten Hans Hecht und für Otto Eger. Der Konflikt zwischen „Dienst im Felde" oder „Dienst an der (Schweizer) Wissenschaft" lasse sich „an Hand der Korrespondenz der betroffenen Professoren mit der Universität deutlich erkennen",[74] meint Tréfás und nimmt diese dann, im Fall von Otto Eger – aus unverständlichen Gründen – nicht zur Kenntnis. Lapidar teilt er mit: „Wie Eger den Rollenkonflikt zwischen Universitätsprofessur und Offiziersrang löste, ist in diesem Fall unbekannt."[75] Doch tatsächlich antwortet Eger den Baslern schon früh: „Ich erkläre im Interesse der mir lieb gewordenen Basler Universität, daß ich einer eventuellen durch das auswärtige Amt des Deutschen Reiches zu erwirkenden Rückberufung Folge leisten würde [...]."[76]

---

69 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 46 ff.
70 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 4.
71 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 49 ff.
72 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 117.
73 StABs, Erziehung Z 11, Erziehungsdepartement an Otto Eger, 8. März 1915.
74 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 116.
75 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 117.
76 StABs, Erziehung Z 11.

Das Basler Universitätsarchiv, das auch der Basler Historiker David Tréfás konsultiert hat, bewahrt eine große Zahl an Schriftstücken, anhand derer Egers Haltung ganz eindeutig nachvollziehbar wird. Die folgenden Ausführungen sollen dies in chronologischer Abfolge belegen.

Das oben zitierte Schreiben des Erziehungsdepartements, in dem Eger um Rückkehr gebeten wird, ist auf den 8. März 1915 datiert. Wahrscheinlich aber ist, dass es sich nicht um den ersten Vorstoß der Basler handelt, denn Eger reagiert schon vor diesem Datum mit dem oben zitierten Satz eindeutig auf eine frühere, möglicherweise informelle, Anfrage.[77] Im Folgenden der vollständige Text von Egers Antwortschreiben:

> „Hoch geehrter Herr Präsident,
> in vorderster Runde unter dem Getöse der eigenen und der feindlichen Geschütze erhalte ich Ihr Schreiben vom 22. Februar. Ich erkläre im Interesse der mir lieb gewordenen Basler Universität, daß ich einer eventuellen durch das auswärtige Amt des Deutschen Reiches zu erwirkenden Rückberufung Folge leisten würde, wobei ich wohl den Vorbehalt meines Wiedereintritts in das Heer nach Beendigung des Sommersemesters machen darf, falls der Krieg so lange dauern sollte. Verzeihen Sie, bitte, angesichts der Lage Papier u. Tintenstift und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.
> Ihr ergebenster Eger
> Hauptmann im Landwehrinfanterieregiment 116.“[78]

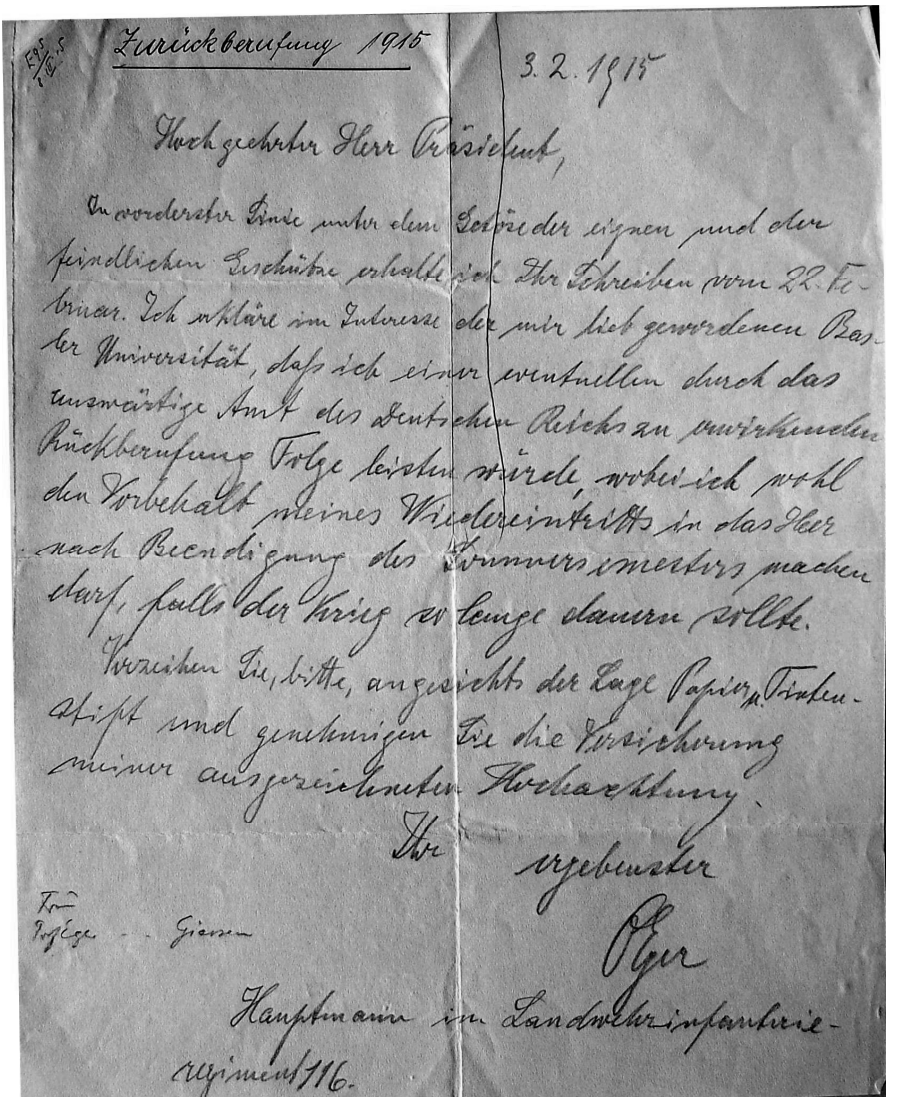
Eger datiert diesen Brief auf den „3.2.1915“ und reagiert damit auf Post vom „22. Februar“. Es darf wohl davon ausgegangen werden, dass sich der Schreiber bei der Ziffer vertan hat und den 3.3.1915 meint. Dazu würde der Eingangsvermerk der Universität „8.III.15“ passen. Wahrscheinlich hat Otto Eger zeitgleich auch mit seiner sich während des Krieges in Gießen aufhaltenden Frau Kontakt aufgenommen und sie gebeten, die Sache weiter zu betreiben, denn Gretel Eger gibt am 7. März 1915 ein Telegramm folgenden Inhalts an den Kuratelspräsidenten Speiser-Sarasin auf: „professor eger bittet das gesuch zu beschleunigen, da rueckkehr moeglichst sofort stattfinden muesste = frau eger“.[79] Damit hätte Eger selbst das Basler Schreiben vom 8. März angeregt, mit dem möglicherweise die offizielle Anfrage vorliegt. Darüber hinaus hat Egers Frau noch auf anderen Wegen versucht, die Rückberufung zu unterstützen: Es ist Andreas Heusler, der am 9. März 1915 an den Kuratelspräsidenten Speiser-Sarasin schreibt:

77 In seinen Erinnerungen gibt Eger einen möglichen Hinweis: „Bald nach Kriegsbeginn erhielt ich im Schützengraben einen von den Mitgliedern der Regenz unterzeichneten, an mich ins Feld gerichteten Kartengruß“, vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 43.

78 StABs, Erziehung Z 11.

79 StABs, Erziehung Z 11, Telegramm, aufgegeben in Gießen am 7. März an „narasin spitalstrasse basel“.

„Lieber Paul! Ich erhalte soeben eine Carte von Frau Prof. Eger aus Gießen folgenden Inhalts: Sehr geehrter Herr Professor, Ich wäre Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie mich benachrichtigen würden, ob die Zusage meines Mannes wegen der Zurückberufung zum Sommersemester richtig beim Curatelspräsidenten angekommen ist.



Zurückberufung 1915

3.2.1915

Hochgeehrter Herr Präsident,

In vorderster Linie unter dem Getöse der eignen und der feindlichen Geschütze erhalte ich Ihr Schreiben vom 22. Februar. Ich erkläre im Interesse der mir lieb gewordenen Basler Universität, daß ich einer eventuellen durch das auswärtige Amt des Deutschen Reichs zu erwirkenden Rückberufung Folge leisten würde, wobei ich wohl den Vorbehalt meines Wiedereintritts in das Heer nach Beendigung des Sommersemesters machen darf, falls der Krieg so lange dauern sollte.

Verzeihen Sie, bitte, angesichts der Lage Papier u. Tintenstift und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Ihr ergebenster

Eger

Hauptmann im Landwehrinfanterieregiment 116.

Abb. 4: Brief von Otto Eger mit Datum vom 3.2.1915, (Staatsarchiv Basel-Stadt, Erziehung, Z 11)

Sie sind gewiß über die Sache orientiert und wären wohl auch so freundlich mir gleich mitzuteilen, wenn die Antwort vom Deutschen Reichsamt da ist, welchen Erfolg das Gesuch der Basler Regierung hatte ..... Frau G. Eger-Zoeppritz".

Heusler teilt dem Kollegen mit, dass er leider nichts über die Angelegenheit wisse, aber doch nachfragen wolle, ob die Zusage von Eger bei ihm eingetroffen sei.[80]

Der zweite im Basler Archiv erhaltene von Eger aus dem Feld geschriebene Brief ist gewiss die Antwort auf das offizielle Papier vom 8. März 1915, denn Eger bestätigt darin den Erhalt eines Schreibens vom „8. l. M." (laufenden Monats). Dann allerdings hätte sich Eger beim Datum seines Antwortschreibens ein weiteres Mal bei der Monatsangabe vertan, denn sein Brief trägt das Datum vom 15.2.1915. In der chronologischen Abfolge ergäbe dies aber Sinn, und überdies erhält dieser Brief unter anderen den Eingangsvermerk „22.III.15". Eger schreibt:

„Hochgeehrter Herr Präsident,
gestern erhielt ich das Schreiben des Erziehungsdepartements vom 8. l. M. und habe dieses sofort meinem Oberst vorgelegt. Es wird alsbald an die höheren zur Erteilung des Urlaubs zuständigen Instanzen geleitet werden, deren Entscheidung vielleicht in 14 Tagen zu erwarten ist. Ob sie in gewährendem Sinn ausfallen wird, lässt sich nach Ansicht des Herrn Oberst noch nicht sagen. [...]"[81]

Schon bald jedoch erfolgt die Absage des Gesuchs durch die deutschen Behörden. Egers Frau informiert die Universität mit einer Postkarte aus Gießen vom 25. April 1915:

„Sehr geehrter Herr Dr.
Im Auftrag meines Mannes teile ich Ihnen mit, dass dem Urlaubsgesuch, das er auf Grund des Schreibens des Erziehungsdepartements Basel-Stadt seiner Militärbehörde eingereicht hat, aus dienstlichen Gründen nicht entsprochen wurde.
Hochachtungsvoll Frau Professor Eger".[82]

Auch wenn die korrekte Datierung der Post nicht zweifelsfrei geklärt werden kann – besonders im Hinblick auf die Briefe Egers aus dem Feld, die unter besonderen Umständen geschrieben wurden –, wird doch überdeutlich, dass Eger zur vorzeitigen Rückkehr nach Basel bereit war und diese aktiv und auf verschiedenen Wegen unterstützte. Keinesfalls aber hatte er sich schon zu diesem Zeitpunkt „innerlich für Deutschland entschieden", wie David Tréfás aus seiner selektiven Lektüre der Dokumente schließt.[83]

80 Andreas Heusler an Paul (Sarasin) am 9. März 1915, StaBs Erziehung, Z 11.
81 StABs, Erziehung Z 11.
82 StABs, Erziehung, Z 11.
83 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 117.

Nach der Ablehnung des Gesuchs bleibt Eger zunächst in Frankreich und wird im Priesterwald oberhalb von Pont a Mouson sowie in den Argonnen eingesetzt.[84] Offenbar wegen eines geschwächten Herzens wird er alsbald zurück in die Heimat, zur Kur nach Bad Nauheim, geschickt und schließlich einem Ersatzregiment in Bad Vilbel zugeteilt, wo es auch zu einem Wiedersehen mit seiner Frau kommt.[85]

Die Basler zeigen sich zunächst großzügig und lassen die Besoldung weiterlaufen. Allerdings erhält Eger im Mai 1915 die Mitteilung, dass seine Bezüge vom 1. April 1915 an gekürzt werden. Erhalten hat sich im Universitätsarchiv die Vorlage des Schreibens:

> „Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen, dass Ihnen der Reg. Rat., der laut Senatsbeschluss vom 17. Dezember 1914 gegenüber den im ausländischen Kriegsdienst stehenden Staatsbediensteten auf den 1. April 1915 zur Einstellung der Gehaltszahlung ermächtigt ist, durch Beschluss vom 8. folgende Gehaltsbezüge bewilligt hat:
> 1.) von April - September 50% von fr. 6500.- = fr. 3250.-/2 = fr. 1625.-
> 2.) von Oktober – Dezember 25% von fr. 6500.- = fr. 1625/4 = fr. 406.-
> zusammen: fr. 2031.-
> Sollten Sie über das laufende Jahr hinaus im Kriegsdienst abwesend sein müssen, so wird Ihnen, so leid es uns tut, kein Gehalt mehr ausgezahlt werden können.“[86]

Es gab also auch ganz eindeutige wirtschaftliche Gründe, die einen aus dem Ausland stammenden Universitätsprofessor zur Rückkehr an seine Schweizer Universität hätten bewegen können. Darüber hinaus hatten die Behörden auch Rücksicht auf die Stimmung im eigenen Land zu nehmen, denn es wurde zunehmend schwerer vermittelbar, dass im ausländischen Kriegsdienst stehende Professoren weiterhin mit Schweizer Steuermitteln finanziert werden. Dies lässt auch das soeben zitierten Schreiben im weiteren Fortgang deutlich werden, denn Eger wird angeboten, die Gehaltszahlung direkt zur Begleichung des Mietzinses für seine Wohnung in der Kluserstraße zu verwenden, damit das Geld nicht „außer Landes“ gehe:

> „Da uns nun bekannt ist, dass Sie für Ihre hiesige Wohnung einen Mietzins von fr. 3000.- p.a. [...] zu entrichten haben, möchten wir uns hiermit die höfliche Anfrage gestatten, ob wir nicht jeweilen [sic] Ihren [sic] Quartalsgehalt zur direkten Begleichung der Miete verwenden könnten, selbstverständlich gegen Quitttungsausstellung zu Ihren Händen. Den Restbetrag werden wir Ihrem Konto auf der Basler Kantonalbank gutschreiben lassen. Sollten Sie mit unserem Vorschlag einverstanden sein, so würden Sie uns dadurch die Möglichkeit geben, gegenüber einer all-

84 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 4.
85 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 55.
86 StABs, Erziehung Z 11, Schreiben (handschriftliche Vorlage) vom 11. Mai 1915 an Otto Eger, Hauptmann im Landwehrinfanterieregiment 116.

fälligen Kritisierung der fraglichen Gehaltszahlung darauf hinzuweisen, dass das Geld nicht ausser Landes gegangen, sondern dem hiesigen Vermieter zu Gute gekommen sei."[87]

Eger geht auf den Vorschlag ein, antwortet dem Erziehungsdepartement am 18. Mai 1915 entsprechend und kommt noch einmal auf die Wiederaufnahme seiner Lehrverpflichtung zurück: „Wie Ihnen Herr Kuratelpräsident Dr. Sarasin mitteilte, ist mir der zur Abhaltung von Vorlesungen in diesem Semester nachgesuchte Urlaub aus dienstlichen Gründen nicht bewilligt worden. Ich hoffe aber, daß ich im Wintersemester in der Lage bin zu lesen und die dann eventuell noch notwendige Genehmigung militärischer Behörden erfolgen wird."[88]

Doch auch dazu kommt es nicht, denn schon bald wird Eger nach Galizien zum Reserve-Infanterie-Regiment 221 versetzt.[89] Dort erkrankt er 1916 an Paratyphus und kommt schließlich nach Nürnberg in ein Lazarett mit Quarantänestation. Bei der Beerdigung seines älteren Bruders Theodor, der ihn nach dem frühen Tod der Eltern aufgenommen hatte, sieht er in Offenbach seine Frau wieder.[90] Nach einem weiteren Krankenhausaufenthalt in Gießen wird er nach Darmstadt zu einem Ersatzbataillon versetzt. Dort stellt er seinen 1917 publizierten Aufsatz „ Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen"[91] fertig, der eigentlich als Rektoratsrede geplant war.

Baseler Interimszeit und der Ruf nach Gießen

Nachdem die Krankheit auskuriert war, ist Eger nicht mehr kriegsverwendungsfähig, zumal 1917 zum ersten Mal sein Gallenleiden hervortritt,[92] das ihn bis zu seinem relativ frühen Tod 1949 zu schaffen macht. So wird er jeweils in Folge für ein Vierteljahr beurlaubt und kann seine Lehrtätigkeit in Basel wieder aufnehmen. Das Haus in der Kluserstraße hatten die Egers aufgeben müssen, nachdem die Basler Universität die Gehaltszahlungen, die für den Mietzins verwendet wurden, eingestellt hatte. Die Möbel waren untergestellt worden, bis die Familie in der St. Jakobs-Straße ein neues Domizil fand.[93]

„Eger hatte der Universität Basel nur während weniger Jahre die Treue gehalten, einen Ruf nach Prag zu Gunsten eines höheren Gehaltes ausgeschlagen und dies während des Krieges, in welchem er teilweise beurlaubt war", resümiert David Tréfás, und ergänzt: „Die Universität versuchte, ähnliche Erfahrungen zu

87 StABs, Erziehung Z 11, Schreiben (handschriftliche Vorlage) vom 11. Mai 1915 an Otto Eger, Hauptmann im Landwehrinfanterieregiment 116.
88 Otto Eger am 18. Mai 1915 an das Regierungsdepartement des Kantons Basel-Stadt, StABs, Erziehung Z 11.
89 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 55 ff.
90 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 58.
91 Eger, Otto: Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, Jg. 18, 1917, S. 84-108, Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 58.
92 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 59.
93 Vgl. Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 58 f.

vermeiden, indem sie als Nachfolger den gebürtigen Basler August Simonius wählte, der 38 Jahre lang im Amt blieb."[94] Auf Simonius bezieht sich wohl auch Otto Eger, wenn er in seinen Memoiren seinen Weggang aus Basel rechtfertigend schreibt: „[...] aber immerhin – es saß mein prädestinierter Nachfolger, ein junger Basler, der sich als Romanist habilitiert hatte, bereits wartend hinter mir."[95]

Das Bild, das David Tréfás vom deutschen Professor zeichnet, der sich „eine bedeutende Gehaltserhöhung" verschafft, von der Basler Universität alimentiert wird, obwohl er ihr nicht mehr zur Verfügung steht und sich innerlich schon von ihr verabschiedet hat, kann nicht aufrecht erhalten werden. Tréfás selbst gibt mit seinen Ausführungen zu dem Anglisten Hans Hecht, der zweite deutsche Professor, den er beispielhaft auswählt, Hinweise darauf, wie sich ein deutscher Patriot auch verhalten kann: Ganz im Gegensatz zu Otto Eger schlägt dieser andere Töne an und schreibt, jedenfalls laut Tréfás, im Oktober 1914 aus dem Feld an die Basler Universität: „Es gibt nur eines: die vollständige Vernichtung unserer Gegner. Ein stärkerer Wille hat niemals ein Volk vorwärts getrieben, gewaltigere Kräfte sind niemals in Bewegung gesetzt worden."[96]

Man mag Hecht zugute halten, dass seine Position gerade zu Kriegsbeginn eine durchaus gängige war. Aber Hecht lässt nicht nach: Auch 1915 noch ist er entschlossen, im Dienste seines Vaterlandes „so lange stehen zu bleiben, als Leib und Seele zusammenhalten, oder bis ein ruhmvoller Frieden den Sieg unserer Waffen und die unantastbare Reinheit unserer Absichten gekrönt hat."[97] Und noch 1917 schreibt er mit zeittypischem Pathos: „Das Deutsche Reich kämpft seinen entscheidenden Kampf. [...] Wer, dessen Arm die Waffe noch tragen kann, dessen Auge noch klar, dessen Herz noch unverfälscht ist, darf da im Dienste versagen?"[98]

Von Otto Eger sind Briefe dieser Art aus dem Feld nicht bekannt. Die Tonalität seiner Post ist, wie zitiert, eine ganz andere. Gleichwohl fällt David Tréfás' Urteil über Hans Hecht erstaunlicherweise deutlich wohlwollender aus: „Im Gegensatz zu seinem Kollegen Otto Eger hatte Hans Hecht Basel nicht als Sprungbrett genutzt, sondern kam der Universität insofern entgegen, dass er den Ruf nach Göttingen erst im Jahr 1922, also 14 Jahre nach seiner Ankunft, annahm.[99]

94 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 118.

95 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 60. Simonius, August: 7.8.1885 Basel, 24.12.1957 Basel, vgl. auch Theodor Bühler, in: Historisches Lexikon der Schweiz, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D15843.php.

96 Hans Hecht an die Kuratel am 10. Oktober 1914, StABs, Erziehung CC 18a, zitiert nach David Tréfás, Deutsche Professoren ..., S. 118 f.

97 Hans Hecht an die Kuratel am 5. März 1915, StABs, Erziehung CC 18a, zitiert nach David Tréfás, Deutsche Professoren ..., S. 119.

98 Hans Hecht an Regierungsrat am 22. Februar 1917, StABs, Erziehung CC 18a, zitiert nach David Tréfás, Deutsche Professoren ..., S. 120.

99 Tréfás, David, Deutsche Professoren ..., S. 121.

Der weitere Gang der Ereignisse ist ebenfalls den im Basler Universitätsarchiv vorhandenen Archivalien zu entnehmen, die auch Anhaltspunkte dafür liefern, ob Eger Basel tatsächlich als „Sprungbrett" betrachtete.[100]

Als die Großherzoglich-hessische Landesuniversität Gießen Eger ein Angebot unterbreitet, ist sich dieser noch gar nicht sicher, ob er tatsächlich nach Deutschland zurückkehren soll. Mit einem Schreiben vom 21. August 1917 informiert er zunächst den Präsidenten der Kuratel vom Ruf nach Gießen:

> „Hierdurch beehre ich mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ich von dem Großherzoglich hessischen Ministerium die Anfrage erhalten habe, ob ich bereit sei, eine Professur an der Universität Gießen auf den 1. Oktober l.J. zu übernehmen. Ich habe geantwortet, daß ich auf keinen Fall meine hiesige Professur vor dem 1. April 1918 verlassen könnte. Im übrigen habe ich mir zunächst eine Überlegungsfrist ausgehalten."[101]

Der weitere Gang der Dinge macht deutlich, dass sich Eger seinen Abschied von Basel – ganz entgegen der Darstellung von David Tréfás – nicht leicht gemacht hat. Zunächst bittet er den Kuratelspräsidenten im oben zitierten Schreiben um Verschwiegenheit, da er hinsichtlich seiner Entscheidung „noch völlig im Zweifel" sei.

Die Universität reagiert unmittelbar und versucht, ihn mit einer Aufstockung seiner Bezüge auf dann wenigstens 7.700 Franken zu halten,[102] doch Eger entscheidet sich nach einer Bedenkzeit und einer Reise in die Heimat für Gießen. Dass ein zweiter Ruf 1917 nach Prag nicht in Frage gekommen sei, sei für ihn klar gewesen, schreibt er in seiner Autobiographie, aber die Entscheidung zwischen Gießen und Basel sei ihm schwer gefallen: „Wir waren ja wirklich gern in Basel, beruflich war ich sehr zufrieden und die Basler Regierung versuchte mich zu halten. [...] Ausschlaggebend ist aber für meine Entscheidung für Gießen im letzten Grund der Zug zur Heimat gewesen."[103]

---

100 Auch hier muss angemerkt werden, dass es in David Tréfás' Aufsatz keinen Hinweis darauf gibt, ob er die Schreiben Egers an die Universität zur Kenntnis genommen hat.

101 StABs, Erziehung Z 11, Otto Eger an den Präsidenten der Kuratel der Universität am 21. August 1917.

102 Brief des Erziehungs-Departements Basel-Stadt an Otto Eger vom 24. August 1917, StABs, Erziehung Z 11.

103 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 60. Eger gibt in seiner Autobiograhie auch Hinweise auf die grundsätzliche Problematik rund um die deutschen Professoren an der Basler Universität. Im Textzitat ausgelassenen Teil schreibt Eger: „Aber es schreckte mich das Beispiel eines damals bereits verstorbenen, auch aus Deutschland gekommenen Kollegen, der in Basel ‚sitzen geblieben' war und einem tüchtigen Basler Strafrechtler den Lehrstuhl jahrelang versperrte. Nun war die Situation für mich nicht ganz die gleiche, da ich doch noch mit weiteren Berufungen nach Deutschland rechnen konnte – aber immerhin: es saß mein prädestinierter Nachfolger, ein junger Basler, der sich als Romanist habilitiert hatte, bereits wartend hinter mir.". Und an anderer Stelle erzählt Eger eine Anekdote aus dem alten Basler Universitätsgebäude am Rheinsprung: „Über die schmale winklige Holztreppe der Universität machten einmal Kollegen, die aus Deutschland stammten (‚Ditsche', weniger freundlich ‚Keiwe Schwobe' genannt), eine Bemerkung.

Am 22. September 1917 teilt Eger seine Entscheidung dem Präsidenten schriftlich mit, nachdem er, wie er schreibt, erfahren habe, dass eine mündliche Unterredung aufgrund längerer Abwesenheit des Präsidenten nicht möglich sei. Er fügt erklärend hinzu:

> „Dabei darf ich bemerken, daß Gießen meine Heimatuniversität ist, an der ich den größten Teil meiner Studienjahre verbracht habe und an der ich zuerst als Assistent gewirkt habe, daß mich zudem zahlreiche Familien- und Freundschaftsbande nach Gießen verbinden."

Die Familienbande betreffen in erster Linie seine Frau Gretel, die in Gießen vor allen Dingen ihre Mutter, Witwe des Gießener, später Königsberger Geographen Carl Zoeppritz zurückgelassen hatte. Eger führt in seinem Schreiben weiter aus:

> „Gleichwohl ist mir der Entschluß von Basel, dem ich stets die wärmsten Sympathien bewahren werde, und der schönen und freien Tätigkeit an seiner Universität zu scheiden, sehr schwer gefallen, und nur die Ueberzeugung, daß ich vielleicht meiner engeren Heimat nach Lage der Verhältnisse in schwieriger Zeit besonders nützliche Dienste leisten kann, hat mich zu ihm genötigt."[104]

Ebenfalls noch am 22. September informiert das Erziehungs-Departement die Universitätskuratel über Egers Entscheidung und bittet Vorsorge für eine Neubesetzung der Stelle zu treffen. Eger habe mitgeteilt, heißt es dort, er habe den Ruf nach Gießen „aus patriotischen Gründen" angenommen.[105]

David Tréfás nimmt diese Interpretation der Behörden auf und schreibt in chronologischer Anknüpfung an Egers vermeintlichen „Rollenkonflikt" von 1914:

„Dass er sich aber inhaltlich für Deutschland entschieden hatte, zeigt, dass er im September 1917 einen Ruf an seine Heimatuniversität Giessen annahm, aus ‚patriotischen Gründen', wie es in den Akten der Universität Basel heißt", und weiter - den Passus „patriotische Gründe" völlig missverstehend: „In Giessen musste er denn auch keine Rücksicht auf seinen Status als Universitätsprofessor nehmen, um politisch aktiv zu werden." Damit unterstellt Tréfás, dass Eger in Basel als Universitätsprofessor nicht so konnte wie er wollte, und seine politischen Ambitionen unterdrückte bis er nach Gießen kam. Anhaltspunkte für eine solche Vermutung liefert Tréfás indes nicht. Die Basler Quellenlage lässt sie auch nicht zu. Der Basler Historiker schreibt weiter:

Dies hörte Burckhardt-Schatzmann und sagte zu Ihnen: „Spotten Sie doch nicht über diese Treppe, es ist ja die Leiter, auf der Sie zu Lehrstühlen in Deutschland aufsteigen wollen.", in: Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 36 (Carl Christoph Burckhardt-Schatzmann, 1862-1915: Schweizer Nationalrat, Jurist, ehem. Rektor der Basler Universität).

104 StABs, Erziehung Z 11.

105 StABs, Erziehung Z 11, Schreiben des Erziehungs-Departements Basel-Stadt an die Universitätskuratel vom 22. September 1917.

„1919 gründete er ein studentisches Freikorps, schützte dessen Mordtaten, beteiligte sich an rechtsnationalistischen Heldenverehrungen und nahm Doktorarbeiten mit nationalsozialistischem Inhalt an. Im Oktober 1940 trat er der NSDAP bei. Nach dem Ende des NS-Regimes wurde er entlassen."[106]

Diese offensichtlich im blinden Vertrauen auf eine – eigentlich zu kritischer Distanz Anlass gebende – Sekundärliteratur entstandene ebenso pauschalisierende wie im Großen und Ganzen unzutreffende Darstellung muss zurückgewiesen werden: Das Bild, das Tréfás von Eger zeichnet, entspricht eindeutig nicht dem Tenor, der den Basler Quellen zu entnehmen ist.

Sie belegen nicht, dass Eger damals ein „rechtsnationalistisch" (n.b.: nicht: rechtsnational!) gesinnter deutsche Professor war, der nur darauf gewartet habe, den Baslern den Rücken zu kehren, um endlich in Deutschland agitatorisch tätig werden zu können. Sie zeichnen eher das Bild eines besonnenen Mannes, der bereit war, sich – trotz des Einsatzes für sein Vaterland im Krieg – der Basler Universität zur Verfügung zu stellen, das vielleicht auch – nach der Reduzierung beziehungsweise der Einstellung der Gehaltszahlungen – aus ökonomischen Gründen. Erst nach reiflicher Überlegung und aus ganz persönlichen Erwägungen heraus hat er den Entschluss gefasst, an seine Heimatuniversität zurückzukehren. Dass er dort die „Mordtaten" seines Freikorps gedeckt haben soll, ist nicht korrekt. [107] Die Literatur, auf die sich Tréfás unkritisch stützt, ist unzuverlässig und wird von ihm überdies allzu summarisch und in Teilen auch inhaltlich falsch wiedergegeben beziehungsweise interpretiert.

Dass Eger nach dem Ende des NS-Regimes entlassen wurde, ist falsch. Welcher Quelle Tréfás diese Information entnimmt, teilt er nicht mit. Zutreffend ist hingegen, dass Eger nach dem Krieg von der Landesregierung zum Sonderbeauftragten ernannt wurde, der die Landesuniversität in eine Hochschule überführen sollte.[108]

Otto Eger galt in Gießen über viele Jahrzehnte hinweg und über seinen Tod 1949 hinaus als „Studentenvater", eine Eigenschaft, die ihn offensichtlich schon in jungen Jahren auszeichnete, wie Karl Bindings eingangs zitierter Bericht aus Leipzig erkennen lässt.[109] Und auch in Basel scheint es sich nicht anders verhal-

106 Tréfás, David: Deutsche Professoren ..., S. 117.

107 Dies gilt vor allen Dingen für Bruno W. Reimann, auf den sich Tréfás in seiner Fußnote beruft: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindung an der Universität Gießen 1918 – 1937. Analyse, Frankfurt am Main 2007. Siehe zur Kritik an Reimann: Gruhne, Peter: Otto Eger: „herzensguter Mensch", Mitläufer oder „Nazi"? Zur Kontroverse um den Gießener Juristen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 93, 2008, S. 267-328. Diese jüngste Publikation zum Thema wird übrigens von Tréfás nicht zur Kenntnis genommen.

108 Vgl. hierzu und zur Rolle Egers an der Gießener Universität während des NS-Regimes u.a. auch Gruhne, Peter: Otto Eger ..., S. 314-317.

109 Karl Binding: „Eger ist sehr tüchtig, war längere Zeit in der Praxis und hat nach Allem, was man hört, guten Lehrerfolg. In einem Exegeticum, was für Niemanden obligatorisch ist, hatte er gegen 90 Zuhörer." Vgl.: Bericht von Dekan Carl Wieland an den Präsidenten

ten zu haben: Als Otto Eger zum 1. April 1918 seine Professur in Gießen antritt, dankt ihm das Basler Erziehungs-Departement anlässlich seines Weggangs mit einem Schreiben. Darin heißt es:

> „Die juristische Fakultät verliert in Ihnen eines seiner trefflichsten Mitglieder, die Universität einen ihrer besten Lehrer. Es ist uns bekannt, dass Ihr Wegzug von den Studenten allgemein bedauert wird; haben Sie es doch auf hervorragende Weise verstanden, den Anfängern eine ausgezeichnete Grundlage für ihr Studium zu vermitteln und bei Vorgerückteren das Interesse für das römische Recht zu wecken und zu vertiefen. Wir bitten Sie, der Basler Universität ein günstiges Andenken bewahren zu wollen."[110]

Auch wenn bei solchen Verabschiedungen generell eher die positiven Aspekte hervorgehoben werden, so ist doch die Bezugnahme auf die Studentenschaft auffällig. Das Interesse und Engagement für die Studierenden, das Eger wohl schon in Leipzig ausgezeichnet hat, und auch in Basel zu seiner Beliebtheit führte, hat Otto Eger in Gießen mit der Gründung der „Studentenhilfe" fortgesetzt.[111]

Otto Eger bedankt sich noch einmal herzlich für das Dankesschreiben der Basler Universität:

> „Ihre anerkennenden Worte haben mich hoch erfreut. Daß Ihr Wunsch, daß ich Basel und seine Universität in guter Erinnerung behalten möge, in Erfüllung geht, dessen können Sie gewiß sein. Ich werde stets mit Freude und Dankbarkeit an meine Basler Zeit zurückdenken und bin mir bewußt, wie wertvoll für mich in meiner beruflichen Tätigkeit der dort gewonnene Einblick in andere staatliche und rechtliche Verhältnisse stets bleiben wird."[112]

Den Brief hat Otto Eger am 25. April 1918 in Gießen verfasst. Seit Monatsbeginn ist er dort offiziell Professor an der Juristenfakultät.

Anmerkungen zu Otto Egers Basler Publikationen

Neben einigen Rezensionen und einer Papyrus-Edition entstehen in Basel drei Aufsätze, zwei davon unter erschwerten Umständen während der Kriegsjahre.

Der erste, „Kausale Tradition und Kondiktion im neuen schweizerischen Recht", ist u.a. das Ergebnis seiner Arbeit als Ersatzrichter am Basler Appellationsgericht. Er wird 1913 publiziert. Eger setzt sich hierin mit dem neuen

---

der Kuratel, Regierungsrat Burckhardt-Finsler, vom 7. Februar 1910, StABs, Erziehung Z 11.

110 StABs, Erziehung Z 11.

111 Auch in seinem Haus in der Gießener Wilhelmstraße fanden Studenten Aufnahme. Eger erwähnt dies in seinen Lebenserinnerungen: „Wir hatten stets einen Studenten als Gast bei uns wohnen, darunter einen Tscherkessen Arzin.", vgl.: Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 61.

112 Brief vom 25. April 1918, StABs, Erziehung Z 11.

Schweizer Zivilgesetzbuch (ZGB) anhand eines konkreten Falles aus dem Jahr 1912 auseinander. Er selbst schreibt: „Ich habe nur einen kleinen Aufsatz über eine Frage des damals neuen schweizerischen Rechts in der von Heusler redigierten Zeitschrift [für Schweizerisches Recht] veröffentlicht."



Abb. 5: Die Eger-Familie, wohl kurz nach dem Umzug nach Gießen, zirka 1919, v.l.n.r: Helmut Eger, Gretel Eger, Sophie Eger, Otto Eger, Heinz Eger (Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen).

Und ohne weiter auf den Inhalt einzugehen, ergänzt Eger: „Die von mir vertretene Lösung wurde nach meinem Weggang von Basel zunächst lebhaft bekämpft u.a. durch von Tuhr, sodaß die Gegenmeinung den Sieg davon zu tragen schien. Wie ich aber bei meinem kurzen Aufenthalt in Basel 1944 feststellte, hat sich in neuester Zeit die von mir verfochtene Auffassung durchgesetzt und zwar auch beim Bundesgericht." [113]

113 Eger, Otto: Lebenserinnerungen ..., S. 42. Tatsächlich hat das Bundesgericht ein „Urteil der I. Zivilabteilung vom 5. April 1938 i.S. Schwegler und Konsorten gegen Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees", BGE 64 II, S. 121-132, veröffentlicht, in dem auf Egers Aufsatz verwiesen wird. Zum Thema: „Ungerechtfertigte Bereicherung, Art. 63 OR. Der Irrtum, aus dem eine Nichtschuld bezahlt wird, braucht nicht entschuldbar zu sein, auch der unentschuldbare Irrtum genügt zur Rückforderung. Aenderung der Rechtsprechung." (S. 121). Und unter Punkt 5 heißt es: „Es fragt sich somit einzig noch, ob nicht die Art des Irrtums eine Rückforderung der irrtümlichen Leistung verbiete." (S. 127). Unter d) wird u.a. unter Bezugnahme auf Egers Aufsatz erläutert: „In der Lite-

In den beiden anderen Schriften folgt Eger wieder seinen rechtshistorischen Interessen: „Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen“ sollte eigentlich seine Rektoratsrede werden, aber in Folge des Kriegsausbruchs erscheint die Abhandlung erst drei Jahre später 1917 als Aufsatz, geschrieben und fertig gestellt während des Krieges beziehungsweise während eines Genesungsaufenthaltes in der Heimat. Eger merkt hierzu auf der ersten Seite an:

„Es sei die Bemerkung gestattet, daß es sich hier nur um einen Ausschnitt handelt aus einer für November 1914 in Basel geplant gewesenen Rektoratsrede, deren Ausarbeitung die Mobilmachung verhinderte. Eine zeitweilige Dienstleistung hinter der Front infolge einer Erkrankung wurde benutzt, um einen Teil des Themas zu behandeln. Doch war es auch bei dieser Einschränkung nicht möglich, wie beabsichtigt, das ganze Papyrusmaterial und die Inschriften durchzuarbeiten; vielmehr konnten in der Hauptsache nur die in der Chrestomathie von Mitteis und Wilcken zusammengestellten Papyri verarbeitet werden. Auch von einer Prüfung der Verwendung der aus den Papyri der ptolemäischen Zeit bekannten Rechtswörter bei den LXX, die als Vorarbeit gedacht war, mußte abgesehen werden.“[114]

Aus dem Basler Rektoratsprogramm für 1918 stammt die Arbeit „Rechtsgeschichtliches zum neuen Testament“, die 1919, als Eger bereits in Gießen lehrte, gedruckt wird. Der Aufsatz wird von Ulrich Stutz in der kanonistischen Abteilung der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 1919 lobend rezensiert: Diese Schrift verdiene, schreibt Stutz, „nicht bloß wegen ihres Gegenstandes, sondern auch um ihrer echt akademischen Abgeklärtheit willen besondere Beachtung“. Neben dem „reichen und anregenden Inhalt“ überzeugt den Rezensenten vor allen Dingen, dass Eger es nicht unterlasse, „diejenige vorsichtige Zurückhaltung walten zu lassen, die den methodisch beherrschten Fachmann auszeichnet.“[115]

Eine „vorsichtige Zurückhaltung“ scheint überhaupt zu Egers Charakteristika zu gehören, sei es in seinen späteren Dissertationsgutachten oder auch schon in

---

ratur wird das Erfordernis der Entschuldbarkeit des Irrtums fast ausnahmslos abgelehnt“, (S. 128).

Selbst in jüngerer Zeit gibt es noch eine Rezeption von Egers Schrift: Pio Caroni erwähnt Eger in seiner Arbeit über „Anton Menger ed il Codice Civile Svizzero del 1907“ (in: Quaderni fiorentini per la storia del pensiero giuridico moderno, 3-4 (1974-75), Bd. 1 „Il ‚Socialismo giuridico'. Ipotesi e letture“, hier S. 295, Anm. 23. Im Literaturverzeichnis wird Eger mit seinem Aufsatz auch hier geführt: Stadler, Astrid: Gestaltungsfreiheit und Verkehrsschutz durch Abstraktion. Eine rechtsvergleichende Studie zur abstrakten und kausalen Gestaltung rechtsgeschäftlicher Zuwendungen anhand des deutschen, schweizerischen, österreichischen, französischen und US-amerikanischen Rechts, Tübingen 1996.

114 Eger, Otto: Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, 18. Jg., 1917 Heft ½, S. 84-108, hier: S. 84.

115 Stutz, Ullrich: Prof. Dr. Otto Eger, Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament. Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1918. Basel, Universitätsdruckerei Friedrich Reinhardt 1919, 46 S. 8°, [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, 9, 1919, S. 318, hier: S. 318.

seinen ersten eigenen Rezensionen, die in Basel entstehen: Sie behandeln ausnahmslos Publikationen renommierter Fachkollegen auf dem Gebiet des gräcorömischen Rechts und der Papyrusforschung, die er in der romanistischen Abteilung der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (ZSS) veröffentlicht.

Um die Genese von Teilaspekten des römischen Rechts geht es in zwei Arbeiten, die Otto Eger 1910 rezensiert: Sein Schweizer Kollege Hermann Ferdinand Hitzig (1868–1911), Professor für Römisches Recht in Zürich, legt 1909 seine Thesen zur „Herkunft des Schwurgerichts im römischen Strafprozeß" vor.[116] Der jüdisch stämmige Gräzist Egon Weiß (1880–1953), bis zu seiner Amtsenthebung 1938 Professor an der deutschen Universität in Prag, beschäftigt sich in seiner ebenfalls 1909 erschienenen Schrift „Pfandrechtliche Untersuchungen"[117] mit dem Fortwirken des hellenischen und hellenistischen Vertragspfandrechtes in römischer Zeit.

Insgesamt bewertet Eger, bis auf wenige Ausnahmen, die Arbeit Hitzigs äußerst positiv, spricht von „trefflichen Ausführungen"[118] und resümiert: „Man wird hier, wie auch an anderen Orten des römischen Prozeßrechts, mit der Möglichkeit einer erheblichen Einwirkung griechischer Gedanken ernstlich rechnen müssen."[119]

Von Egon Weiß' Argumentationen ist Eger indes nicht überzeugt. Gleichwohl fällt sein Urteil moderat aus: „Die Schrift zeugt von einer intensiven Beschäftigung mit den Quellen, insbesondere auch mit den griechischen und den Papyri. In bezug auf die römischen Quellen kann man öfter dem Verf. bei seiner Auslegung nicht folgen," und weiter: „Im allgemeinen hat Verf. seinen Zweck erreicht, insofern als seine Schrift wertvolle Anhaltspunkte für das Fortleben griechischer Rechtsgedanken im oder neben dem römischen Recht bietet."[120] Seine vorsichtig gewichtende Art des Formulierens und Urteilens fällt auf.

Um pfandrechtliche Erörterungen, konkret um das Verfügungsverbot, geht es auch in einer Veröffentlichung von Egers Baseler Amtsvorgänger Ernst Rabel, die er aufgrund thematischer Nähe in einem gemeinsamen längeren 14-seitigen Artikel mit der Arbeit des italienischen Papyrusspezialisten Roberto De Ruggiero[121] in der ZSS (RA) bespricht.[122] Er kann dabei, wie schon zuvor, auf

116 H.F. Hitzig, Die Herkunft des Schwurgerichts im römischen Strafprozeß. Eine Hypothese. Zürich 1909. Orell Füßli. 58 SS., Rezension von Eger, Otto, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abt., Bd. 31=44, 1910, S. 470 f.

117 Egon Weiß: Pfandrechtliche Untersuchungen. I. Abteilung. Beiträge zum römischen und hellenischen Pfandrecht enthaltend. Weimar 1909. Herm. Böhlaus Nachfolger. – 154 SS., Rezension von Eger, Otto in: ZSS (RA), Bd. 31=44, 1910, S. 492-495

118 Eger, Otto: H.F. Hitzig ..., S. 471.

119 Eger, Otto: H.F. Hitzig ..., S. 471.

120 Eger, Otto: Egon Weiß ..., S. 495.

121 Roberto de Ruggiero (1875-1934) zählt zu den Pionieren der juristischen Papyrologie. Seit 1906 war er Professor für römisches Recht und Ordinarius an der Universität Cagliari, ab 1910 in Neapel, ab 1927 in Rom. Vgl. Achille De Nitto in: Dizionario Biografico degli Italiani, vol. 39 (1991) http://www.treccani.it/enciclopedia/roberto-deruggiero_ (Dizionario-Biografico)/(eingesehen am 20.12.2011).

eigenes Quellenstudium zurückgreifen, das er nicht zuletzt für seine Habilitationsschrift über das ägyptische Grundbuchwesen in römischer Zeit betrieben hat.

Auch hier zeigt sich wieder der moderate, eher zurückhaltende Eger: Beide Autoren behandeln die gleiche Thematik. Doch Eger misstraut den „sicheren" Ergebnissen De Ruggieros und folgt eher dem vorsichtigen Rabel, der mit Hilfe der Rechtsvergleichung weitere Zusammenhänge aufdecke und nach neuen Erklärungen – „nicht nach einer einzigen" – suche.[123] Eger schreibt: „Dieser abwartende Standpunkt Rabels erscheint hier speziell – wie ja überhaupt bei so vielen Fragen der ‚meistens mehr ahnenden als wissenden heutigen Papyruswissenschaft', die in vielem nur erste Pionierarbeit in einem noch weiter zu entdeckenden Neuland ist – als richtig."[124]

Und obwohl Eger ganz offensichtlich mehr Rabel als De Ruggiero zuneigt, der von Eger dafür kritisiert wird, dass er von der Prämisse ausgehe, dass das Verfügungsverbot eine „Eigentümlichkeit der griechischen Hypothek" sei, kommt Eger doch am Ende zu einem versöhnlichen Resultat: „Aber selbst derjenige, der glaubt, in diesen zweifelhaften Fragen de Ruggiero nicht folgen zu können, wird nicht anstehen, seine Arbeit (namentlich auch wegen ihrer sehr gediegenen und fördernden Einzelausführungen) ebenfalls als wertvollen Beitrag zur Klärung des Problems zu begrüßen."[125]

Umfangreich und der voluminösen Publikation (über 400 Seiten) wie der Bedeutung des Autors[126] angemessen, fällt im Jahr darauf die Besprechung von Michail Rostowzews „Studien zur Geschichte des römischen Kolonats" aus, die als erstes Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung 1910 erscheinen.[127]

---

122 Ernst Rabel, Die Verfügungsbeschränkungen des Verpfänders, besonders in den Papyri. Mit einem Anhang: Eine unveröffentlichte Basler Papyrusurkunde. Leipzig 1909. Veit & Co. – 116 SS.
Roberto de Ruggiero, Il divieto d'alienazione del pegno nel diritto greco e romano. Contributo papirologico. Cagliari 1910. Dessi. – 87 SS. (Aus: Studi economico-giuridici publ. per cura d. Facoltà [sic] di Giurisprudenza d. R. Univ. di Cagliari. Anno II.), Rezension von Eger, Otto in: ZSS (RA), Bd. 31=44, 1910, S. 456-469. (Neudruck von De Ruggieros Arbeit: Neapel (Jovene) 1980, con una „nota di lettura" di M. Talamanca.

123 Eger, Otto: Ernst Rabel/Roberto de Ruggiero ..., S. 456.

124 Eger, Otto: Ernst Rabel/Roberto de Ruggiero ..., S. 456.

125 Eger, Otto: Ernst Rabel/Roberto de Ruggiero ..., S. 469 vgl. Rupprecht 134.

126 Michail Iwanowitsch Rostowzew (heute gängige Übertragung aus dem Kyrillischen: Rostovtzeff) (1870-1952) studierte in St. Petersburg und promovierte in Halle. Zuvor war er bereits durch Ulrich Wilcken in Leipzig mit der Papyrologie in Kontakt gekommen (und im Beiheft zu dessen Zeitschrift erschienen ja auch die Studien zum Kolonat). 1908 wurde er Professor in St. Petersburg. Nach der Oktoberrevolution wanderte er in die USA aus und wurde 1920 Professor für Alte Geschichte an der University of Wisconsin in Madison. 1925 folgte er einem Ruf an die Yale University. Seine Grabungsberichte aus Dura Europos in Mesopotamien erschienen in 16 Bänden.

127 M[ichail]. Rostowzew, Studien zur Geschichte des römischen Kolonats. [Erstes Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung, herausgeg. von Ulrich Wilcken.] Leipzig und Berlin 1910, B.G. Teubner. XII und 432 S., Rezension von Eger, Otto in: ZSS (RA), Bd. 32=45, 1911, S. 426-440.

Eger schreibt gleich zu Beginn, mit dem vorliegenden Werk trete „die Untersuchung über die Geschichte des Kolonats in eine neue Phase."[128] Rostowzew entwerfe unter „meisterhafter Beherrschung des großen, namentlich in letzter Zeit so sehr vermehrten Materials mit großer Gestaltungskraft ein packendes Bild".[129] Der Autor wende sich zunächst dem ptolemäischen Ägypten zu und suche in „tief eindringenden, viel neues Licht verbreitenden Ausführungen" die Rechtsstellung der Inhaber der einzelnen Bodenkategorien und ihre Stellung zum Staat zu ergründen.[130] Eger lobt: „Da Rostowzew die Quellen souverän beherrscht, so sind seine Resultate so gut fundiert, als es nur immer angesichts des Standes unserer Quellen möglich ist."[131]

Im folgenden Teil des insgesamt vier Abschnitte umfassenden Werkes geht es um das römischen Ägypten, und Eger kann sich seinem Habilitationsthema „Grundbuch" widmen: In einer Art Gaubibliothek (βιβλιοθήχη ἐγχτήσεων) sollte u.a. der private Grundbesitz angemeldet bzw. die Urkunden archiviert werden. Allerdings sollen, so Rostowzew, die Anmeldungen nicht von Anfang an verpflichtend gewesen, sondern erst allmählich zwingend geworden sein. Eger kommentiert lapidar: „Dem ist nicht zuzustimmen" [132] und erläutert, dass „kein Grund" bestehe, anzunehmen, „daß nicht schon von vornherein (...) eine Verbuchung des ganzen Privatgrundbesitzes erstrebt wurde."[133]

Weniger ausführlich setzt sich Eger mit dem dritten und vierten Teil von Rostowzews Buch auseinander, in denen Sizilien und Kleinasien beziehungsweise das römische Afrika im Mittelpunkt stehen. Dies mag mit den eigenen Forschungsschwerpunkten des Rezensenten zusammenhängen.

Eger beendet seine Besprechung mit einem Hinweis darauf, dass aufgrund des reichen Inhalts nicht einmal annähernd alle wichtigen juristischen Punkte hervorgehoben werden konnten. Er spricht von einem „großzügigen, reiche Anregung gewährenden Werk eines Gelehrten, dem wir dafür danken und den wir dazu aufrichtig beglückwünschen."[134]

---

128 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 426.

129 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 426 f.

130 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 428.

131 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 428. In der Tat folgte die Fachwissenschaft über viele Jahre hinweg Rostowzews Untersuchung, die wohl bis heute als grundlegend gilt, vgl. z.B. Rupprecht, Hans-Albrecht: Kleine Einführung in die Papyruskunde, Darmstadt 1994 (2005), S. 171 f.

132 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 432.

133 Heute allerdings geht die Forschung nicht mehr davon aus, dass man von einem „Grundbuch" im Sinne des modernen Rechts sprechen kann, vgl. Rupprecht, Hans-Albert: Kleine Einführung in die Papyruskunde, Darmstadt 1994 (2005), S. 140 f. Zum Edikt des Mettius Rufus vgl. auch: Wolff, Hans-Julius: Das Recht der griechischen Papyri Ägyptens in der Zeit der Ptolemäer und des Prinzipats, Erster Band: Bedingungen und Triebkräfte der Rechtsentwicklung, hrsg. von Hans-Albert Rupprecht (= Rechtsgeschichte des Altertums im Rahmen des Handbuch der Altertumswissenschaft, 5. Teil, 1. Band), hier: S. 178 f., München 1978.

134 Eger, Otto: Rostowzew ..., S. 440.

Ebenfalls 1911 erscheint als Miszelle Egers erste eigene Forschungsarbeit während der Basler Zeit: die Edition einer „agnitio bonorum possessionis" aus dem Jahr 249 n. Chr.,[135] ein Dokument, das aus der Gießener Papyrussammlung stammt, und das Eger deshalb schon in seiner Gießener Zeit zur Kenntnis genommen haben muss.

Literatur

Abgekürzt zitiert wurde mit **ZSS (RA)** aus der: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung.

Quellen und Archivalien

Eger, Otto: Lebenserinnerungen (Wahrheit ohne Dichtung), unveröffentlichtes ms. Manuskript von 69 Seiten, entstanden ca. 1948/49 (Kopie im Besitz des Autors)
Universitätsarchiv Basel/Staatsarchiv Basel-Stadt (StABs):
- Erziehung Z 11 (Universitätsleitung, Berufungsverfahren Eger)
- P 4 (Protokolle der Juristischen Fakultät 1906-1935)
- T 2/5 (Protokolle der Kuratel 1902-1911)
- T 2/6 (Protokolle der Kuratel 1911-1915)

Universitätsarchiv Gießen (UA Gießen):
- Entnazifizierungsfragebögen

Sekundärliteratur und Internetquellen

Basler Stadtbuch 1912, Basler Chronik vom 1. November 1910 bis 31. Oktober 1911, http://www.basler-stadtbuch.ch/stadtbuch/chronik/detail.cfm?Id=5213
Caroni, Pio: Anton Menger ed il Codice Civile Svizzero del 1907, in: Quaderni fiorentini per la storia del pensiero giuridico moderno, 3-4 (1974-75), Bd. 1: Il ‚Socialismo giuridico'. Ipotesi e letture
Gruhne, Peter: Otto Eger: „herzensguter Mensch", Mitläufer oder „Nazi"? Zur Kontroverse um den Gießener Juristen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 93, 2008, S. 267-328
Hänggi, Alexandra: Das Hotel Krafft. Eine Saga vom Rhein, http://www.krafftbasel.ch/update/pdf/heft/KrafftBuch_deutsch.pdf (aktuelle Seite: http://krafftbasel.ch/krafft/de/krafft/geschichte.html), auch: Hänggi, Alexandra, Martina Rutschmann u.a.: Hotel Krafft - Geschichte und Geschichten, Basel, Krafft 2005
Historisches Lexikon der Schweiz, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D15843.php (Theodor Bühler)
Kaser, Max: Otto Eger (1877-1949), in Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. von Hans Georg Gundel, Peter Moraw und Volker Press (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Band), (zwei Teile) Marburg 1982, S. 188-195

135 Eger, Otto: [Agnitio bonorum possessionis vom Jahre 249 p.C], in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 32=45, 1911, S. 378-382.

Professorenkatalog der Universität Leipzig, http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog/
Rektoratsrede und Jahresbericht April 1914 bis Ende März 1915, Universität Zürich, Zürich [1914] (Orell Füssli)
Rupprecht, Hans-Albert: Kleine Einführung in die Papyruskunde, Darmstadt 1994 (2005)
600 Jahre Alma mater Lipsiensis. Zur Geschichte der Universität Leipzig. Alma mater Lipsiensis 1409-2009. Die Juristenfakultät, http://www.uni-leipzig.de/~agintern/uni600/ug188.htm
Stadler, Astrid: Gestaltungsfreiheit und Verkehrsschutz durch Abstraktion. Eine rechtsvergleichende Studie zur abstrakten und kausalen Gestaltung rechtsgeschäftlicher Zuwendungen anhand des deutschen, schweizerischen, österreichischen, französischen und US-amerikanischen Rechts, Tübingen 1996
Tréfás, David: Deutsche Professoren in der Schweiz – Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, hrsg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Band 109, 2009, S. 103-128
Urteil der I. Zivilabteilung vom 5. April 1938 i.S. Schwegler und Konsorten gegen Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees, in: BGE 64 II, S. 121-132
Vorlesungsverzeichnis der Universität Leipzig für das WS 1909/1910: http://histvv.uni-leipzig.de/vv/1909w.html

Schriftenverzeichnis Otto Eger

Chronologisch

1900
Vertretung beim Eigentumserwerb an beweglichen Sachen
[Dissertation Universität Gießen], Gießen 1900
1909
Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit.
Untersuchungen auf Grund der griechischen Papyri
[Habilitation Universität Leipzig] , Leipzig, Berlin 1909
(Neudruck: Aalen 1966)
1910
Egon Weiß, Pfandrechtliche Untersuchungen. I. Abteilung.
Beiträge zum römischen und hellenischen Pfandrecht enthaltend.
Weimar 1909, Herm. Böhlaus Nachfolger. – 154 SS. [Rezension] in:
Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 31=44, 1910, S. 492-495
Ernst Rabel, Die Verfügungsbeschränkungen des Verpfänders, besonders in den Papyri. Mit einem Anhang: Eine unveröffentlichte Basler Papyrusurkunde. Leipzig 1909. Veit & Co. – 116 SS.
Roberto de Ruggiero, Il divieto d'alienazione del pegno nel diritto greco e romano. Contributo papirologico. Cagliari 1910. Dessi. – 87 SS. (Aus: Studi economico-giuridici publ. per cura d. Facoltà di Giurisprudenza d. R. Univ. di Cagliari. Anno II. [Rezensionen] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung , Bd. 31=44, 1910, S. 456-469

H. F. Hitzig, Die Herkunft des Schwurgerichts im römischen Strafprozeß. Eine Hypothese. Zürich 1909. Orell Füßli. 58 SS. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 31=44, 1910, S. 470 f.

1910-1912

Kornemann, Ernst: Griechische Papyri im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen. Im Verein mit O[tto] Eger hrsg. U. erkl. Von Ernst Kornemann und Paul M[artin] Meyer. Bd. 1 (Urkunden No 1-126. Mit 10 Lichtdrucktafeln), Leipzig und Berlin 1910-12

1911

[Agnitio bonorum possessionis vom Jahre 249 p.C], in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 32=45, 1911, S. 378-382

M. Rostowzew, Studien zur Geschichte des römischen Kolonats [Erstes Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung, herausgeg. von Ulrich Wilcken.] Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner, XII und 432 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 32=45, 1911, S. 426-440

1913

Aus der Gießener Papyrus-Sammlung, in: Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete. Band 1913, Heft 5, S. 132–142

Kausale Tradition und Kondiktion im neuen schweizerischen Recht, in: Zeitschrift für Schweizerisches Recht, N.F. 33, 1913, S. 334-356

1914

raptus, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, München 1893 ff., hier: Zweite Reihe, 1. Halbband, Ra bis Ryton (1914), Sp. 249-251

1917

Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, Jg. 18, 1917, S. 84-108

1919

Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament (= Rektoratsprogramm Basel 1918), Basel 1919

1921

Eine Wachstafel aus Ravenna aus dem 2. Jh. n. Chr., in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Bd. 42, 1921, S. 452-468

1923

Die Feier der Reichsgründung, veranstaltet am 18. Januar 1923 von der Universität Gießen, Gießen 1923

Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1923 gehalten vom derzeitigen Rektor Dr. Otto Eger, Professor der Rechte, Gießen 1923

1926

Kretschmar, Gustav Ferdinand. Jurist, 1830-1897, Sonderabdruck aus den Hessischen Biographien, Bd. III, Lieferung 3, (= S. 197-200). o.O., o.J. [nach 1925]

1929

Das Reichsgericht und die Kartelle, in: Die Reichsgerichtspraxis im deutschen Rechtsleben. Festgabe der juristischen Fakultäten zum 50jährigen Bestehen des

Reichsgerichts, hrsg. v. Otto Schreiber (1. Oktober 1929); in 6 Bänden, hier: Bd. 4 Handels- und Wirtschaftsrecht, Berlin und Leipzig 1929, S. 231-251

1930

Geleitwort, in: Gießener Universitäts-Führer 1930/31. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes der Gießener Studentenschaft von Ludwig Klaus, 3. Ausgabe, Würzburg 1930, S. 13

1931

Recht und Wirtschaftsmacht. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1931, gehalten von dem derzeitigen Rektor Dr. jur. Otto Eger, Professor der Rechtswissenschaft, Gießen 1931

1932

Das Recht der deutschen Kartelle. Eine einführende Gesamtdarstellung mit den Texten der einschlägigen Verordnungen, Berlin 1932

1935

Eger, Otto [Hg.]: Bericht über die I. öffentliche Kerckhoff-Vorlesung der William G. Kerckhoff-Stiftung am 23. Juli 1935 im Kerckhoff-Institut zu Bad-Nauheim, Bad Nauheim [o.J.]

Ernst Swoboda: Die Neugestaltung des bürgerlichen Rechts (Rechts- und Staatswissenschaftliche Abhandlungen der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Deutschen Universität in Prag, 8. Heft), Brünn, Prag, Leipzig, Wien 1935, Rudolf M. Rohrer, 136 S., Preis 5,- RM [Rezension] in: Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht, 9. Jg., 1935, S. 801

Papyri und Altertumswissenschaft. Vorträge des 3. internationalen Papyrologentages in München vom 4. bis 7. September 1933, herausgegeben von Walter Otto und Leopold Wenger (Münchner Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte, 19. Heft) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1934. 476 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung 55=68, 1935, S. 368-372

1936

Stephan Lösch, DDr.o.ö. Professor der kath.-theol. Fakultät Tübingen, Diatagma Kaisaros. Die Inschrift von Nazareth und das Neue Testament. Freiburg, Herder & Co. 1936, 100 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 57=70, 1937, S. 455-458

1938

Ein Kaiseredikt aus Nazareth, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft XII, 1938, S. 74-79

Hieronymus Markowski, De graeca inscriptione Nazarea (Odbitka Z Eos Kwartalnika Klas. 1937). Lwow 1937, 17 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 58=71, 1938, S. 441

Hieronymus Markowski, Diatagma Kaisaros, De Caesare manium iurum vindice. Poznańskie towarzystwo przyjaciól nauk, prace Komisji filologicznej. Tom VIII zeszyt 2. Poznań 1937, 119 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 58=71, 1938, S. 273-275

1939

Eid und Fluch in den maionischen und phrygischen Sühneinschriften, in: Festschrift für Paul Koschaker mit Unterstützung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und der Leipziger Juristenfakultät

zum sechzigsten Geburtstag überreicht von seinen Fachgenossen, 4 Bde., Weimar 1939, hier: Bd. III, S. 281-293.
1942
Das Studium der Rechtswissenschaft, in: Gießener Universitätsführer 1942, hrsg. im Auftrage der Gießener Studentenschaft von Hans Fritz Schuster, Verkehrsdirektor, 14. Ausgabe, Darmstadt 1942, S. 67-70.
1948
Lebenserinnerungen (Wahrheit ohne Dichtung), Masch.schr. Manuskript, ca. 1948, unveröffentlicht (Kopie im Besitz des Verfassers)

Rezensionen zu Schriften von Otto Eger

Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit (1909):
Kübler, B.: Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit. Von Gerichtsassessor Dr. Otto Eger. 1909. Leipzig, Teubner, [Rezension] in: Deutsche Juristen-Zeitung, XV. Jg., 1911, Nr. 13, S. 77 f.
Mitteis, L[udwig]: Lewald, Hans, Beiträge zur Kenntnis des römisch-ägyptischen Grundbuchrechts. Leipzig, Veit & Comp. 1909. 8° und 100 S. Eger, Otto, Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit. Leipzig und Berlin, B.G. Teubner, 1909. 8° und 212 S. [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte / Romanistische Abteilung, Bd. 30=43, 1909, S. 455-457
Wenger, Leopold: Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit. Untersuchungen auf Grund der griechischen Papyri von Dr. jur. Otto Eger. 1909. Leipzig und Berlin. Teubner. VIII und 212 S. [Rezension] in: Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Bd. 48=3.F., Bd. 12, 1909, S. 484-500
Griechische Papyri im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen:
Wenger, Leopold: Griechische Papyri im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen im Verein mit O. Eger herausgegeben und erklärt von Ernst Kornemann und Paul M. Meyer. Band I, Heft 1, von Ernst Kornemann und Otto Eger. Urkunden Nr. 1-35 mit vier Lichtdrucktafeln. Band I, Heft 2 von Paul M. Meyer. Urkunden Nr. 36-57 mit drei Lichtdrucktafeln. 91 und 104 S. 4. Leipzig, B. G. Teubner, 1910, [Rezension] in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 9. Bd., Heft ½ (1911), S. 191-200
Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament (1919):
Stutz, Ullrich: Prof. Dr. Otto Eger, Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament. Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1918. Basel, Universitätsdruckerei Friedrich Reinhardt 1919, 46 S. 8°, [Rezension] in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, 9, 1919, S. 318

Selbstbehauptung, Resistenz, Widerstand – Friedrich Kellner, sein Tagebuch und schwierige (lokale) Erinnerungsdiskurse

MARKUS ROTH UND SASCHA FEUCHERT

In der öffentlichen Diskussion um das Tagebuch des Justizinspektors Friedrich Kellner aus Laubach[1] stand vor allem die Frage im Vordergrund, was der Einzelne im nationalsozialistischen Deutschland von den Verfolgungsmaßnahmen und Verbrechen des Regimes wissen konnte.[2] Dies hat auch die historische Forschung seit längerem bereits beschäftigt.[3]

Ob Kellner dem Widerstand zuzurechnen sei, spielte bei der Rezeption außerhalb von Kellners ehemaligem Wohnort Laubach keine Rolle. Dort aber gab und gibt es seit einiger Zeit eine Debatte darüber, wie Friedrich Kellner einzuordnen ist, wie sein Verhalten im Vergleich zu anderen örtlichen Regimegegnern zu werten ist und welchen Stellenwert man ihm in der lokalen Erinnerungslandschaft einräumt. Streitpunkt ist dabei nicht zuletzt die Frage, was als Widerstand gelten kann. Der nachstehende Aufsatz versucht, den Widerstandsbegriff im Hinblick auf Kellner zu diskutieren und wichtige Stationen der lokalen Debatte nachzuzeichnen.

Widerstandsbegriff und Selbstbild Kellners

Anders als die Forschung, die bis heute um eine klare Definition dessen ringt, was als Widerstand angesehen werden soll,[4] hatte Friedrich Kellner eine dezidierte Vorstellung davon. Er versah nicht nur sein von 1939 bis 1945 geführtes Tagebuch mit dem Titel „Mein Widerstand", sondern verfasste nach dem Krieg zwei Listen, auf denen er sein widerständiges Verhalten, so wie er es sah, festhielt. Kellner unterschied dabei zwischen zwei Formen des Widerstands, passivem und aktivem. Aktiv waren für Kellner all solche Handlungen, die sich an andere richteten und deren politischer Aufklärung dienen sollten:

> „1.) Meine Umgebung fortgesetzt aufgeklärt und zum Widerstand stark gemacht.
>
> 2.) Ständige Unterrichtung meiner Mitarbeiter u. Bekannten über die ausl. Radiomeldungen.

1 Kellner 2011.
2 Vgl. u.a. Rothschild 2012; Roth 2011; Lölhöffel 2011.
3 Vgl. Dörner 2007; Longerich 2006; Bankier 1995.
4 Eine gute, wenngleich etwas ältere Zusammenfassung der Debatten und Standpunkte bietet Kershaw 1994: S. 267-315.

3.) Unausgesetzte Kritik an den getroffenen Maßnahmen u. Herabsetzung der führenden Männer der NSDAP.

4.) Von den Mitarbeitern sind Becker, Metzger, Brunner, Elbe, Schüler keine Parteigenossen gewesen. Das war nur denkbar, weil ich als geschäftsführender Justizinspektor meinen ganzen Einfluß aufgebracht habe, um sie in ihrer Haltung zu stärken. Wäre der Geschäftsführer ein PG gewesen, dann war das gesamte AG 100% nationalsozialistisch.

5.) Hunderte von Briefen u. Aufsätzen an Zeitungen, führende Persönlichkeiten, Parteistellen u. Nazis geschrieben.

6.) Verteilung von Flugblättern. (In Wartesälen u. Eisenbahnzügen ausgelegt […])

7.) Politische Witze weiterverbreitet."[5]

Als passiven Widerstand sah Kellner vor allem alle Handlungen, mit denen er sich den diversen Ansinnen von Staat und Partei entzog, beispielsweise die Verweigerung, der Partei oder anderen NS-Organisationen beizutreten oder Altmaterialien abzuliefern. Überdies ordnete er hierunter auch, dass er zu Reichstagswahlen nach auswärts gefahren sei und sich so der örtlichen Kontrolle entzogen habe. Schließlich zählt er die Verweigerungshaltung seiner Frau dem Regime gegenüber auch zum passiven Widerstand; sie sei nie bei einer politischen Versammlung gewesen, habe den Beitritt zur NS-Frauenschaft mehrfach abgelehnt und konsequent den Hitler-Gruß verweigert.[6]

Aktiver Widerstand, das wird in Kellners Liste deutlich, war für ihn vor allem Aufklärungsarbeit in seiner unmittelbaren Umgebung. Hierüber schreibt er mehrfach in seinem Tagebuch, allerdings auch über die recht begrenzte Wirkung seiner Worte. Überdies war Kellner angesichts der denunziatorischen Selbstüberwachung der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft und wegen der wachsamen Kontrollinstanzen des NS-Staats weitaus vorsichtiger und zurückhaltender als Formulierungen wie „fortgesetzt aufgeklärt", „ständige Unterrichtung" oder „unausgesetzte Kritik" suggerieren. Zu Beginn des Kriegs schreibt er zum Beispiel:

„Seit einigen Tagen wird von jedem, dem man begegnet, die Frage gestellt: ‚Was halten sie von der Lage?' Natürlich ist äußerste Vorsicht am Platze. Freimütige Aeußerungen sind nur im kleinsten Kreise unter guten Freunden möglich. Diejenigen, die einen klaren Blick sich bewahrt haben, bilden eine ganz kleine Minderheit. Wenigstens hier auf dem Lande. Eine Oase in der nat.soz. Wüste."[7]

Gleichwohl versuchte er, Zweifel zu säen, ohne sich allerdings Illusionen über die Wirkung seiner Worte zu machen. Etwas weiter schreibt er:

5 Kellner, Friedrich: Aktiver Widerstand, ohne Datum, Nachlass Kellner (im Privatbesitz von Robert S. Kellner; Kopien im Archiv der Arbeitsstelle Holocaustliteratur).
6 Vgl. Kellner, Friedrich: Passiver Widerstand, ohne Datum, Nachlass Kellner.
7 Kellner 2011: S. 21 (Eintrag vom 13.9.1939).

„Ich lasse hier ein Tröpfchen Bedenken fallen, dort weise ich auf den Krieg 1914 hin, der ebenfalls in 6 Wochen beendigt sein sollte. Der Glaube an Wunderdinge ist äußerst stark. Die 6jähr. nat.soz. Propaganda hat in der Tat die Hirne des deutschen Volkes vollkommen vernebelt. Unglaublich – aber leider wahr."[8]

Auch in den folgenden Kriegsjahren war Kellner bemüht, im Kleinen der NS-Propaganda Steine in den Weg zu legen und ihre Widersprüche seinen Mitmenschen gegenüber bloßzulegen. Dies versuchte er auch innerhalb der Familie, hier wahrscheinlich mit etwas offeneren Worten als außerhalb des Familienkreises. Im Oktober 1939 war seine Schwägerin Anna Karolina Preuß Fischler zu Besuch bei den Kellners in Laubach. Letztere nutzten die Gelegenheit, sie aufzuklären:

„Anna war 2 Tage hier zu Besuch u. hat einiges mitgenommen. Ein Opfer nat.soz. Propaganda. Eine Darstellung der sich abwickelnden Dinge nach unserer Auffassung hat Früchte getragen. Das Samenkorn für eine bessere Erkenntnis ist gelegt. Wer nur einseitig unterrichtet wird, ist wirklich ein armes Wesen."[9]

Kellners regimekritische Haltung blieb seinen Vorgesetzten und den örtlichen NS-Funktionären nicht verborgen, wenngleich sie das ganze Ausmaß wohl nicht gekannt haben dürften. Im März 1940 wurde er zu einem Verhör zum Bürgermeister und zum Ortsgruppenleiter der NSDAP einbestellt.[10] Die Ortsgruppe strengte schließlich seine Einweisung in das Konzentrationslager Osthofen an, was die Gießener Kreisleitung aber zurückwies. Sie vertagte einen Schlag gegen „Menschen vom Typ Kellner" auf die Zeit nach dem Krieg.[11] In diesen für Kellner durchaus brenzligen Wochen erfuhr er zudem, dass gleichzeitig Landgerichtspräsident Hermann Colnot Erkundigungen über ihn einholte. Das ordnete er in eine Reihe von vergeblichen Versuchen, ihn zu entlarven und auszuschalten, ein, denn so schreibt er:

„Nur unter Gleichgesinnten ziehe ich vom Leder. Mit gewaltiger Ueberzeugungskraft kritisiere ich jede Handlung dieser Nazi-Untermenschen. Jeden Fehler, den sie der Mitwelt mit krankhaftem Eifer verschweigen wollen, zerre ich ans Tageslicht und hacke solange darauf los, bis mein Gegenüber auch Bedenken äußert. In meiner Umgebung gibt es keinen überzeugten Nazi mehr."[12]

Kellners eigene Einlassungen darüber, wie weit er mit seinen regimekritischen Äußerungen ging, sind, wie hier zu sehen, nicht frei von Widersprüchen. Einerseits räumt er ein, nur „unter Gleichgesinnten" offen zu sprechen, andererseits will er dadurch schon manche Bedenken geweckt haben – Gleichgesinnte jedoch

8 Ebd.
9 Ebd.: S. 35 (Eintrag vom 11.10.1939).
10 Näheres hierzu in Kellner 2011: S. 1042 f.
11 Vgl. Schreiben von H.E. an die Ortsgruppe Laubach, 18.3.1940, Nachlass Kellner.
12 Kellner 2011: S. 65 (Eintrag vom 13.4.1940).

muss man nicht mehr auf seine Seite ziehen, dort stehen sie längst. Ungeachtet solcher kleinerer Unstimmigkeiten war Kellner von der hohen und keinesfalls nur moralischen Bedeutung seines verbalen Widerstands fest überzeugt, denn weiter schreibt er: „Dieser Kampf kostet Nervenkraft. Es muß aber sein. Die Vorarbeit zum Zusammenbruch ist von ungeheurer Bedeutung."[13]

Kellner ging mit seiner verbalen „Zersetzungsarbeit" bewusst ein hohes Risiko ein. Zeitweise musste er sich stärker zurückhalten, zumal „Wehrkraftzersetzung" und „Defätismus" nicht als Kavaliersdelikte behandelt, sondern häufig mit dem Tode bestraft wurden. Anfang Dezember 1942 sprach Kellner Amtsgerichtsrat Bischoff auf die Selbstversenkung der französischen Flotte im Hafen von Toulon an, worauf Bischoff unwirsch antwortete, das ginge ihn nichts an, und er, Kellner, betreibe Miesmacherei. „Jetzt ist es Zeit, vorsichtig zu werden", folgert Kellner. „Ich muß warten, bis die ‚Miesmacher' gesiegt haben."[14]

Als aufmerksamer Beobachter der Zeitläufte war Kellner sich über die Gefahr, in die er sich mit seinen kritischen Äußerungen und Nadelstichen gegen die Propaganda brachte, im Klaren. Nicht von ungefähr hat er Meldungen über die Verhaftung oder Hinrichtung von Personen, die Ähnliches sagten oder taten, aufmerksam registriert. Mitte September 1939 zum Beispiel hörte er von einem Gerücht über die Verhaftung eines Tierarztes in Grünberg, der Zettel mit einer Rede des britischen Premierministers Chamberlain ausgelegt haben soll. Dem ging er sogar nach, indem er beim Grünberger Amtsgericht anrief und sich erkundigte.[15] Im Juli 1941 vermerkt er die Verhaftung von Förster Ritter in Gießen, „weil er gesagt habe, der Krieg dauere noch 3 Jahre. – Vor 2 Jahren wäre R. erschossen worden, wenn er behauptet hätte, der Krieg dauere 2 Jahre. Die Wahrheit darf nicht gesagt werden."[16] Im April 1943 zeigte er sich erschüttert darüber, dass in Wien jemand zum Tode verurteilt worden war, weil er ausländische Rundfunksender gehört hatte[17] – etwas, was Kellner, wie viele andere auch, selbst tat. Wenig später, im September 1943, klebte er gleich vier Zeitungsmeldungen in sein Tagebuch, in denen von Hinrichtungen wegen „defaitistischer" oder „wehrkraftzersetzender" Äußerungen berichtet wurde. Lakonisch kommentiert er: „Heinrich Himmler bei der Arbeit!"[18]

Angesichts solcher Meldungen, die keinesfalls ermutigend wirkten, und angesichts der immer wieder von Kellner festgestellten Propagandahörigkeit weiter Teile der Bevölkerung erhielten Nachrichten von Begegnungen mit Gleichgesinnten umso größeres Gewicht. Dementsprechend hielt er solche Begebenheiten auch in seinem Tagebuch fest, dienten sie ihm doch auch als seelische

13 Ebd.
14 Ebd.: S. 356 (Eintrag vom 1.12.1942).
15 Vgl. ebd.: S. 23 (Eintrag vom 14.9.1939). Im November 1944 dokumentiert er ein Todesurteil gegen jemanden, der gefundene Flugblätter weiter verbreitete. Vgl. ebd.: S. 862 (Eintrag vom 6.11.1944).
16 Ebd.: S. 167 f. (Eintrag vom 5.7.1941).
17 Vgl. ebd.: S. 405 f. (Eintrag vom 14.4.1943).
18 Ebd.: S. 528 (Eintrag vom 20.9.1943).

Stütze, wenngleich damit bisweilen eine Steigerung seiner Verzweiflung an der NS-gläubigen Masse einherging, wie aus einem Eintrag vom September 1939 deutlich wird:

> „Ein Gespräch mit Dr. Hemeyer zeigt willkommene Uebereinstimmung mit meiner eigenen Meinung. Warum gibt es nicht mehr solcher Männer? Ein Verhängnis für unser armes bemitleidenswertes Vaterland. Die besten leben wie Einsiedler, und gemeine, brutale Henker haben die Macht!“[19]

Viele solcher Begebenheiten konnte er freilich nicht in seinem Tagebuch dokumentieren.

Kellners Beurteilung des deutschen Widerstands

Der deutsche Widerstand gegen das NS-Regime – etwa durch die Männer des 20. Juli – spielte keine große Rolle in Kellners Aufzeichnungen. Sein Thema war vielmehr der ausbleibende Widerstand, die Kritiklosigkeit seiner Zeitgenossen, mit der sie die Phrasen und Volten der Propaganda nachbeteten und schließlich die NS-Propaganda selbst. Freilich können seine eigenen Aufzeichnungen auch als ein Dokument des Widerstands gelesen werden, nicht des „heroischen“ und kämpferischen Widerstands, sondern mehr als eine Form moralischen und geistigen Widerstands. Dieser manifestierte sich eben in mitunter beiläufigen kritischen Bemerkungen und in der Verweigerung mancher Zugeständnisse, die – allerdings nur auf den ersten Blick – klein erscheinen. In Kellners widerständiger Haltung zeigt sich Vieles von dem, was Martin Broszat mit dem Begriff „Resistenz“ umschrieb und was jahrzehntelang von einer einseitig auf grundsätzlich politischen und kämpferischen Widerstand fixierten Forschung vernachlässigt worden ist: Der zivile Ungehorsam von ihm und seiner Frau, die den Hitler-Gruß verweigerten, die Versammlungen mieden, sich der Aufnahme in NS-Organisationen verweigerten und Vieles mehr; deutlicher noch manifestiert sich dies in der konsequenten Bewahrung seiner grundlegenden Überzeugungen, die der NS-Ideologie zuwiderliefen und die auch durch Drängen und fortgesetzte Propaganda angefochten wurden.[20] Man könnte vielleicht so weit gehen, ohne dem aktiven Widerstands*kampf* seine Bedeutung absprechen zu wollen, gerade in einer solchen konsequent bewiesenen Resistenz diejenige Widerstandsform sehen, die am stärksten über den Tag hinaus in die Zukunft weist und noch für die Gegenwart Bedeutung hat, zeigen sich doch in ihr – wie in den Widerstandskampf motivierenden Überlegungen und Zielsetzungen – universelle Werte und ein Vorbild, das nicht entrückt auf einem Sockel steht.

Wie Friedrich Kellner solche kämpferischen Formen des Widerstands beurteilte, lässt sich allenfalls an seinen Eintragungen zu zwei Ereignissen ablesen: das Attentat Georg Elsers auf Hitler am 8. November 1939 sowie das der Verschwörer des 20. Juli. Dass Kellner in erster Linie ein Chronist der Propaganda und

19 Ebd.: S. 23 (Eintrag vom 14.9.1939).

20 Vgl. dazu Broszat 1988: S. 136-161, hier besonders S. 144 f.; zur Kritik am Resistenz-Begriff vgl. Kershaw 1994: S. 282 ff.

ihrer Wirkung auf seine Zeitgenossen war, wird in seinen Einträgen zum Attentat Georg Elsers deutlich. Die NS-Presse stellte den Anschlag als eine ausländische Verschwörung dar, deren Drahtzieher in Großbritannien vermutet wurden. Kellner fehlten daher Informationen über Elser und seine Motivation, so dass er hierüber zu keiner Einschätzung kommen konnte. Seine Mutmaßungen drehten sich nicht um den Antrieb und die Beweggründe des Kellner unbekannten Einzelkämpfers. Er vermutete auch hier vielmehr einen neuen Propagandatrick, eine Inszenierung:

> „Das angebliche Bomben-Attentat im Bürgerbräukeller hat keinen großen Eindruck hervorgerufen. Das Volk ist müde und mürb. Es ist schon zu viel ‚gemacht' worden. Der geistig regsamere Teil der Bevölkerung hat eigene Gedanken und glaubt nicht an ein wirkliches Attentat, sondern an eine Art Reichstagsbrand-Komödie, in Scene gesetzt, um unliebsame Elemente verfolgen zu können."[21]

Das Attentat sollte dieser Lesart zufolge als Vorwand für die Ausschaltung oppositioneller Kräfte dienen. Kellner mutmaßte, dass sich diese gegen Nationalsozialisten richtete, die die radikale Kurswende vom unablässig propagierten Antibolschewismus zum sogenannten Hitler-Stalin-Pakt ablehnten.[22]

Durch die Meldungen in den folgenden Tagen sah er sich im Wesentlichen in seiner Einschätzung bestätigt: „Das aus Anlaß der Explosion im Bürgerbräukeller in München in den Zeitungen losgelassene Wutgeheul gegen England läßt klar und deutlich erkennen, daß dieser Fall weitgehend ausgenutzt wird, um die flaue Kriegsstimmung anzufachen."[23] Das für ihn Naheliegendste, ein nationalsozialistischer Täter, werde nicht einmal in Erwägung gezogen.[24]

Kellners Beurteilung des Attentats vom 20. Juli über vier Jahre später gleicht in Vielem derjenigen im November 1939. Auffällig ist ein verhältnismäßig langes Schweigen über das Ereignis: Am 22. Juli 1944 setzt er sich im Tagebuch mit einem Leitartikel von Goebbels vom 16. Juli auseinander, am 23. Juli schreibt Kellner über Bombenangriffe in München und andere Themen. Am 24. Juli schließlich klebt er zahlreiche Zeitungsartikel über den Anschlag und die Reaktionen darauf in sein Tagebuch, ohne diese jedoch zu kommentieren. Erst eine Woche nach der Explosion in der Wolfsschanze äußert sich Kellner direkt hierzu. Warum er so lange schwieg, ist unklar. Seine Einschätzungen und sein Temperament lassen nicht darauf schließen, dass er zunächst Probleme mit einer Beurteilung gehabt und hierfür Zeit gebraucht hätte.

Kellner hatte in all den Jahren schon zu viele Propagandatricks der Nationalsozialisten erlebt und vor allem auch durchschaut, als dass er irgendetwas aus der NS-Presse unhinterfragt hinnehmen würde. „Meine ersten Gedanken", schreibt

21 Kellner 2011: S. 46 f. (Eintrag vom 10.11.1939).

22 Vgl. ebd.: S. 47.

23 Ebd. (Eintrag vom 11.11.1939). Dass die Propaganda vom Drahtziehen Englands verfing, zeigt u.a. eine Kriegschronik aus Freienfels, in der diese kritiklos nacherzählt wird (Archiv der Arbeitsstelle Holocaustliteratur).

24 Vgl. ebd. (Eintrag vom 13.11.1939).

er denn auch, „beschäftigten sich damit, ob der Anschlag überhaupt in der mitgeteilten Art und Weise erfolgt ist."[25] Sodann seziert er die Widersprüche in den Meldungen und vermutet auch hier eine Inszenierung des Regimes:

> „Der Führer blieb unverletzt. Das ist der Kernpunkt der ganzen Geschichte. Wer zweifelt noch daran, daß der Führer von der ‚Vorsehung' geschützt wurde? Es ist also ein sichtbares Wunder geschehen. Worauf es ankam. […] Der fortgesetzte Rückzug im Osten ist dazu angetan, den Glauben an den Führer herabzumindern. Die Regie mußte deshalb etwas unternehmen, wobei dem Volke klar gemacht wird, daß die Generale, die wegen ihrer feigen und schlechten Führung davon gejagt wurden, die Anstifter waren. Diese Generale werden ohne weiteres dann als die Sündenböcke angesehen. Das könnte das Motiv des Zwischenfalles sein."[26]

Ganz sicher konnte sich Kellner in dieser Beurteilung freilich nicht sein. Daher erwog er auch, dass tatsächlich ein Anschlag auf Hitler verübt worden sein könnte. Wäre dies der Fall gewesen, so Kellner, dann wäre „das ein ganz *stümperhaftes Unternehmen* gewesen".[27] Einen solchen Widerstand lehnte er aus mehreren Gründen ab – er habe keine Erfolgsaussichten, weil ihm die Basis fehle: „Eine Revolution kann nur auf breitester Grundlage erfolgversprechend sein. Eine Revolution, nur von Offizieren (ohne Volk) geführt, ist eine Totgeburt."[28] Überdies befürchtete Kellner im Erfolgsfalle eines Attentats künftige Legendenbildungen, etwas, das er nach dem Ersten Weltkrieg bereits beobachten konnte, als die Republikgegner die sogenannte Dolchstoßlegende verbreiteten, derzufolge revolutionäre Kräfte in Deutschland den ungeschlagenen Truppen in den Rücken gefallen wären und so erst die Niederlage im Ersten Weltkrieg und den Versailler Friedensvertrag verursacht hätten. Kellner schreibt:

> „Uebrigens begrüße ich die Rettung des Führers, weil er aus taktischen Gründen bis zum bitteren Ende dabei sein muß. Es darf für künftige Zeiten keine Ausrede möglich sein. Er muß da bleiben bis es gar keinen Ausweg mehr gibt, bis selbst die ‚Vorsehung' nicht mehr helfend ihm zur Seite steht."[29]

Der 20. Juli blieb in den folgenden Tagen fast ohne Echo in Kellners Tagebuch. Zwar klebte er weiterhin Zeitungsartikel ein, die etwa von der Verhaftung Beteiligter berichteten, äußerte sich selbst jedoch nicht mehr dazu. Lediglich am 4. August kommt er noch einmal darauf zu sprechen, als er festhält, dass die Propaganda von der „Vorsehung", die Hitler bewahrt habe, offenkundig auf fruchtbaren Boden gefallen sei. In einer Gastwirtschaft sagte ein Eisenbahnbeamter, Hitler sei „ein Gesandter Gottes"[30] und würde den „Endsieg" bringen. Kellner

25 Kellner 2011: S. 762 (Eintrag vom 27.7.1944).
26 Ebd.
27 Ebd. Hervorhebung im Original.
28 Ebd.
29 Ebd.: S. 762 f.
30 Ebd.: S. 787 (Eintrag vom 4.8.1944).

sah in solchen Leuten keinen extremen Einzelfall: „Es ist nicht etwa so, daß derartige Exemplare von Phantasten nur vereinzelte Erscheinungen wären, nein, die da glauben und hoffen bis zum letzten Atemzuge sind noch recht zahlreich vertreten."[31] Ihm blieb lediglich die Hoffnung beziehungsweise der Wunsch, dass nach dem Krieg „diesen Lumpen das Handwerk für alle Zeiten gelegt wird".[32]

Friedrich Kellner war ein Mann klarer Vorstellungen und deutlicher Worte. Sein Tagebuch war ihm während des Kriegs der Ort, wo er dem freien Lauf lassen konnte, wo er ungeschminkt Kritik üben und kleine Erfolge seiner „Zersetzungsarbeit" festhalten konnte. Insofern ist das Schreiben zweifellos ein Akt der Selbstbehauptung für ihn, eine geistige Stütze. Dieses Zeugnis war allerdings auch auf die Zukunft ausgerichtet. Im Tagebuch wollte Kellner das NS-Regime im Krieg, seine Propaganda und die Einstellungen seiner Zeitgenossen festhalten, um all dies für eine spätere Abrechnung nutzen zu können.

So wie das Schreiben eine klare Funktion für die Zukunft erfüllen sollte, waren auch viele seiner Handlungen, die er als aktiven Widerstand klassifizierte, auf ein Danach ausgerichtet. Eine Ablösung des Regimes von innen heraus hat er allem Anschein nach und bei den konstatierten Verhältnissen für nahezu unmöglich gehalten. Ein Widerstands*kampf* im Krieg, so wie er sich unter anderem im Attentat vom 20. Juli manifestierte, hielt er offenkundig für aussichtslos oder gar für kontraproduktiv. Insofern war er sicherlich kein Widerstandskämpfer, vielmehr ein sehr mutiger und konsequenter Regimekritiker. Angesichts des im Laufe des Krieges immer mehr um sich greifenden Terrors nach innen gegen „Wehrkraftzersetzer" und „Defaitisten" aber kann auch Kellners Aufklärungsarbeit, das Säen von Zweifeln als eine Form von Widerstand angesehen werden, mit dem der totale Anspruch des NS-Regimes ein wenig untergraben werden konnte. Der Journalist Konrad Heiden brachte dies bereits 1937 im Exil auf den Punkt:

> „Innere Spannungen, die eine Demokratie in ihrer Elastizität ohne Schaden erträgt, würden das starre System der Diktatur sofort sprengen. Dem Begriff des totalen Staates entspricht die totale Zustimmung; auch ein schmaler Sektor des Widerspruchs ist bereits eine Bresche im System. Was das Individuum denkt, läßt sich nicht kontrollieren, am wenigsten am Manometer erzwungener Abstimmungen; aber die Aeußerung der Gedanken und die Vereinigung der oppositionellen Meinungen mehrerer, somit den Schritt vom individuellen Gedanken zur politischen Wirklichkeit, kann ein unendlich gewaltiger und unendlich feiner Polizeiapparat verhindern. Das ist die Hysterie der Diktatur, daß sie nur vergnügte Gesichter um sich sehen kann und selbst vereinzelter Widerspruch sie in ihrem Wesen erschüttert. Der umfangreiche Apparat, den sie zur

31 Ebd.
32 Ebd.

Bekämpfung dieses Widerspruchs aufbieten muß, zeigt somit zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche."[33]

Widerständige Erinnerungen: Laubacher Kontroversen

Nach dem Erscheinen der Kellner-Tagebücher setzte eine breite Rezeption vor allem in den überregionalen Medien ein[34]: Die *Süddeutsche Zeitung*, die *Welt*, die *taz* und viele mehr sahen in den Notaten ein einmaliges Zeugnis und letztlich einen (weiteren Beleg) für die Tatsache, dass zentrales Wissen um die Verbrechen des Dritten Reichs weit verbreitet war.[35] Gleich zweimal schaffte es die Publikation auf die gemeinsame Bestenliste „Sachbücher des Monats" von *Süddeutscher Zeitung*, *Norddeutschem Rundfunk*, dem *Buchjournal*, dem *Börsenblatt* und *Telepolis* (September und Dezember 2011), darüber hinaus firmierte die Edition auch auf der Bestenliste der Fachzeitschrift *Literaturen* (November/Dezember 2011). Daneben folgte Ende 2011 die Auszeichnung „Historisches Buch des Jahres" in der Kategorie „Autobiographisches" der Zeitschrift *Damals*.

Auch regional stießen die Tagebücher auf großes Interesse, dies zumal Kellner vor allem zu Anfang seines Projektes auch intensiv seine unmittelbare Umgebung – das war vor allem das Amtsgericht Laubach und das kleine oberhessische Städtchen – intensiv beschrieb und analysierte. Zunächst schien in Laubach wie im Rest der Republik die Reaktion auf Kellners lange unbekannte Notizen nahezu uneingeschränkt positiv zu sein: Mehrere Veranstalter fanden sich am 29.01.2012 zusammen, um in der örtlichen Stadtkirche eine Lesung mit dem Fernseh-Schauspieler Matthias Hermann zu organisieren, die überaus gut besucht und getragen war von einer umfassenden Anerkennung für Kellners Leistung.[36]

Nur wenige Wochen später sollte sich das Bild etwas ändern: Die örtlichen Sozialdemokraten, deren langjähriges Mitglied Kellner bis zu seinem Tod gewesen war, stellten im Stadtparlament den Antrag, man möge in Laubach eine Straße nach Kellner benennen. Darüber hinaus beantragte die SPD einen Gedenkort für Laubacher Antifaschisten. Letzteres war offenbar bereits das Ergebnis einer auch parteiinternen Diskussion zur Frage, ob – zugespitzt formuliert – das Andenken an Kellner nicht die Erinnerung an andere, „richtige" Widerständler überdecken könne, die für ihre sozialdemokratische Gesinnung mit Konzentrationslagerhaft bestraft worden waren. Darüber hinaus wurde noch ein

33 Heiden 1937: S. 147.

34 Wobei man betonen muss, dass der *Gießener Anzeiger* eine ganz entscheidende Rolle sowohl bei der Entdeckung der Tagebücher für den deutschsprachigen Raum spielte als auch ein verlässlicher Begleiter des fünfjährigen Editionsprozesses war.

35 Vgl. Longerich 2011. Für eine Liste der überregionalen Besprechungen vgl. www.holocaustliteratur.de.

36 „Matthias Hermann las in Laubach aus Kellner-Tagebüchern". In: Gießener Allgemeine, 30.01.2012. Online: http://www.giessener-allgemeine.de/Home/Kreis/Staedte-und-Gemeinden/Laubach/Artikel,-Mathias-Hermann-las-in-Laubach-aus-Kellner-Tagebuechern-_arid,317381_regid,1_puid,1_pageid,46.html.

FDP-Antrag in die Stadtverordnetenversammlung eingebracht, der vorsah „das Gedenken an die Kriegsopfer des Zweiten Weltkriegs öffentlich möglich zu machen."[37]

Schon im Ortsbeirat der Kernstadt, der als erstes städtisches Gremium die Anträge beriet, kam es zu kontroversen Ansichten. Zwar wurde der Antrag auf Schaffung einer Kellner-Straße befürwortet (bei einer Enthaltung), der zweite Antrag wurde jedoch nur zur Kenntnis genommen, ebenso der FDP-Vorstoß. Und auch mit Kellners Widerstand hatte man so seine Probleme. Der *Gießener Anzeiger* berichtete über die Sitzung:

> „Die einzige Enthaltung kam von Sigrid Poschpiech. Sie war über den Antrag ‚nicht so begeistert' und mutmaßte, wieso Kellner so lange unentdeckt bleiben konnte. Dem schloss sich Günter Haas an. Er erinnerte daran, dass Friedrich Kellner seine Aufzeichnungen nur im Geheimen geführt habe, ‚während Andere, die ihr Leben riskiert haben, ins Lager kamen"'.[38]

Mit diesen beiden Einlassungen waren zentrale Motive benannt, die nun in der sich verschärfenden Auseinandersetzung – die u.a. auch über zahlreiche Leserbriefe in den Gießener Zeitungen ausgetragen wurde – immer wieder eine Rolle spielten. Dabei drehte sich der Konflikt im Kern um die Frage, was Widerstand heiße und ob Kellner tatsächlich ein Widerständler gewesen sei oder „nur" ein Chronist, der zu allem Überfluss auch noch nach 1945 „nichts" mit seinen Aufzeichnungen gemacht habe, um ehemalige Nazis zu verfolgen. In diese Auseinandersetzung schaltet sich mehrfach auch Kellners Enkel, Robert Scott Kellner, ein, der die Tagebücher mit herausgegeben hatte und der nun (manches Mal eher indirekt) darauf verwies, dass offenbar nicht alle zur Verfügung stehenden Informationen aus der Edition von allen Diskutanten entnommen worden waren und dadurch die Debatte in eine Schieflage zu geraten schien.[39]

Vor der nächsten Stadtverordnetensitzung tagte der Ältestenbeirat des Parlaments, um die Sachlage auszuloten. Man beschloss, die Anträge zunächst nicht zu behandeln:

> „In der Ausschusssitzung sagte der Stadtverordnetenvorsteher [Joachim M. Kühn] gestern Abend, nach intensiver Beratung sei der Ältestenrat übereingekommen, mit der Formulierung neuer Anträge einen neuen Anlauf zu unternehmen, um für die drei guten Vorschläge gute Lösungen zustande zu bekommen. Gefordert sei ein klares Signal der Anerkennung

37 „Ortsbeirat hat Probleme mit dem Gedenken". In: Gießener Anzeiger, 10.2.21012. Online: http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/kreis-giessen/laubach/11651881.htm.

38 Ebd.

39 Vgl. z.B. das Interview von Robert Scott Kellner mit Klemens Hogen-Ostlender vom *Gießener Anzeiger*: „Fast auf jeder Seite steht etwas, das ihn den Kopf hätte kosten können". In: Gießener Anzeiger, 17.02.2012. Online: http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/kreis-giessen/laubach/11674609.htm.

für Menschen, die in Laubach gegen das Naziregime handelten, und zwar so, dass möglichst niemand aus dem Gedenken ausgeschlossen werde."[40]

Gleichzeitig setzte sich der Laubacher Bürgermeister Peter Klug dafür ein, dass Friedrich Kellners Grab auf dem Mainzer Friedhof nach Ablauf der Schutzfrist erhalten bleibt: ein Ansinnen, mit dem der Lokalpolitiker bei seinen Mainzer Kollegen auf Zustimmung stieß; dort hatte auch die örtliche SPD einen ähnlich lautenden Antrag an die Stadt gestellt. Die Ruhestätte wird nun als Ehrengrab erhalten bleiben.[41]

Die ursprünglichen Anträge wurden – zum Teil in leicht veränderter Form – dann nach wiederkehrenden und auch heftigeren Auseinandersetzungen doch noch verabschiedet. Zuerst behandelten die Kommunal-Parlamentarier den Antrag zur vorgesehenen Kellner-Straße[42]:

„Ins Auge gefasst für die Umbenennung ist der Teil der Andree-Allee, in dem Kellner und seine Frau Pauline in Laubach zuletzt wohnten. Für den von der SPD eingereichten Antrag stimmten acht Sozialdemokraten, fünf Grüne und sieben Freie Wähler. Dagegen waren zwei Freie Wähler und vier Mitglieder der CDU-Fraktion. Stimmenthaltung übten drei Freie Wähler, zwei Bürger für Laubach und zwei CDU-Fraktionsmitglieder. Stadtverordnetenvorsteher Joachim M. Kühn, der zur Beteiligung der Diskussion den Vorsitz abgegeben hatte, warb vor der Abstimmung noch einmal für Zustimmung. Hartmut Roeschen (SPD) stellte Friedrich Kellner heraus als einen Menschen, der ‚stellvertretend für die Laubacher, die sich gegen das Regime eingestellt haben', zu würdigen sei."[43]

Damit waren freilich die Debatten um die Erinnerung an das NS-Regime, an Krieg, Widerstand, Heldenmut und Mitläufertum in Laubach noch nicht beendet. Rund drei Monate später standen die beiden anderen Anträge auf der Tagesordnung[44]:

„Nach acht Monaten der Debatten und Vertagungen haben die Stadtverordneten am Mittwochabend zwei Anträge beschlossen, die sich mit dem Gedenken an Opfer des Krieges befassen. Auf Antrag von Eberhard

40 „Nach Problemen im Ortsbeirat Denkpause für Gedenkanträge". In: Gießener Anzeiger, 15.02.2012. Online: http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/kreis-giessen/laubach/11667846.htm. Vgl. dazu ebenso:„Laubach: Ältestenrat beschäftigt sich mit Kellner-Würdigung". In: Gießener Allgemeine, 27.04.2012. Online:http://www.giessener-allgemeine.de/Home/Kreis/Staedte-und-Gemeinden/Laubach/Artikel,-Laubach-Aeltestenrat-beschaeftigt-sich-mit-Kellner-Wuerdigung-_arid,337095_regid,1_puid,1_pageid,46.html.

41 „Das Grab Friedrich Kellners wird als Ehrengrab erhalten". In: Gießener Anzeiger, 01.08.2012. Nicht online verfügbar.

42 Der Antrag mit sehr ausführlicher Begründung ist als PDF-Dokument online unter http://buergerinfo.asprit.de/sessionnet/bi/to0050.asp?__ktonr=10046 erhältlich.

43 „Laubacher Straße wird nach Friedrich Kellner benannt". In: Gießener Anzeiger, 27.06.2012. Nicht online verfügbar.

44 Zu erhalten online unter http://buergerinfo.asprit.de/sessionnet/bi/to0050.asp?__ktonr=10284 (FDP-Antrag) und http://buergerinfo.asprit.de/sessionnet/bi/to0050.asp?__ktonr=10285 (SPD-Antrag).

> Roeschen (SDP) wurde beschlossen, dass der Magistrat die Schaffung einer Gedenkstätte prüfen soll, an der der Kriegstoten des Zweiten Weltkrieges aus der Kernstadt namentlich ge[dacht] wird. Darüber hinaus soll diese Maßnahme ‚baldigst durchgeführt' werden. Ein Stadtverordneter der SPD, einer der Bürger für Laubach und drei der Freien Wähler enthielten sich der Stimme. Auf Antrag des SPD-Fraktionsvorsitzenden Hartmut Roeschen wird der Magistrat außerdem beauftragt, ein Konzept zur Errichtung eines Gedenkorts für von den Nationalsozialisten verfolgte Widerstandskämpfer aufzustellen. Auch bei diesem Beschluss gab es Enthaltungen: Zwei von den Freien Wählern und drei von der CDU. Eberhard Roeschen brachte in der Sitzung außerdem den Antrag ein, dass das Parlament eine Ehrenerklärung gegenüber den politischen Verfolgten des NS-Regimes aus allen Bevölkerungsschichten a[b]geben sollte. Bei diesem Beschluss enthielten sich drei Freie Wähler und ein Christdemokrat der Stimme. Die Abstimmungen und eine lange, teilweise emotionale Debatte spiegelten noch einmal die Verwerfungen wider, die es seit der Einreichung der Anträge im Januar gegeben hatte."

Bis zur Fertigstellung des vorliegenden Aufsatzes (September 2013) konnte in Laubach noch keines der vorgesehenen und mit breiter Mehrheit beschlossenen Gedenkprojekte endgültig verwirklicht werden, auch eine Kellner-Straße oder -Allee gibt es noch nicht.[45] Dennoch: Die Debatte hat bereits gezeigt, wie wenig die Geschichte des Dritten Reichs tatsächlich „vergangen" ist, wie viele Problemfelder offenbar noch immer unbeackert sind – und wie solche Publikationen mithelfen können, notwendige und längst überfällige Diskussionen anzustoßen.

Literaturverzeichnis

Bankier 1995: Bankier, David: Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die „Endlösung" und die Deutschen. Eine Berichtigung. Berlin.

Broszat 1988: Broszat, Martin: Resistenz und Widerstand: Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojektes „Widerstand und Verfolgung in Bayern 1933-1945". In: Ders.: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. München. S. 136-161.

Dörner 2007: Dörner, Bernward: Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte. Berlin.

Heiden 1937: Konrad Heiden: Ein Mann gegen Europa. Zürich.

Kellner 2011: Kellner, Friedrich: „Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne". Tagebücher 1939-1945. 2 Bände. Hg. von Sascha Feuchert, Robert Scott Kellner, Erwin Leibfried, Jörg Riecke und Markus Roth. Göttingen.

45 In einer Mitteilung an die Verfasser vom 24.09.2013 berichtete Bürgermeister Peter Klug, dass alle Maßnahmen planmäßig vorangetrieben würden. Für die Benennung der Straße etwa habe zunächst eine Prüfung durch den Hessischen Städte- und Gemeindebund (HSGB) erfolgen müssen, für das Denkmal der Kriegsopfer seien bereits ein Standort (Untere Langgasse) und auch ein Künstler gefunden, man sei in der Feinabstimmung.

Kershaw 1994: Kershaw, Ian: Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick. Reinbek.
Lölhöffel 2011: Lölhöffel, Helmut: Der deutsche Patriot. Eine große Entdeckung: Die Tagebücher des Justizinspektors Friedrich Kellner 1939 bis 1945 geben Aufschluss darüber, was die Deutschen vom Krieg wissen konnten. In: Süddeutsche Zeitung, 14.6.2011, S. 16.
Longerich 2006: Longerich, Peter: Davon haben wir nichts gewußt. Die Deutschen und die Judenverfolgung, 1933-1945. München.
Longerich über Friedrich Kellners Tagebücher und das Zeitunglesen in der NS-Diktatur. In: Die Zeit, 28.7.2011, S. 17.
Longerich 2011: Die Wahrheit der Propaganda. Ein Gespräch mit dem Historiker Peter Roth 2011: Roth, Markus: Jeder konnte es wissen. In: Die Zeit, 22.6.2011, S. 22.
Rothschild 2012: Rothschild, Thomas: Von wegen: nichts gewusst! In: Die Presse, 25.5.2012, S. 24.

Oberst Gustav Petri – der „Retter von Wernigerode“ - ein Bürger aus Gießen[1]

PETER LEHMANN

Vorbemerkung: Aus Anlass des 125. Geburtstages von Oberst Gustav Petri gedenkt die Stadt Wernigerode 2013 in mehreren Veranstaltungen ihres Retters am Ende des Zweiten Weltkrieges. Der nachfolgende Beitrag ist die gekürzte Zusammenfassung einer größeren mehrjährigen Forschungsarbeit in Bundes- und Landesarchiven sowie im Petri-Archiv, das von der Familie vollständig dem Stadtarchiv Wernigerode übergeben worden ist.

Auf dem Friedhof am Rodtberg in Gießen befindet sich das Familiengrab Petri. Angeblich waren die Petris bereits seit dem Dreißigjährigen Krieg hier ansässig, nachweislich aber seit Ende des 17. Jahrhunderts.[2] Auf der Grabstelle, die von der Stadt unter dauernden Schutz gestellt ist, liegt eine Steinplatte mit der Aufschrift:

> Unserem lieben Kameraden Oberst Gustav Petri
> geb. 3. 6. 1888 – gef. 12. 4. 1945
> Du gabst Dein Leben zur Rettung der Stadt Wernigerode.

Die Gedenkplatte wurde gestiftet vom Großherzoglichen Infanterie-Regiment Nr. 116, das später den Namen „Kaiser Wilhelm“ trug, und von dem Großherzoglich Hessischen Reserve-Infanterie Regiment Nr. 254.[3] Beide Einheiten waren aktiv am Ersten Weltkrieg beteiligt. Bei den 116ern wurde Gustav Petri seit 1908 als Freiwilliger ausgebildet, mit den 254ern war er während des Krieges in Masuren, in Litauen – unter anderen nahm er an der Njemenschlacht teil – und in Lettland (Riga) sowie in Rumänien eingesetzt, am Ende des Krieges 1918 an der Somme und vor Verdun in Frankreich.

Wer war dieser Gustav Petri, dem seine Kriegskameraden am Ende des Zweiten Weltkrieges einen Gedenkstein in seiner Heimatstadt auf das Familiengrab legten? Was hat sich da im Harz zugetragen, um ihn als „Retter von Wernigerode“ auszuzeichnen?

---

1 Vgl. zum Beitrag die ausführliche Monographie und Dokumentation von Peter Lehmann: „geachtet – geleugnet – geehrt“ / Oberst Gustav Petri, Retter von Wernigerode, Harz-Forschungen 29, Lukas-Verlag Berlin 2013 (Herausgegeben vom Harzverein für Geschichte und Altertumskunde e.V.); einschließlich einer CD mit dem Tagebuch von Gustav Petri von 1939 bis 1945.

2 Nach einer Zeitungsnotiz (ohne Datum) im Gießener Anzeiger unter Berufung auf Cullmann (Oberst): Familiengeschichte der Petri 1391–1913, Nürnberg 1913.

3 Zum 75. Geburtstag Petris 1963 befand sich die Gedenkplatte bereits auf dem Familiengrab. Wann sie gestiftet wurde, ist unbekannt. Quelle: Gießener Anzeiger vom 1. Juni 1963.



Abb. 1: Familiengrab Petri auf dem Rodtberg in Gießen / Foto: privat

Preußischer Offizier und hessischer Kaufmann

Als eines der letzten Länder trat das Großherzogtum Hessen dem vom „eisernen Kanzler“ Bismarck 1871 geschmiedeten Deutschen Reich bei. Gießen als aufstrebende Universitäts- und Garnisonsstadt war Verwaltungssitz für die Provinz Oberhessen. Monopolfreiheit und niedrige Tabaksteuer hatten hier 1813 die Gailsche Rauchtabakwarenfabrik (später Zigarrenfabrik) ansässig werden lassen. Zu den Tabakwarengroßhändlern gehörte Carl Petri (1854–1912) mit seinem Unternehmen in der Schulstraße 6 nahe dem Markt, das 1882 gegründet worden war. Er war der Vater von Gustav Petri, der hier in Gießen am 3. Juni 1888 geboren wurde. Unter der Fürsorge seiner Mutter Johanna geb. Scheffler (1881–1923) wuchs Gustav zusammen mit seinem Bruder Karl, der später Bankkaufmann in Regensburg wurde, und seinen beiden Schwestern Friedl und Lieselotte auf. Der Tabakwarenhandel und noch mehr das preußische Militär faszinierten Gustav von klein auf.

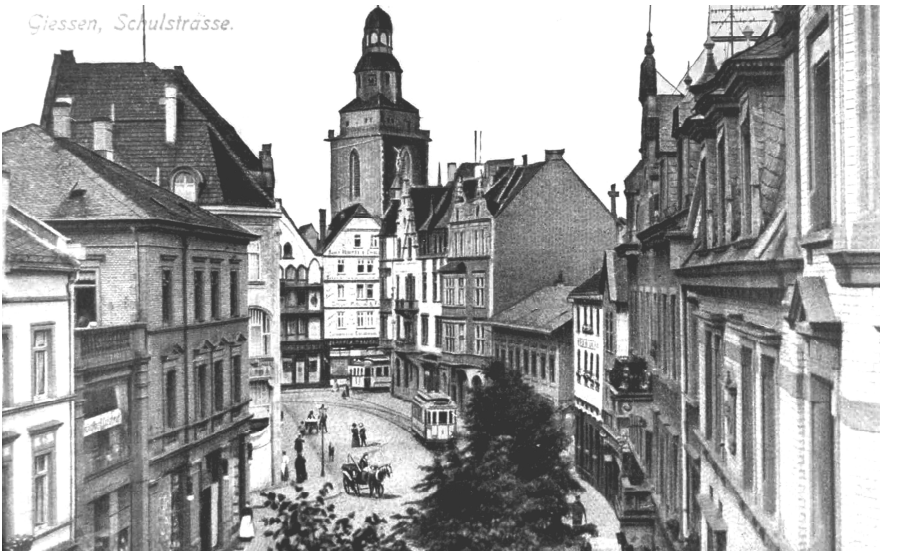


Abb. 2: Schulstraße in Gießen, Nr. 6 Tabakgroßhandel Petri / Foto: Stadtarchiv Gießen

Ab Ostern 1894 besuchte der junge Petri die Vorschule des Gymnasiums und wechselte Ostern 1897 in das Gymnasium, das er 1905 mit der Mittleren Reife verließ. Der Vater drängte auf eine kaufmännische Ausbildung, damit Gustav das Geschäft später weiterführen konnte. Die dreijährige Lehrzeit absolvierte er in der Papierfabrik Busse & Niederstadt in Herford. Anschließend wurde er bis 1908 Filialleiter seiner Ausbildungsfirma in Hannover.

Gustav Petri aber zog es zum Militär. 1908/1909 diente er als einjähriger Freiwilliger beim Infanterieregiment 116. In den folgenden Jahren setzte er seine militärische Ausbildung fort, die er 1911 als Unteroffizier und Offiziersaspirant abschloss.

Von 1909 bis 1910 hatte er eine Stellung in einer Papierwarenfabrik in Koblenz, die er aber aufgeben musste, weil sein Vater schwer erkrankte. Als Carl Petri zwei Jahre später starb, übernahm Gustav Petri 23-jährig das väterliche Geschäft und war nun für seine Mutter und die Geschwister verantwortlich. Dabei schwankte er ständig zwischen seiner kaufmännischen Tätigkeit und einer militärischen Laufbahn. Immer wieder nahm er an mehrwöchigen Übungen seines Regimentes mit Erfolg teil.



Abb. 3: Leutnant Gustav Petri 1915 / Foto: privat

Am Ersten Weltkrieg war Gustav Petri vom ersten Tage im August 1914 bis zum letzten 1918 beteiligt. Mit dem Infanterie-Regiment 116 rückte er als Zugführer in den Frankreichkrieg aus und wurde bald Leutnant der Reserve. Ab November 1914 bis zum Kriegsende wurde er dann beim Reserve-Infanterie-Regiment 254 in Masuren, dem Baltikum und auf dem Balkan eingesetzt. Bereits am 22. August 1914 verletzte ihn bei Anloy in Belgien ein Gewehrschuss durch den Mund schwer. Im Garnisonslazarett in Gießen musste ihm ein künstliches Gebiss angepasst werden. Während seines Einsatzes an der Ostfront und in Rumänien war er anfangs Kompanie-, zuletzt Bataillonsführer. Mehrmals war er verwundet worden, erhielt außer beiden Eisernen Kreuzen auch die Hessische Tapferkeitsmedaille und das Hessische Kriegsehrenzeichen. Stolz war er zeitlebens auf eines der höchsten preußischen Orden, das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern. Nachdem er am Ende des Krieges noch an der Westfront eingesetzt war, trug er schwer an der Niederlage der preußischen Armeen und dem Ende des Kaiserreiches.

Gustav Petri wurde im Rang eines Leutnants am 31. Dezember 1918 aus dem Heeresdienst entlassen. Den Ausgang des Krieges empfand der Offizier, wie andere auch, als eine persönliche Schmach. Die Schuld sah er in einer unfähigen und letzten Endes versagenden Heeresleitung. Vielleicht war das mit ein Grund, weswegen er sich 1936 für die Wehrmacht reaktivieren ließ. Das Misstrauen in die Heeresleitung behielt er später auch im Zweiten Weltkrieg. Mit der 1918 entstandenen Weimarer Republik konnte er sich überhaupt nicht anfreunden.

Zurück in der Heimat leitete Gustav Petri den vom Vater übernommenen Betrieb als „Zigarren- und Zigaretten-Großhandlung“ weiter. Nachdem sich das Geschäft anfangs gut entwickelte, geriet es in den Strudel von Inflation und Weltwirtschaftskrise. Später sorgten das Einfuhrverbot für Rohtabake und die Zwangsbewirtschaftung unter der Nazi-Herrschaft für Kurzarbeit und zahlreiche Betriebsschließungen in Gießen. Petri handelte vor allem mit der Zigarettenmarke R 6, deren Packungen die Firma Reemtsma seit 1932 Bilder zu den Olympischen Spielen zum Einkleben in Sammelalben beifügte.

Unmittelbar nach Kriegsende gründete Petri eine eigene Familie. Er heiratete am 30. April 1919 Henriette Hettler, genannt Henny. Sie war am 28. März 1892 ebenfalls in Gießen geboren. Ihr Vater Heinrich Hettler (1860–1829) war Konditormeister und führte zusammen mit seiner Frau Emilie geb. Rinklin (1863–1929) das renommierte Café Hettler am Selterstor (Frankfurter Str. 1), das noch bis 1968 stand und dann im Zusammenhang mit dem Bau der Fußgängerbrücke abgerissen wurde. Dort traf sich gern, wer Rang und Namen in der Stadt hatte. Hettlers hatten sechs Töchter, die – wie eine Freundin sagte – zu den hübschesten Mädchen der Stadt gehörten, hinter denen alle Studenten und Soldaten her waren. Henny und Gustav Petri hatten drei Söhne: Karlheinz wurde am 21. Juni 1920, Hans am 16. April 1924 und Günther am 13. April 1927 geboren.



Abb. 4: Conditorei & Wiener Café Heinrich Hettler in Gießen, Großherzoglicher Hoflieferant seit 1882; Repro Postkarte um 1920 aus der Sammlung Petri

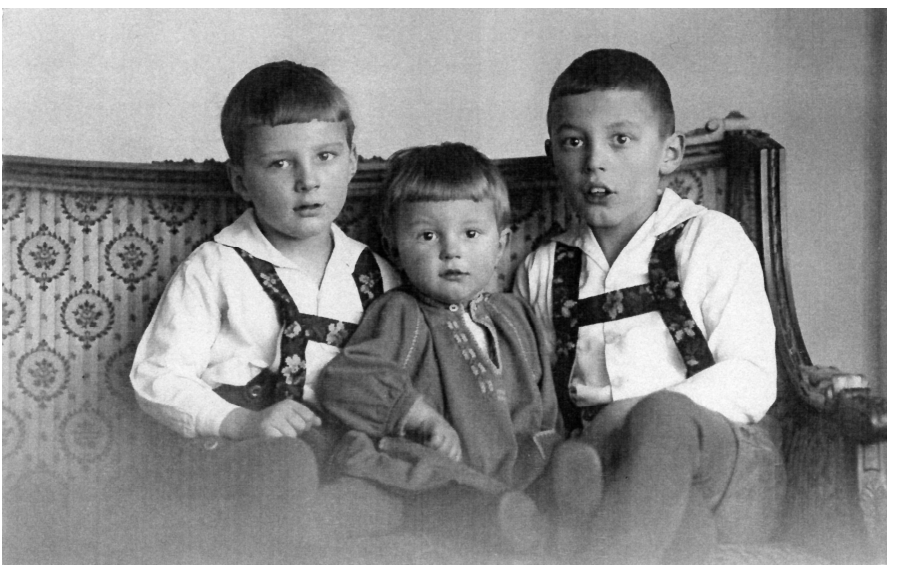


Abb 5: Söhne Petri: Karlheinz, Günther und Hans (von links) / Foto: privat

Karlheinz war mit seinen großen braunen Augen ein Charmeur, der Liebling seines Großvaters und aller Tanten. Er wollte einmal Schiff- und Flugzeugbau studieren. Das Studium konnte er nicht aufnehmen, weil er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Bereits zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er an der

Westfront schwer verwundet und starb am 29. Mai 1940, zwei Tage nach seinen Verletzungen. Der jüngere Bruder Hans „war mit Abstand der Intelligenteste von uns dreien", wie sein jüngster Bruder Günther meint. Er entdeckte seine Freude am Fliegen und wollte unbedingt zur Luftwaffe. Dort wurde er zum Piloten ausgebildet und machte den Zweiten Weltkrieg mit. Bis zuletzt glaubte er als einziger in der Familie an den „Endsieg". Er ist als Leutnant am 24. März 1945 in der Nähe von Wesel in den Rheinauen gefallen. Sein Vater Oberst Petri hat auf dem Rückmarsch von Frankreich in den Harz nur von seiner Verletzung gehört, seinen Tod hat er nicht mehr erfahren. Der jüngste Bruder Günther musste 1937 bei Aufnahme in das Realgymnasium dem „Jungvolk" beitreten, die Eltern erreichten durch ein ärztliches Attest eine Befreiung vom „Dienst".[4] 1942 wurde er allerdings „zwangsweise in die Hitlerjugend eingewiesen", wie er in seiner unveröffentlichten Familiengeschichte notiert. Um einen Einsatz in den letzten Kriegstagen kam er aber herum. Später unterstützte er seine Mutter bei der Suche nach dem Grab seines Vaters und beim Wiedergutmachungsverfahren. Er studierte Bauingenieurwesen, wurde Diplom-Ingenieur, baute Brücken, berechnete komplizierte Industriebauten und war zuletzt im Bundesbauministerium im Bereich „Bauforschung, neue Baustoffe und Bauarten" tätig. Heute lebt er in Bad Godesberg im Ruhestand, hat zusammen mit seiner Frau Carla fünf erwachsene Kinder und 15 Enkelkinder.

Zwischen Stahlhelm und Wehrmacht

Nach dem Ersten Weltkrieg blieb Gießen als Militärstandort weiter interessant. Die Stadt lag nahe an der entmilitarisierten Zone im Westen. Am Ende der Weimarer Republik und erst recht zu Beginn des Dritten Reiches wurden neue Kasernen gebaut und ein Truppenübungsplatz angelegt. Gustav Petri, der nicht in die Reichswehr übernommen worden war, betätigte sich in der Einwohnerwehr und „gründete im Jahre 1925 den Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten" in Gießen,[5] nachdem er bereits in den „Vereinigten Vaterländischen Verbänden Deutschlands" (VVVD) tätig war. Dieser Zusammenschluss national gesinnter Verbände lehnte die Weimarer Republik ab und wollte vor allem die Wehrhaftigkeit Deutschlands erhalten. Den „internationalistischen Pazifismus" lasteten sie den linken und liberalen Parteien an. Im VVVD und im Stahlhelm gab es militaristische, völkische und antisemitische Strömungen. Einige strebten die Restaurierung der Monarchie an. Insofern gerieten manche Gruppierungen in Widerspruch zur „nationalsozialistischen Bewegung" und wurden dadurch zu einer „rechten Opposition" gegen den Nationalsozialismus. Inwieweit Gustav Petri der einen oder anderen Richtung zuneigte oder sich politisch betätigte, ist

4 Durch das Gesetz über die Hitlerjugend vom 01.12.1936 wurde die gesamte „deutsche Jugend" in der „Hitlerjugend zusammengefasst". Das Jungvolk war die dazugehörende Kinderorganisation der 10- bis 14-Jährigen.

5 Aus dem Lebenslauf in der Personalakte Petri beim Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Pers. 6/11350, Blatt 8–9.

nicht erkennbar. Er führte im Stahlhelm eine „Kraftfahrstaffel des Landesverbandes Hessen".

Später hat ihm Prof. Dr. Otto Dehner (1899–1973), Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät und zeitweise auch Rektor der Universität Gießen, der aktiv im Stahlhelm tätig war und 1936 aus „politischen Gründen" sein Amt verlor, bescheinigt: „Die Methoden des Nationalsozialismus hat er stets verurteilt und sich in freimütiger und unerschrockener Weise darüber oft und offen ausgesprochen."[6] Als der Stahlhelm 1934/1935 in die SA[7] überführt wurde, verließ er diese semi-militärische Organisation. Wie vielen Stahlhelmern lag ihm an einer „Frontgemeinschaft", mit einer „Volksgemeinschaft" der Nationalsozialisten hat er nichts anfangen wollen oder können.

Regierungsdirektor Friedrich Gutermuth (1892–1972), Vorsteher des Finanzamtes Gießen 1928-1934 und von 1945 bis zu seinem Ruhestand 1958, kannte Petri als „aktiven Anhänger der Stahlhelm-Bewegung" (der er selbst nicht angehörte). Beide waren in den Jahren 1939 bis 1941 im Stab der 246. Infanterie-Division tätig. Gutermuth kannte „aus vertraulichem Gespräch seine [Petris] Einstellung zum Nationalsozialismus". Petri habe unter dem „kollektiven Übertritt des gesamten Stahlhelms zur Partei" (NSDAP[8]) und seiner Übernahme zur SA 1933/1934 gelitten und „sich offen gegen den Anschluss ausgesprochen". „Wiederholt hat er sich im größeren Offizierskreis offen und mutig mokiert über die häufigen Entgleisungen der kleinen und großen Parteibonzen, was ihm offensichtliches Misstrauen bei den überzeugten Anhängern der Partei einbrachte." Gutermuth könne „nach bestem Wissen und Gewissen bestätigen, dass Oberst Petri ein ganz entschiedener und offenkundiger Gegner des Nationalsozialismus gewesen ist."[9]

Als die nationalsozialistische Regierung 1935 unter Bruch des Versailler Vertrages die Wehrmacht wieder aufbaute, wollte Gustav Petri gern wieder Soldat sein. Daher verkaufte er 1936 den Zigarren- und Zigaretten-Großhandel in Gießen, wegen der schlechten Konjunktur mit großen Verlusten, und meldete sich bei der Wehrmacht, um sich reaktivieren zu lassen. Auf Grund seines Alters wurde er am 1. Juni 1936, also kurz vor seinem 48. Geburtstag, als Hauptmann (E)[10] bei der Wehrwirtschaftsstelle I Bezirk Kassel der Wehrwirtschaftsinspektion IX[11] eingestellt und vereidigt. Die ganze Familie zog nach Kassel um.

---

6 Eidesstattliche Erklärung vom 28.11.1946 im Petri-Archiv des Stadtarchivs Wernigerode, Dok. 09-15

7 Schutzabteilung, paramilitärische Organisation der NSDAP.

8 Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, 1920 von Adolf Hitler gegründet, war geprägt von Nationalismus, radikalem Antisemitismus und totaler Ablehnung einer Demokratie. Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 war sie die einzig zugelassene Partei. 1945 wurde sie und alle ihre Organisationen verboten.

9 Alle Zitate aus einem Schreiben an das Bundesinnenministerium 1958 im Rahmen des Wiedergutmachungsverfahrens Petri; Bundesarchiv Koblenz, B 106/67776.

10 „E" steht für Ergänzungsoffizier.

11 Die Wehrwirtschaftsinspektionen waren dem Oberkommando der Wehrmacht, dem Wehrwirtschaftsamt, direkt nachgeordnet.

Entsprechend dem Wehrgesetz von 1935 wurden im Zuge der Aufrüstung aus Teilnehmern am Ersten Weltkrieg und Wehrpflichtigen im Alter zwischen 35 und 45 Jahren Landwehr-Einheiten gebildet. 1937 wurde Gustav Petri zum Stab des Landwehrkommandeurs nach Darmstadt versetzt und gehörte damit zum XII. Armeekorps. Aufgrund seines Alters und seines Offiziersranges war er später fast immer in Stabsstellen eingesetzt. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Gustav Petri beantragte, die Uniform des Infanterie-Regimentes 116, seiner ursprünglichen Einheit aus Gießen, tragen zu dürfen, um deren Tradition fortzusetzen, was ihm auch gewährt wurde.

Die Familie Petri – die Eltern Gustav und Henny mit den Söhnen im Alter von 16, 12 und 9 Jahren – zog nach einem Jahr in Kassel 1937 nach Darmstadt. Dort wurde sie 1944 ausgebombt und verlor Hab und Gut. Henny Petri kehrte zurück nach Gießen ins elterliche Haus Hettler.

Zwischen Russland und Frankreich

Der Zweite Weltkrieg begann für Gustav Petri bereits am 26. August 1939, als er in den Stab der 246. Infanterie-Division übernommen wurde. Vom ersten Tage an führte er ein Tagebuch, das lange Zeit als verloren gegangen galt. 2011 wurde es im Privat-Archiv der Familie Petri wieder aufgefunden und befindet sich jetzt im Stadtarchiv Wernigerode. Es hält die täglichen Ereignisse fest, gelegentlich mit der Bemerkung „nichts besonderes“. Über das Denken und die Motive seines Handelns schreibt Petri kaum etwas nieder. Nur gelegentlich und zwischen den Zeilen sind seine Einstellungen gegenüber dem Nationalsozialismus oder der militärischen Führung zu erkennen. Für Militärhistoriker sind seine Aufzeichnungen eine Fundgrube, da er Orte und Kampfverbände genauestens festhält, ohne das Risiko des Verrates militärischer Geheimnisse einzugehen. Jedes der 23 Hefte hat er, nachdem sie vollgeschrieben waren, an seine Frau nach Hause geschickt. Dort blieben sie wohl verwahrt und wurden aus der Bomben- und Brandnacht 1944 in Darmstadt gerettet. Doch niemand hatte später je in den Tagebüchern gelesen oder nach ihnen gefragt.

Bis zum Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich war Gustav Petri im „Sitzkrieg“ am „Westwall“ in der Saarpfalz und am Oberrhein stationiert. Nach der Kapitulation Frankreichs wurde die 246. Infanterie-Division im Westen zwischen Tours und Bordeaux als Besatzungsmacht eingesetzt. Außer gelegentlichem Dienst in Paris fand auch hier Krieg so gut wie gar nicht statt. Die Notizen in Petris Tagebuch beschreiben ein „Leben wie Gott in Frankreich“ mit Theater und Kino, mit Ausflügen und Paraden, mit gutem Essen und Wein, mit Ferntrauungen und sportlichen Wettkämpfen. Man arrangierte sich so gut es ging mit der französischen Bevölkerung. Das Vichy-Regime in der „unbesetzten Zone“ Frankreichs kollaborierte mit dem Hitler-Regime in Deutschland. Erst zögerlich strukturierte sich die Résistance. Boykotte stufte Petri fälschlicherweise als „Faulheit“ französischer Arbeiter ein.

Am 3. Juni 1940 feierte Petri seinen 52. Geburtstag mit Blumen und Geschenken, mit Erdbeeren, Kirschtorte und Kaffeestunde. Einen Tag später er-

hielt er die Nachricht „vom Heldentod unseres lieben Karlheinz“. Sein Sohn war in Belgien gefallen. Petri nahm sich Urlaub, fuhr nach Hause, trauerte lange Zeit um ihn. Mehrmals im Jahr fuhr er an das Grab seines Ältesten, brachte Blumen und Gebinde mit. Der Krieg zeigte ihm seine unerbittliche Fratze.



Abb. 6: Karlheinz Petri als Soldat / Foto: privat

Den Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 vermerkt Petri nicht einmal im Tagebuch. Doch nach dem Weihnachtsurlaub desselben Jahres wurde die 246. Infanterie-Division an den Mittelabschnitt der Ostfront verlegt. Für den inzwischen 52-Jährigen fing der Krieg jetzt genau so wie beim ersten Mal 1914 richtig an. Petri hatte das 404. Regiment zu führen und erlebte zwischen Smolensk und Nowgorod heftige Kämpfe: im russischen Winter, in Erdlöchern, später in Schlamm und Dreck, mit Rotarmisten und Partisanen. Er wurde mehrfach schwer verwundet. Am Funktelefon musste er mit anhören, wie ein Teil seiner eingeschlossenen Truppe elend umkommt. Aber er lernte auch Menschen mit frommer russischer Seele kennen, die ihm als Kommandanten Brot und Salz brachten, die bis zu 100 km reisten, um einen Gottesdienst zu besuchen und die selbst in der engsten Hütte eine Ikone an der Wand verehrten. Allerdings ist in einer Beurteilung seines vorgesetzten Generals nach der Feststellung, Petri sei „zuverlässig und einsatzbereit", zu lesen: „seine körperliche Leistungsfähigkeit reicht jedoch für eine Truppenführung nicht mehr aus und er sei „den Anforderungen des Winterkrieges im Osten nicht gewachsen".[12] Zu dieser Zeit war er bereits 54 Jahre alt.

Gustav Petri wurde zum Oberstleutnant befördert und im Spätsommer 1942 zunächst in die Führungsreserve des Oberkommandos des Heeres, anschließend zum Stab des Militärbefehlshabers in Frankreich versetzt. Dort hatte er ab Januar 1943 als Kommandant die Feldkommandantur 638 das Departement Oise mit Sitz in Beauvais zu verwalten. Der Aufgabenbereich reichte von Versorgung der Truppe und der Bevölkerung bis zu Ordnung und Sicherheit im besetzten Gebiet, von Straßen- und Schienenbau bis zur Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsdienst bei der Bekämpfung von bewaffnetem Widerstand. Wöchentliche Jagdausflüge der Generalität aus Paris waren ebenso zu organisieren wie die Aushebung von jungen Arbeitern zur Fremdarbeit in Deutschland bei den vier Sauckel-Aktionen.[13] Für Luftschutz war zu sorgen und bei Truppenverschiebungen waren Quartiere zu beschaffen. In preußischer Disziplin ordnete sich Oberst Petri in die Strukturen der Besatzungsmacht in Frankreich ein. Sein Stab umfasste rund 100 Offiziere, Beamte, Soldaten, Stabshelferinnen und leitendes Personal in den Soldatenheimen. Mit den örtlichen Behörden – Präfekt und Bürgermeistern – hielt er engen Kontakt. Immer wieder musste er nach St. Germain-en-Laye zu Beratungen mit seinem Dienstvorgesetzten, dem Chef des Militärverwaltungsbezirkes A in Nordwestfrankreich, General Friedrich von der Lippe, aber auch zum Militärbefehlshaber General Carl-Heinrich von Stülpnagel in Paris. Inwieweit letzterer Gustav Petri deckte, wenn er wegen abfälliger Bemerkungen über die nationalsozialistische Führung oder das Oberkommando der Wehrmacht angezeigt wurde, ist nicht feststellbar.

12 Aus der Personalakte im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Pers. 6/11350.

13 Fritz Sauckel wurde 1927 Gauleiter und 1933 Reichsstatthalter von Thüringen. Als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz seit 1942 war er für die Deportation von rund 5 Mill. Fremdarbeitern nach Deutschland verantwortlich. Im Nürnberger Prozess wurde er zum Tode verurteilt und 1946 durch den Strang hingerichtet.

Stülpnagel wurde im Zusammenhang mit dem misslungenen Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 30. August 1944 in Plötzensee durch den Strang hingerichtet.



Abb. 7: Oberstleutnant Gustav Petri als Feldkommandant in Beauvais 1943; Foto: privat

In dem von Petri zu verwaltenden Departement Oise liegt Compiègne. Der Ort erinnerte ihn an den Waffenstillstand von 1918, aber auch den von 1940, die beide in demselben Eisenbahnwagen abgeschlossen wurden – das erst Mal nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg, das zweite Mal nach dem Sieg über Frankreich. In Compiègne hatte die deutsche Besatzungsmacht mehrere Lager eingerichtet: für Kriegsgefangene, für nicht-französische Ausländer und Strafgefangene. Neben Drancy bei Paris war hier das zweitgrößte Lager in Frankreich angelegt worden, von dem aus Juden in die Vernichtungslager transportiert wurden. Es ist auffällig, dass sich Petri in seinem Tagebuch nicht über die Lager äußert, obwohl er sie mehrmals besichtigte. Sie unterstanden ihm nicht, sondern wurden vom Sicherheitsdienst und der SS bewacht und geführt. Bekannt ist lediglich, dass sich Petri mehrfach gegen Geiselerschießungen wandte, Gerichts-

verfahren gegen Partisanen aber, auch wenn sie mit einem Todesurteil endeten, befürwortete.



Nach dem Krieg bezeugten zahlreiche Mitarbeiter aus dem Stab Petris, welch aufrechter und gerecht denkender und handelnder Mensch ihr Kommandant gewesen sei. Bereits vor der Landung der Alliierten in der Normandie im Juni 1944 hat er immer wieder geäußert, dass der Krieg verloren sei und sofort mit einem Waffenstillstand beendet werden müsse. Trotz dieser Einsicht aber blieb er seinem Eid treu und übte sich in militärischem Gehorsam. Am 1. Juli 1944 wurde Gustav Petri zum Oberst befördert.

Abb. 8: Oberst Gustav Petri 1944; Foto: Privat

Rückzug und letzte Tage im Harz

Als die Alliierten am 25. August 1944 Paris besetzten, war die Militärverwaltung aufgelöst und der Stab samt Mitarbeitern geflohen. Petri erhielt keine Befehle mehr für seine Feldkommandantur 638. Darum übernahm er selbst die Verantwortung, schickte einen Teil seines Stabes nach Hause und suchte für den Rest Aufgaben bei den zurück gehenden Armeen der Wehrmacht. Über Belgien und Luxemburg ging es an den Rhein. Dabei waren er und sein verkleinerter Stab mal der 5., mal der 7., auch der 1. Armee, zuletzt der 15. Armee unterstellt. Der Einsatzraum erstreckte sich vom Saarland über die Eifel bis zum Niederrhein. Schließlich wurde Oberst Petri im Dezember 1944 noch in die Ardennenschlacht verwickelt, den letzten Versuch des Oberkommandos der Wehrmacht um Hitler, den Krieg zum „Endsieg" zu führen. Mitten im eisigen Winter brach auch hier die Front im Januar 1945 zusammen.

Petri hatte mit seinem kleinen Stab immer im Rückraum der kämpfenden Truppe zu tun: Quartiere beschaffen, für Verpflegung sorgen (auch für Gefangene), zerstörte Straßen und Brücken für die fliehenden Truppenteile herrichten. Hinter der Front sah er das Elend der brennenden Städte und Dörfer, die verängstigten Frauen und Kinder auf der Flucht, die Volkssturmmänner, die an den Panzersperren nicht weiter arbeiteten. Petri schrieb am 5. März 1945 an

seine Frau: „Die Leute wollen einfach nicht [mehr] und möchten am liebsten, dass der Amerikaner möglichst schnell über ihre Dörfer hinweg rollt und damit sie dann Ruhe haben. Unsere Erfahrungen mit dem Volkssturm im hiesigen Gau sind jedenfalls keine schönen. In fast allen Fällen hat der Volkssturm die Panzersperren nicht geschlossen, weil sich dann eventuell Kämpfe darum entspinnen und weil sie dann Gefahr laufen, dass ihr eigenes Dorf mit ihren Frauen und Kindern beschossen wird."[14]

Beim weiteren kaum geordneten Rückmarsch versuchte Petri am 7. März 1945 über die Brücke von Remagen zu gelangen. Sie war so verstopft, dass er südlich bei Koblenz den Rhein überquerte. Am nächsten Tag konnten die US-Truppen, da die Brücke von Remagen zwar beschädigt, aber nicht gesprengt wurde, einen Brückenkopf bilden, der schließlich zur Vernichtung der im Ruhrkessel eingeschlossenen deutschen Truppen führte. Auch die 15. Armee, der Petri mit seinem Stab als Feldkommandantur zugeordnet war, wurde zerschlagen. Petri aber entging den Zangenbewegungen der Alliierten, da er sich außerhalb des Kessels im Westerwald befand. Von dort ging es dann durch Hessen in den Harz.

Am 26. März setzte sich Petri zusammen mit seinem Burschen Franz Rotter von seinem Stab ab und machte einen Umweg nach Gießen. Hier waren seine Frau Henny und sein Sohn Günther im elterlichen Café Hettler untergekommen, nachdem sie in Darmstadt am 11./12. September 1944 bei einem verheerenden Bombenangriff alles verloren hatten. Am nächsten Tag musste Oberst Petri aber schon weiter, da die Amerikaner bereits in Wetzlar standen. Den Geburtstag seiner Frau am 28. März konnte er nicht mitfeiern. Es war die letzte Begegnung der beiden.

Am 5. April wurde Oberst Petri und sein Stab als „Kommandant rückwärtiges Armeegebiet" dem Oberkommando der 11. Armee unterstellt. Diese 11. Armee war Ende März bei Kassel aus unterschiedlichen Truppenteilen, die aus dem Ruhrkessels entkommen waren, Teilen der Waffen-SS, jungen Rekruten und noch kampffähigen Verletzten aus Lazaretten neu aufgestellt worden. Sie sollte den Harz als Rückraum für die 12. Armee sichern, die den Auftrag hatte, den Ruhrkessel aufzubrechen. Aber dafür war alles zu spät geworden.[15] Petri hatte mehrere Kommandanturen im Harz zu bilden und sollte seinen Befehlsstand in Wernigerode selbst einrichten.

Am Abend des 8. April – dem Sonntag, an dem das benachbarte Halberstadt in Schutt und Asche gelegt wurde – traf er zusammen mit einem weiteren Offizier, seinem Burschen und dem Fahrer in Wernigerode ein, nahm noch Kontakt mit einem Kriegskameraden aus dem Ersten Weltkrieg vom 254. Reserve-Infanterie-Regiment auf und übernachtete mit seinen Leuten auf den Bänken im Gastraum des Hotels „Gothisches Haus" am Marktplatz.

14 Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 09-10.

15 Zu den Einzelheiten der 11. Armee vgl. Jürgen Möller, Kampf um den Harz April 1945, Bad Langensalza 2011, bes. S. 11f. und 344.

Anderntags richtete er sich und seinem Stab am Stadtrand im Haus Sonneck im Mühlental ein Quartier ein, nahm Kontakt mit den örtlichen Behörden auf und besuchte – wie verabredet – Oberst Oskar Laue von den ehemaligen 254ern. „Zwischendurch [verteilte er] mal 18.000 Flaschen Schnaps an Stadt- und Landkreis Wernigerode, die schwer zerstörte Stadt Halberstadt und das Lazarett", wie er im Tagebuch vermerkte. Für den Abend hatte er eine Einladung bei Rudolf Kindermann, dem Besitzer des weit über Wernigerode hinaus bekannten Ausflugslokals „Storchmühle", nur etwa 200 m von seinem Quartier entfernt, angenommen. Der hatte sowohl gute Kontakte zu Gauleiter Rudolf Jordan, versuchte aber auch mit den Alliierten Verbindung aufzunehmen. Petri notierte in seinem Tagebuch: „ein interessanter weitgereister Mann, der gute Beziehungen zur Partei hat und sehr im Bilde ist". Was das konkret heißt, ist nicht zu entschlüsseln. Von Kindermann ist bekannt, dass er im Juni 1945 dem britischen Geheimdienst den Aufenthaltsort des untergetauchten Jordan verriet, was zu dessen Verhaftung führte.

Am zweiten Tag seines Aufenthaltes in Wernigerode fuhr Petri nach Sankt Andreasberg in den Oberharz, um sich mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten im Armeeoberkommando, Oberst Hans Linemann, zu besprechen. Später am Tag muss er noch mit einem der täglich wechselnden Kampfkommandanten in Wernigerode gesprochen haben, da er beim Abendessen mit seinem Kriegskameraden Oberst Laue und dessen Frau im „Gothischen Haus" darüber berichtete. Das Beisammensein im Hotel am Markt wurde wegen Fliegeralarms abgebrochen. Wie Laue später berichtete, sprachen sie über die militärische Situation und vor allem darüber, dass Goslar bereits von den Amerikanern kampflos eingenommen worden war. Petri äußerte, dass es wohl mit Bad Harzburg und Wernigerode auch so kommen würde.[16]

Alle diese Begegnungen und seine Erfahrungen auf dem Rückmarsch vom Rhein bis in den Harz müssen ihn bewegt haben, in der Nacht vom 10. auf den 11. April eine Entscheidung zu fällen, die ihn das Leben kostete. Was sich in dieser Nacht abspielte, ist aus mehreren Briefen von Mitgliedern seines Stabes nach deren Entlassung aus der Gefangenschaft bereits 1946, teilweise später ergänzt, an Henny Petri berichtet worden.[17] Kurz vor Mitternacht telefonierte Petri mit seiner vorgesetzten Dienststelle, schilderte die Situation in Wernigerode und sprach von den ständig wechselnden Kampfkommandanten. Darauf wurde ihm befohlen, als ranghöchster Offizier selbst die Kampfkommandantur in Wernigerode zu übernehmen. Dies lehnte er mit der Begründung ab, dass ihm dafür keine Truppen zur Verfügung stünden und die Stadt mit Flüchtlingen und Verwundeten in 28 Abteilungen des Reserve-Lazaretts überbelegt sei. „Soll dies

16 Oskar Laue an Henny Petri am 26.12.1945; Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 01-03.

17 Alle Briefe sind im Original erhalten und befinden sich jetzt im Petri-Archiv des Stadtarchivs Wernigerode.

Städtchen auch ein Trümmerhaufen werden?“[18] In seinem Tagebuch findet sich als letzte Eintragung: „Jede noch erhaltene Stadt hat den einzigen Wunsch, erhalten zu bleiben.“

Am nächsten Morgen, dem 11. April, wurde Oberst Petri von zwei Offizieren aus dem Oberkommando der 11. Armee verhaftet und in den oberen Harz gebracht. Dort herrschte hektische Betriebsamkeit, da die Befehlsstände gerade verlegt wurden. Offensichtlich wollte niemand etwas mit dem Verhafteten zu tun haben. In den Archivdokumenten der 11. Armee taucht nicht einmal Petris Name auf. Da aber seine Befehlsverweigerung offensichtlich war, wurde er ohne nachweisbares Stand- oder Schnellgericht und ohne Urteil wahrscheinlich – so die meisten späteren Aussagen von Stabsangehörigen – von einem SS-Wachzug erschossen. Irgendwo bei Drei-Annen-Hohne zwischen Braunlage und Elbingerode wurde er in den Wäldern des Harzes eilig unter die Erde gebracht. Zwei Tage später erhielt Petris Stab die Mitteilung, dass der Oberst nicht zurück komme. Er wäre nicht mehr am Leben und über seinen Tod dürfe nicht gesprochen werden. Die Witwe erhielt niemals eine Benachrichtigung. Die Verheimlichung aller Umstände der Erschießung von Oberst Gustav Petri lassen nur die Feststellung zu: Er wurde zu Unrecht ermordet.

An jenem 11. April, an dem Oberst Petri morgens verhaftet wurde, waren Teile der 9. US-Armee nachmittags fast kampflos in die Stadt Wernigerode einmarschiert. Am Abend zuvor hatte sich noch ein neuer Kampfkommandant beim Bürgermeister gemeldet, der aber am nächsten Morgen nicht mehr zur Verfügung stand. Er hatte sich abgesetzt. Ratlos hatte der Bürgermeister nicht einmal „Feindalarm“ auslösen lassen. Beim Einmarsch der amerikanischen Truppen gab es noch ein kleines Scharmützel, weil Hitlerjungen meinten, sie müssten sich dem Feind entgegenstellen. Sie kamen alle ums Leben. Die Stadt blieb weitgehend von Kampfhandlungen verschont, die 24.000 Einwohner und die 20.000 Umsiedler, Flüchtlinge und Verwundeten in den Lazaretten blieben am Leben. Oberst Gustav Petri aber hatte seines verloren.

Natürlich wusste er, was für ihn auf dem Spiel stand, als er den Befehl verweigerte. Nach dem Militärstrafgesetzbuch in der Fassung von 1934 drohte dem Offizier wegen einer Befehlsverweigerung der Tod. Aber er sah die Aussichtslosigkeit eines Kampfes um Wernigerode angesichts der Übermacht der anrückenden amerikanischen Einheiten sowie der fehlenden eigenen Truppenverbände und er hatte vor allem die vielen Menschen in der Stadt und in den Lazaretten vor Augen. Petri hatte jetzt eine schwerwiegende Entscheidung zu treffen, die allerdings lange in ihm gereift war. Da spielten die preußischen Tugenden, die ihn von Kindesbeinen an geprägt haben, ebenso eine Rolle wie die Erfahrungen in zwei Kriegen: Elend und Not, Tod und Verderben, zerstörte Städte und Dörfer, getötete Kameraden, hilflose Frauen und Kinder, Verwundete und Flüchtlinge. Zwar gehörte es sich nicht für einen Soldaten, schon gar nicht für einen Offizier, einen militärischen Befehl zu verweigern. Aber einen sinnlos geworde-

18 So Hauptmann Kurt Stellhorn in einem Brief an Henny Petri vom 9. März 1946; Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 01-12.

nen Krieg fortzuführen und Menschenleben ohne zwingende Not zu opfern, gehörte sich ebenso nicht. Wie auch immer sich Oberst Petri entscheiden wollte – den Befehl gehorsam zu befolgen oder ihn zu verweigern - , er steckte in einem Dilemma. Mit seiner Befehlsverweigerung fällte er eine Gewissensentscheidung und nahm die Konsequenzen auf sich. Sein Nachrichtenoffizier berichtete, dass er in der entscheidenden Nacht fest geschlafen habe und am Morgen vom Wachhabenden mehrfach geweckt werden musste, da er sowohl das Telefon als auch das heftige Türklopfen der Offiziere vom Oberkommando, die ihn abholten wollten, nicht hörte. Er war mit sich im Reinen.

Suche nach dem Grab

Bis Ende Oktober 1945 blieb Henny Petri ohne Nachricht über das Schicksal ihres Mannes. Dann erreichte sie ein kurzes Schreiben von Franz Rotter, dem Burschen Petris. Ihm hatte der Oberst bei der Verhaftung sein persönliches Gepäck – auch sein letztes Tagebuch – übergeben und der hatte es in Elbingerode bei den Schwestern des dortigen Diakonissen-Mutterhauses untergestellt. Nun brachte er sich nach kurzer Gefangenschaft bei Frau Petri in Erinnerung und fragte an, ob sie noch in Gießen wohne, damit er ihr das Gepäck seines Oberst zukommen lassen könne.[19] Rotter war davon ausgegangen, dass Frau Petri längst vom Tod ihres Mannes erfahren hatte.
Von Stund an bemühte sich Henny Petri um Kontakte mit ehemaligen Stabsangehörigen, die aber fast alle noch in amerikanischer oder britischer Gefangenschaft waren. Sie schrieb Bürgermeister und Pfarrämter im ganzen oberen Harz an und erhielt von allen die gleiche Antwort: Über einen Oberst Petri ist hier nichts bekannt, er findet sich in keinem Sterberegister und ist auf keinem Friedhof verzeichnet.

Einzig Pfarrer Ernst Teichmann aus Schierke am Brocken unterstützte Frau Petri bei der Suche nach dem Grab ihres Mannes.[20] Er kümmerte sich seit Ende des Krieges um vereinzelte Gräber in den Harzwäldern, veranlasste die Umbettung von Gebeinen und legte 1947 bei Drei-Annen-Hohne am Bahndamm der damals noch existierenden Blankenburg-Halberstädter-Eisenbahn einen kleinen Soldatenfriedhof an. Da bis dahin – wie auch später – keine Grabstelle von Gustav Petri gefunden wurde, ließ er für Oberst Gustav Petri ein Gedenkkreuz aufstellen mit der Inschrift: „Er gab sein Leben zur Rettung der Stadt Wernigerode." Für Henny Petri war dies ein Trost bis zu ihrem Tod 1972.

Dieses Gedenkkreuz und der kleine Soldatenfriedhof wurden von den Diakonissen in Elbingerode, von Bahnarbeitern, Wanderern und Touristen gepflegt, bis die Toten 1976 auf den Friedhof in Blankenburg auf einer zentralen Kriegsgräberstätte umgebettet wurden. Ob bei der Umbettungsaktion, die im

19 Franz Rotter an Henny Petri am 14.10.1945, Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 01-01.

20 Pfarrer Teichmann wurde 1951 nach Halbe berufen und hat dort auf dem Waldfriedhof einen der größten Kriegsgräberstätten mit 28.000 Toten aus der Schlacht um Berlin anlegen lassen.

ganzen Harzgebiet auf der DDR[21]-Seite vorgenommen wurde, auch die Gebeine von Gustav Petri als eines „unbekannten Soldaten“ nach Blankenburg gelangten, konnte niemals nachgewiesen werden. Das Gedenkkreuz jedenfalls verschwand. Die DDR-Behörden hatten sich damit eines für sie leidigen Problems entledigt.

Abbildung aus rechtlichen Gründen.
in der Onlineausgabe entfernt.

Abb. 9: Gedenkkreuz in Drei-Annen-Hohne im Harz bei Wernigerode (1947-1976); Foto: Dieter Oemler 1961

21 Deutsche Demokratische Republik, Teilstaat Deutschlands von 1949 bis 1990, der aus der Sowjetischen Besatzungszone hervorgegangen war. Der Harz war ein geteiltes Gebiet zwischen der Britischen und der Sowjetischen Besatzungszone.

Vom Umgang mit dem „Retter von Wernigerode“ in Ost und West

Bereits 1960 bemängelte ein SED[22]-Funktionär, dass „die Bezeichnung ‚Retter Wernigerodes’ zu viel besagt“ und das Holzkreuz „besser durch eine Gedenktafel … zu ersetzen“ sei. Dass ein Oberst einer „faschistischen Wehrmacht“ Menschenleben gerettet haben soll, passte nicht in das ideologische Weltbild der Machthaber jener Zeit. Es gab aber einen Vorgang in Greifswald, der 1961 sogar verfilmt wurde.[23] Dort hatte Oberst Rudolf Petershagen die Stadt 1945 kampflos der Roten Armee übergeben. Sollte in Wernigerode etwa ein ähnlicher Fall vorliegen? 1962 wurde der „Fall Petri“ von Presse und Lokalhistorikern aufgegriffen. Ernst Pörner, ehemaliger Lehrer in Wernigerode, schrieb einen Aufsatz und die DDR-weite Zeitung „Wochenpost“ schrieb einen gedenkenden Artikel. Sofort kamen von der Bildungsstätte der SED-Kreisleitung Einwände: Der Aufsatz sei „keineswegs exakt wissenschaftlich begründet“. Zwar sandte die Stadt Wernigerode an Frau Petri in Gießen zum Todestag ihres Mannes am 12. April 1962 einen Bildband über die Fachwerkstadt, verbunden mit einem Gedenkblatt, aber die Vorschläge, einen Gedenkstein zu errichten und eine Straße nach Petri zu benennen, wurden nicht umgesetzt. Im Gegenteil.

Auf dem Umweg über Pfarrer Teichmann, der inzwischen in Halbe tätig war, wurde Frau Petri vom Rat der Stadt mitgeteilt: „Die eventuelle Tat von Oberst Petri ist offiziell nicht nachgewiesen... Nachgewiesen ist, dass eine Gruppe von Antifaschisten der Stadt Wernigerode den vorrückenden amerikanischen Truppen in Richtung Darlingerode mit weißer Fahne entgegen gegangen sind und dadurch die Stadt Wernigerode gerettet werden konnte. Ein Vergleich mit der Tat von Petershagen in Greifswald kann nicht vorgenommen werden, da die Tat von Petershagen in Greifswald offiziell von sowjetischen Offizieren anerkannt wurde.“[24] Wenig später erhielt Frau Petri ein Einreiseverbot in die DDR. Damit waren weitere Nachforschungen unmöglich geworden.

Aber auch in der alten Bundesrepublik wurde die Befehlsverweigerung Petris lange Zeit kritisch gesehen. Noch Jahrzehnte später waren die „Verbrechen der Wehrmacht“ nicht aufgearbeitet.[25] Eine Sterbeurkunde wurde im „Fall Petri“ erst nach Vorlage mehrerer Zeugenaussagen schließlich Ende 1946 ausgestellt. Anträge auf Witwengeld oder gar eine Pension – Oberst Petri war Berufssoldat – wurden von den Behörden abgelehnt. Obwohl der Deutsche Bundestag 1951 das „Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für Angehörige des öffentlichen Dienstes“ beschloss, lebten Henny Petri und ihr Sohn Günther von der Fürsorge.

---

22 Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, marxistisch-leninistische Partei in der DDR, der durch die Verfassung eine führende Rolle eingeräumt war.

23 „Gewissen in Aufruhr“, fünfteilige Fernsehserie aus der Produktion der DEFA.

24 Schreiben vom 6. Mai 1970; Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 04-20

25 Erst 2009 hat der Deutsche Bundestag in Änderung des „NS-Unrechtsurteileaufhebungsgesetz“ entschieden, dass bei Urteilen wegen „Kriegsverrates“ keine Einzelfallprüfungen mehr vorgesehen sind.



Abb. 10: Dankadresse Rat der Stadt Wernigerode 1962/ Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode

Eine Wiedergutmachung zog sich bis zu einer Entscheidung des Bundesinnenministeriums im Jahr 1958 hin. Im entsprechenden Bescheid wurde umständlich erklärt, dass Petri eigentlich „rechtmäßig" gemäß Militärstrafgesetzbuch von 1934 (verschärft 1935 und 1940) erschossen worden sei. Da aber die Erschießung durch ein nicht zuständiges Kommando ausgeführt wurde, handele es sich um einen „Nichtakt", dessen Folgen nicht wieder gut zu machen seien – eine typische juristische Argumentation, die noch lange in der Bundesrepublik gelten sollte. Anerkannt wurden allerdings mehrere eidesstattliche Erklärungen, in denen Petris ablehnende Einstellung zum Nationalsozialismus bezeugt wurde. Hier sei noch einmal auf die oben erwähnten Erklärungen von Prof. Dehner und Regierungsdirektor Gutermuth aus Gießen verwiesen. Das Bundesinnenministerium urteilte 1958, Petri habe eine Gewissensentscheidung gefällt, die für eine Wiedergutmachung zu Grunde zu legen sei. Frau Petri erhielt daraufhin ab 1958 Versorgungsbezüge.[26]

Der „Fall Petri" beschäftigte 1961 auch die juristischen Instanzen. Bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main ging eine Anzeige ein, die auf zwei Fälle von Kriegsverbrechen hinwies. Ein Fall betraf Oberst Gustav Petri.[27] Daraufhin wurde die Kriminalpolizei in Gießen beauftragt, Frau Petri zu befragen. Ein umfangreiches Protokoll wurde gefertigt und darin Namen und teilweise auch Adressen von möglichen Beteiligten an der Erschießung benannt, darunter der Name des unmittelbaren Vorgesetzten Petris, Oberst Linemann, und dessen Stellvertreter, Major Dold. Ohne diesen Angaben weiter nachzugehen verfügte der Oberstaatsanwalt drei Monate nach Eingang der Anzeige die Einstellung des Verfahrens. Er stellt dabei fest, dass es „keine Anhaltspunkte für ein Verbrechen" nach § 211 Strafgesetzbuch (Mord) gebe und dass die Strafverfolgung, soweit es sich um Totschlag handele, verjährt sei. Eine Befragung der benannten Personen fand nicht statt. Immerhin lebte Oberst Linemann noch bis 1995 in Bad Harzburg, wenige Kilometer von Wernigerode entfernt. Linemann hatte 1965 über seinen Anwalt erklären lassen, dass er zwar für die Verhaftung, nicht aber für die Erschießung Petris verantwortlich sei. Lapidar stellte die Oberstaatsanwaltschaft 1961 fest: „... 2. Austragen. 3. Kein Bescheid. 4. Keine Nachricht. 5. Herrn Amtsleiter zur Kenntnis. 6. Weglegen."

Ehrung nach der Friedlichen Revolution 1990

Dennoch war Oberst Gustav Petri weder im Westen noch im Osten Deutschlands vergessen. Als nach der Friedlichen Revolution der „Wohltäterbrunnen" auf dem Marktplatz Wernigerodes 1990 restauriert werden sollte, wurde von einem älteren Bürger der Stadt vorgeschlagen, an ihm eine Plakette für Oberst Petri anzubringen. Den Vorschlag nahm der Stadtrat auf. Zum Tag der Einheit 1991 wurde eine Tafel für Oberst Gustav Petri im Beisein seines Sohnes Günther Petri feierlich eingeweiht.

26 Der Wiedergutmachungsbescheid befindet sich im Bundesarchiv Koblenz, B 106/67776.

27 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Entschädigungsakte Petri, Abt. 518 Pak. 2194 Nr. 3.



Abb. 11: Plakette am Wohltäterbrunnen auf dem Marktplatz in Wernigerode seit 1991; Foto: privat

1995 wurde in Drei-Annen-Hohne ein Gedenkstein aufgestellt und gleichzeitig eine Straße im Zentrum Wernigerodes nach Gustav Petri benannt.

Bei der Beschlussfassung zu dieser Straßenumbenennung gab es im Stadtrat noch eine ernsthafte Diskussion: Sollte der Offizier geehrt werden und die Straße „Oberst-Petri-Straße" heißen, oder galt die Ehrung dem Menschen Petri und sollte darum besser „Gustav-Petri-Straße" auf dem Schild stehen. Die Entscheidung fiel für den zweiten Vorschlag. Gustav Petri habe es verdient, „mit vollem Namen genannt und in Erinnerung gehalten zu werden", wurde argumentiert. Seine Tat sei „eine sehr menschliche, im Gegensatz zu dem unmenschlichen militärischen Befehl der Verteidigung der Stadt, gewesen". Sicher habe Oberst Petri aus militärischer Einsicht und soldatischer Tugend gehandelt, aber er habe aus „humanistischer Gesinnung" und im „Widerspruch zur militärischen Pflichterfüllung" gehandelt.[28]

28 Aus dem Schriftwechsel des Stadtrates mit Günther Petri 1995; Petri-Archiv im Stadtarchiv Wernigerode, Dok. 03-30.



Abb.: 12: Gedenkstein in Drei-Annen-Hohne im Harz bei Wernigerode seit 1995; Foto: privat

Diese Diskussion im Stadtrat regt zum Nachdenken an. Petri war ganz und gar von preußischen Tugenden wie Pflichterfüllung und Gehorsam, Gerechtigkeit und Treue geprägt. Das hat ihn in einen Gegensatz zum diktatorischen Nationalsozialismus gebracht. Aber ein Widerstandskämpfer ist er niemals gewesen, ebenso wenig ein Märtyrer. Doch ließ er sich nicht für einen „Kadaver-Gehor-

sam“ missbrauchen. Er hatte das militärische Handwerk von der Pike auf gelernt, zum sinnlosen Kriegführen aber ließ er sich nicht verführen. Ihm war schon lange vor der Landung der Alliierten in der Normandie klar, dass der Krieg verloren ist. Eine Kampffront in Wernigerode mit einer Handvoll Leuten vom Volkssturm und aus den Lazaretten sowie ein paar Hitlerjungen aufzubauen, kam für ihn nicht infrage – auch wenn es ihn sein Leben kosten sollte. Darin zeigte sich sein klares Denken als Offizier.

Gehandelt hat Gustav Petri jedoch als Mensch. Zu viel hatte er erlebt auf dem Rückzug aus Frankreich: zerstörte und brennende Städte, fliehende und verängstigte Frauen, Kinder und alte Männer, Menschen, die nur noch wünschten, dass der Krieg ein Ende habe. Am Abend, als er in Wernigerode eintraf, war das seit dem Mittelalter so bedeutende Halberstadt total zerstört. Für zwei Tage lernte er die noch erhaltene Fachwerkstadt Wernigerode kennen, überfüllt von ratlosen Menschen. Das bewegte ihn, eine menschliche Entscheidung zu fällen.

Oberst Gustav Petri dachte als Offizier und handelte als Mensch. Sein Denken und Handeln trennte er nicht voneinander, sondern fügte sie zu einer versöhnten Spannung. Mit sich selbst war er im Reinen, die Folgen einer Befehlsverweigerung standen ihm klar vor Augen. Ihm gelang es, was nicht jedem gelingt: Das Herz in den Kopf und den Kopf ins Herz zu bringen. Weil er sein Leben einsetzte, blieben andere am Leben. Doch Gedenken allein reicht nicht, Nachdenken ist angesagt.

Die historischen Ersterwähnungen der Langgönser Ortsteile Cleeberg, Dornholzhausen, Espa, Lang-Göns, Niederkleen und Oberkleen

MAREI SÖHNGEN-HAFFER



Die historische Ersterwähnung einer Stadt oder eines Dorfes ist allerorten wesentlich für die Identitätsstiftung und das historische Selbstbewusstsein der Gemeinden. Fünfhundert-, siebenhundert-, tausend- oder mehrjährige Ortsjubiläen geben immer wieder Anlass zu Feierlichkeiten und stärken nicht zuletzt das Gemeinschaftsgefühl und das historische Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger einer Kommune in der Gegenwart. Oftmals wird erst mit dem Nahen eines solchen geschichtsträchtigen Datums die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit gelenkt und vielfach erst dann der Wert der in Archiven sicher verwahrten historischen Dokumente oder der bei Privatpersonen schlummernden Unterlagen zur jüngeren und älteren Ortsgeschichte erkannt und erforscht.

Das 2015 bevorstehende 1200-jährige Ortsjubiläum Dornholzhausens gab daher Anlass genug, sich neben dem Ersterwähnungsdatum dieses Langgönser Ortsteiles auch den Ersterwähnungen der darüber hinaus seit 1977 zur Großgemeinde Langgöns gehörenden Ortsteile Cleeberg, Espa, Lang-Göns, Niederkleen und Oberkleen zu widmen.

Auf Grundlage eines beim Hessischen Staatsarchiv Darmstadt eingeholten Ersterwähnungsgutachtens[1] konnten die Verwahrungsorte aller Ersterwähnungstexte der genannten Ortschaften ermittelt und Reproduktionen der Originaldokumente für das Gemeindearchiv Langgöns angefertigt werden.[2] Die Ersterwähnungstexte, bei denen es sich um im Original erhaltene Urkunden, Urkundenabschriften oder Berichte handelt, sollen im Folgenden in der Zusammen-

1 Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

2 Reproduktionen der Ersterwähnungsdokumente der Langgönser Ortsteile in: Gemeindearchiv Langgöns: Bestand S 1.1 „Allgemeine Fotosammlung“ Nr. 162-170.

schau vorgestellt und abgedruckt werden. Bis auf die Ersterwähnungsurkunde Espas, die im zeitgenössischen Deutsch des 14. Jahrhunderts formuliert ist, sind die übrigen Ersterwähnungsdokumente in lateinischer Sprache verfasst, so dass neben dem lateinischen Originaltext auch eine deutsche Übersetzung geboten wird.

Die für die Langgönser Regionalgeschichte ebenfalls relevanten Ersterwähnungen der „Gunniser [Gönser] marca“ und der „Cleheimer marca“, die die Gegend um Lang-Göns und Dornholzhausen[3] bzw. um Niederkleen und Oberkleen[4] betreffen, werden – die Ortsteil-Ersterwähnungen ergänzend – in Übersetzung anzuführen sein.

1. Ersterwähnung Dornholzhausens vom 11. Februar 815

Dornholzhausen wird laut Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt erstmals in einer auf den 11. Februar 815 zu datierenden Urkunde erwähnt,[5] die im Lorscher Kodex im Bayrischen Staatsarchiv Würzburg abschriftlich überliefert ist.[6] Dornholzhausen kann sich somit – nach derzeitigem Erkenntnisstand – auf das im Vergleich zu den übrigen Langgönser Ortsteilen am weitesten in die Vergangenheit zurückreichende Ersterwähnungsdatum beziehen. Dem Eintrag zufolge schenkte Priester Randolf dem Kloster Lorsch im Jahr 815 zu seinem Seelenheil im Ort „Holzhusen“ einen Herrenacker und eine Knechtshube samt Knecht. Das im lateinischen Text erwähnte „Holzhusen“ kann dabei relativ sicher auf Dornholzhausen bezogen werden.

Die erste eindeutige Nennung der Namensform „Durrenholzhusen“ hingegen findet sich in einer im Kopialbuch des Spitals Wetzlar abschriftlich überlieferten Urkunde vom 10. Mai 1294. Konrad, Sohn des Wilhelm von Dornholz-

3 Darüber hinaus sind auch Kirch-Göns, Pohl-Göns und Ebersgöns der Region der Gönser Mark zuzuordnen. Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012; Wolf, Dieter: Dorfgeschichte im Überblick [Kirchgöns]. In: 850 Jahre Kirch-Göns. Butzbach-Kirchgöns 2000, S.8-66, hier S. 11.

4 Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

5 Die frühere Erwähnung einer Siedlung „Holzhusen“ vom 28. Mai 774 ist dem Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt sowie der durch Karl Glöckner herausgegebenen Textedition des Lorscher Kodex zufolge auf Linden- oder Kaltenholzhausen südöstlich Limburg oder Münchholzhausen südöstlich Wetzlar zu beziehen. Eine weitere Erwähnung eines Ortes „Holzhusen“ vom 27. Februar 790 kann ebenso wenig eindeutig lokalisiert werden. Das genannte Gutachten sowie Glöckner geben als mögliche Orte, auf die sich diese Nennung beziehen könnte, Münchholzhausen bei Allendorf oder Dornholzhausen südöstlich Wetzlar an. Die erste eindeutig auf den Langgönser Ortsteil Dornholzhausen zu beziehende Nennung „Holzhusens“ findet sich laut Ersterwähnungsgutachten und Glöckner im Jahr 815. Siehe hierzu: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Marburg vom 19. März 2012; Glöckner, Karl (Hg.): Codex Laureshamensis. Bd. 3 Kopialbuch, 2. Teil. Darmstadt 1936. (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen). S. 186 Nr. 3133 u. S. 201 Nr. 3159.

6 Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: Signatur: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts“ Nr. 72.

hausen, und seine Ehefrau Bertradis vermachen darin dem Heiliggeistspital bei Wetzlar eine Korngülte zu Dornholzhausen. [7]

1.1. Text der Ersterwähnung Dornholzhausens vom 11. Februar 815[8]

„Donat*io* Randolfi in eade*m* villa.
Ego in D*ei* nomine Randolfus pr*es*b*yter* p*ro* remedio anime mee dono ad s*anctum* N*azarium* m*arty*rem, qui requiescit in corp*o*re in monast*er*io Laurissamensi, ubi venerabilis Adalungus abb*as* p*r*eesse videt*ur*, donatumq*ue* in p*er*petuu*m* es*s*e volo *et* p*ro*mtissima volu*n*tate confirmo in pago Logenehe in Gunnisere marca in loco **Holzhusen** terram indominicatam *et* huba*m* servile*m et* servu*m unum*, qui in ipsa huba manet, p*er*petualiter ad possidendum stipulat*ione* subnixa. Actum in monast*er*io Laurish*amensi* sub die *tertio* [ante] Id*us* Februarii, anno s*ecun*do regnante Ludovvico imp*erat*o*re*."

1.2. Übersetzung der Ersterwähnung Dornholzhausens vom 11. Februar 815[9]

„Schenkung des Randolf in demselben Dorfe.
Im Namen Gottes schenke ich, der Priester Randolf, für mein Seelenheil dem heiligen Märtyrer Nazarius, dessen Leichnam im Kloster Lorsch ruht, wo der ehrwürdige Abt Adelung an der Spitze steht, im Lahngau in der Gemarkung von Göns im Ort **[Dorn-] Holzhausen** einen Herrenacker, eine Knechtshube und einen Knecht, der auf derselben Hube wohnt, zu ewigem Eigentum und will, daß es auf ewig geschenkt sei, und bestätige [dies] mit entschlossenstem Willen gemäß der Übereinkunft. Dies geschah im Kloster Lorsch am dritten Tage vor den Iden des Februar, im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Ludwig."

1.3. Text der Ersterwähnungsurkunde der Namensform „Durrenholzhusen" vom 10. Mai 1294[10]

„Noverint universi presencium inspectores, quod ego Conradus, filius quondam Wilhelmi de **Durrenholzhusen**, et Bertradis, uxor mea, communicata manu et consensu mutuo dedimus, contulimus et assignavimus in salutem animarum nostrarum dono elomosine [!] perpetuo propter deum hospitali sancti spiritus

7 Historisches Archiv der Stadt Wetzlar: Signatur: VII 2.1.

8 Transkription durch Dr. Wolfhard Vahl. Siehe auch: Glöckner, Karl (Hg.): Codex Laureshamensis. Bd. 3 Kopialbuch, 2. Teil. Darmstadt 1936 (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen). S. 215 Nr. 3073. Bei Glöckner fehlende Textpassagen und nicht aufgelöste Abkürzungen im lateinischen Text wurden entsprechend ergänzt und aufgelöst.

9 Übersetzung durch Dr. Wolfhard Vahl. Siehe auch: Minst, Karl Josef: Lorscher Codex Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift wiedergegeben v. A. Lamey (1768-1770) und K. Glöckner (1929-1936). Überarb. u. ins Deutsche übertragen v. Karl Josef Minst. Bd. 5 Schenkungsurkunden Nr. 2911-3836. Lorsch 1971, S. 77.

10 Zitiert nach: Wiese, Ernst (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Bd. 1 1141-1350. Marburg 1911 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Waldeck). S. 178 Nr. 391.

infirmorum apud Wetflariam modium sive quartale siliginis mensure wetflariensis de agro nostro, qui situs est in dem furste apud villam predictam juxta viam versus Frydeberg, post mortem nostram a nostris successoribus annis singulis persolvendum et ad dictum hospitale Wetflariense presentandum, qui scilicet ager fuit olim Eberhardi dicti Wynter de Hirlisheim. In cujus rei testimonium et robur sigillum civitatis Wetflareinsis appendi rogavimus isti scripto. Testes sunt Heynemannus Gerberti, Conradus de Caczenfurt, Hermannus Selge, scabini Wetflarienses, et quamplures alii fidedigni. Datum anno domini millesimo 290 quarto, 6. idus maji."

1.4 Übersetzung der Ersterwähnungsurkunde der Namensform „Durrenholzhusen" vom 10. Mai 1294[11]

„Alle Betrachter der vorliegenden Urkunde mögen wissen, dass ich, Konrad, Sohn des verstorbenen Wilhelm von **Dornholzhausen,** und Bertradis, meine Ehefrau, mit gemeinschaftlicher Hand und gegenseitiger Zustimmung dem Heilig-Geist-Spital bei Wetzlar von Gottes wegen einen und ein Viertel Scheffel[12] Korn Wetzlarer Maßes als ewiges Almosen für unser Seelenheil gegeben, zugewendet und zugeteilt haben. Diese Korngült ist von unseren Nachfahren in jedem Jahr von unserem Acker, der in dem Forst bei vorgenanntem Dorf nahe der Straße nach Friedberg gelegen ist und ehemals Eberhard, genannt Winter von Hörnsheim (Hirlisheim), gehörte, dem genannten Hospital zu liefern.
Zum Zeugnis und zur Bekräftigung dieser Sache haben wir die Stadt Wetzlar gebeten, ihr Siegel dieser Urkunde anzufügen. Zeugen sind die Schöffen zu Wetzlar Heinemann Gerberti, Konrad von Katzenfurt und Hermann Selig sowie etliche Vertrauenswürdige mehr. Gegeben im Jahre des Herrn 1294 am sechsten Tag vor den Iden des Mai."

2. Ersterwähnung Cleebergs vom 24. November 1196

Die historische Ersterwähnung Cleebergs ist 381 Jahre nach der ersten Erwähnung Dornholzhausens in einer Urkunde vom 24. November 1196 zu finden,[13] in der Bischof Leopold II. von Worms die Schenkung des Patronatsrechts der Kirche St. Martin zu Bockenheim an das Kloster Sankt Marien zu Wadgassen durch die Gräfin Alveradis von Cleeberg bestätigt. Die Originalurkunde, deren erste, in Gitterschrift gehaltene Zeile mit einem sogenannten Chrismon – der

11 Übersetzung durch Dr. Volker Hirsch.

12 Denkbare Übersetzungsalternative: „ein Scheffel oder ein Viertel".

13 Die in ortsgeschichtlichen Publikationen der letzten Jahrzehnte kolportierte Nachricht von einer angeblich im Lorscher Kodex überlieferten Ersterwähnungsurkunde Cleebergs aus dem Jahr 768 lässt sich nach Rücksprache mit dem Bayrischen Staatsarchiv Würzburg, dem Staatsarchiv Darmstadt und dem Stadtarchiv Butzbach nicht belegen. Bei einer späteren, auf August 1162 datierten und im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt verwahrten Urkunde, in der als Zeugen „Fridericus et Syfridus comites de Cleberg" genannt werden, handelt es sich um eine Fälschung aus dem 13. Jahrhundert. Vgl.: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: Bestand A3 Nr. 331/8; Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

symbolischen Invocatio bzw. Anrufung Gottes – beginnt, befindet sich im Landeshauptarchiv Koblenz.[14]

2.1. Text der Ersterwähnungsurkunde Cleebergs vom 24. November 1196[15]

„In nomine sancte et individue trinitatis. Luppoldus divina favente clementia wormatiensis ecclesie episcopus. Facile per diuturnitatem et revolutionem temporum a memoria labitur hominum, quod nec scripto, nec subscriptione testium perhennatur. Noverit igitur omnium Christi fidelium tam presens etas, quam successura posteritas, quod alberhadis nobilis comitissa de **cleberc**, marito et liberis orbata, ius patronatus ecclesie b. martini in bůckenheim, quod sibi hereditario iure successerat, pro remedio anime sue et predecessorum suorum, de consilio etiam fratris sui friderici comitis de liningen, ecclesie s. marie in wadegozinge, eiusdemque loci abate Godefrido viro religioso, suisque successoribus, cum omni iure et appenditiis in perpetuum liberaliter donavit. Ulricus quoque maioris ecclesie in wormatia prepositus, curam animarum prefate ecclesie cum decimis et oblationibus fidelium, wategotiensi ecclesie et iam dicto abbati suisque successoribus in usus fratrum deo ibidem famulantium, per manum nostram canonice contulit. Hoc adiuncto, ut eidem ecclesie per fratres suos quos ad hoc idoneos esse cognoverit, affectuose provideat, salvo iure nostre diocesis. Si quis autem huic donationi pie et caninice facte contrarius esse presumpserit, indignationem omnipotentis dei et nostram, excommunicationisque sententiam se noverit incursurum. Testium autem nomina in quorum presentia ista stabilita fuerunt, sunt hec. Sigehardus abbas laurissensis, Heinricus decanus maioris ecclesie, Wikramus decanus ecclesie in nuhusen, Conradus custos nuhusensis, Rudengerus cellarius, Wernerus de wartenberc, Rudolfus de elrestat, Sifridus vritach, Rudolfus archipresbiter de kolgestein, Gerardus et gernodus filii richezonis, Erlewinus et frater suus godefridus, Erkenbertus, Albertus comes, Edelwinus. Acta sunt hec anno ab incarnatione domini. Millesimo centesimo nonagesimo sexto. Indictione XII. VIII. Kal. Decembris. Pontificatus nostri anno primo. Regnante gloriosissimo Heinrico Romanorum Imperatore, semper augusto, et rege sicilie."

2.2. Übersetzung der Ersterwähnungsurkunde Cleebergs vom 24. November 1196[16]

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Leopold [II.] durch die Gunst und Milde Gottes Bischof von Worms. Leicht entschwindet durch die lange Dauer und die Umwälzung der Zeiten aus dem Gedächtnis der Menschen, was weder durch Schrift noch durch die Unterschrift von Zeugen dauerhaft

14 Landeshauptarchiv Koblenz: Bestand 218 Nr. 9.

15 Zitiert nach: Beyer, Heinrich/Eltester, Leopold/Goerz, Adam (Bearb.): Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien. Bd. 2 Vom Jahr 1169 bis 1212. Coblenz 1865, S. 201 f. Nr. 160.

16 Übersetzung durch Dr. Wolfhard Vahl.

erhalten wird. Daher möge die sowohl jetzige Generation aller Christgläubigen wissen als auch die Nachkommenschaft, die folgen wird, daß die edle Gräfin Alveradis von **Cleeberg**, verwitwet und kinderlos, das Patronatsrecht an der Kirche des Hl. Martin zu Bockenheim, welches ihr durch Erbrecht gehört hatte, zu ihrem und ihrer Vorfahren Seelenheil und auch mit Zustimmung ihres Bruders, des Grafen Friedrich von Leiningen, freigebig dem Kloster Sankt Marien zu Wadgassen und dem Abt desselben Ortes, dem frommen Manne Gottfried, und seinen Nachfolgern mit allem Recht und Zubehör auf ewig geschenkt hat. Auch hat Dompropst Ulrich von Worms die Seelsorge an der vorgenannten Kirche mit Zehnten und Opfergaben der Gläubigen dem Kloster Wadgassen und dem bereits genannten Abt und seinen Nachfolgern zur Nutzung durch die Brüder, die ebendort Gott dienen, durch unsere Hand gemäß Kirchenrecht übertragen unter dem Zusatz, daß er [= Abt Gottfried] dieselbe Kirche durch seine Mitbrüder, welche er als hierzu geeignet erkannt hat, fürsorglich betreuen läßt unbeschadet des Rechtes unserer Diözese. Falls aber irgendeiner sich erdreisten sollte, dieser frommen und nach Kirchenrecht gemachten Schenkung zuwiderzuhandeln, möge er wissen, daß er der Ungnade des allmächtigen Gottes und der unsrigen sowie dem Kirchenbann verfallen sein wird. Die Namen der Zeugen, in deren Gegenwart dies festgesetzt wurde, sind folgende: Abt Sieghard von Lorsch; Domdekan Heinrich [von Worms]; Dekan Wickram von Neuhausen; Kustos Konrad von Neuhausen; Kellermeister Rüdiger; Werner von Wartenberg; Rudolf von Ellerstadt; Siegfried Freitag; Erzpriester Rudolf von Colgenstein; Gerhard und Gernot, Söhne des Richezo; Erlwein und sein Bruder Gottfried; Erkenbert; Graf Albert; Edelwein. Dies geschah im Jahre nach der Fleischwerdung des HERRN 1196, in der 12. Indiktion, am achten Tage vor den Kalenden des Dezember, im ersten Jahr unseres Bischofsamtes, unter der Regierung des ruhmreichsten Heinrich, des Kaisers der Römer und allzeit Mehrer des Reiches und Königs von Sizilien."

3. Ersterwähnung Oberkleens aus dem Jahr 1197/1203

Oberkleen wird erstmals 1197 bzw. 1203 in einer Urkunde erwähnt.[17] Das Kloster Arnsburg überlässt laut diesem Dokument dem Kloster Schiffenberg Güter zu Dornholzhausen und Ebersgöns im Tausch gegen solche zu Kolnhausen und verkauft ihm darüber hinaus Güter zu Leun und Oberkleen und einen Zins zu Melbach. Die Oberkleener Güter wurden der Urkunde zufolge bereits 1197

17 Frühere Belege einer Siedlung Kleen lassen sich im Lorscher Kodex zwar schon für den Zeitraum 774 bis 823 ermitteln („Cleheimer marca", „villa Clehon" bzw. „Cleheim" und „Clehen"), so dass unstrittig spätestens seit der Mitte des 8. Jahrhunderts eine Siedlung am Kleebach existierte. Jedoch können diese Nennungen nicht eindeutig einem der beiden Ortsteile Ober- oder Niederkleen zugeordnet werden. Hinsichtlich der Ersterwähnung eines Ortes ist nach anerkannter Praxis bei Spezifizierungen von Ober- bzw. Unter-NN die genaue Lokalisierung bzw. regionale Zuordnung entscheidend. Für Oberkleen trifft dies nach derzeitigem Erkenntnisstand erstmals in der genannten Urkunde von 1197/1203 zu. Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

verkauft, das Rechtsgeschäft jedoch erst 1203 bestätigt und besiegelt. Das Originaldokument – ein Chirograph mit dem Kenntext „ABCDEF+FEDCBA“ und mit vier anhängenden Siegeln – wird im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt verwahrt.[18]

3.1. Text der Ersterwähnungsurkunde Oberkleens aus dem Jahr 1197/1203[19]

„In nomine sancte et individue trinitatis. Meffridus dei gratia dictus abbas in Arnesburg et universus eiusdem loci conventus omnibus Christi fidelibus spiritu fervere. Manifestum est ea, que antiquissimis preteritarum generationum sunt gesta temporibus litterarum monimentis presentium memorie conmendata, generationi omni, que ventura est, perpetuanda reservari [esse]. Quoniam igitur, sicut se habet humana condicio, ex incerto temporalium rerum eventu in ecclesiis personarum fit crebra mutacio, opera precium est, ut quicquid in ecclesie nostre conmoditatibus diebus nostris emi vel cambiri contigerit, ad posteritatis noticiam sub honesto probabilium personarum testimonio per litteras transportemus. Noverint quapropter universi fideles tam futuri quam presentes, quod sub multa pacis karitatisque conventione venerabili viro Harperto preposito de Schiphenburg et fratribus ibidem Deo servientibus cum conmuni utriusque conventus consilio et assensu dedimus allodia domus nostre in Holzhusen et in Eberhartesgunnesso cum omni attinentia in edifficiis, silvis, in agris, in aquis, in pratis et pascuis, recipients ab eis allodia domus sue in Colnhusen cum omni itidem attinentia in edifficiis, in silvis, in agris, in aquis, in pratis et pascuis. Preterea vendidimus eis allodium nostrum in Luene pro x marcis et aliud allodium in **Obernclên** pro vii marcis et dimidia, quas dedit eis in elemosina bone memorie dominus Fridericus de Hœste, et pro xx denariis censualibus in Melpach. Quam tradicionem et alterne utilitatis concambium vel emptionem ne quis infringat vel ei temerarie contradicat, cartam presentem scribi et sigillis tam nostris quam utriusque ecclesie dominorum fecimus conmuniri testesque subtus iussimus annotari, quorum hec sunt nomina: Pie memorie domina Salome comitissa de Giezzen. De Schiphenburg Harpertus prepositus. Winandus prior. Walterus. Gerhardus Môz et Ernestus presbiteri cum universo ipsius loci conventu. De Arnesburg Mengotus primus abbas. Meffridus secundus abbas. Embricho prior. Fridericus subprior. Marquardus cellararius. Eigelwardus custos. Thegenhardus conversus cum universo ipsius loci conventu. Acta sunt hec anno dominice incarnationis millesimo centesimo nonagesimo septimo. Confirmata vero et sigillis roborata anno eiusdem incarnationis millesimo ducentesimo tercio.“

18 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: Bestand A3 Nr. 331/10.

19 Zitiert nach: Wyss, Arthur: Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen. Bd. 3 Von 1360 bis 1399. Leipzig 1899, S. 320 Nr. 1344; Transkription bzw. Korrekturen durch Dr. Volker Hirsch.

3.2. Übersetzung der Ersterwähnungsurkunde Oberkleens aus dem Jahr 1197/1203[20]

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Meffridus, von Gottes Gnaden ernannter Abt zu Arnsburg und der gesamte Konvent dieses Ortes [wünschen] allen Christgläubigen Eifer im Glauben.
Es ist offenbar, dass das, was in ältesten Zeiten an Taten vergangener Generationen durch Denkmale der Schrift der Erinnerung der Gegenwärtigen [Menschen] anvertraut wurde, jeder künftigen Generation auf ewig erhalten bleiben muß. Da ja, wie die menschliche Natur beschaffen ist, durch unvorhersehbare Geschehnisse im Gang der Welt in den Klöstern ein häufiger Wechsel von Personen stattfindet, ist es der Mühe wert, dass wir das, was auch immer zum Vorteil unseres Klosters in unseren Tagen zu kaufen oder zu tauschen gelingt, unter ehrenhaftem Zeugnis verlässlicher Personen durch Urkunden der Nachwelt zur Kenntnis bringen.
Alle Gläubigen sowohl der Gegenwart wie der Zukunft mögen daher wissen, dass wir unter großer Übereinkunft in Frieden und Nächstenliebe und mit gemeinsamen Rat und Zustimmung beider Konvente dem ehrwürdigen Mann Harpert, Propst von Schiffenberg und den dort Gott dienenden Brüdern die Eigengüter unseres [Ordens-] Hauses in Dornholzhausen und in Ebersgöns mit allem Zubehör an Gebäuden, Wäldern, Äckern, Gewässern, Wiesen und Weiden gegeben von diesen die Eigengüter ihres [Ordens-] Hauses in Kolnhausen gleichfalls mit allem Zubehör an Gebäuden, Wäldern, Äckern, Gewässern, Wiesen und Weiden empfangen haben. Außerdem haben wir ihnen unser Eigengut in Leun für 10 Mark verkauft und ein anderes Eigengut in **Oberkleen** für 7½ Mark, welche ihnen zu Almosen der nunmehr verstorbene Herr Friedrich von Höchst (*Hoeste*) gegeben hat, und für 20 Pfennig einen Zins (*censualibus*) in Melbach.
Damit nicht irgendjemand dieser Übergabe, dem Tausch zu gegenseitigem Nutzen und dem Verkauf zuwiderhandele oder dreist widerspreche, haben wir die vorliegende Urkunde schreiben und mit sowohl unseren Siegeln als auch denen der Herren beider Klöster bekräftigen lassen und befohlen, nachstehend die Zeugen zu vermerken, deren Namen diese sind:
Die verstorbene Herrin Salome, Gräfin von Gießen; von Schiffenberg der Propst Harpert, der Prior Winand, die Priester Walter, Gerhard Moz und Ernst mit dem gesamten Konvent desselben Ortes; von Arnsburg der frühere Abt Mengot, der [ihm] nachgefolgte Abt Meffried, der Prior Embricho, der Subprior Friedrich, der Kellerar Marquard, der Kustos Eigelward und der Konverse Degenhard mit dem gesamten Konvent desselben Ortes.
Dies geschah im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1197, bestätigt aber und mit Siegeln bekräftigt im Jahre seiner Fleischwerdung 1203."

20 Übersetzt durch Dr. Volker Hirsch.

4. Ersterwähnung Lang-Göns' aus dem Jahr 1235

Lang-Göns wird erstmals in einem Bericht über das Leben der verstorbenen Landgräfin Elisabeth von Thüringen mit einem Protokoll über die Wunder an ihrem Grab aus dem Jahr 1235 erwähnt.[21] In der Handschrift berichtet unter anderem Jutta aus Lang-Göns von der Wiedererweckung eines durch die Mutter Mechthild von „Langengunsne" tot geborenen Kindes. Die Schrift mit dem zweiseitigen Bericht des Langgönser Wunders ist in mehreren Exemplaren bzw. Ausgaben überliefert und wird unter anderem in der Landesbibliothek Kassel aufbewahrt.[22]

4.1. Text der Ersterwähnung Lang-Göns' aus dem Jahr 1235[23]

„De puero nato mortuo et vivificato. Mehthildis de **Langengunsne**, Treverensis dyocesis, requisite de filio suo, quem dicitur mortuum peperisse, iurata respondit, quod duos in utero simul habuit, filium scilicet et filiam. Filia producta in lucem, apparuit brachium filii, progressum ex utero et cum eum parere plene non sufficeret, cuiusdam domine assistentis, que Jutta dicitur, auxilium invocavit, que videns brachium pueri penitus denigratum, mortuum estimavit et subvenire distulit, immo etiam non audebat, ne fieret forsitan causa mortis matris ipsius, sciens, quod fetus mortuus difficile et cum multo periculo generator. Victa tandem precibus pacientis, ut iuxta mulieris assertionem dixerimus, corpus illud mortuum ex utero matris extraxit, ex media parte nigrum. Et cum iam tempus instaret missarum solempnia audiendi, posito illo corpusculo super sedem recessit. Ipsa autem mater cum multis aliis viris et mulieribus ad Dominum clamavit et domine Elyzabet gratiam et misericordiam postulabant, ut vivificari impetraret a domino corpus illud, matre vovente, quod, si sua petitio compleretur, ipsa nudipes et in laneis et hostias oblatura eiusdem domine tumulum visitaret. Et statim ore aperto puer spirare visus est, et calefactus est, in quo non apparuit ante calor, et baptizatus continuo exspiravit. – Jutta de eadem villa, que astitit, ut prescriptum est, iurata dixit, quod vidit omnia, que prescripta sunt, antequam relicto corpore illo transiret ad missam."

21 Die früheren Erwähnungen der „Gunniser", „Gunnesheimer" oder „Gunnisere marca" seit 777 sind regionale Bezeichnungen für die „Gemarkung Göns". Sowohl Ebersgöns und Kirch-Göns als auch Pohl-Göns und Lang-Göns liegen regional in dieser Gemarkung und können theoretisch für eine Ortszuschreibung in Frage kommen. Die erste eindeutig auf Lang-Göns zu beziehende Erwähnung findet sich schließlich im Jahr 1235. Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012; Minst, Karl Josef: Lorscher Kodex Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift wiedergegeben v. A. Lamey (1768-1770) und K. Glöckner (1929-1936). Überarb. u. ins Deutsche übertragen v. Karl Josef Minst. Band 5 Schenkungsurkunden Nr. 2911-3836. Lorsch 1971, S. 11.

22 Landesbibliothek Kassel: Signatur: Handschrift 4° Ms.Hass.2, Seite 87r und 87v.

23 Zitiert nach: Huyskens, Albert: Quellenstudien zur Geschichte der hl. Elisabeth Landgräfin von Thüringen. Marburg 1908, S. 174.

4.2. Übersetzung der Ersterwähnung Lang-Göns' aus dem Jahr 1235[24]

„Über einen totgeborenen und zum Leben erweckten Knaben
Mechthild von **Lang-Göns** in der Diözese Trier, befragt über ihren Sohn, den sie angeblich tot geboren hatte, antwortete unter Eid, daß sie zwei [Kinder] zugleich in der Gebärmutter gehabt habe, einen Sohn und eine Tochter. Nachdem die Tochter ans Licht befördert worden sei, erschien der Arm des Sohnes aus der Gebärmutter hervorgestreckt, und weil sie nicht imstande war, ihn ganz zu gebären, rief sie eine gewisse dabeistehende Dame, die Jutta heißt, zu Hilfe, welche sah, daß der Arm des Knaben fast schwarz verfärbt war, und ihn für tot hielt und zögerte zu helfen, ja sie wagte es sogar nicht, um nicht vielleicht die Ursache für den Tod der Mutter selbst zu werden, denn sie wußte, daß ein toter Fötus [nur] schwer und mit großer Gefahr zur Welt gebracht werden kann. Endlich von den Bitten der Leidenden umgestimmt zog sie, wie wir es gemäß der Aussage der Frau schriftlich dargelegt haben, jenen toten in der Mitte schwarzen Körper aus dem Unterleib der Mutter. Und als schon die Zeit bevorstand, das Hochamt zu hören, ging sie fort, nachdem sie jenen kleinen Körper auf eine Bank gelegt hatte. Die Mutter aber rief mit vielen anderen Männern und Frauen zum Herrn, und sie begehrten die Gnade und das Mitleid der Herrin Elisabeth, damit sie es vom Herrn erreichen möge, daß jener Körper zum Leben erweckt würde, wobei die Mutter gelobte, daß sie, wenn ihre Bitte erfüllt werden sollte, selber barfüßig und in wollenen Gewändern und Hostien darbringend das Grab derselben Herrin besuchen würde. Und sogleich sah man den Knaben mit offenem Munde atmen, und er wurde warm, in dem zuvor offenkundig keine Wärme gewesen war, und getauft atmete er fortwährend weiter. Jutta aus demselben Dorfe, die dabeistand, wie zuvor beschrieben worden ist, sagte unter Eid aus, daß sie alles, wie es zuvor beschrieben worden ist, gesehen habe, bevor sie nach Zurücklassung jenes Körpers zur Messe hinübergegangen sei."

5. Ersterwähnung Niederkleens vom 10. August 1255

Die Ersterwähnung Niederkleens ist dem Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt zufolge in einer Urkunde vom 10. August 1255 zu finden.[25] Graf Adolf von Waldeck beurkundet damit eine Schenkung von

24 Übersetzt durch Dr. Wolfhard Vahl.

25 Frühere Belege einer Siedlung Kleen finden sich im Lorscher Kodex zwar schon für den Zeitraum 774 bis 823 („Cleheimer marca", „villa Clehon" bzw. „Cleheim" und „Clehen"), so dass spätestens seit der Mitte des 8. Jahrhunderts eine Siedlung am Kleebach bestand. Jedoch können diese Nennungen nicht eindeutig einem der beiden Ortsteile Nieder- oder Oberkleen zugeordnet werden. Da der Nachbarort Oberkleen bereits explizit in einer Urkunde aus dem Jahr 1197/1203 genannt wird, kann implizit bereits zu diesem Zeitpunkt auf die Existenz der Siedlung Niederkleen geschlossen werden, da sich nur dadurch die Zweckmäßigkeit der Differenzierung in Nieder- und Oberkleen erklären lässt. Maßgeblich für die urkundliche Ersterwähnung Niederkleens ist – ähnlich wie bei Oberkleen – ebendiese Unterscheidung in „Nieder-" und „Ober-NN" und somit die spezifische Nennung „Nieder-Kleens". Diese erfolgt nach derzeitigem Erkenntnisstand erstmals in der ge-

Gütern zu „Holzhusen“ und „Nideren Clen“ durch Ritter Konrad Milchling von Nordeck dem Älteren an die Krankenstube des Klosters Arnsburg.[26] Die Originalurkunde wird im Arnsburger Archiv in Lich aufbewahrt.[27]

5.1. Text der Ersterwähnungsurkunde Niederkleens vom 10. August 1255[28]

„Adolfus, Dei gratia comes de Waldecke, regalis aule iusticiarius provincialis per Germaniam constitutus, notum facimus universis tam presentibus quam futuris presentes litteras inspecturis, quod Conradus senior dictus Milchelinc, miles, de Nordecke, nobis vice regia in Wetflaria anno Domini M° CC° LV° in ipso die Laurentii martyris iudicio presidentibus communicata manu Elysabeth coniugis sue ac heredum suorum, sororis sue filiorum proximorum Conradi Milchlingi et fratris sui Ditherici dicti Schuzzesper accedente consensu et predicte domine Elizabet fratrum videlicet Conradi et Hermanni consensu adhibito omnia bona et omnem proprietatem, quam habebat in villis Holczhusen et **Nideren Clen** pro remedio anime proprie ac uxoris sue ad infirmariam monasterii in Arnispurc contulit, ut de ipsorum bonorum usufructibus reficiantur infirmi et tanto melius sustententur alienans ipsa bona extra suam possessionem et ea domino abbati et conventui predicti monasterii libere resignavit. Testes huius donationis sunt: nobilis vir dominus Widekindus de Merinberc, Guntramus pincerna de Swenisberc, Wideroldus de Marpurc, Wolframus scoltetus de Frankenvort; Waltherus scoltetus, Vridebertus et Henricus, cives de Vrideberc; Sifridus scoltetus , Richolfus et Richolfus, Berno, Reio et Conradus de Dridorf, scabini Wetflariensis et alii quam plures viri honesti. In cuius facti robur et futuram memoriam presentem cedulam ad preces partium sigillo nostro duximus muniendam. Datum et actum Wetflarie anno die et loco predictis.“

5.2. Übersetzung der Ersterwähnungsurkunde Niederkleens vom 10. August 1255[29]

„Wir, Adolf, von Gottes Gnaden Graf von Waldeck, königlicher Hof- und Landrichter in Germanien, machen allen gegenwärtigen wie zukünftigen Betrachtern der vorliegenden Urkunde bekannt, dass Ritter Konrad der ältere von Nordeck, genannt Milchling, in Wetzlar im Gericht, dem wir an Königs statt vorsitzen, im Jahre des Herrn 1255 am Tag des Märtyrers Laurenz [10. August] gemeinsam mit seiner Ehefrau Elisabeth und seinen Erben unter Zustimmung der Söhne seiner Schwester, nämlich des Konrad Milchling und dessen Schutzbar (*Schuzzesper*) genannten Bruders Dieter, und mit Zustimmung der Brüder der

nannten Urkunde vom 10. August 1255. Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

26 Vgl.: Wiese, Ernst (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Bd. 1 1141-1350. Marburg 1911 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Waldeck), S. 23 Nr. 71.

27 Arnsburger Archiv Lich: Signatur: Arnsburg Nr. 109 1255 Aug. 10 Holzhausen 2.

28 Transkription durch Dr. Volker Hirsch.

29 Übersetzung durch Dr. Volker Hirsch.

genannten Elisabeth, nämlich des Konrad und des Hermann, alle Güter und alles Eigentum in den Dörfern [Dorn?-]Holzhausen und **Niederkleen** für das eigene Seelenheil und das seiner Ehefrau der Krankenstube des Klosters Arnsburg zugewendet hat, damit von den Erträgen dieser Güter die Kranken wiederhergestellt und umso besser unterhalten werden mögen. Ritter Konrad hat diese Güter aus seinem Besitz entlassen und dem Herrn Abt und dem Konvent des vorgenannten Klosters frei überlassen.
Zeugen dieser Schenkung sind: der adlige Herr Widukind von Merenberg, Gunter Schenk zu Schweinsberg, Widerold von Marburg; Wolfram, Schultheiß von Frankfurt; Walter, Schultheiß, Friedbert und Heinrich, Bürger von Friedberg; Sigfried, Schultheiß, Richolfus und Richolfus, Berno, Reio und Konrad von Driedorf, Schöffen von Wetzlar und zahlreiche weitere ehrwürdige Männer. Zur Bekräftigung des Geschehenen und zur zukünftigen Erinnerung daran haben wir die vorliegende Urkunde auf Bitten der Parteien mit dem Schutz unseres Siegels versehen. Gegeben und geschehen in Wetzlar am oben genannten Tag und Ort."

6. Ersterwähnung Espas vom 14. Februar 1347

Die früheste urkundliche Erwähnung Espas findet sich in einer mit vier anhängenden Siegeln versehenen Butzbacher Urkunde vom 14. Februar 1347, die im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt aufbewahrt wird.[30] Ritter Konrad Setzpfand von Linden und seine Ehefrau Gude schenken der Urkunde zufolge zur Ausstattung des Altars in Butzbach verschiedene Einkünfte von Ländereien. Unter anderem ist dafür in Espa ein Achtel Frucht zu entrichten.

6.1. Text der Ersterwähnungsurkunde Espas vom 14. Februar 1347[31]

„In Gots namen .. amen .. kunt sie getan allen den, die deßen brief sehent, horent odir lesent, daz ich Conrad Setzepant, eyn ritt[er] von Lynd[e]n, un[d] Gude, myn eliche husfrauwe, han gegeben un[d] geb[e]n an disine genwirthigen briebe vierun[d]zwenzig achteil korngeldes, die da alle jar gefallen sullent cwschen den unsir frauwen dagen als sie zu hymele fur un[d] geborn wart, an den altar zu Butspach, den wir von nuwen han gema[c]ht, der da gewieht ist in ere der reyn meyt Marien, un[d] in sente Anne[n] ere, der heiligen frauwen, un[d] in ere der zweilf apostelen, un[d] in ere der heiligen juncfrauwen sente Agnes, un[d] han en da mied gewiedemit mit der vorgeschriben gulde, der sullent a[c]hte a[c]hteil gefallen von dem gude un[d] uf dem gude, daz Contze gasthelde[r] hat, mit name[n] eyn morgen uf Westhuser felde, seben morge[n] an dem rode, andirhalben morgen under der wyesen zu hulzburnen, eyn halben morgen andirsijt der wyesen Hulzburnen, zwen morgen zu scheide, die da stozent uf die

30 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: Bestand A3 Nr. 61/11.

31 Zitiert nach: Stubenrauch, Holde: Espa. Geschichte und Bilder eines Dorfes im oberen Cleebachtal. Horb am Neckar 1994, S. 20. Vgl. auch: Baur, Ludwig (Hg.): Hessische Urkunden. Aus dem Großherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchiv zum ersten mal herausgegeben. Band V Urkunden 1070-1499. Neudruck d. Ausg. Darmstadt 1873. Aalen 1979, S. 335 Nr. 361.

wiesen, eyn morgen, der da stozet die goozen uf gruben uf, eyn halben morgen hindir Scharren muln, eyn halbe[n] morgen undir Scharren muln, vier a[c]hteil von dem gude, daz Heinrich von Clehe[n] hat, uf dem fulgilre eyn morgen, zwei stucke gen swirzweide, drii stucke uf dem lutzile felde, zwei stucke hindir dem Nydirn-dorf, eyn stucke bij Hetzegins muln uf dem graben, eyn stucke bij Setzepandes nuwen wyesen, eyn ruden uber daz floz, bij der cleyn ossen wiesen ein stucke, uf dem lande, daz Eckart Schefer hat, gefellet eyn a[c]hteil mit namen zwielf und hinder der stat in eyme garten, zu otirwide[n] ein stucke, zu Gerlaches eych, an dem wege eyn stucke; von der halbe[n] hube, die Fehte hat, die Piners waz, gefellet eyn a[c]hteil **zu Esphe**, zu den salen an der hart vier a[c]hteil korns, und vier a[c]hteil habern und zwei fasna[c]ht huner, uf Ungirs gude, das da liet zu Palgunse, vier a[c]hteil korns Wetflar[er] maßes.
Dit ist geschen mit unsir kinde gehengnuße un[d] gude weille Conrades Setzepandes, Johans Gylbra[c]htes, unsir sone, Ge[r]drude und Elsin, unsir do[c]hte[re], Rupr[c]htes un[d] Gotfrides von Wolfzkeln, unsir eyden, zu warine urkunde un[d] festir stedekeit allir der vorgeschriben sache, han ich Conrad Setzepand ritter myn insigele fur mich un[d] für Gud[e]n, myn eliche wirten, an dißen brief gehangen, un[d] ich Conrad Setzepand fur mich un[d] myne brude[r] han ich myn ingesigele an dißen brief gehangen, un[d] ich Rupra[c]hat von Karben un[d] Gotfrid von Wolfzkeln han unsir ingesigele auch an dißen brieb gehangen zu eyn[e]r sichirheit un[d] festekeit allir dirre vorgeschriben dinge. Datum anno d[o]m[in]i m° ccc° xlvii in die Valentini martyris."

7. Ersterwähnung der Cleheimer Mark vom 11. September 774

Die insbesondere für die Langgönser Ortsteile Oberkleen und Niederkleen relevante Ersterwähnung der regionalen Bezeichnung „Cleheimer marca" ist in einer Urkunde vom 11. September 774 zu finden.[32] Giselbert schenkt der Urkunde zufolge dem Kloster Lorsch zu seinem Seelenheil zwei Hofreiten, zwei Huben und alles, was zu diesen Hofreiten an Land, Gebäuden und sonstiger Habe gehört, nebst zwei Leibeigenen. Der Lorscher Kodex mit der Ersterwähnung der „Cleheimer marca" wird heute im Bayrischen Staatsarchiv Würzburg verwahrt.[33]

7.1. Übersetzung der Ersterwähnung der Cleheimer Mark vom 11. September 774[34]

„In Christi Namen, am 11. September im 6. Jahr (774) des Königs Karl. Ich, Giselbert, mache zu meinem Seelenheil eine Vergabung an den heiligen Märtyrer N[azarius], dessen Leib im Lorscher Kloster ruht, das unter der Leitung des ehrwürdigen Abtes Gundeland steht. Es ist mein Wille, dass meine Gabe für

32 Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

33 Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: Signatur: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts" Nr. 72.

34 Zitiert nach: Minst, Karl Josef: Lorscher Codex Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Bd. 5 Schenkungsurkunden Nr. 2911-3836. Lorsch 1971, S. 85.

ewige Zeiten dargereicht sei, und ich bestätige, dass sie durchaus freiwillig geboten wurde. Ich schenke im Gau Logenehe (Lahngau), **in Cleheimer marca** […] zwei Hofreiten, zwei Huben und alles das, was zu diesen Hofreiten an Bauland und Brachland, an Wohn- und Wirtschaftsbauten, an beweglicher und unbeweglicher Habe gehört, zudem noch zwei Leibeigene. Diese Urkunde wird hiermit rechtskräftig gefertigt. Geschehen im Lorscher Kloster zur Zeit, wie sie oben bestimmt wurde."

8. Ersterwähnung der Gönser Mark vom 19. Januar 777

Die Gönser Mark, in deren Gebiet neben Lang-Göns auch Dornholzhausen, Ebergöns, Pohlgöns und Kirchgöns lagen,[35] wird erstmals in einer auf den 19. Januar 777 zu datierenden Urkunde Folcberts erwähnt,[36] der dem Kloster Lorsch zum Seelenheil Reginberts eine Hofreite, eine Hube und alles, was zu der Hofreite an Ländereien, Gebäuden und sonstiger Habe gehört, nebst vier Leibeigenen schenkt. Die Urkunde ist – wie die Ersterwähnung der Cleheimer Mark – abschriftlich im Lorscher Kodex im Bayrischen Staatsarchiv Würzburg überliefert.[37]

8.1. Übersetzung der Ersterwähnung der Gönser Mark vom 19. Januar 777[38]

„In Christi Namen, am 19. Januar im 9. Jahr (777) des Königs Karl. Ich Folcbert, mache zum Seelenheil des Reginbert eine Vergabung an den heiligen Märtyrer N[azarius]. Sein Leib ruht im Lorscher Kloster, dessen Herr der ehrwürdige Abt Gundeland ist. Die Schenkung soll nach meinem Willen für ewige Zeiten bestimmt sein und ist, wie ich beurkunde, ganz freiwillig vorgenommen worden. Ich schenke im Gau Logenehe (Lahngau), in **Gunniser marca** eine Hofreite, eine Hube und alles das, was zu jener Hofreite an Feldern, Wiesen, Wäldern, Wasservorkommen, Wohnhäusern und Wirtschaftsbauten, an genutztem und brachliegendem Land, an beweglicher und unbeweglicher Habe gehört, außerdem vier Leibeigene. Gemäß nachfolgender Fertigung vertraglich festgelegt. Geschehen im Kloster Lorsch. Zeit wie oben."

35 Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012; Wolf, Dieter: Dorfgeschichte im Überblick [Kirchgöns]. In: 850 Jahre Kirch-Göns. Butzbach-Kirchgöns 2000, S. 8-66, hier S. 11.

36 Vgl.: Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.

37 Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: Signatur: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts" Nr. 72.

38 Zitiert nach: Minst, Karl Josef: Lorscher Codex Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Bd. 5 Schenkungsurkunden Nr. 2911-3836. Lorsch 1971, S. 76 f.

Quellen- und Literaturverzeichnis:

Gedruckte Quellen:

- Baur, Ludwig (Hg.): Hessische Urkunden. Aus dem Großherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchiv zum ersten mal herausgegeben. Band V Urkunden 1070-1499. Neudruck d. Ausg. Darmstadt 1873. Aalen 1979.
- Beyer, Heinrich/Eltester, Leopold/Goerz, Adam (Hg.): Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien. Bd. 2 Vom Jahr 1169 bis 1212. Coblenz 1865.
- Glöckner, Karl (Hg.): Codex Laureshamensis. Bd. 3 Kopialbuch, 2. Teil. Darmstadt 1936. (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen).
- Huyskens, Albert: Quellenstudien zur Geschichte der hl. Elisabeth von Thüringen. Marburg 1908.
- Minst, Karl Josef: Lorscher Codex Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift wiedergegeben v. A. Lamey (1768-1770) und K. Glöckner (1929-1936). Überarb. u. ins Deutsche übertragen v. Karl Josef Minst. Bd. 5 Schenkungsurkunden. Lorsch 1971.
- Wiese, Ernst: Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Bd. 1 1141-1350. Marburg 1911. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Waldeck).
- Wyss, Arthur: Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen. Bd. 3 Von 1360 bis 1399. Leipzig 1899.

Ungedruckte Quellen:

- Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv: Ersterwähnungsurkunde Espa 1347 Februar 14. (Bestand A3 Nr. 61/11).
- Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv: Ersterwähnungsurkunde Oberkleen 1197/1203. (Bestand A3 Nr. 331/10).
- Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv: Urkunde 1162 August [Fälschung aus dem 13. Jahrhundert]. (Bestand A3 Nr. 331/8).
- Ersterwähnungsgutachten des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt vom 19. März 2012.
- Kassel, Landesbibliothek: Ersterwähnung Lang-Göns 1235. (Signatur: Handschrift 4° Ms.Hass.2).
- Koblenz, Landeshauptarchiv: Ersterwähnungsurkunde Cleeberg 1196 November 24. (Bestand 218 Nr. 9).
- Langgöns, Gemeindearchiv: Reproduktionen der Ersterwähnungsdokumente der Langgönser Ortsteile. (Bestand S 1.1 „Allgemeine Fotosammlung“ Nr. 162-170).
- Lich, Arnsburger Archiv: Ersterwähnungsurkunde Niederkleen 1255 August 10. (Signatur: Arnsburg Nr. 109 1255 Aug. 10 Holzhausen 2).
- Wetzlar, Historisches Archiv der Stadt: Kopialbuch des Spitals Wetzlar. (Signatur: VII 2.1).
- Würzburg, Bayrisches Staatsarchiv: Ersterwähnung Dornholzhausen 815 Februar 11. (Signatur: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts“ Nr. 72).
- Würzburg, Bayrisches Staatsarchiv: Lorscher Kodex. (Signatur: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts“ Nr. 72).

Literatur:

- Stubenrauch, Holde: Espa. Geschichte und Bilder eines Dorfes im oberen Cleebachtal. Horb am Neckar 1994.
- Wolf, Dieter: Dorfgeschichte im Überblick [Kirchgöns]. In: 850 Jahre Kirch-Göns. Butzbach-Kirchgöns 2000. S. 8-66.

Anhang:

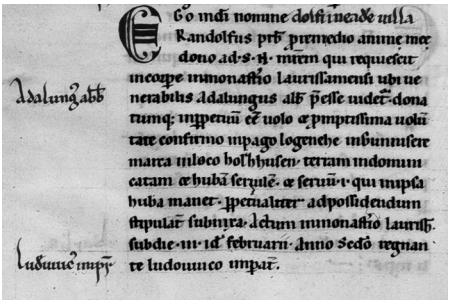


Abb. 1: Ersterwähnung Dornholzhausens als „Holzhusen" 815 Februar 11 im Lorscher Kodex (Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts" Nr. 72)

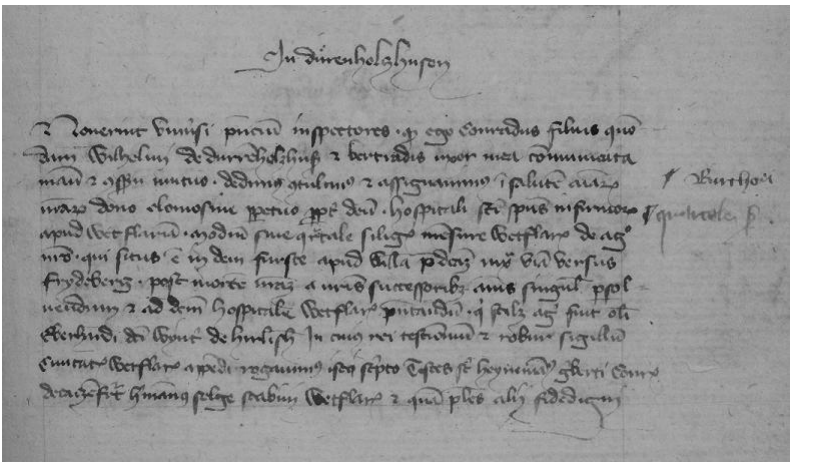


Abb. 2: Ersterwähnung der Namensform „Durrenholzhusen" 1294 Mai 10 in einem Kopialbuch des Wetzlarer Spitals (Historisches Archiv der Stadt Wetzlar: VII 2.1)

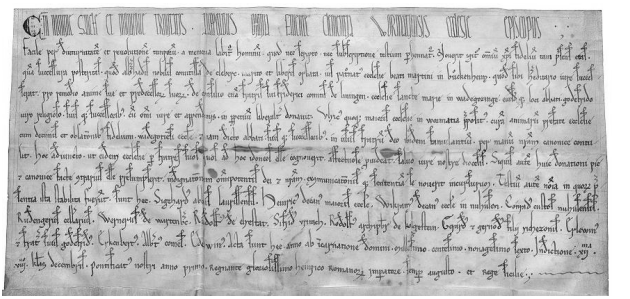


Abb. 3: Ersterwähnungsurkunde Cleebergs 1196 November 24 (Landeshauptarchiv Koblenz: Bestand 218 Nr. 9)



Abb. 4: Ersterwähnungsurkunde Oberkleens 1197/1203
(Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: Bestand A3 Nr. 331/10)

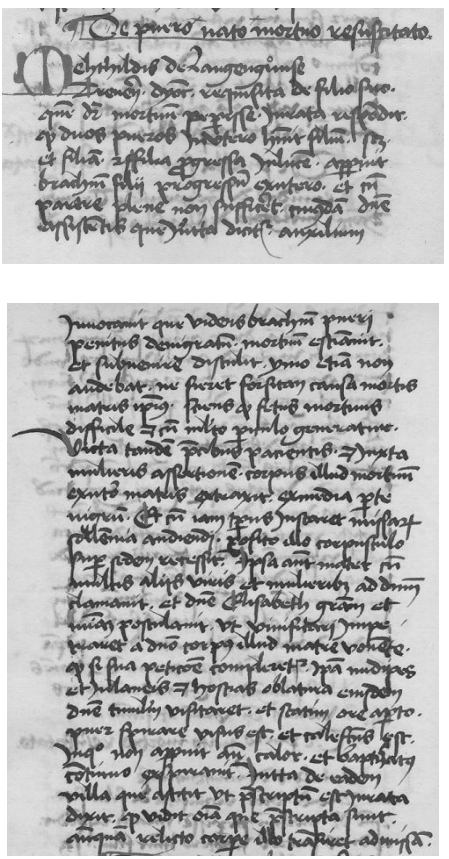


Abb. 5 und 6: Ersterwähnung Lang-Göns' 1235 in einem Wunderbericht
(Landesbibliothek Kassel: Signatur: Handschrift 4° Ms.Hass.2, Seite 87r und 87v)

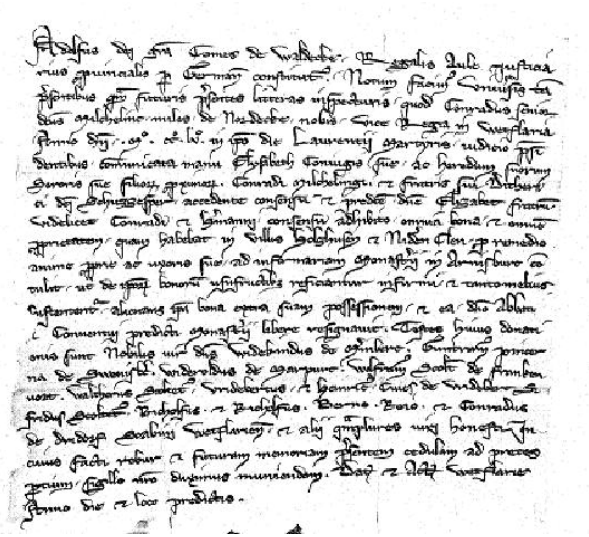


Abb. 7: Ersterwähnungsurkunde Niederkleens 1255 August 10
(Arnsburger Archiv Lich: Signatur: Arnsburg Nr. 109 1255 Aug. 10 Holzhausen 2)

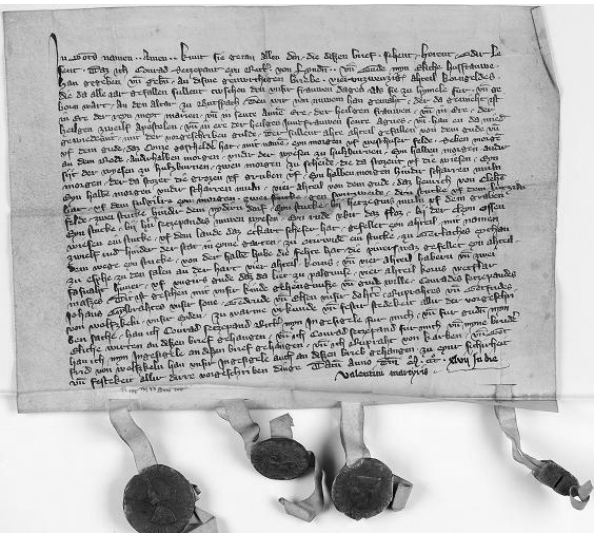


Abb. 8: Ersterwähnungsurkunde Espas 1347 Februar 14
(Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: Bestand A3 Nr. 61/11)

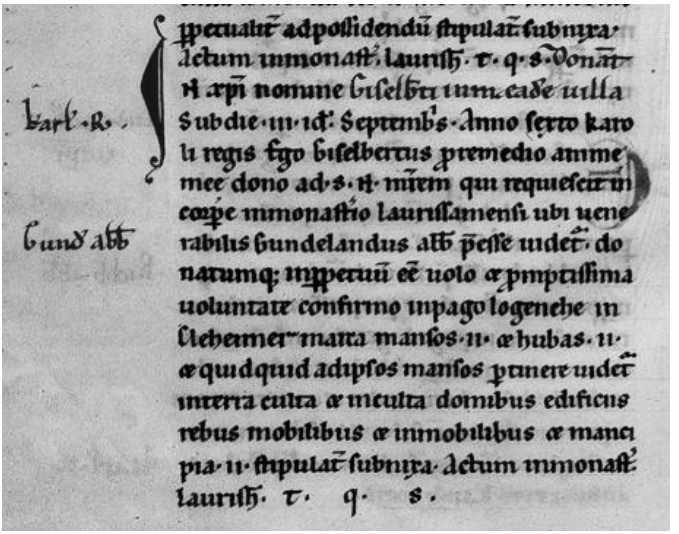


Abb. 9: Ersterwähnung der Cleheimer Marca 774 September 11
(Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts" Nr. 72)

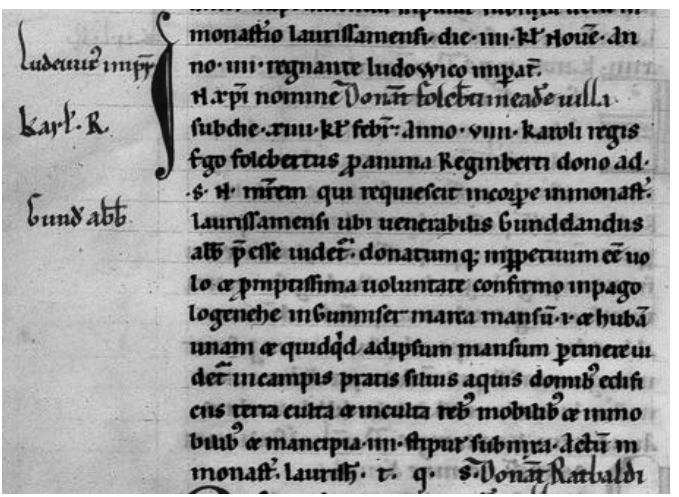


Abb. 10: Ersterwähnung der Gönser Mark 777 Januar 19
(Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts" Nr. 72)

Die Wüstungskirche vom Baumkirchen[1]

Archäologische Untersuchungen in einer Wüstung bei Laubach

MICHAEL GOTTWALD

Der „Laubacher Wald", ein Teil des Vorderen Vogelsberges, zeigt sich heute als eine durch ausgedehnte Wälder und eine geringe Bevölkerungsdichte geprägte Landschaft. Während des Mittelalters stellte diese Region jedoch einen intensiv genutzten, von zahlreichen Siedlungen geprägten Lebens- und Wirtschaftsraum dar. Dieser seit karolingischer Zeit gewachsene Zustand änderte sich erst an der Schwelle zur Neuzeit tiefgreifend: Ein Großteil der Siedlungen wurde verlassen. In der Folge eroberte der Wald weite Teile der ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen wieder zurück. An die Stelle von bäuerlicher Produktion traten Forstwirtschaft und Waldgewerbe.

Während die Wüstungen des Laubacher Waldes bereits seit dem 19. Jahrhundert in unterschiedlich intensivem Maße Gegenstand der historischen und geographischen Forschung waren, blieb der archäologische Erkenntnisstand bis in die jüngste Vergangenheit hinein ausgesprochen dürftig. Zwar konnten durch Flurbegehungen in den letzten Jahrzehnten Anhaltspunkte für die Lage etlicher Siedlungsplätze sowie Hinweise auf deren Chronologie gewonnen werden. Aufgrund der von Wald und Grünland dominierten Landschaftsgestalt, die eine Prospektion erschwert, stellen die gewonnenen Ergebnisse jedoch nur vage Anhaltspunkte für das tatsächliche mittelalterliche Siedlungsgeschehen dar. Der somit wünschenswerte Einsatz weiterer archäologischer Methoden blieb bis in das 21. Jahrhundert hinein ein Desiderat. Mit den 2002 begonnenen, interdisziplinären Untersuchungen im Bereich der Wüstung Baumkirchen gelang erstmals ein umfangreicher Einblick in die innere Struktur einer mittelalterlichen Ortschaft im Vogelsberg.

Die topographische und naturräumliche Situation

Die Wüstung Baumkirchen liegt auf dem Gebiet der Gemeinde Laubach im Landkreis Gießen. Das ehemalige Siedlungsgelände bildet heute einen Teil der Gemarkung von Laubach-Freienseen. Der mittelalterliche Ort lag etwa 3.000 m südöstlich von Freienseen zu beiden Seiten des Seenbachs im hier knapp 300 m breiten Talbereich in einer durchschnittlichen Höhenlage von 320–340 m ü. NN (Abb. 1). Geographisch gesehen gehört dieser Standort zum Vorderen Vogelsberg. Dieser Raum weist zum einen ein dichtes Netz an Fließgewässern auf. Darüber hinaus bietet die durchschnittliche jährliche Niederschlagsmenge von

1 Beim vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine stark gekürzte Fassung der Magisterarbeit des Verfassers, die im Sommersemester 2012 von der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich Universität Bamberg angenommen wurde.

800–900 mm ein zusätzliches ergiebiges Wasserangebot. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt zwischen 8 und 9° C. [2] Bei den Böden handelt es sich zumeist entweder um Reste von Lößablagerungen oder auf deren Basis gebildete pseudovergleyte Parabraunerden. Auf diesen Erden kann Ackerbau betrieben werden. In den Tälern herrschen Kolluvien und Auenböden vor. Für diese Gebiete kommt in erster Linie eine Nutzung als Grünland in Frage.[3]

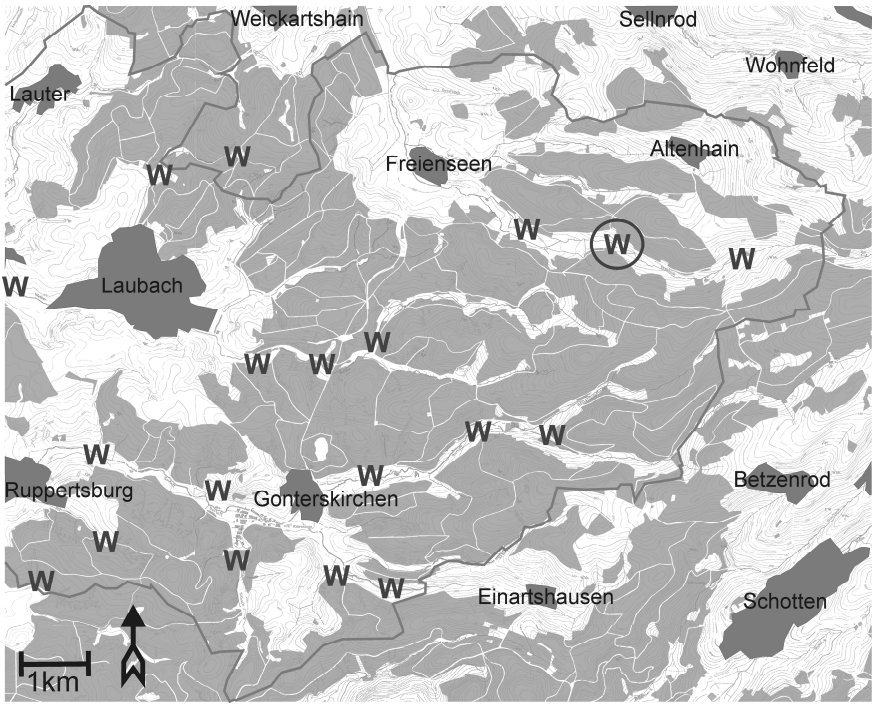


Abb. 1: Der Laubacher Wald mit bestehenden Ortschaften und Wüstungsstellen, letztere mit „W" markiert. Baumkirchen ist durch einen Kreis hervorgehoben.

Im Bereich der ehemaligen Ortslage befindet sich heute die Höresmühle. Das Anwesen wird heute nur noch landwirtschaftlich genutzt, der Mühlenbetrieb wurde nach dem 2. Weltkrieg eingestellt.[4] Schriftquellen belegen eine Entstehung des durch Umbauten des 20. Jahrhunderts stark überprägten Anwesens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dem lässt sich auch der archäologische Befund an die Seite stellen: Sowohl bei einer Sondage im Mühlengebäude selbst,

2 Über die genauen klimatischen Bedingungen zur Zeit des Bestehens des Dorfes sind natürlich keine Aussagen möglich. Ein wirklich grundlegender Unterschied zur heutigen Situation ist jedoch unwahrscheinlich.
3 Recker/Röder /Tappert 2006, 179–180.
4 Freundl. Hinweis des Eigentümers N. Walther.

als auch bei Flächengrabungen im Gartenbereich konnte kein Fundmaterial geborgen werden, das auf ein höheres Alter der Mühle hindeutet.[5]

Die heute bewaldeten Höhenrücken, die im Norden und Süden an das Siedlungsreal angrenzen, zeigen mannigfaltige Spuren menschlicher Gestaltung. Besonders augenfällig sind zahlreiche Ackerterrassen, die mit großer Wahrscheinlichkeit der mittelalterlichen Siedlungsperiode zuzuweisen sind.[6] Diese Flurformen weisen darauf hin, dass seinerzeit von einer erheblich geringeren Bewaldung des Areals auszugehen ist. Mit den archäologischen Untersuchungen einhergehende bodenkundliche Untersuchungen im Bereich von Baumkirchen erbrachten zudem den Nachweis einer nicht unbeträchtlichen Kolluvienbildung, insbesondere im Hangfuß- und Talbereich, was nur durch eine weitgehende Entwaldung der Hänge zu erklären ist. Auf die gleiche Ursache ist auch die Enstehung der vom Seenbach gebildeten Auenlehme zurück zu führen.[7] Hingegen sind die ebenfalls in den Hangbereichen zahlreich belegten Meilerplattformen, die mitunter auf Ackerterrassen platziert wurden, ein guter Beleg für den Nutzungswandel des wieder vom Wald bedeckten Geländes.[8]

Zwischen der Quelle des Seenbaches und Freienseen befanden sich im Mittelalter neben Baumkirchen noch weitere Siedlungen. Etwa mittig zwischen dem Standort von Baumkirchen und Freienseen lag im näheren Umfeld der Schreinersmühle der Ort Kreuzseen, der ebenfalls ein Gotteshaus besaß.[9] Der ehemalige Siedlunsbereich kann durch Lesefunde zumindest teilweise eingegrenzt werden.[10] Etwa 2.300 m östlich der Höresmühle markiert der Oberseener Hof den ungefähren Standort des ausgegangenen Ortes Obernseen.[11] Aus dem Bereich westlich des bestehenden Hofes liegen Oberflächenfunde vor, die mit der Siedlung in Verbindung gebracht werden können.[12] Weitere 2.000 m östlich liegt – nahe des Ursprungs des Seenbachs – der Petershainer Hof. Hier bestand ebenfalls bereits im Mittelalter eine Siedlung namens Petershain, die bereits 1337 als Wüstung bezeichnet wird.[13] Insgesamt weist die Region eine auffallend hohe

5 Recker/Röder 2006, 113.

6 Von einigen Terrassen stammen vereinzelte mittelalterliche Keramikfunde (unpubliziert). Hinzu kommt, dass die siedlungsfernen Gebiete in der Neuzeit nach Aussage zahlreicher Schriftquellen landwirtschaftlich nur noch extensiv genutzt wurden, wobei der Fokus auf Weidewirtschaft in den Talgründen lag. So ist zum Beispiel in der Grenzbeschreibung der Wüstung Baumkirchen von 1553 fast ausschließlich von Wald- und Wiesenflächen die Rede: Volk 1940, 26–27.

7 Recker/Röder/Tappert 2006, 179.

8 Recker/Röder 2009, 481.

9 Volk 1940, 30–33.

10 Fundchronik 1986, 573.

11 Volk 1940, 33–38.

12 Fundchronik 1986, 573.

13 Volk 1940, 71–75.

Wüstungsdichte auf. L. Volk konnte für den von ihm untersuchten ehemaligen Landkreis Schotten einen Wüstungsquotienten von 55% ermitteln.[14]

Forschungsgeschichte

In seinem umfangreichen Werk über die Wüstungen im Großherzogtum Hessen behandelte G.W.J. Wagner 1854 neben den anderen verlassenen Orten des Seenbachtales auch Baumkirchen.[15] Er erwähnt dabei auch die Existenz einer Kirche in diesem Dorf. Seine Ausführungen deuten jedoch darauf hin, dass ihm die Lage und der Zustand des Bauwerks nicht bekannt waren.[16] Im ausgehenden 19. Jahrhundert werden Reste einer Kirche bei der Höresmühle in einem Fragebogen zur Erfassung von Kunstdenkmälern im Großherzogtum Hessen erwähnt.[17]

Eine nähere Betrachtung erfuhr Baumkirchen schließlich im Rahmen der Dissertation von L. Volk.[18] Seine Ausführungen beruhen im Wesentlichen auf der Auswertung von historischem Urkunden- und Kartenmaterial. Im Zuge der Wüstungsbeschreibung erwähnt Volk auch „Ausgrabungen", die „starke Fundamente eines Gebäudes freilegten, die nur die ehemalige Kirche gehabt haben konnte"[19]. Leider liefert er keine weiteren Angaben zu diesen „Ausgrabungen", so dass Zeitpunkt und Initiator dieser Maßnahme unbekannt bleiben. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit einem ausgedehnten jüngeren Eingriff im Bereich des vermutlichen Altarstandorts. Er gab sich bereits vor dem Beginn der archäologischen Untersuchungen als Trichter deutlich zu erkennen. Die Sohle der Eingrabung konnte nicht dokumentiert werden, sie reichte jedoch noch in den anstehenden Boden hinein, durchschlug also das ehemalige Laufniveau der Kirche. Darüber hinaus war durch den Grabungstrichter zumindest die südliche sowie die östliche Apsismauer erfasst und teilweise zerstört worden. Funde, die eine Datierung dieser Störung ermöglicht hätten, kamen nicht zutage.

Auf Initiative der „Baumkircher- oder Blasiusgesellschaft zu Laubach e.V. wurde 2002 eine geophysikalische Prospektion des Gotteshauses durchgeführt. Dabei konnten der Verlauf der Kirchhofmauer weitgehend und der Kirchengrundriss zumindest in Ansätzen erfasst werden (Abb. 2).[20]

14 Ebd. 16.
15 Wagner 1854, 98–101.
16 Bauliche Reste, insbesondere solche von Kirchen, erwähnt Wagner ansonsten des Öfteren.
17 Das genannte Dokument wird im Stadtarchiv Laubach (Sigle II, 3 Nr. 16) aufbewahrt. Der „Fragebogen zu der Aufstellung eines Verzeichnisses der Alterthümer und Kunstdenkmäler in der Stadt Laubach, Bürgermeisterei Laubach, Kreises Schotten" trägt als Bearbeitungsdatum den 25.07.1882. Zu Baumkirchen wird aufgeführt: „Reste einer Kirche und Steinhaufen finden sich nahe der Höresmühle, Distrikt Kennelrain, einer Abteilung des Baumkircher Waldes." Unmittelbar davor wird übrigens auch die Kirche der Wüstung Kreuzseen erwähnt, deren Fundament „vor kurzem" gefunden worden sei. Weiter heisst es lapidar: „Das Fundament wurde zur Chaussirung [sic!] eines Weges benutzt."
18 Volk 1940, 24–30.
19 Ebd. 30.
20 Die Messung wurde durch die Fa. Posselt & Zickgraf Prospektionen GbR vorgenommen.

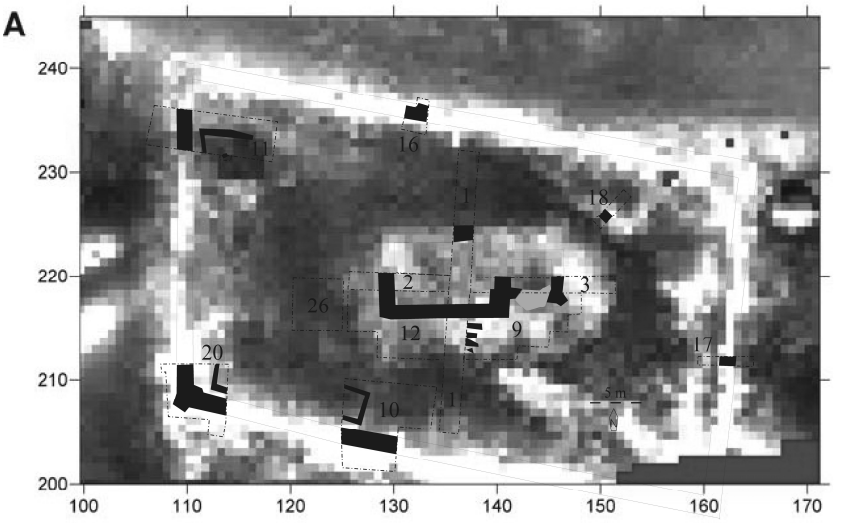


Abb. 2: Das Kirchhofareal im geoelektrischen Messbild, kombiniert mit den Grabungsflächen sowie ausgewählten Baubefunden der Grabung 2004–2006. Das verschobene Rechteck der Umfassungsmauer ist deutlich zu erkennen. Die Kirche im Inneren hebt sich hingegen nur unscharf ab.

Die Grabungen der hessischen Bodendenkmalpflege in Baumkirchen begannen im Jahr 2004, weitere Kampagnen fanden 2005 und 2006 statt, 2007 wurden schließlich noch kleine Restuntersuchungen durchgeführt.[21] Den Kern der Kampagnen der Jahre 2004 bis 2006 bildeten Lehrgrabungen in den Sommermonaten. Hieran nahmen Fachstudenten aus dem gesamten Bundesgebiet sowie auch einige interessierte Laien teil. Außerdem fanden zwischen diesen „Hauptblöcken" verschiedene kleinere Maßnahmen im Wüstungsareal statt, die wiederum von einer Mannschaft aus Fachstudenten und ehrenamtlichen Mitarbeitern getragen wurden. 2004 konzentrierten sich die Geländearbeiten zunächst fast ausschließlich auf die Kirche.[22] Die Untersuchungen dort wurden in den beiden folgenden Jahren fortgeführt, parallel dazu aber auch größere Flächen im Siedlungsbereich zu beiden Seiten des Seenbachs geöffnet.[23] Nach dem Ab-

21 Die örtliche Grabungsleitung der Kampagne 2004 hatte Dr. C. Tappert, damals Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Archäologische und Paläontologische Denkmalpflege (LfDH), inne. Ab 2005 war Chr. Röder (LfDH) in dieser Position tätig. Die wissenschaftliche Leitung lag während des gesamten Zeitraums in den Händen von Dr. U. Recker (LfDH). Die 2007 durchgeführten Maßnahmen betrafen ausschließlich das Siedlungsareal.

22 Die Flächennummern für Kirche und Siedlung wurden gemeinsam vergeben. Daher ist die Nummerierung im Bereich der Kirche nicht konsequent durchlaufend.

23 Eine Zusammenstellung über die bis 2009 erschienenen Vorberichte zu den Grabungen bei Recker/Röder 2009, 477 Anm. 14.

schluss der Grabungen wurden die Baureste der Kirche aus denkmalpflegerischen Erwägungen mit ortsfremdem Erdmaterial überdeckt und auf dem dadurch hergestellten Niveau der Grundriss mit Natursteinen visualisiert.[24] Durch den erheblichen Erdauftrag wurde allerdings die topographische Situation im Kirchhofinneren teilweise stark verändert.

Die geschichtliche Überlieferung

Laubach wird in karolingischer Zeit erstmals erwähnt. Das Breviarium Sancti Lulli nennt 10 Hufen sowie drei Mansen in „Loubahc", die von unbekannter Seite dem Kloster Hersfeld zwischen 769 und 786 übertragen wurden.[25] Im gleichen Zeitraum gelangte auch größerer Grundbesitz aus königlicher Hand um das südlich benachbarte Hungen in den Besitz der Abtei.[26] Daneben war auch das Kloster Fulda in Laubach begütert. In den Zeitraum zwischen 750 und 802 ist die Güterübertragung eines gewissen Nordalach zu datieren, die auch „unam capturam" umfasste und damit auf Rodungstätigkeit vor Ort hinweist.[27] Daneben enthalten die Fuldaer Traditionen noch mehrere weitere, jeweils durchweg nicht näher spezifizierte Schenkungen aus privater Hand, die zumindest zum Teil mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Zeit um 800 bzw. in das 9. Jahrhundert zu datieren sind.[28] Obwohl nach der Quellenlage Fulda zumindest rein numerisch häufiger mit Gütern in Laubach bedacht wurde, war es das Kloster Hersfeld, dem es in der Folgezeit gelang, in der Region ein – zumindest weitgehend – geschlossenes Herrschaftsgebiet zu schaffen.[29] Damit ging aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein innerer Landesausbau einher.[30] Als dessen

24 Recker et al. 2007, 125–126.

25 Hörle 1960, 50.

26 Die Schenkung Karls des Großen fand 782 statt: Hörle 1960, 49.

27 Dronke 1844, 107 Nr. 102, Stengel 1958, 388.

28 Für die nachfolgend genannten Schenkungen kann auf Basis der Ausführungen von J. Steen mit Vorbehalt eine nähere chronologische Eingrenzung in den genannten Zeitraum vorgenommen werden: Schenker *Adalbraht*: Dronke 1844, 108 Nr. 135; Steen 1979, 183. Schenker *Frecholf* und sein Bruder *Tacholf*: Drohnke 1844, 109 Nr. 197; Steen 1979, 171, 185–186. Schenker *Folcrat*: Drohnke 1844, 110 Nr. 197; Steen 1979, 185–186. Für die Übrigen im Codex Eberhardi genannten Güterübertragungen ist eine Einordnung in karolingische Zeit nur zu vermuten: Schenker *Steinolf*: Drohnke 1844, 111 Nr. 224; Schenker *Meginbalt*: Drohnke 1844, 113 Nr. 288; Schenker *Steinolf* (identisch mit der vorgenannten Person?): Dronke 1844, 113 Nr. 290.

29 Kropat 1965, 136. Über das Schicksal des Fuldaer Besitzes ist anhand der vorhandenen Quellen keine Aussage möglich.

30 Der Umfang von Siedlungsgründungen, im hier vorrangig zu betrachtenden Gebiet des Laubacher Waldes nach dem Übergang an Hersfeld, läßt sich noch nicht abschätzen. Die meisten Wüstungen haben allgemein als karolingisch zu datierende Keramik in unterschiedlich großer Zahl erbracht. Daneben gibt es einige weitere Fundstellen, die bislang ausschließlich Keramik dieser Zeitstellung geliefert haben. Zu einem Großteil handelt es sich allerdings um klein zerscherbtes Material aus Aufsammlungen, das entsprechend zurückhaltend in seiner Aussagekraft zu betrachten ist. Der momentane Forschungsstand zu karolingischer Keramik in Hessen ermöglicht darüber hinaus ohnehin nur relativ weite

Träger darf unter den gegebenen Umständen allerdings nicht allein dieses Kloster angesehen werden. Die Beteiligung Fuldas sowie weltlicher Grundbesitzer ist ebenfalls in Betracht zu ziehen.

Als Verwalter des weit entfernten Hersfeld fungierten lokale Adelsfamilien, durch die das Klostergut allerdings auch allmählich entfremdet und für die Bildung eigener Territorien verwendet wurde. Bereits im 12. Jahrhundert werden die Herren von Münzenberg in dieser Funktion fassbar. Im Zusammenhang mit der Gründung des südlich von Laubach gelegenen Ortes Ruppertsburg, treten sie 1183 als Vögte des Klosters auf.[31] Mit dem Erlöschen dieses Dynastengeschlechts im Jahr 1255 gelangten dessen Besitzungen an mehrere Erben, deren Kreis sich schließlich auf die Herren von Falkenstein und die Herren von Hanau reduzierte. Ein geplanter Verkauf der Hanauer Besitzungen an das Erzbistum Mainz wurde durch Intervention der Falkensteiner verhindert, die den betreffenden Güterkomplex schließlich 1341 selbst erwarben. 1403 verkaufte die Abtei Hersfeld schließlich alle ihre noch bestehenden Rechte in Laubach, Hungen und Ober-Erlenbach bei Bad Homburg v.d.H. an Graf Philipp VIII. von Falkenstein.[32]

1419 erloschen die Falkensteiner im Mannesstamm. Ihren Besitz im Raum Laubach erbten die Grafen von Solms. 1432 teilten die Brüder Bernhard II. und Johann V. von Solms schließlich den Besitz unter sich auf. Johann V. erhielt dabei unter anderem das Gebiet um Laubach, das damit Teil der neu entstehenden Grafschaft Solms-Lich wurde. 1548 wurde die Grafschaft Solms-Lich wiederum geteilt. Dabei wurde die Grafschaft Solms-Laubach geschaffen, die bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806 bestand haben sollte.[33]

Der Ort Baumkirchen selbst erscheint in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erstmals in der schriftlichen Überlieferung: Am 24.06.1322 beurkundeten der Grünberger Bürger Rudolf de Manzelar (= Mainzlar) und dessen Frau Berta die Übertragung von Einkünften von Gütern in der *Villa Baymminsehinde* (= Baumseen), unter anderem von der Mühle „in medio villae posito", an das Kloster Arnsburg.[34] Diese Urkunde ist im Übrigen die einzige Schriftquelle aus der Bestehenszeit des Ortes, die ein konkretes Gebäude dort nennt. Es folgen acht weitere Urkunden, die zwischen 1340 und 1414 ausgestellt wurden. Sie beziehen sich auf Rechtsgeschäfte, die verschiedene Einblicke in die seinerzeitigen Rechts- und Besitzverhältnisse gewähren. So befand sich von einem unbekannten Zeitpunkt an bis zum 23.02.1363 unter anderem die Vogtei zu Baumkirchen im Besitz der Familie von Merlau. Ritter Johann von Merlau

Datierungsintervalle. Grundsätzlich würde das bisherige Fundbild einer etwa „um 800" einsetztenden Aufsiedlung dieser Mittelbegirgsregion nicht wiedersprechen.

31 Kropat 1965, 136–137;161.

32 Küther 1961, 79–80.

33 Recker/Röder/Tappert 2006, 184. Die reichsunmittelbare Grafschaft Solms-Laubach wurde 1806 mediatisiert und dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt einverleibt.

34 Berwinkel 2006, 33–34.

beurkundet an dem genannten Datum die Verpfändung dieser Vogtei an den Wäppner Heinrich Sleyfroz zu Ulrichstein. Aus einem weiteren Dokument des gleichen Jahres geht hervor, dass die Vogtei ein Lehen des Landgrafen von Hessen darstellte.[35] Der Besitz weiterer hessischer Rechte an diesem Ort ist einer Belehnung des Jahres 1414 zu entnehmen: Philipp Hesse von Erbenhausen empfängt in diesem Jahr 3/4 des Zehnten ebenda von Landgraf Ludwig II.[36] Wichtig für die Siedlungsgeschichte ist die nächst jüngere Quelle, nämlich der Teilungsvertrag der Brüder Bernhard II. und Johann V. von Solms vom 13.11.1432. Darin wird Baumkirchen neben anderen Orten, darunter auch die Nachbarsiedlungen Oberseen und Kreuzseen, erstmals explizit als Wüstung bezeichnet.[37]

Die vorhandenen Schriftquellen lassen für das 14. Jahrhundert einen Wechsel bei der Benennung der Siedlung erkennen. Dies hat für die vorliegende Arbeit insofern besondere Relevanz, als der sich schließlich durchsetzende Name „Baumkirchen" einen offensichtlichen Bezug auf das Gotteshaus des Ortes aufweist. Wie bereits erwähnt, lautet die früheste Form des Ortsnamens *Baymminsehinde*. Der sich auf den Seenbach beziehende Namensbestandteil „-seen" findet sich auch bei den benachbarten Wüstungen Kreuzseen und Oberseen sowie beim heute noch bestehenden Freienseen.[38] Auch in den nächsten beiden zeitlich folgenden Dokumenten von 1340 (*Boůmenseen*) und 1341 (*Boůmensehin*) erscheint die Siedlung als „Baumseen". Die erste Bezeichnung als Baumkirchen datiert auf das Jahr 1357 (*Benenkirchen*). In drei weiteren Urkunden von 1363 findet sich noch einmal jeweils der Name Baumseen (*Beymensehinde, Boymensehede, Boymensehen*). Alle jüngeren Quellen ab 1398 verwenden schließlich nur noch die Bezeichnung Baumkirchen. Eine Ausnahme stellen lediglich zwei Urkunden des Jahres 1579 dar, die sich auf den Verkauf von Gütern durch Anna von Merlau an Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg beziehen, darunter Güter in dem nun wüsten Baumkirchen. In beiden Quellen erscheint der Ort noch einmal als Baumseen („*Bommensehne*"), was jedoch mit dem noch auf das Mittelalter zurückgehende Alter der hier veräußerten Rechte zu erklären sein dürfte.[39]

Somit bleibt festzuhalten, dass in der Mitte des 14. Jahrhunderts zwei verschiedene Ortsnamen in Gebrauch waren. Zudem legt die zeitliche Differenzierung aller Nennungen nahe, dass es sich bei „Baumseen" um die ältere und bei „Baumkirchen" um die jüngere, sich schließlich durchsetzende Bezeichnung der Siedlung handelt. Seit wann allerdings die Bezeichnung „Baumkirchen" überhaupt Verwendung fand, ist nicht mit letzter Sicherheit zu beurteilen. Die

35 Ebd. 46.
36 Ebd. 46.
37 Ebd. 44.
38 Ebd. 28.
39 Recker/Röder/Tappert 2006, 188. Berwinkel 2006, 42. Die beiden Urkunden wurden am 1. August sowie am 12. September 1579 ausgestellt. Es ist denkbar, dass bei diesen Rechtsgeschäften ältere Urkunden mit dem „älteren" Ortsnamen zur Vorlage kamen.

schriftliche Quellenlage im fraglichen Zeitraum ist insgesamt zu schütter, um den Gebrauch von „Baumkirchen“ vor der Mitte des 14. Jahrhunderts mit letzter Sicherheit ausschließen zu können. Fakt bleibt jedoch, dass ab der Mitte des 14. Jahrhunderts der Name Baumseen offensichtlich keine Rolle mehr spielt.

Weshalb der Ort verlassen wurde, geht aus den Schriftquellen nicht hervor. Vermutlich ist ein Zusammenhang mit der etwa gleichzeitig anzusetzenden Stadtwerdung Laubachs in Betracht zu ziehen, das 1404 in einer Urkunde Papst Innozenz VIII. erstmals als *„oppidum”* erscheint. Der Aufstieg Laubachs hat offensichtlich auch zur Aufgabe von Siedlungen im Umfeld geführt. So werden auch die benachbarten Orte Kreuzseen und Oberseen im Solmser Teilungsvertrag gleichzeitig mit Baumkirchen 1432 erstmals als Wüstungen genannt. Auf planmäßig gelenkte Vorgänge in diesem Zusammenhang deutet die Tatsache hin, dass sich ehemalige Baumkircher später in größerer Zahl in der jungen Stadt nachweisen lassen. Sie bildeten eine Art „Gemeinde in der Gemeinde“, bewohnten ein eigenes Viertel und besaßen einen eigenen Schultheißen.[40]

Mit dem Wüstfallen verschwinden Baumkirchen bzw. seine Dorfflur keineswegs aus der Überlieferung. Insbesondere die andauernde landwirtschaftliche Nutzung der entsprechenden Flächen, unter anderem durch die ehemaligen, nun in Laubach wohnenden Dorfbewohner bzw. deren Nachkommen, hat einen Niederschlag in den Schriftquellen gefunden. Über den genauen Umfang der Ortsgemarkung informiert erstmals ein Salbuch aus dem Jahr 1553.[41] Sowohl der private als auch der allgemeine Grundbesitz im Bereich der Wüstung wurde im Wesentlichen beibehalten, wobei die Nutzungsrechte an der Allmende, also des Allgemeinbesitzes, jährlich neu unter den Baumkirchern vergeben wurden. Diese Tradition, die sich ab dem 16. Jahrhundert nachweisen lässt, ist bis heute lebendig geblieben. Nach wie vor werden jedes Jahr am 3. Februar, also am Festtag des Heiligen Blasius, die betreffenden Flächen unter den Mitgliedern der „Baumkircher- oder Blasiusgesellschaft zu Laubach e.V.“ unter Vorsitz eines jährlich zu wählenden Schultheißen verlost.[42]

Wie lange der Kirchenbau über die Aufgabe der Siedlung hinaus genutzt wurde, lässt sich aus den Schriftquellen nicht entnehmen. Die Erwähnung von zwei Baumeistern (*Buwemeyster*) zu Baumkirchen in einer Urkunde des Jahres 1448 könnte ein Indiz dafür sein, dass das Gebäude zu dieser Zeit noch unterhalten wurde.[43] Spätestens 1691 muss sich die Kirche jedoch in einem ruinösen Zustand befunden haben, denn in einer Quelle aus diesem Jahr, die sich auf einen Rechtsstreit bezieht, ist von „*rudera*“ des Gotteshauses zu Baumkirchen die Rede.[44]

40 Recker/Röder/Tappert 2006, 191.
41 Berwinkel 2006, 31. Volk 1940 26–27.
42 Recker/Röder/Tappert 2006, 187; 191–192.
43 Berwinkel 2006, 37; 50. Es handelt sich um die einzige mittelalterliche Quelle, die – zumindest indirekt – mit der Kirche in Verbindung gebracht werden kann.
44 Recker/Röder/Tappert 2006, 184.

Es ist im Übrigen denkbar, dass der dargestellte enge Bezug zum Hl. Blasius ein Relikt des Kirchenpatroziniums darstellt. Abgesehen von der unsicheren Quellenlage gemahnt allerdings auch die Tatsache zur Vorsicht, dass Baumkirchen in dem Fall die einzige greifbare Blasius-Kirche in Mittelhessen gewesen wäre.[45] Die Frage nach dem Kirchenheiligen muss somit letztlich unbeantwortet bleiben.

Die Kirche

Die Kirche und der umgebende Kirchhof liegen auf einem nach Süden geneigten Hang an der nördlichen Peripherie der Ansiedlung. Das Gelände fällt dadurch auch innerhalb der Umfassungsmauern ab, der Höhenunterschied liegt hier bei ca. 6 m. Vor dem Beginn der archäologischen Untersuchung war am Standort der Kirche im Gelände ein deutlicher Schutthügel sichtbar, der keine Baustrukturen erkennen ließ.

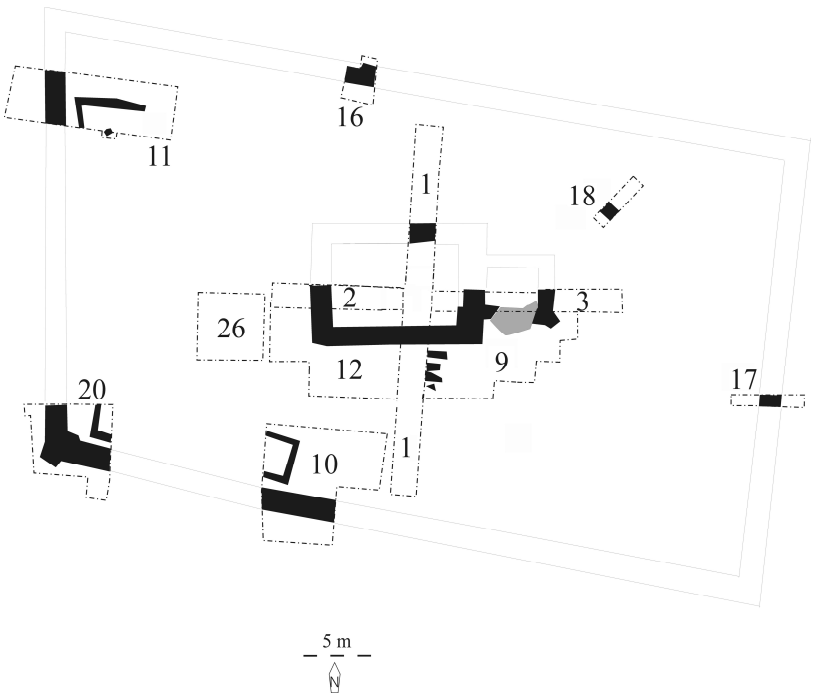


Abb. 3: Lage der Grabungsflächen. Schwarz die Baubefunde der Kirche, der Umfassungsmauer und der Profanbebauung im Kirchhof. Grau hinterlegt die Ausdehnung der Störung im Chorbereich im letzten Planum. Die nicht ergrabenen Bereiche von Kirche und Umfassungsmauer sind schematisch ergänzt.

45 Ebd. 188. Auch bei einer deutlichern Erweiterung des Betrachtungsraumes kommen nur sehr wenige Blasius-Patrozinien hinzu (Blesberg an der unteren Lahn, Niederklein und Volkhardingshausen in Nordhessen sowie Hannoversch-Münden in Südniedersachesen).

Bei dem im Zuge der Grabung erfassten Kirchengebäude handelt es sich um einen Saalbau mit einem eingezogenen, quadratischen oder leicht rechteckigen Chor (Abb. 3). Die Gesamtlänge beträgt ca. 18,0 m, die Maximalbreite ca. 9,0 m, für den Chor ist ein Außenmaß von ca. 5,5 m bis 6,0 m anzunehmen. Auffällig ist die leicht differierende Ausrichtung von Saal und Chor, für die aus der Befundsituation heraus keine sichere Erklärung geliefert werden kann. Der Grundriss lässt aus sich heraus keine nähere Datierung zu. Diese Bauform ist von karolingischer bis spätmittelalterlicher Zeit belegt, wie auch Beispiele aus der Region zeigen.[46]

Die Kirche stellt ein einfaches, ländliches Gotteshaus dar (Abb. 4). Das durchweg aus Basalt bestehenden vermörtelte Mauerwerk ist zweischalig aus meist nur grob zugerichteten Bruchsteinen unterschiedlicher Größe errichtet.[47] Lediglich für die Eckverbände[48] und Maueröffnungen waren – zumindest stellenweise – gut zugerichtete Steine aus Blasenbasalt, auch als Lungstein bekannt, verwendet worden. Bei der Konstruktion der Mauerschalen hatte man offensichtlich versucht, möglichst durchgehende Steinlagen zu erzielen. Aufgrund der unterschiedlichen Steinformate war dies auf längere Strecken jedoch nicht möglich, so dass häufig Versprünge zu beobachten waren. An manchen Stellen waren Ausgleichsschichten eingefügt, die aus meist kleinen, plattigen Steinen bestanden. Werksteine fanden lediglich für Fenster- und Türgewände Verwendung, ebenso für die Errichtung der Eckverbände. Unterschiede bei der Gestaltung der Fundamentierung dürften in erster Linie als Reaktionen auf die Hanglage des Bauwerks und die daraus resultierenden statischen Probleme zu betrachten sein.

Aufgrund der bereits erwähnten nachmittelalterlicher Bodeneingriffe im Chorbereich ist keine Aussage über den Altarstandort möglich. Auch die Gestalt des Fußbodens in der Kirche kann nicht beurteilt werden. Eine Türe befand sich in der südlichen Mauer des Saales. Sie wurde durch eine – vermutlich zweiphasige – Treppe erschlossen. Von der aufgehenden Türarchitektur war lediglich noch ein Gewändestein vorhanden Das sehr sauber aus Blasenbasalt gefertigte Architekturteil lag dem Ostrand der Schwelle auf. Ein hier ausgearbeiteter vertikaler Falz schloss das Angelloch ein. Die ehemalige Türe öffnete sich somit zum Kircheninneren. Von der Westeinfassung des Zugangs hatten sich keine Reste mehr

46 Probst 2004, 234–237.

47 Geologische Analysen über die Herkunft der verwendeten Steine wurden bisher nicht durchgeführt. Zumindest einfacher Basaltbruchstein ist aber im Bereich des Laubacher Waldes an vielen Stellen leicht zu gewinnen, so dass die Masse des Baumaterials mit großer Wahrscheinlichkeit regionaler Herkunft sein dürfte.

48 Ein entsprechender Nachweis konnte an der Südwest-Ecke des Kirchenschiffs erbracht werden.

erhalten. Ob es sich dabei um den einzigen Zugang handelte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da nur ein Teil des Bauwerks aufgedeckt wurde.[49]



Abb. 4: Das Kirchenschiff von Süden mit dem Zugang. Am rechten Bildrand der Ansatz des Chores.

Im Bereich des Chors fanden sich im Bauschutt der Kirche zahlreiche Scherben von Fensterglas. Die Fragmente sind fast ausnahmslos stark fragmentiert und aufgrund von Korrosion sehr brüchig. Die Mehrzahl der noch ansprechbaren Glasfragmente hat eine hellgrüne Glasmasse. Dazu gesellt sich auch eine geringe Anzahl bläulicher und bräunlicher Exemplare. Aus den vorhandenen spärlichen Resten lässt sich das „Bildprogramm", das ehemals die Fenster schmückte, nicht rekonstruieren. Da unter dem Fundmaterial, auf das weiter unten noch einmal einzugehen sein wird, keine Reste figürlicher Darstellungen vorhanden oder zumindest erkennbar sind, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass es sich um vollständig oder zumindest in wesentlichen Teilen ornamental geprägte Flächen handelte. Soweit sich mit Hilfe der noch vorhandenen Reste originaler Kanten erkennen lässt, waren die Fenster, wie im Mittelalter üblich, aus unterschiedlich geformten, z.T. relativ kleinformatigen Einzelscheiben zusammengesetzt. Zur Verbindung der Gläser wurden Bleiruten verwendet, von denen sich wenige Reste gemeinsam mit den Glasfragmenten fanden. Die geringe Stückzahl von insgesamt nur vier Ruten ist allerdings ein deutliches Indiz dafür, dass man das Metall in seiner Masse einer Wiederverwendung zugeführt hat.

Aufgrund der Konzentration der Glasfragmente, zu denen sich auch Fragmente von Fenstergewänden aus Basalt gesellen, kann angenommen werden, dass es im Bereich des Chores eines oder mehrere verglaste und, zumindest zum Teil, bemalte Fenster gegeben hat. Ansonsten konnten in den Flächen 1 und 10 nur sehr wenige weitere, durchweg sehr kleine Flachglasfragmente geborgen

49 Ein weiterer Zugang kann durchaus existiert haben. So weist die Kirche der Wüstung Hausen bei Lich je einen Zugang im Norden und Süden auf. Die Türen sind gegeneinander versetzt angeordnet. Küther 1971, 30.

werden. Diese Fundverteilung legt die Annahme nahe, dass die im Kirchenschiff zu postulierenden Fenster entweder überhaupt nicht oder allenfalls nur zum Teil verglast waren. Einschränkend ist hier allerdings anzumerken, dass in diesem Teil des Gebäudes vorhandene Verglasungen entfernt und einer Wiederverwendung zugeführt worden sein könnten.

Die Kirchhofmauer

Die Kirche war von einer Mauer in Form eines verschobenen Rechtecks umgeben. Die Größe der so umfriedeten Fläche betrug ca. 0,15 ha. Bei der geoelektrischen Prospektion 2002 konnte der Mauerverlauf bis auf die Südostecke vollständig erfasst werden. Im Westen, Süden und Osten gibt sich die Mauer als unterschiedlich stark ausgeprägter Schuttwall zu erkennen. Lediglich die von einem Waldweg überprägte Nordfront zeichnet sich obertägig nicht als Wall sondern als Terrassenkante ab. Im Zuge der Grabung wurde die Mauer an allen Seiten erfasst (Flächen 10, 11, 16, 17, 20). Ein eindeutiger Hinweis auf einen Zugang ergab sich weder bei der geophysikalischen Untersuchung noch bei den Grabungen.

Die Mauer war im Aufgehenden grundsätzlich als Zweischalenmauer konzipiert (Abb. 5). Beide Schalen wurden aus grob zugerichteten Basaltbruchsteinen heterogener Größe errichtet. Dies bedingte in Analogie zum Mauerwerk der Kirche, dass regelmäßige Lagen die Ausnahme bilden. Das Füllmauerwerk besteht aus in der Regel faust- bis kopfgroßen Basaltbruchsteinen. Gesetzt war das gesamte Mauerwerk in gelblich-ockerfarbenes lößlehmartiges Material; Mörtel konnte an keiner der untersuchten Mauerpartien nachgewiesen werden. Eine eindeutig als solche ansprechbare Fundamentierung war nur an manchen Stellen vorhanden. Die Mauer gründete stellenweise ohne erkennbare Baugrube direkt auf den gewachsenen Boden, an anderen Stellen zog sie über ältere Schichten hinweg.

Ob die relativ große Mauerstärke von durchschnittlich 1,50 m den Wunsch nach Wehrhaftigkeit reflektiert, kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, auch allein statische Gründe sind denkbar. In dieser Hinsicht würde eine zukünftige Untersuchung der Toranlage(n) vielleicht weitere Erkenntnisse bringen. Einen gewissen Schutz bot die Umfassungsmauer aber auf jeden Fall, sei es gegen wilde Tiere oder gegen Menschen. Zudem markierte sie auch die Grenze eines sakralen Bereichs, der nicht nur als Begräbnisstätte diente, sondern im Verständnis des Mittelalters auch einen „Kultraum der christlichen Gemeinschaft“ darstellte.[50]

50 Descoeudres et al. 1995, 77.



Abb. 5: Aufsicht auf die Kirchhofmauer in Fläche 11.

Der Friedhof

Der ummauerte Kirchhof wurde in unterschiedlicher Intensität für Bestattungen genutzt; im Zuge der archäologischen Untersuchungen wurden etwa 80 Bestattungen angetroffen (Abb. 6). Darüber hinaus kam in diesem Areal wiederholt verlagertes Knochenmaterial zutage. Nach vorsichtiger Schätzung liegt die Zahl der insgesamt erfassten Individuen deutlich über 100.[51] Besonders dicht war die Belegung mit Gräbern unmittelbar südlich und westlich der Kirche. Hier lagen die Toten oftmals in mehren Lagen übereinander. Mehrere gestörte Bestattungen, Ansammlungen von verlagerten Knochen sowie zahlreiches verstreutes Skelettmaterial sind ein weiteres Indiz für die intensive Nutzung dieser Bereiche. In den Flächen 17 und 18 im östlichen Drittel des Kirchhofs konnten hingegen nur sehr wenige, in den Flächen 11, 16 und 20 keine Grablegen erfasst werden. Die Toten waren nach christlichem Ritus durchweg mit dem Blick nach Osten beigesetzt worden. Unter den Toten sind alle Altersgruppen vertreten, Säuglinge und Kleinkinder scheinen bevorzugt im Umfeld des Chores beerdigt worden zu

51 Freundl. Hinweis J. Kranzbühler M.A, der Bearbeiterin des anthropologischen Materials.

sein. Die auffällige Häufung von Knochen der genannten Altersgruppen darf mit einiger Wahrscheinlichkeit als Indiz für eine Bevorzugung des altarnahen Chorumfeldes als Bestattungsort für die jüngsten Mitglieder der Gemeinschaft angesehen werden. An diesem sakral sehr „wirkmächtigen" Ort sollte ihnen offensichtlich besonderer Schutz zuteil werden. Eine entsprechende Handlungsweise ist auch auf anderen mittelalterlichen Nekropolen gut belegt.[52] Bei der in Baumkirchen beigesetzten Population sind Hinweise auf Mangelerscheinungen und pathologische Veränderungen des Skelettes aufgrund körperlicher Belastungen vorhanden. Für einen genauen Überblick bleibt das Ergebnis der anthropologischen Untersuchung abzuwarten.

Soweit beurteilbar waren alle Bestattungen beigabenlos. Gelegentlich fanden sich Holzreste, teilweise auch nur Verfärbungen von vergangenem Holz, die mit einiger Wahrscheinlichkeit von Särgen, Totenbrettern o.ä. stammen. Aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes lassen sich allerdings über das ursprüngliche Aussehen, die Funktion oder konstruktive Zusammenhänge keine Aussagen machen, die mehr als nur spekulativen Charakter hätten.

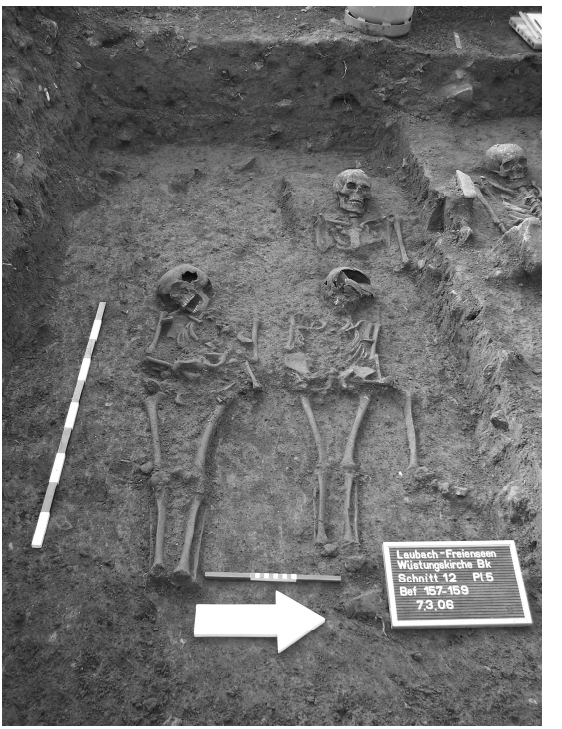


Abb. 6: Bestattungen in Fläche 12.

52 Als Beispiel sei hier nur der eindrucksvolle Befund von Wenzenbach-Irlbach in Landkreis Regensburg aufgeführt: Codreanu-Windauer/Scherbaum 2002, 105–106.

Weitere Befunde im Bereich des Kirchhofs

In mehreren Grabungsflächen im Umfeld der Kirche wurden Reste von Gebäuden sowie weitere Befunde dokumentiert, für die ein profaner Nutzungshintergrund anzunehmen ist. So konnten in den Flächen 10 und 20 jeweils Trockenmauerfundamente dokumentiert werden, die mit großer Wahrscheinlichkeit Schwellbalken für Fachwerkkonstruktionen trugen (Abb. 7). Auffällig ist die übereinstimmende Orientierung der Baufluchten in den genannten Flächen. Da der Zwischenraum nicht untersucht wurde, kann allerdings nichts darüber gesagt werden, ob es sich nur um ein einziges, relativ großes Gebäude oder mehrere kleinere in gleicher Ausrichtung gehandelt hat.



Abb. 7: Überblick über die Baustrukturen in Fläche 10 auf Planum 2 von Osten.

In Fläche 11 konnten verschiedene Befunde dokumentiert werden, für die eine Deutung als Gebäudestrukturen ebenfalls in Betracht zu ziehen, jedoch nicht völlig gesichert ist. Außerdem fanden sich in diesem Areal Herdreste, die mit Metallverarbeitung in Verbindung zu bringen sind (Abb. 8). Das Vorkommen von geringen Buntmetallresten bei einem gleichzeitigen Ausbleiben von Eisenschlacken deutet darauf hin, dass hier in erster Linie Buntmetall verarbeitet wurde.[53] Ob diese Befunde mit der sich andeutenden Bebauung in Fläche 11 in

53 Für zahlreiche Hinweise zur vorgestellten Befundsituation sowie die Begutachtung des Fundmaterials habe ich Prof. Dr. A. Schäfer (Otto-Friedrich-Universität Bamberg) und Dr. G. Gassmann (Tübingen) sehr zu danken.

Zusammenhang stehen oder separat davon zu sehen sind, muss offen bleiben. Es ist allerdings durchaus denkbar, dass die nachgewiesenen metallurgischen Tätigkeiten nicht unter freiem Himmel stattgefunden haben.



Abb. 8: Der Herd in Fläche 11.

Auch in Fläche 18 wurden Strukturen angeschnitten, die zu einer Bebauung gehören könnten. Hier liegt eine terrassenartige Struktur, auf der u.a. eine mögliche Feuerstelle dokumentiert werden konnte. Allerdings ist die hier untersuchte Fläche insgesamt zu klein, um genauere Aussagen über die Befundsituation in diesem Bereich machen zu können.

Auffällig ist, dass die diversen Gebäudestrukturen im Umfeld der Kirche fast ausnahmslos keine Bestattungen überdecken. Für ihre Errichtung wurden somit möglicherweise Plätze ausgewählt, die noch frei von Gräbern waren. Andererseits könnte das Fehlen von Gräbern auch durch das Vorhandensein der Gebäude begründet sein. Darüber, ob die beschriebenen Baustrukturen im Umfeld der Kirche primär Geistlichen vorbehalten waren oder zudem bzw. ausschließlich von Laien genutzt wurden, kann allenfalls spekuliert werden.

Funde

Die archäologischen Untersuchungen der Jahre 2004 bis 2006 haben Kleinfunde in erheblichem Umfang zutage gebracht. Dazu zählt insbesondere sehr viel Gefäßkeramik. Das Spektrum des Kleinfundmaterials entspricht weitestgehend dem, was in einer ländlichen Siedlung des hohen und späten Mittelalters als üb-

lich angesehen werden kann. Die beträchtliche Masse an Siedlungsmaterial ist für eine Kirche und ihr Umfeld nicht unbedingt zu erwarten, ist aber mit der profanen Nutzung von Teilen des Areals zu erklären, die sich durch die angesprochenen Gebäudereste manifestiert. Objekte, die eindeutig der beweglichen, also nicht ortsfesten Ausstattung der Kirche zugerechnet werden können, sind hingegen nicht vertreten. Bei einigen Fundstücken, wie beispielsweise einem Kerzenhalter aus Keramik oder einigen wenigen vergoldeten Blechstücken, die von liturgischen Objekten stammen könnten, ist eine Verwendung in einem sakralen Kontext zumindest denkbar. Die relativ hohe Zahl von 10 Münzen des späten 12. bis frühen 14. Jahrhunderts fügt sich hingegen durchaus in das Fundmilieu einer Kirche ein (Abb. 9).



Abb. 9: Halbierter Brakteat (Silbermünze) aus dem Friedhofsareal. Unbestimmte Münzstätte im Wetterauer Währungsgebiet. Prägezeitraum 1190/1196. Ohne Maßstab.

Zur Geschichte von Kirche und Kirchhof

Für den Bereich der Kirche deuten ein der Michelsberger Kultur zuzuweisendes Steinbeil, ein vermutlich ebenfalls jungneolithisches Silexartefakt und eine Reihe nicht näher datierbarer Keramikfragmente auf eine Nutzung in vorgeschichtlicher Zeit hin. Zeitgleiche Befunde waren nicht festzustellen. Mittelalterliche Funde liegen ab etwa 800 vor. Entsprechendes Material fand sich fast ausnahmslos in umgelagerten Schichten, vergesellschaftet mit hoch- bis spätmittelalterlichem Funden. Eindeutig dieser Zeit zuweisbare Befunde konnten nicht erfasst werden. Im Fundbild ist das 10. und 11. Jahrhundert ebenfalls nur schütter belegt. Ob und auf welche Weise das Areal in dieser Zeit genutzt wurde, ist nicht zu beurteilen.

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Beginn der sakralen Nutzung des Geländes sowie der Zeitstellung des Kirchenbaus ist die Datierung der ^{14}C/AMS-Proben der von dessen Westmauer überschnittenen und somit älteren

Befunde 215 und 223 von großer Wichtigkeit. Befund 215, ein Holzbrettfragment, evtl. Rest eines Totenbrettes oder Sargs, datiert demnach wahrscheinlich in die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.[54] Befund 223, eine Bestattung, ist dem ausgehenden 11. bzw. dem frühen 12. Jahrhundert zuzuweisen (Abb. 10).[55]



Abb. 10: Die von der Kirchenwestmauer geschnittene Bestattung Befund 223.

Da das Bestehen eines Friedhofs ohne zugehörige Kirche im Hochmittelalter unüblich wäre, ist davon auszugehen, dass spätestens um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert ein Sakralbau bestanden hat. Die Tatsache, dass durch das ergrabene Gebäude eine bereits vorhandene Bestattung geschnitten wurde und wie im Fall des Befundes 155 ein menschlicher Extremitätenknochen fest im Kirchenfundament vermörtelt war, lässt es möglich erscheinen, dass das im Zuge der Grabungen untersuchte Gebäude einen oder gar mehrere Vorgänger besaß. Eindeutige Reste einer älteren Kirche konnten allerdings nicht erfasst werden. War eine solche einst vorhanden, so spricht viel dafür, dass sich diese zum einen an der gleichen Stelle befunden und außerdem in etwa die gleiche Größe be-

54 Bericht des Research Laboratory for Archeologie and the History of Art,.Oxford University, Radiocarbon Accelerator Unit, vom 19.01.2007. Probennummer OxA-16586: 948 +/- 26 BP (68,2% Wahrscheinlichkeit). 1020–1050 (17,8% Wahrscheinlichkeit, 1080–1160 (50,4% Wahrscheinlichkeit).

55 Bericht des Research Laboratory for Archeologie and the History of Art,.Oxford University, Radiocarbon Accelerator Unit, vom 19.01.2007. Probennummer OxA-16545: 975 +/- 26 BP (68,2% Wahrscheinlichkeit). 1020–1050 (34% Wahrscheinlichkeit), 1090–1120 (26,7% Wahrscheinlichkeit), 1140–1150 (6.7% Wahrscheinlichkeit).

sessen haben könnte wie der jetzige Bau. Diese Überlegung resultiert in erster Linie aus der Tatsache, dass in dessen Innenraum keinerlei Bestattungsreste angetroffen wurden.[56] Auch die sehr bescheidene Anzahl von Befundüberschneidungen im Außenbereich weist in die gleiche Richtung. Reste eines älteren Sakralbaus könnten bei der Errichtung des jüngeren Gotteshauses zerstört worden sein oder zumindest von diesem überlagert werden, wodurch sich der fehlende Nachweis im Baubefund erklären würde.

Andererseits wäre auch eine Erweiterung – also letztendlich ein Umbau – des bestehenden Gebäudes in Betracht zu ziehen. Dies lässt sich auf Basis der dokumentierten Bausubstanz jedoch nicht beweisen. Es liegen weder Baufugen noch signifikante Unterschiede im Mauerwerk vor, die beispielsweise eine Vergrößerung nach Westen zwingend belegen würden. Auch hinsichtlich des verwendeten Mörtels lässt sich zumindest auf makroskopischem Wege keine entsprechende Mehrphasigkeit ableiten.

Daneben gibt es allerdings noch eine weitere Erklärungsmöglichkeit für die angetroffene Befundsituation, die sowohl ohne einen Vorgänger als auch ohne einen Umbau des festgestellten Bauwerks auskommt: So könnte es beim Bau der Kirche zu einer Unterbrechung bzw. Verzögerungen gekommen sein. Unter der Voraussetzung, dass nach gängiger mittelalterlicher Praxis zunächst eine Errichtung der Ostteile der Kirche in Angriff genommen wurde, um mit der Fertigstellung des Chors die Liturgie feiern zu können, könnten weiter westlich nach einer Chorweihe aber noch vor der endgültigen Fertigstellung der Kirche Bestattungen vorgenommen worden sein. Diese wären dann im Zuge des Weiterbaus tangiert worden.

Die mit Schwarzlot bemalten Glasfragmente aus dem Chorbereich erlauben bei einem Vergleich mit Malereien aus anderen Kirchen zumindest eine grobe Datierung (Abb. 11). Die Verwendung von in Grisaille-Technik gestalteten Malereien mit überwiegend vegetabilen Darstellungen wird im Laufe des 13. Jahrhunderts üblich. In manchen Fällen erfolgt dabei auch eine Kombination mit gotischen Maßwerk bzw. Architekturformen.[57] Darstellungen dieser Art bleiben darüber hinaus aber noch bis weit in das 14. Jahrhundert hinein gebräuchlich.[58] Innerhalb des umrissenen Zeitraums ist die Entstehung der Baumkircher Glasmalerei anzusetzen.

56 Bei einem wesentlich kleineren und/oder versetzt gelegenen Vorgänger wäre dieses völlige Fehlen von Knochenresten zumindest ungewöhnlich.

57 Burger 2011, 142–143. Das Fragment Taf. 17,7 weist Elemente auf, die an „Krabben", also bildhauerische Gestaltungselemente, erinnern. Ist diese Deutung zutreffend, so könnte es sich beispielsweise um den Rest der Darstellung einer Wimperge handeln.

58 Gast 2010, 64–67 m. Abb. 14–17. Mehrere der in Baumkirchen belegten Bildelemente erscheinen zum Beispiel auf dem unter Abb. 17 dargestellten Fenster aus der Stadtkirche von Friedberg (Wetteraukreis), das in die Zeit um 1340/50 datiert wird.

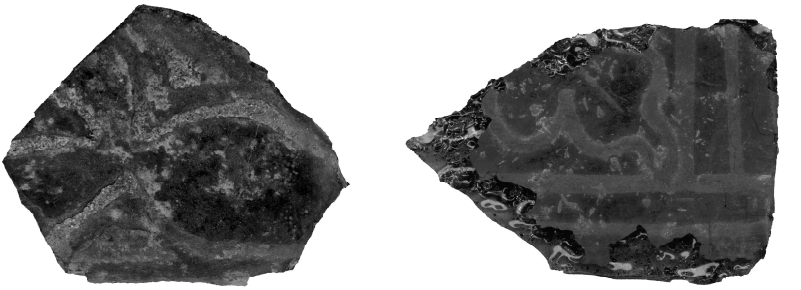


Abb. 11: Bemalte Glasfragmente aus dem Bereich des Chors. Auf der Scherbe links ist ein dreipassförmiges Motiv zu erkennen, rechts ein florales. Ohne Maßstab.

Die Form mehrerer Fenstergewände, die ebenfalls im Versturzmaterial des Chors geborgen werden konnten, fügt sich ebenfalls in diesen Zeitraum ein. Aufgrund der doch beträchtlichen Unschärfe bei der Datierung beider Fundgruppen ist es zwar möglich aber letztendlich nicht beweisbar, dass Fensterverschluss und -umrahmung gleichzeitig entstanden sind. Zudem fällt in das Jahr 1357 die erste Nennung der Ortsnamensform „Baumkirchen" in den Schriftquellen. Mit allem Vorbehalt sollten daher größere Baumaßnahmen in den Jahren um die Jahrhundertmitte zumindest als wahrscheinlich in Betracht gezogen werden. Ob es sich dabei um einen gänzlichen Neubau der Kirche handelte oder um größere Umbaumaßnahmen, wie beispielsweise ein Einbau von „modernen" Fenstern im Chor, muss daher offen bleiben.

Die Errichtung der Kirchhofmauer lässt sich zeitlich nur schwer fixieren. Zwar konnte beobachtet werden, dass die Mauer partiell älteren Befunden aufsitzt, doch haben diese kein hinreichend datierbares Fundmaterial geliefert. Mehrere Keramikfunde aus der Mauer selbst stammen aus Fläche 20. Hier barg der Lehm, in dem die Steine versetzt waren, einige wenige Keramikfragmente, darunter ein Randstück eines Gefäßes aus dem 13. Jahrhundert. Dieses Material bietet zumindest einen gewissen, wenn auch groben zeitlichen Anhaltspunkt.[59] Hinweise auf eine Mehrphasigkeit lassen sich aus dem untersuchten Bestand nicht ableiten.

Das zahlreiche Fundmaterial aus den Flächen 10 und 20, das aus Befunden stammt, die mit den Gebäudestrukturen südlich der Kirche in Verbindung stehen, stammt fast ausschließlich aus dem 14./15. Jahrhundert. Für die Annahme einer wesentlich älteren Zeitstellung der Baulichkeiten gibt es keine zwingenden Gründe. Neben einer größeren Zahl von einfacher Haushaltskeramik liegt landwirtschaftliches Gerät in Form von Sicheln vor. Hufeisen und ein Steigbügel weisen auf eine Anwesenheit von berittenen Personen hin (Abb. 11). Ein Waffenfund in Form eines deformierten möglichen Schwertklingen-

59 Zu denken ist unter anderem die Möglichkeit einer Reparatur an dieser Stelle. Auch kann die Keramik zum Zeitpunkt ihrer „Vermauerung" schon längere Zeit zerscherbt gewesen sein.

fragments sollte in seiner Aussagekraft in Bezug auf den Kreis der Nutzer nicht überbewertet werden. Neben der großen Zahl der Gefäßkeramik spricht auch das Vorhandensein mindestens einer Herd- oder Ofenanlage dafür, dass die Bebauung wohl Wohn- oder Wirtschaftszwecken diente oder zumindest dafür geeignet war.

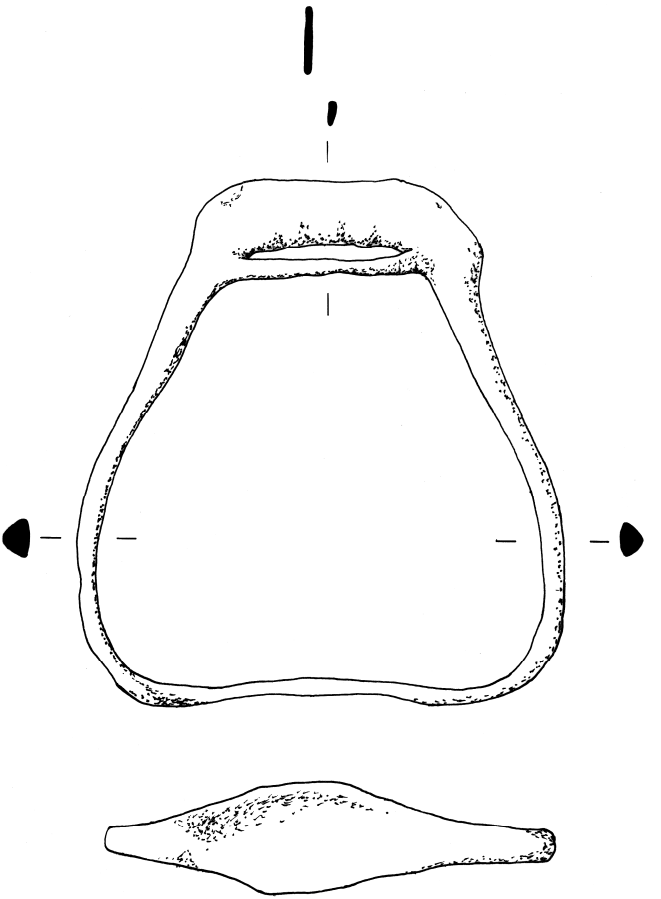


Abb. 12: Steigbügel aus Eisen. Ohne Maßstab.

Das Fundmaterial aus Fläche 11 datiert recht einheitlich in das 13./14. Jahrhundert, wobei sich ein zeitlicher Schwerpunkt im 14. Jahrhundert abzuzeichnen scheint. Zwingend in das 15. Jahrhundert einzuordnendes Material liegt aus diesem Bereich des Kirchhofs nicht vor. Die Herdreste können eventuell mit Aktivitäten bzw. Baumaßnahmen an der Kirche in Verbindung gebracht werden. Das wenig umfangreiche Fundmaterial aus Fläche 18 lässt sich in das 14./15. Jahrhundert einordnen.

Wann die Kirche und die umgebende Bebauung aufgegeben wurden bzw. wann der Verfall begonnen hat, ist nicht sicher zu beurteilen. Das Fundspektrum

endet jedenfalls geschlossen im 15. Jahrhundert und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit noch vor dessen Mitte. Ein Zusammenhang dieses Einschnitts mit der Aufgabe des Dorfes, das 1432 erstmalig als Wüstung bezeichnet wird, ist wahrscheinlich. Eine spätere, gelegentliche Nutzung der Kirche ist damit allerdings nicht ausgeschlossen. Ein Fundniederschlag ist hier nicht zwingend vorauszusetzen. Ob das nun siedlungsfern gelegene Bauwerk allerdings das Ende des Dorfes lange überstanden hat, ist fraglich. Spätestens Ende des 17. Jahrhunderts waren mit Sicherheit nur noch „*rudera*" vom ehemaligen Baumkircher Gotteshaus vorhanden.

Literaturverzeichnis

Berwinkel 2006
H. Berwinkel, Urkunden zur Geschichte von Dorf und Wüstung Baumkirchen/ Baumseen, Landkreis Giessen. Regesten und Auswertung der Urkunden von 1322 bis 1579. Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N.F. 64 (2006) 27–50.

Burger 2011
M. Burger, Die Glasmalereien der Klosterkirche Haina aus kunsthistorischer Sicht. In: G. Götze/Ch. Vanja/B. Buchstab (Hrsg.), Klosterkirche Haina. Restaurierung 1982-2012. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 19 (Stuttgart 2011) 141–161.

Codreanu-Windauer/Scherbaum 2002
S. Codreanu-Windauer/J. Scherbaum, „Elirespah" bei Regensburg wieder entdeckt – Ausgrabungen in der Kirche Mariä Himmelfahrt zu Irlbach. Das Archäologische Jahr in Bayern 2002, 2003, 104–106.

Descoeudres et al. 1995
G. Descoeudres/A. Cueni/Ch. Hesse/G. Keck, Sterben in Schwyz. Beharrung und Wandlung im Totenbrauchtum einer ländlichen Siedlung vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 20/21 (Basel 1995).

Dronke 1844
E. F. J. Dronke (Hrsg.), Traditiones et Antiquitates Fuldenses (Fulda 1844). Nachdruck Osnabrück 1966.

Fundchronik 1986
Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Archäologie und Paläontologie (Hrsg.), Fundberichte aus Hessen 26,2, 1986.

Gast 2010
U. Gast, Die Chorverglasung der Stadtkirche in Friedberg im 14. und 15. Jahrhundert. Rekonstruktion, Programm und programmatische Änderungen. In: H. Nussbaum (Hrsg.), Die gebrauchte Kirche. Symposium und Vortragsreihe anlässlich des Jubiläums der Hochaltarweihe der Stadtkirche Unserer Lieben Frau in Friedberg (Hessen) 1306–2006. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 15 (Stuttgart 2010) 55–74.

Hörle 1960
J. Hörle, Breviarium Sancti Lulli. Gestalt und Gehalt. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 12, 1960, 18–52.

Kropat 1965
W.-A. Kropat, Reich, Adel und Kirche in der Wetterau von der Karolinger- bis zur Stauferzeit. Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 28, 1965.
Küther 1961
W. Küther, Hungen und sein Geschichte. In: Magistrat der Stadt Hungen (Hrsg.), Das Buch der Stadt Hungen (Gießen 1961) 48–152.
Küther 1971
W. Küther, Die Wüstung Hausen. Mittellungen des Wetzlarer Geschichtsvereins 25, 1971.
Probst 2004
H. P. Probst, Frühe Dorfkirchen in Hessen. Ein Beitrag zur Entstehung und Archäologie mittelalterlicher Kleinkirchen. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. 89, 2004, 213–259.
Recker/Röder 2006
U. Recker, Ch. Röder, Untersuchungen an den rudera der Kirche, der molendino sowie der villa Baumkirchen. Hessen-Archäologie 2006 (2007) 111–114.
Recker/Röder/Tappert 2006
U. Recker, Ch. Röder, C. Tappert, Multikausale Erklärungsmuster für mittelalterliche und frühneuzeitliche Be- und Endsielungsvorgänge im hessischen Mittelgebirgsraum. Die Forschung der Wüstung „Baumkirchen", Gemeinde Laubach, Landkreis Gießen, in den Jahren 2004 und 2005. In: Berichte der Kommission für Archäologische Landesforschung Hessen 8, 2006, 177–213.
Recker et al. 2007
U. Recker, Chr. Röder, J. Kranzbühler; C. Friedrich, K. W. Alt, Wüstung Baumkirchen revisited: neue mittelalterliche Befunde, erste anthropologische Erkenntnisse und ein Präsentationskonzept. In: Hessen-Archäologie 2007, 2008, 123–126.
Recker/Röder 2009
U. Recker/Ch. Röder, Baumkirchen und das Seenbachtal – Struktur und Wandel einer Siedlungslandschaft In: Zwischen Tradition und Wandel – Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (2009) 471–481.
Steen 1979
J. Steen, Königtum und Adel in der frühmittelalterlichen Siedlungs-, Sozial- und Agrargeschichte der Wetterau. Studien zum Verhältnis von Landnahme und Kontinuität am Beispiel einer Randlandschaft des Merowingerreichs (Frankfurt/Main 1979).
Stengel 1958
E. Stengel (Bearb.), Urkundenbuch des Klosters Fulda 1 Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 10/1 (Marburg 1958).
Volk 1940
L. Volk. Die Wüstungen im Kreis Schotten. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. 37, 1940.
Wagner 1854
G. W. J. Wagner, Die Wüstungen im Großherzogthum Hessen. Teil I. Provinz Oberhessen. Neudruck der Ausgabe von 1854 (Wiesbaden 1969).

Familiennamen in Zeit und Raum

Zur Verbreitung von hessischen Familiennamen an der mittleren Lahn

HANS RAMGE

1. Vorüberlegungen

1.1 Einführung

Familiennamen sind wie Ortsnamen, Gewässernamen, Landschaftsnamen, Bergnamen sprachliche Elemente, die nicht nur zur Orientierung beitragen. In ihrer Besonderheit werden sie vielfach – wie auch der Dialekt – als ‚charakteristisch', als ‚typisch', vielleicht als ‚heimatlich' empfunden; sei es durch ihre Häufigkeit in einer Region (z.B. Bender, Seip(p), Gerlach), sei es durch ihre auffällige sprachliche Form, oft in Verbindung mit öffentlicher Bekanntheit wie Sommerlad oder Rinn im Raum Gießen oder Schermuly im Weilburger Raum.[1]

Mich beschäftigt seit langem die Frage, ob die Wahrnehmung des ‚Typischen' eine richtige oder eine falsche Intuition ist oder ob man mit sprachwissenschaftlichen Mitteln so etwas wie kleinere Familiennamenräume oder -landschaften entdecken kann, vergleichbar etwa den gut erforschten hessischen Dialekträumen[2] oder den vor einem Vierteljahrhundert beschriebenen Flurnamenräumen in Hessen.[3]

---

1 Für zahlreiche Hinweise und Verbesserungsvorschläge danke ich Gerhard Augst (Biebertal) und Otfrid Ehrismann (Staufenberg) herzlich.
In der folgenden Untersuchung werden linguistische Schreibkonventionen und Fachausdrücke so weit wie möglich vermieden. Einige sind aber notwendig:
<...> bezieht sich auf die spezielle Schreibform. Die übliche Form eines Namens wird ohne besondere Kennzeichnung geschrieben.
/.../ bezieht sich auf die lautliche Form oder die Aussprache eines Familiennamens.
‚...' bezieht sich bei Namenbeschreibungen auf Bedeutungsangaben.
/:/ bedeutet bei Schreibungen in Lautform, dass der Vokal lang gesprochen wird, z.B. /ha:n/ ‚Hahn'.
* nicht belegte, erschlossene Sprachform (soweit nicht nur Kennzeichnung des besprochenen Familiennamens)
mhd. = mittelhochdeutsch
ahd. = althochdeutsch
kursiv = Name, historische Form, historischer Beleg.

2 Grundlegend: Wiesinger, Peter: Die Stellung der Dialekte Hessens im Mittelalter, in: Reiner Hildebrandt/Hans Friebertshäuser (Hg.): Sprache und Brauchtum. Bernhard Martin zum 90. Geburtstag. Marburg 1980, S. 68-148.

3 Ramge, Hans: Zur Struktur der hessischen Flurnamenräume, in: Friedhelm Debus/Hans Ramge (Hg.): Flurnamenräume. Heidelberg 1987, S. 15-54.

Dabei ist es von vornherein offenkundig, dass es sich nicht um Namentypen handeln kann, die schon wegen ihrer sprachlichen Form auch von Außenstehenden als ‚typisch' für eine Landschaft wahrgenommen werden wie die Namen auf *–sen* in Norddeutschland (z.B. Christiansen) oder die auf *–le* in Schwaben (z.B. Bürkle). Nein, es geht nur darum, ob die Einheimischen der Region bestimmte Namen als ‚typisch' einschätzen, auch ohne dass diese ‚typische' sprachliche Merkmale aufweisen. Dies zu untersuchen, ist bei Familiennamen aus verschiedenen Gründen viel schwieriger als etwa bei Dialekten, wo man in der Regel genaue Daten und eine geschlossene Datenmenge zur Verfügung hat.

Bei Familiennamen weiß man nicht einmal, wo man anfangen und wo man aufhören soll. Das hängt mit der ungeheuer großen Anzahl verschiedener Familiennamen zusammen – in den Telefonbüchern 2005 der Deutschen Telekom sind ungefähr eine Million verschiedene Namen verzeichnet (einschließlich Doppelnamen). Nur ein Drittel davon kommt mit mehr als fünf Anschlüssen vor. Für etwa eine Viertelmillion sind 5 bis 99 Anschlüsse belegt: Sie sind also auch selten. Aber nur ungefähr 30.000 Anschlüsse gelten für Namen mit 100-499 Teilnehmern, ungefähr 4.000 haben 500-999 Teilnehmer, ungefähr 3.000 zwischen 1.000 und 4.999 Teilnehmer. Schließlich gibt es sogar nur etwa 500 massenhaft vorkommende Namen mit mehr als 5.000 Anschlüssen.[4] Bei dieser Streubreite beschränken wir uns im Folgenden hauptsächlich auf Familiennamen, die zwischen 50mal und 1000mal in Telefonanschlüssen (im Folgenden abgekürzt: TA) vorkommen, und unterscheiden vereinfachend (mit Übergängen)

- seltene (bis 99 TA),
- mittlere, d.h. durchschnittlich häufige Namen (100 bis 499 TA) und
- häufige, d.h. Namen mit mehr als 500 TA.

Diese Einteilungen beziehen sich auf das Gesamtvorkommen eines Familiennamens in Deutschland.

Auf der Grundlage der elektronisch gespeicherten Daten der Deutschen Telekom sind seit der Jahrtausendwende mehrere Internetseiten entstanden, auf denen die Verbreitung von Familiennamen im Raum als Karte produziert wird, ein Quantensprung in der wissenschaftlichen Erforschung der Familiennamen im deutschen Sprachraum. Man kann nämlich jetzt mit einem Blick erkennen, wo sich bestimmte Familiennamen häufen, wo sie selten sind oder gar nicht vorkommen. Daraus kann man Rückschlüsse auf die räumliche Struktur von Namen und Namengruppen ziehen. Für die großräumige Verbreitung von Namen in Deutschland bieten jetzt die vier Bände des „Deutschen Familiennamenatlasses" reichhaltiges Anschauungsmaterial.[5]

---

4 Statistisch entfallen auf jeden Telefonanschluss in den Jahren um die Jahrtausendwende 2,7 bis 2,9 Namensträger, so dass man mit dieser Zahl multiplizieren muss, wenn man wissen will, wieviel Leute den betrachteten Familiennamen wirklich tragen.

5 Das Mainzer Forschungsprojekt „Deutscher Familiennamenatlas" (http://www.igl.uni-mainz.de/forschung/namenforschung/), grundlegend in der Entwicklung von detaillierten Verbreitungskarten, ist mit der Veröffentlichung von vier Bänden seit 2013 abgeschlossen:

Ich verwende im Folgenden die Kartenbilder der Internetseite „geogen“, die die Häufigkeit in Stadt- und Landkreisen abbildet.[6] Um die Verbreitungsstrukturen deutlicher hervortreten zu lassen, lasse ich bei den folgenden Kartenbildern alle Kreise unberücksichtigt, in der weniger als ein Prozent aller Belege des Gesamtvorkommens vertreten sind.[7]
Mit diesen Verbreitungskarten können wir nun genauer der Frage nachgehen, ob es typische Familiennamen gibt, die sich hauptsächlich im mittelhessischen Raum finden, ihn ggf. sogar strukturieren.[8] Finden wir solche, wollen wir natürlich wissen, wie die Raumbilder zustande gekommen sein könnten. Dazu brauchen wir vor allem historisches Wissen über die Entstehung und die geschichtliche Entwicklung dieser Namen.

1.2 Historische Variablen für die heutige Verbreitung von Familiennamen

Die Geschichte eines Familiennamens von der Entstehung bis zur heutigen Verbreitung ist durch eine Reihe von Faktoren bestimmt:

(1) Namengebung / Namenentstehung

Jeder erste Träger eines Beinamens, der in den folgenden Generationen zu einem Familiennamen wird, weist eine unendliche Menge an Eigenschaften und Merkmalen auf. Die Sprachgemeinschaft, in der er lebt, wählt daraus ein einziges Merkmal aus. Ob die Wahl dieses Merkmals sich auf eine körperliche oder geistige Eigenschaft bezieht, auf die Berufstätigkeit, die Herkunft oder etwas Anderes, beruht zunächst (in Grenzen) auf blankem Zufall, charakterisiert dann aber den ersten Namensträger. Erst wenn der Beiname in den folgenden Generationen weiterverwendet wird, entsteht der Familienname. Dann hat er aber in

Deutscher Familiennamenatlas, hg. von Konrad Kunze/Damaris Nübling, 4 Bde. Berlin u.a. 2009-2013. Auf gleicher Grundlage ist als Regionalatlas entstanden: Steffens, Rudolf: Familiennamenatlas. Rheinland-Pfalz, Hessen, Saarland. Ubstadt-Weiher 2013. – Beide Atlaswerke überschneiden sich nur in wenigen Fällen mit den hier behandelten Namen. - Mehrere Internetseiten bieten leicht zugänglich die Möglichkeit, selbst Verbreitungskarten zu erzeugen: http://christoph.stoepel.net/geogen/v3/; http://gen-evolu.de/. Sehr nützlich ist das neue Angebot des Familiennamenatlasses Luxemburg: http://lfa.uni.lu/, weil es die Verbreitung eines Namens in ganz Mitteleuropa zu erkennen erlaubt.

6 http://christoph.stoepel.net/geogen/v3/. Für die Wiedergabe im Schwarz-Weiß-Druck wurden die Karten weiterbearbeitet. Dabei bin ich Patrick Vaillant (Gießen) für vielfältige Unterstützung zu großem Dank verpflichtet.

7 Das entstehende reduzierte Verbreitungsbild entspricht in der Regel ziemlich genau den Kartenbildern, die die relative Verteilung von Namen (nämlich bezogen auf die Einwohnerzahl von Kreisen) abbilden.

8 Es gibt zudem auch außerordentlich viele Familiennamen in Deutschland, die gar keinen oder jedenfalls keinen nennenswerten Verbreitungsschwerpunkt aufweisen, sondern diffus über das ganze Land oder große Teile davon verbreitet sind. Dazu gehören etwa die Massennamen wie Müller, aber auch viele weniger häufige oder seltene Namen, die durch Einwanderungen, vor allem aber auch durch die gewaltigen Flüchtlingsbewegungen nach dem 2. Weltkrieg in der heutigen Bundesrepublik zerstreut wurden.

seinem ursprünglichen Bedeutungsinhalt mit den Namensträgern nichts mehr zu tun.[9]

Die möglichen Merkmale für die Entstehung eines Beinamens werden gewöhnlich nach fünf Gruppen gegliedert. Danach geht ein Name zurück

- auf einen Ruf- oder Personennamen (z.B. Heinz, Diehl, Keiner),
- auf den Beruf oder eine Tätigkeit (z.B. Schmidt, Bender, Rinker): kurz ‚Berufsnamen',
- auf den Herkunftsort (z.B. Marburger, Runzheimer): kurz: ‚Herkunftsnamen',
- auf die Wohnstätte oder den Wohnplatz (z.B. Brück, Inderthal): kurz ‚Wohnstättennamen',
- auf eine körperliche, geistige oder charakterliche Eigenschaft (z.B. Klein, Bepler): kurz: ‚Eigenschaftsnamen'.

Bei vielen Familiennamen verweist die Sprachform auf fremdsprachige Herkunft (z.B. Bouffier, Schermuly, Kaya). In der Ursprungssprache gehen sie aber ebenfalls auf eine der namengebenden Gruppen zurück.

Die Binnenausfächerung dieser Großgruppen ist vielfältig, so dass damit nur eine sehr grobe Einordnung geschieht.

(2) Namengeschichte / Namenentwicklung

Familiennamen kommen im mittleren Hessen ab dem Ende des 13. Jh.s in Gebrauch, sogar bereits auf dem Lande.[10] Die meisten entstehen aber erst in den folgenden Jahrhunderten. Sie unterliegen schon ihres Alters wegen vielfältigen sprachgeschichtlichen Wandlungen. Zudem koppeln sie sich oft in unterschiedlichem Grad vom zugrunde liegenden Wort oder vom Ausgangsnamen ab und entwickeln eigene Traditionen. Diese sind bedingt

- durch die Möglichkeiten der Namenbildung (z.B. Marburger oder Marburg aus dem Ortsnamen Marburg),
- durch den mündlichen Sprachgebrauch, wodurch sprechgeschichtlich und dialektal verursachte Namenformen entstehen (z.B. Bender > Benner, Loh > Luh, Rühl > Riehl) und/oder
- durch die schriftliche Fixierung des Namens, vor allem in den Kirchenbüchern, wodurch im Laufe der Zeit und an verschiedenen Eintragungsorten unterschiedliche Namenschreibungen entstehen und dann fest werden konnten (z.B. Riehl – Rhiel, Inderthal – Interthal).[11]

9 Ein besonderes Problem stellt das Verhältnis zwischen Familiennamen und den nur innerörtlich gebrauchten Hausnamen (manchmal auch ‚Dorfnamen' genannt) dar, und zwar sowohl was deren Entstehungs- als auch was deren Gebrauchsbedingungen angeht. Vgl. dazu jetzt: Debus, Friedhelm: Hausnamen, in: Beiträge zur Namenforschung 48 / 2013, S. 139-163.

10 Vgl. Gockel, Michael: Zum Aufkommen und Festwerden der Familiennamen auf dem Lande. Beobachtungen am Beispiel des südhessischen Dorfes Trebur, in: Jahrbuch für hessische Landesgeschichte 51 / 2001, S. 1-58.

11 Die verbindliche Schreibung wurde erst durch die Standesämter in der 2. Hälfte des 19. Jh.s festgelegt (im mittelhessischen Raum 1875).

Durch die Unterschiede in der Namenbildung sowie in den mündlichen und schriftlichen Namengebräuchen entsteht eine außerordentliche Vielzahl an Namenvarianten. Diese gehen also auf einen bestimmten Ausdruck für ein namengebendes Motiv zurück. Sie entwickeln
- aufgrund der Möglichkeiten der Namenbildung unterschiedliche *Formvarianten*,
- durch den mündlichen Sprachgebauch unterschiedliche *Sprechvarianten*
- und/oder durch die schriftliche Fixierung unterschiedliche *Schreibvarianten*.

Für die Deutung eines Familiennamens brauchen wir immer ein Wort oder einen anderen Namen als Benennungsmotiv, d.h. als auslösenden Grund für die Namengebung.

(3) Namenbewegung

Die Verbreitung eines Familiennamens ist durch die räumliche Mobilität seiner Träger bestimmt. Wenn die überwiegende Zahl sich stets in der näheren Umgebung aufgehalten hat, entstehen übersichtliche Verbreitungsräume.[12] Wo aber Namensträger mobil waren und sich aus wirtschaftlichen, sozialen, religiösen oder politischen Gründen anderswo Lebensbedingungen schufen, hat das oft auch Spuren im heutigen Verbreitungsbild hinterlassen.

(4) Namenproduktivität

Die extremen Unterschiede in der Häufigkeit einzelner Familiennamen beruhen zunächst darauf, dass ein Benennungsmotiv aus nahe liegenden Gründen vielfach an ganz verschiedenen Orten zur Namengebung herangezogen werden konnte wie ein Beruf (z.B. Müller), ein Personenname (z.B. Heinrich) oder eine Eigenschaft (z.B. Klein). Ein anderes Benennungsmotiv hingegen wurde vielleicht nur ein einziges Mal (oder nur sehr selten) zur Benennung einer Person herangezogen.

- Wenn ein Name nur ein einziges Mal (oder jedenfalls nur ganz wenige Male) entstanden ist und wir den Entstehungsort einigermaßen genau erkennen können, ist zu untersuchen, wie (d.h. nach welchen Mustern) sich der Name im Laufe der Zeit im Raum ausgebreitet hat und welche Rolle ggf. dabei verschiedenen Sprech- und Schreibvarianten des Namens zukommt. Für diese Verbreitungsmuster verwenden wir den Ausdruck Ausbreitung oder *Expansion*.
- Wenn ein namengebendes Wort (z.B. *Bender* ‚Fassbinder') oder ein Personenname wie z.B. *Heinrich* allgemein und weiträumig verbreitet waren, sind daraus in der Regel an vielen Orten Familiennamen geworden, die vielfach zu verschiedenen Sprech- und Schreibvarianten geführt haben. In diesem Fall müssen wir herausfinden, ob und wie sich besondere Sprech- und Schreibvarianten im mittelhessischen Raum häufen. Hier sprechen wir von Verbreitungsmustern der Verdichtung oder der *Konzentration*.

12 Dass natürlich fast immer Namensträger auch weit verzogen oder ausgewandert sind, beschäftigt uns in diesem Zusammenhang nicht, da es hier nur um hessische Verbreitungsstrukturen geht.

1.3 Familiengeschichte und Familiennamengeschichte

Familiengeschichtlich bedingte Faktoren wie die Fruchtbarkeit einzelner Familienstämme, das Verhältnis von (namentradierenden) Söhnen zu Töchtern, die Mortalität und das durchschnittliche Lebensalter, der Grad der Sesshaftigkeit, vielleicht auch das Alter des Familiennamens (s.u. Bamberger (Kap. 2.1.2) und andere genealogische Unwägbarkeiten bestimmen die geschichtliche Entwicklung und heutige Verbreitung natürlich entscheidend.

Im Idealfall könnte man die heutige Verbreitung eines Familiennamens aus der Familiengenealogie ableiten, vom ersten Namensträger über die Nachkommen und deren Verzweigungen bis hin zu den gegenwärtigen Namensträgern. Dass dieses Ideal auch von der Familienforschung nur in seltenen Fällen vollständig oder annähernd vollständig erreichbar ist, liegt auf der Hand. Bei Namen aus Vielfach-Benennungen kann es ohnehin nicht funktionieren.

Für unsere Zwecke sind die genauen verwandtschaftlichen Zusammenhänge nützlich und wertvoll, wenn wir sie kennen. Sie sind aber für die Familiennamengeschichte nicht unerlässlich, weil es um die Namen als sprachliche Gebilde geht.

Um das heutige Vorkommen und die heutige Verbreitung eines Familiennamens hinreichend beschreiben und erklären zu können, brauchen wir nach dem bisher Ausgeführten jedoch Informationen über

- die heutige Namenverteilung im Raum und ihre Häufigkeit (gemessen an der Zahl der Telefonanschlüsse (= TA)),
- das namengebende Motiv, das zur Deutung des Familiennamens führt,
- ältere historische Nachweise über das Vorkommen des Namens, verortet in Raum und Zeit,
- die Gesamtheit der hauptsächlichen Sprech- und Schreibvarianten, die aus dem namengebenden Motiv entstanden sind.

Vertiefend und ergänzend sind historische und/oder familiengeschichtliche Fakten natürlich wichtig und sehr willkommen.

Die dadurch entstehenden Namengeschichten bilden letztlich die Grundlage, um die Strukturen heutiger Namenverbreitungen zu entschlüsseln, auch wenn die Informationen oft karg und ergänzungsbedürftig sind.[13]

1.4 Hypothesen zur Raumbildung mittelhessischer Familiennamen

Wir sind von der Wahrnehmung ausgegangen, dass es so etwas wie ‚typische' mittelhessische Familiennamen gebe, die einen gemeinsamen Namenraum herstellen. Nach den allgemeinen Vorüberlegungen kann man jetzt ein paar Vermutungen als Hypothesen formulieren, die dann an konkreten Beispielen genauer überprüfbar sind:

(1) Eine Namenlandschaft – hier die mittelhessische – entsteht durch das gemeinsame Vorkommen zahlreicher kleinerer und mittlerer Familiennamen, die

13 Angesichts der Vielfältigkeit der Aspekte werden in den folgenden Namengeschichten nur jeweils die Aspekte behandelt, die für den jeweiligen Darstellungszusammenhang von Belang sind.

häufig und/oder auffällig sind, die hauptsächlich hier vorkommen und die von vielen Bewohnern dieses Raumes aus verschiedenen Gründen als charakteristisch oder ‚typisch' wahrgenommen werden.
(2) Viele dieser Namen sind im Raum – hier dem mittelhessischen – entstanden oder sind hier produktiv geworden, haben sich im Verlauf ihrer historischen Entwicklung hauptsächlich hier ausgebreitet und zeigen heute charakteristische Verbreitungsmuster: Sie folgen Prinzipien der Ausweitung oder der Expansion.
(3) Viele andere Namen sind weiträumig verbreitet, weisen aber starke Häufigkeiten in der Namenlandschaft – hier der mittelhessischen – insgesamt oder in einzelnen Namenvarianten auf. Sie folgen damit Prinzipien der Verdichtung oder der Konzentration.
Mit diesen Vorüberlegungen wissen wir noch nicht, ob sich solche Namenräume wirklich nachweisen lassen, ggf. wie offen oder geschlossen solche Räume sind, welche Binnendifferenzierung sie aufweisen usw. Aus praktischen Gründen erprobe ich das Verfahren an Namen mit Schwerpunkten in den Kreisen Gießen, Marburg-Biedenkopf und Lahn-Dill und nenne diesen Raum abkürzend ‚mittelhessisch', wohl wissend, dass das eine in jeder Hinsicht verkürzte Betrachtung Mittelhessens ist.
Die exemplarische Auswahl der Familiennamen ist formal dadurch definiert, dass die Namensverteilung in irgendeiner Form einen Schwerpunkt in mindestens einem der genannten mittelhessischen Kreise ausweist.[14] Dabei geht es nicht um mathematisch-statistische Genauigkeit oder scharfe Grenzziehungen oder gar um Einzelfälle: Dazu ist die Verbreitung von Familiennamen von viel zu vielen Zufällen in der historischen und gegenwärtigen Entwicklung geprägt.
In der Untersuchung geht es vielmehr – zusammenfassend – darum, ob und wie sich Strukturen und Prinzipien für mögliche Familiennamenräume aufdecken lassen. Als Beispiel der mittelhessischen Verhältnisse wird die heutige räumliche Verbreitung aus der Entstehung und der historischen Entwicklung der Namen abgeleitet. Dadurch wird eine große Anzahl einheimischer Familiennamen gedeutet und eingeordnet.

2. Expansion 1: Gleichmäßige Ausbreitung eines Familiennamens von einem Kernort aus

Wir beginnen unsere Fahrt durch den virtuell vorgestellten Familiennamenraum mit einer Reihe von Namen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie (fast) keine

14 Die Auswahl orientiert sich an den Erfahrungen, die ich in der Beantwortung von über 400 Leseranfragen, vor allem in der Mittelhessen-Presse (http://www.mittelhessen.de/lokales/serien/was-bedeutet-ihr-name.html) und durch Rückmeldungen in einer Reihe von Vorträgen in den Geschichtsvereinen in Gießen, Wetzlar, Biedenkopf und der Familiengeschichtlichen Vereinigung in Dillenburg gehalten habe. Viele weitere Namen (wie z.B. Blaum/Plaum, Belof(f), Laucht, Dort, Blieder, Rüspeler) hätten ebensogut behandelt werden können. Dass Namen im Kr. Gießen überrepräsentiert sind, erklärt sich neben dem Publikationsort des Beitrags vor allem dadurch, dass hier die historische Dimension der Belege durch Publikationen besonders gut erschlossen ist.

Varianten haben[15] und eine hohe Konzentration im Untersuchungsraum, vor allem im Umkreis eines Ortes, aufweisen. Den kann man dann als den Kernort des Familiennamens ansprechen, zumindest vermuten, dass es von ihm aus zur räumlichen Ausbreitung gekommen ist.
Ob der Name in diesem Ort entstanden ist oder vom Namensträger bei einem Zuzug schon ‚mitgebracht' wurde, lässt sich anhand von Familiennamen beobachten, die nach dem Herkunftsort des ersten Namensträgers entstanden sind. Denn am räumlichen Nähe- oder Fernbezug von Kernort und Herkunftsort lässt sich Art und Grad der Mobilität gut ablesen. Wenn die Familie des Namensträgers am neuen Wohnort sesshaft blieb und sich vermehrt hat, ist die Grundlage für die heutige Hauptverbreitung gelegt.

2.1 Expansion von Familiennamen nach dem Herkunftsort

2.1.1 Expansion in der Nähe des Herkunftsorts

2.1.1.1 Familiennamen nach bestehenden Siedlungen

Das Ausbreitungsmuster erkennt man vielleicht am besten an nicht so häufigen Namen, weil hier die Verhältnisse übersichtlich sind.[16]
**Launspach*. Ein lehrreiches Beispiel ist der Familienname Launspach, benannt nach dem Ort *Launsbach* (Wettenberg, Kr. Gießen).
Von den 96 Anschlüssen mit diesem Namen liegt fast genau die Hälfte im Kreis Gießen, davon wiederum annähernd die Hälfte im Umkreis von 10 Kilometern von Launsbach; der Rest mit durchweg ganz kleinen Anschlusszahlen liegt drumherum und außerdem weit gestreut im Bundesgebiet. Die Verteilung macht überdeutlich, dass der kleine Ort an der Lahn Namensgeber war,[17] aber vor allem auch, dass die Launspach-Sippschaft sich ungewöhnlich standorttreu in der nächsten Umgebung des Ortes ausbreitete, hier im Landkreis Gießen, wo sie heute ziemlich gleichmäßig gestreut wohnt – außer in Launsbach: da gibt es auch heute noch keinen Launspach.
Der erste Namensträger Launspach, schließen wir daraus, muss sich in der Nähe Launsbachs niedergelassen und dort seinen Beinamen erhalten haben, der dann als Familienname fest wurde. Von diesem (unbekannten) Ursprungsort oder Kernort aus hat sich der Name dann ausgebreitet.

15 Es gibt fast keine Familiennamen, zu denen es keine vereinzelten oder seltenen Varianten mit anderer Bildung oder Schreibung gibt. Diese vernachlässigen wir hier.

16 Durch die geringe Zahl der Namensträger wirken sich aber andererseits Zufälligkeiten stärker aus.

17 Die gängige Schreibung mit <p> (es gibt auch einige wenige Namensträger, die sich mit <b> schreiben), lässt keine Rückschlüsse auf die Entstehungszeit des Namens zu, weil auch der Ortsname von Anfang an in der Schreibung zwischen <p> und <b> schwankt. Vgl. Kaminsky, Hans Heinrich: Zur Ersterwähnung Launsbachs im Jahre 1242, in: Günter Hans (Hg.): Launsbach an der Lahn. Gießen 1992, S. 5.

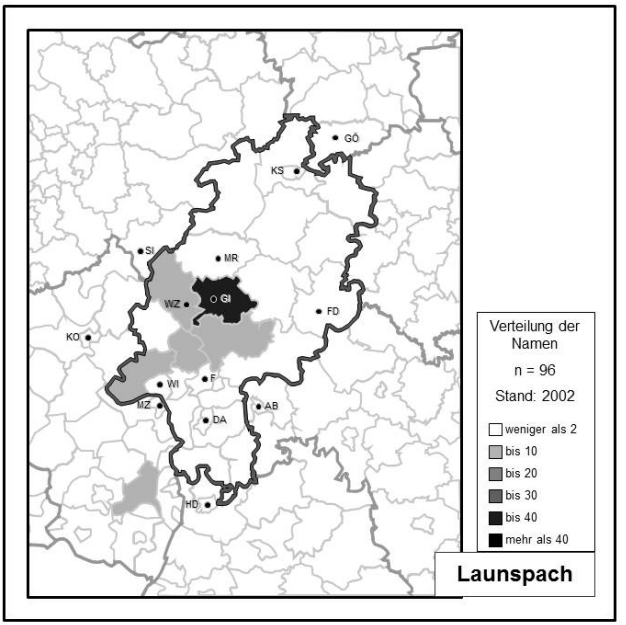


Abb. 1: Launspach

Das Verbreitungsmuster des Namens Launspach, dass nämlich etwa die Hälfte aller heutigen Namensträger in einem Landkreis wohnt (ggf. an zwei aneinander grenzenden) und davon wiederum etwa die Hälfte in einem Umkreis von zehn Kilometern von einem Kernort,[18] kehrt mit verblüffender Regelmäßigkeit wieder und wird uns noch häufiger beschäftigen. Im Fall von Launspach müssen Herkunftsort und Benennungsort ziemlich dicht beieinander liegen.
Ein Beispiel für eine gleichmäßige Verteilung in zwei Landkreisen ist der Name **Langsdorf*. Die Hälfte aller Namensträger – insgesamt gibt es 221 TA – lebt in den Kreisen Gießen und Wetterau, und davon wiederum die Hälfte im 10-km-Umkreis von *Langsdorf*. Die Verteilung ist leicht erklärlich, da Langsdorf (Gem. Hungen, Kr. Gießen) am Südrand des Kreises Gießen liegt und sich die Namengebung in der Nähe Langsdorfs vollzogen hat.[19]
Diesem Verteilungsprinzip folgen im Gießener Raum auch die seltenen Namen **Lindenstruth*, (nach Lindenstruth, Gem. Reiskirchen, Kr. Gießen) (75 TA).
**Queckbörner*, (nach Queckborn, Gem. Grünberg. Kr. Gießen) (47 TA).
Zu **Lich* s.u. Kap.3.1.1.

18 Ermittelt durch Auszählen nach dem digitalen Telefonbuch der Deutschen Telekom http://www.dastelefonbuch.de/.

19 Hier wird nur auf die Verbreitung der <Langsdorf>-Variante als Leitform abgehoben. Die Namengeschichte nach dem Herkunftsnamen ist komplexer, vor allem durch die Varianten <Langstrof> (40 TA) und Langstroff (23 TA).

2.1.1.2 Familiennamen nach Wüstungen

Wenn Menschen ihren Wohnort aufgeben müssen, so dass die Siedlung erlischt, ist es wahrscheinlich, dass sie möglichst dicht an ihrer alten Wohnstätte bleiben möchten. Es sollte also Fälle geben, wo namengebender (Wüstungs)Ort und neuer Kernort dicht beieinander liegen und damit dem beschriebenen Expansionsmuster folgen können. Aber die Verhältnisse sind manchmal undurchsichtig.

**Albach*. Albach ist dafür ein gutes Beispiel. Als Familienname ist Albach mit seinen 325 TA in Deutschland ziemlich diffus verbreitet, so dass es keineswegs sicher ist, ob alle Namensträger wirklich auf den Ort *Albach* (Gem. Lich, Kr. Gießen) zurückgehen. Bei den Namensträgern der 70 TA im Kr. Gießen ist das aber mit hoher Wahrscheinlichkeit der Fall, zumal wieder gut die Hälfte im 10-km-Umkreis von Albach wohnt.

Historisch gab es neben Albach eine benachbarte Siedlung, die 1387 als *Nieder-Albach* letztmals erwähnt wird und danach wüst gefallen ist, mit einem bis heute bestehenden Siedlungsrest, dem *Albacher Hof*.[20] Deshalb ist es nahe liegend, dass beim Wüstfallen dieses Ortes Bewohner in andere Orte des Umlandes gekommen sind und dort **(von) Albach* genannt wurden.

Mitunter lässt die heutige Verbreitung des Namens zudem Rückschlüsse auf die unterstellbare Wüstung zu:

**Mandler*. Mandler[21] ist mit 452 TA schon ein ziemlich häufiger Name, und von den Anschlüssen sind zwei Fünftel in den Kreisen Gießen und Lahn-Dill gemeldet. Wir finden eine starke lokale Verdichtung der Vorkommen in Heuchelheim (Kr. Gießen). Das legt die Vermutung nahe, dass der Familienname mit der *Mandelmühle* in Verbindung steht, der heutigen *Kinzenbacher Mühle* an der Bieber bei Kinzenbach (Gem. Heuchelheim, Kr. Gießen), die schon 1497 als *mandelmole* belegt ist.[22] Diese Mühle ist aber der Rest einer früh untergegangenen Siedlung, die als solche nur ein einziges Mal historisch belegt ist: 1361 *daz felt geyn Mandel(e)n*.[23] In Kinzenbach ist der Familienname 1492 mit dem Hirten *Hirman Mandeller* und 1496 mit dem Opfermann (‚Küster') *Mandeller* schon früh belegt, daneben gibt es 1496 auch den Namen *Henchen Mandelmöller*.[24]

---

20 http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10186.

21 Duden, Familiennamen, bearb. von Rosa und Volker Kohlheim. Mannheim 2005, S. 443 nimmt eine Ableitung zum Familiennamen Mandel an und leitet ihn von einem Ortsnamen, der Tätigkeit des Mandelverarbeiters bzw. –verkäufers oder einer Ableitung zu einem mit *man* gebildeten Personennamens ab.

22 So schon Reidt, Konrad: Heuchelheim bei Giessen, neu bearb. von Otto Bepler. Heuchelheim 1987, S. 84.

23 Ramge, Hans: Wüstungsflurnamen im Kreis Gießen, in: Albrecht Greule/Stefan Hackl (Hg.): Der Südwesten im Spiegel der Namen. Gedenkschrift für Lutz Reichardt, Stuttgart 2011, S. 178 f. – Ob darin ein abgeschwächter *–heim*-Name steckt, ist nicht sicher zu entscheiden, wohl aber, dass der erste Namensteil zu ahd. *mantala*, mhd. *mantel* ‚Kiefer' gehört.

24 Stumpf, Otto: Einwohnerlisten des Amtes Gießen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert (1470-1669) mit einem Abriß über die Namengebung, Gießen 1983, S. 136 f.

In einem besonders gut erforschten Fall ist nicht nur die Entwicklung des Namens, sondern auch die der Familiengeschichte dokumentiert. Die Familiengeschichte zeigt, wie es zur regionalen Raumbildung eines Namens kommen kann; es handelt sich um den Familiennamen
**Klingelhöfer*.

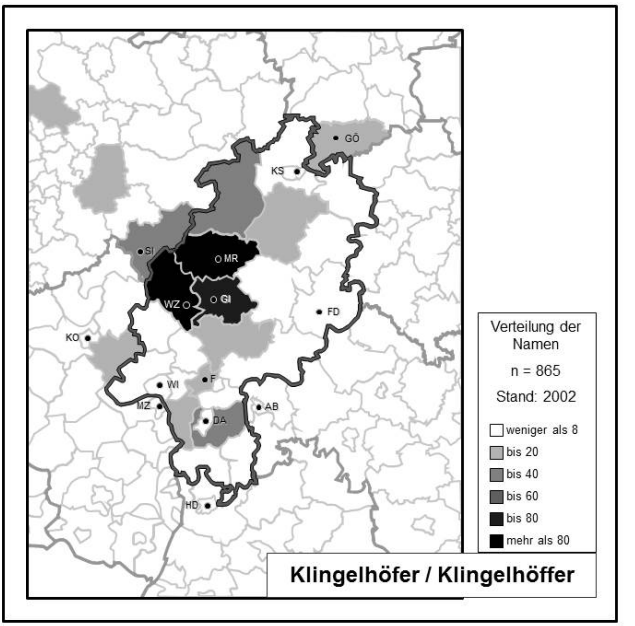


Abb. 2: Klingelhöfer / Klingelhöffer

Der Name ist mit zusammen 865 TA (davon 42 TA <Klingelhöffer>), d.h. mit annähernd zweieinhalbtausend Namensträgern, ein weit überdurchschnittlich häufiger Familienname. Von ihnen leben etwa 60% in den Kreisen Marburg-Biedenkopf, Gießen und Lahn-Dill, wozu sich der große Rest wie ein weiter Mantel um dieses Zentrum schließt.[25] Der Name stammt von einem längst wüst gefallenen Hof in Feldlage, dem *Klingelhof* in der Gemarkung von Damshausen (Gem. Dautphetal, Kr. Marburg-Biedenkopf), heute noch als Flurname *Im Klingelhof* erhalten.[26]

25 Die vom Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 381 vorgeschlagene Herleitung von einem „Ortsnamen Klingenhof (Württemberg, Mittelfranken)" ist angesichts dieser Verbreitung eindeutig falsch.

26 Der erste Teil des Hofnamens weist darauf hin, dass der Hof an einer Klinge lag, d.h. an einem scharfen, meist gewässerdurchzogenen Geländeeinschnitt. Zu mhd. *klinge* ‚Talschlucht'. Matthias Lexer: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, 3 Bde. 1872-1878. Nachdruck Stuttgart 1992; hier Bd. 1, Sp. 1625.

Älteste bekannte Namensträgerin ist eine 1523-1529 bezeugte *Grethe im Klingelhobe*, möglicherweise die Stammmutter der heute weit verzweigten Klingelhöf(f)er-Sippschaft. Diese wird auf sieben bis ins 16./17. Jh. rekonstruierbare Familienstämme zurückgeführt,[27] allesamt in näherer oder weiterer Umgebung Damshausens. Es steht deshalb außer Zweifel, dass sie alle ihren Ursprung im Damshausener Klingelhof haben, wobei die Verwandtschaftsgrade zwischen den Stammvätern unbekannt sind.[28] Ihren Namen haben die Klingelhöfers zweifellos ursprünglich von den Bewohnern Damshausens bekommen.
Die Verbreitung des Familiennamens Klingelhöf(f)er ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Träger eines identifizierbaren Herkunftsortes sich ziemlich gleichmäßig im mittelhessischen Kernraum und von da aus kontinuierlich abnehmend in den angrenzenden Landschaften niedergelassen haben. Wir haben hier den überzeugenden Fall, wie der mittelhessische Raum durch familiäre Siedlungszüge relativ gleichmäßig ‚erschlossen' wird.
Der Ausbreitungsraum eines Herkunftsnamen steht also oft in einem engen räumlichen Zusammenhang mit dem namengebenden Ort.

2.1.2 Expansion durch Zuwanderung aus einem entfernteren Herkunftsort

Wenn sich dieses Verbreitungsmuster bei Herkunftsnamen zeigt, deren Herkunftsort weit vom heutigen Zentrum entfernt ist, liegt Zuwanderung (Migration) vor. Die Grenzen sind da natürlich etwas fließend und treffen teils Wanderbewegungen im mittelhessischen Untersuchungsraum, teils echte Zuwanderungen aus der Ferne.
**Scheld*. Ein auffällig raumfüllender Herkunftsname in diesem Zusammenhang ist Scheld. Der Familienname ist mit heute 478 TA (dazu 7 TA <Schelt>) ziemlich häufig. Etwas über die Hälfte der Namensträger lebt in unserem mittelhessischen Untersuchungsraum, allein über ein Fünftel im Kr. Gießen, ein weiteres Fünftel im Kr. Marburg-Biedenkopf.
Heute leben weitaus die meisten der im Kr. Gießen ansässigen Namensträger in Gießen bzw. deren 10-km-Umkreis, so dass man diese Stadt als Kernort ansprechen kann. Dennoch hat sich der erste Scheld-Namensträger im Kreisgebiet wohl nicht in der Stadt niedergelassen, sondern vielleicht eher in Grünberg, wo wir 1476 einen *Contze Scheld* finden[29] und wo der Name im 10-km-Umkreis noch häufig vertreten ist.
Schelder Bewohner[30] werden früh auch an anderen mittelhessischen Orten genannt, so zuerst 1285 in Limburg ein *Heinrich de Schelte,*[31] ein *Gerlach Schelte* 1410

27 www.klingelhoefer-klingelhoeffer.com.
28 In kleinerem Verbreitungsmaßstab haben wir das auch bei Rinn (s.u. Kap. 2.2.2). Die Fruchtbarkeit in männlicher Linie ist hier offenbar der Hauptgrund für die Verbreitung und die Sesshaftigkeit der Generationen.
29 Knauss, Otto: Die Entstehung der Grünberger Familiennamen. Gießen 1940, S. 92.
30 Ob die Kleinlandschaft des *Schelderwaldes*, die Orte *Ober-* und *Niederscheld* oder gar das die Region benennende Flüsslein *Schelde* namengebend für den Familiennamen wurden, ist nicht klärbar. Der Gewässername ist germanisch und geht auf * *Skaldja-* zurück. (Greule,

in Wallau (St. Biedenkopf) und ein *Hermann Schelthe* 1512 zu Bürgeln (Gem. Cölbe, Kr. Marburg-Biedenkopf).[32] Das erklärt (vielleicht), warum der Familienname im gesamten Untersuchungsraum verbreitet ist, dort aber keine weiteren (erkennbaren) Kernorte aufweist.[33]
Manchmal verwischen sich diese Spuren etwas bei Zuwanderungen, so dass der Kern nur noch mit Mühe zu erkennen ist, so z.B. bei
**Wallenfels*. Der Ausbreitungskern auch dieses Familiennamens liegt offenbar in der Stadt Gießen, denn über ein Viertel der Namensträger (122 TA) lebt im Kr. Gießen. Im Lahn-Dill-Kreis, in dem der Ort *Wallenfels* (Gem. Siegbach)[34] liegt, sind es nur etwa ein Zehntel. In der Stadt Gießen lebte die Wallenfels-Familie, seit 1575 belegt,[35] über Generationen als Bäcker und hat ihren Namen auch dem Wallenfels'schen Haus gegeben, dem heutigen Sitz des Oberhessischen Museums.
**Dern*. Ein Name, der sich lahnaufwärts den mittelhessischen Kernraum erschließt, ist Dern. Von den 290 TA ist ziemlich genau ein Drittel in den Kreisen Lahn-Dill und Gießen angemeldet. Der Familienname leitet sich deshalb mit ziemlicher Sicherheit von der Herkunft aus *Dehrn* (Stadt Runkel, Kr. Limburg-Weilburg) ab.[36]

Albrecht: Gewässernamenschichten im Flussgebiet der Lahn, in: Norbert Nail (Hg.): Die Welt der Namen. Marburg 1998, S. 5).

31 Schöffl, Stefan Andreas: Die Limburger Familiennamen von 1200 bis 1500. Frankfurt u.a. 1993, S. 115.

32 Die oberhessischen Klöster: Regesten und Urkunden, bearb. von Albrecht Eckhardt, 3 Bde. Bd. 2. Marburg 1967, Nr. 215, Nr. 775. – In der Stadt Marburg tritt der Name zuerst 1771 auf. Allmann, Gudrun: Familiennamen Marburger Handwerker und ihres beruflichen und gesellschaftlichen Umkreises 1500-1850. Gießen 1989, S. 73.

33 Bei einem 1347 in Wetzlar erwähnten *Sifirde Schelterwalde* (Wiese, Ernst: Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Marburg 1911, Nr. 1548) ist zweifellos nicht mehr der Schelder Wald als Herkunftsbereich gemeint. <Schelderwald> ist hier fester Bestandteil des Namens, und man kann sich höchstens wundern, dass statt des einfachen ‚Scheld' ein so komplexer Name verwendet wird. Dass der aber keine Eintagsfliege war, belegt das Vorkommen des Namens in Gießen 1464 *Schelterwalt* (Lerch, Friedel: Die Giessener Familiennamen bis 1600. Gießen 1981, S. 77) und 1484 in Grünberg (Knauss (Anm. 29), S. 83). Der Schelterwald wird zuerst 1265 als Wald erwähnt (Knauss ebd.). – Typologisch ähnelt die Verbreitung von Scheld am ehesten der von Waldschmidt (s.u. Kap. 4.3), wird wegen des Wanderungsaspekts aber hier behandelt.

34 Zuerst 1334 *Waltinfels* (http://de.wikipedia.org/wiki/Burg_Wallenfels) als Burgenname ‚(Burg auf dem) waltenden (= beherrschenden) Fels', zu mhd. *walten* ‚Gewalt haben, herrschen' (Lexer (Anm. 26), Bd. 3, Sp. 659).

35 Stumpf, Otto: Das Gießener Familienbuch (1575-1730), 3 Bde. Gießen 1974-78, Nr. 4702-4707.

36 So mit Recht auch Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 186. Die sprachlich leicht mögliche Herleitung vom Heiligennamen Maternus (wegen der Betonung der zweiten Silbe) ist angesichts der räumlichen Lagerung des Familiennamens nachrangig. Auf Maternus geht aber der weit verbreitete Name Mattern (u.ä) zurück. Allerdings gibt es im Untersuchungsgebiet auch einige Beispiele, in denen Dern als Rufname für Matern(us) zu verstehen ist (Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24) S. XLVIII).

Schon aus größerer Ferne zugewandert ist der erste
**Kasteleiner*. Der auffällige, wenn auch seltene Familienname Kasteleiner (64 TA), von dessen Namensträgern zwei Drittel in den Kreisen Limburg-Weilburg (mit Schwerpunkt Gem. Brechen) und Lahn-Dill leben, geht zweifellos auf den Herkunftsort *Kastellaun* im Hunsrück zurück.[37]
Einen Spezialfall stellt das häufige Vorkommen von
**Bamberger* im Kr. Marburg-Biedenkopf dar; denn von den weit gestreuten 1114 TA im Bundesgebiet[38] gehört etwa ein Sechstel allein in diesen Kreis, davon wiederum ein Drittel in den 10-km-Umkreis von Biedenkopf. Es steht ziemlich außer Frage, dass dieses hochkonzentrierte mittelhessische Bamberger-Vorkommen einem einzigen Zuwanderer aus *Bamberg* zu verdanken ist, der schon sehr früh im Biedenköpfer Stadtbuch genannt ist: 1324 *bobinberg(er)*. Der verdiente seinen Lebensunterhalt als Weber (mit einem *rame* ‚Webrahmen').[39]
Der als Namengeschichte vielleicht spannendste Fall verbirgt sich hinter
**Runzheimer/Ronzheimer*, einem durchschnittlich häufigen Familiennamen, der in den Schreibweisen <Runzheimer> (176 TA) und <Ronzheimer> (77 TA) auftritt. Von den Runzheimers/Ronzheimers wohnt über die Hälfte im Kr. Marburg-Biedenkopf, ein erheblicher Teil des Restes in den angrenzenden Kreisen. Absoluter Wohnschwerpunkt ist Gladenbach, wo innerhalb des 10-km-Kreises mehr als dreiviertel aller Namensträger im Kr. Marburg-Biedenkopf leben.
Von der Sprachform her handelt es sich zweifellos um einen Herkunftsnamen nach einem Ort **Runzheim* oder **Ronzheim*, der nach unseren bisherigen Beobachtungen mit hoher Wahrscheinlichkeit im Hinterland oder äußerstenfalls in einiger Entfernung davon gelegen haben sollte. Aber es gibt heute weder einen Ort dieses Namens noch lässt sich eine Wüstung ausmachen.
Einen Hinweis auf des Rätsels Lösung geben uns zwei Urkunden von 1500 und 1509, in denen der Verkauf des sog. Dernbacher Guts in Sinkershausen (Stadt Gladenbach) bekundet wird. In beiden Urkunden wird auf der Rückseite von anderer Hand vom Ende des 16. Jh.s ein Vermerk eingetragen: *den hoff belangendt, so itzo Iacob Runtzener einhat*.[40] Diese Namensform tritt so und so ähnlich auch in Marburg auf: 1540 *Rontzmar,*[41] 1682 *Runzemer / Rontzemer*, 1752 *Runzener* und wird von dem Ort *Runzenheim (Rountzenheim)* hergeleitet.[42]

37 Die Lautform erklärt sich über den Umlaut *Kastellaun* > **Kastelläuner* mit anschließender dialektaler Entrundung des /äu/ > /ei/: *Kastel(l)einer*.
38 Kunze/Nübling (Anm. 5), Bd.4, K. 171.
39 Debus, Friedhelm: Zur Entstehung der deutschen Familiennamen. Die hessische Kleinstadt Biedenkopf als Beispiel, in: Hans-Diether Grohmann/Joachim Hartig (Hg.): Friedhelm Debus, Kleinere Schriften, Bd. 2. Hildesheim u.a. 1997, S. 586.
40 Die oberhessischen Klöster (Anm. 32), Bd. 2, Nr. 434 und Nr. 462 (dort ähnlich ... *so modo Iacob Runtzener inhat*.)
41 hierher?
42 Allmann (Anm. 32), S.72.

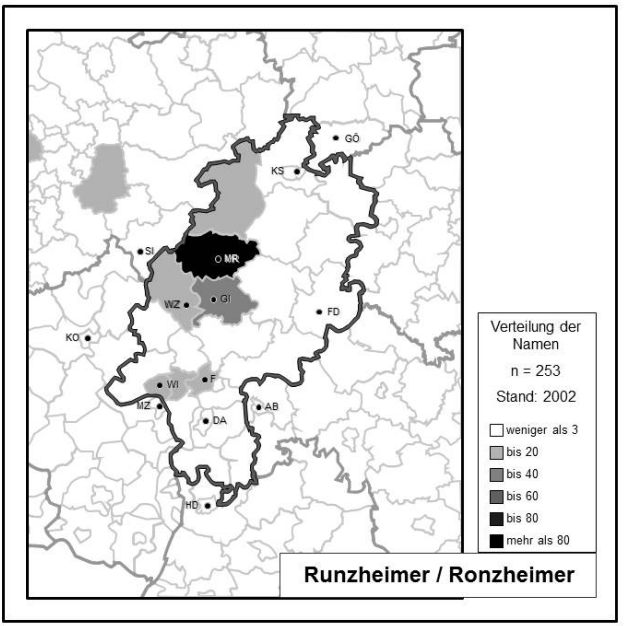


Abb. 3: Runzheimer / Ronzheimer

Diese Zuordnung ist – einigermaßen überraschend – richtig, obwohl die sprachliche Deutung auf dieser Grundlage Schwierigkeiten macht, denn alle historischen Belege lassen sich einwandfrei nur von **Runzheim*, aber nicht von **Runzenheim* ableiten.[43] Der Ort *Runzenheim* liegt im Unterelsass im Arrondissement Hageneau, schreibt sich deshalb heute <Rountzenheim> und ist Nachbarort des goethe-berühmten Ses(s)enheim. Jedoch in einer Kaiserurkunde von 1442[44] (und noch einmal 1490) wird der Ort <Runßhein> genannt. Daraus wird bei häufig zu beobachtender Abschwächung von *-heim* > *-en* und der herkunftsbezeichnenden *-er*-Ableitung genau das <Runzener>, das uns in den Quellen begegnet. Deshalb muss dieses <Runsheim> bzw. <Runzheim> des 15. Jh.s die Ausgangsform sein; sie begegnet auch sonst in Namen gelegentlich.[45]

Nun kann man beliebig darüber spekulieren, wie ein solcher Elsässer wohl im 16. Jh. ausgerechnet ins Hinterland kam. Jedenfalls aber können wir mit hoher

43 Hingegen gibt es einen *Nikol. Runtzenheimer* 1667 zu Delkenheim (Frankfurt/M.). Brechenmacher, Josef Karlmann: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen, 2 Bde., Limburg 1957, Bd. 2, S. 451.

44 1442, Mai 27 (und noch einmal 1490) www.regesta-imperii.de/regesten (RJ XIII, H.9, Datensatz 53).

45 Ein *Hans von Runzheim* erhält 1553 vom Keller zu Breuberg (im Odenwald, Herrschaft Wertheim) einen Kaufbrief (StAWertheim G-Rep.24, Nr.245). Als Name jüdischer Familien besteht <Ronsheim> heute mehrfach in den USA und geht dort wohl auf einen 1776 geborenen *Abraham Levi Ronsheim (Runzheim)* zurück. (http://www.ahnenreich.de)

Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass der Sinkershausener Pächter *Jacob Runzener* entweder selbst Zuwanderer aus dem Elsass war oder doch seine unmittelbaren Vorfahren von daher stammten. Nach diesen Strapazen mochten sich die meisten Nachkommen natürlich nicht mehr aus dem Hinterland fortbewegen, und soweit sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute dort.
Wir sehen, dass viele Herkunftsnamen auf Zuwanderung aus der näheren oder weiteren Ferne verweisen. Wo die ersten Namensträger sesshaft geworden sind, entsteht oft von dem Kernort aus das Expansionsmuster.

2.2 Kleinräumige Expansionen aus Kernorten

2.2.1 Der Kernort als Ausgangsort für die heutige Namenverbreitung

Dieses Ausbreitungsmuster der Expansion müsste natürlich auch für Namen gelten, denen andere Benennungsmotive zu Grunde liegen. In Frage kommen vor allem aus Personennamen entstandene Familiennamen mit einer Sonderentwicklung, aber gelegentlich auch Namen aus anderen Benennungsmotiven. Ein interessanter Name ist in diesem Zusammenhang
**Wallbott*; auch wenn das ein eher seltener Name ist. Von den insgesamt 84 Anschlüssen sind mehr als zwei Drittel im Kr. Gießen angemeldet und davon wiederum über zwei Drittel in Pohlheim (Kr. Gießen) und 10-km-Umkreis. Der Name dürfte sich also von hier aus verbreitet haben. Früher war er aber in Mittelhessen weiter verbreitet: Schon 1292 in Wetzlar *Friderico Waldpadone,*[46] 1354 gibt es einen *Walpode, Wilhelm* in Limburg.[47] Mit 1502 *Peter Walbode* in Watzenborn, 1540 *Waldboth* in Grüningen und 1593 *Caspar Walboth* in Garbenteich (alle Gem. Pohlheim, Kr. Gießen) beginnt die Serie der im Amt Gießen ansässigen Wallbotts,[48] die die heutige Verbreitung beherrscht.
Die Ableitung von einem altdeutschen Personennamen *Walbodo* ist möglich;[49] wahrscheinlicher als dieser selten belegte Personenname ist jedoch die schon von Stumpf[50] vorgeschlagene Herleitung von mhd. *walt-bote* ‚stellvertretender Abgesandter des Herrschers, Bevollmächtigter',[51] also einer Amtsbezeichnung, die für den Amtsinhaber namengebend werden konnte.
Das bei <Wallbott> sichtbare hohe Maß an Sesshaftigkeit mit dem entsprechenden Expansionsmuster findet sich auch bei einigen Familiennamen aus Rufnamen. Aus Rufnamen entstandene Familiennamen sind meist im gesamten deutschen Sprachraum oder doch so großen Teilen davon entstanden, dass sich daraus eine Vielzahl von Varianten herausgebildet hat, mit regionalen Schwerpunkten (Konzentrationen) wohl, aber ohne dass man sie einem konkreten

46 Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 366.
47 Schöffl (Anm. 31), S. 137.
48 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 23, 6. Weitere bei Worm, Heinz-Lothar: Familiennamen im Hüttenberger Land von 1470-1900. Darmstadt 1989, S. 94.
49 Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 697; vgl. Förstemann, Ernst: Altdeutsches Namenbuch, Bd. 1: Personennamen. Bonn ²1900, Sp. 1502.
50 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. LVII.
51 Lexer (Anm. 26), Bd. 3, Sp. 658.

Kernort zuordnen könnte (s.u. Kap. 4). Bei einigen mittelhessischen Familiennamen aus Rufnamen ist es m.E. wahrscheinlich, dass sie hier an einem bestimmbaren Ort (Kleinraum) exklusiv entstanden sind, dass also der heutige Name auf einen (oder ganz wenige) Benennungsakte zurückgeht. Deshalb werden sie hier behandelt. Es handelt sich um Sonderformen, bzw. Sonderschreibungen von Familiennamen aus Personennamen, die eng lokalisiert werden können, um Unterschied zu den weiträumigen Varianten (s.u. Kap. 4), die auch gelegentlich solche Sonderschreibungen aufweisen (s.u. Kap. 4.2 Rhiel).

**Albohn*. Die Verbreitung des Familiennamens Albohn, mit 21 TA ein ausgesprochen seltener Name, ist skurrilerweise (anders als sechs weit gestreute <Albon>s) fast ausschließlich auf den Kr. Gießen beschränkt, mit deutlichem Schwerpunkt in Lich und Umgebung. Albohn ist eine sprachliche Variante des Rufnamens *Alban*, benannt nach dem hl. Alban (mit Verdumpfung des /a:/ > /o:/ wie in mhd. *mane* zu nhd. *Mond*).[52] Zumindest die Verschriftlichung der Verdumpfung hat erst nach dem 30jährigen Krieg stattgefunden, denn noch 1648 wird ein *Conrad Alban* in Gießen genannt.[53] Der Familienname Alban ist aber in Deutschland überhaupt nicht so recht heimisch geworden (149 TA).

**Balser*. Aus dem Heiligennamen *Balthasar*, einem der biblischen Heiligen drei Könige aus dem Morgenland, hat sich im Rufnamen, dann im Familiennamen die sehr häufige Form <Bal(t)zer> entwickelt, die heute hauptsächlich in einem breiten Streifen vom Westen über das nördliche Hessen bis nach Ostdeutschland verbreitet ist. Da ist die mit Wandel /ts/ > /s/ entstandene Form <Balser> mit 520 TA schon etwas Besonderes, zumal davon etwa zwei Fünftel im Kr. Gießen gemeldet sind, die meisten im 10-km-Umkreis der Stadt und allein etwa ein Drittel in der Stadt Gießen selbst, wo die Schreibweise (neben <Baltzer>) seit 1658 belegt ist und wohl mit dem stadtsprachlichen Wandel zu /s/ zusammenhängt.[54]

**Keiner*. Ein drittes Beispiel schließlich ist der vor allem im Lahn-Dill-Kr. überaus häufige Name Keiner (mehr als ein Viertel der 787 TA), der durch seine Ausstrahlung auf den Kr. Gießen insgesamt in unserem Untersuchungsraum ein Drittel aller Vorkommen ausmacht. Weit mehr als die Hälfte der Keiner im Lahn-Dill-Kr. wohnt im 10-km-Umkreis von Aßlar, so dass man Aßlar als Kernort des hiesigen Vorkommens ansprechen darf. Hier ist zuerst im Ortsteil Wer-

52 Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 85.

53 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 35f.

54 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 118ff. Auch in Rödgen (St. Gießen) ab 1660 (Stumpf, Amt (Anm. 24), S. 179). – Auf die stadtsprachliche Entwicklung wies mich freundlicherweise Bernd Strauch (Gießen) hin.

dorf für 1701 ein *Johann Otto Keiner* belegt.[55] Der Familienname Keiner wird als mundartliche Ableitung des Rufnamens *Konrad* erklärt.[56]

2.2.2 Durch Zuwanderung entstandener Kernort

Bei manchen anderen Namen kann man zeigen, dass der heutige Kernort auf die Zuwanderung aus einem anderen Ort zurückzuführen ist.

**Rinn*. Wohl aus einer Wohnstättenbezeichnung, nämlich dem Wohnplatz an einer Wasserrinne, hat sich der Familienname Rinn entwickelt. Mit 426 TA deutschlandweit verbreitet, sind mehr als ein Drittel davon in den Kreisen Gießen und Lahn-Dill gemeldet. Davon wiederum bestehen weitaus die meisten im 10-km-Umkreis von Heuchelheim (Kr. Gießen), in der Gem. Heuchelheim selbst allein sind derzeit 65 TA angemeldet. Dieser Ort ist damit sehr eindeutig der Kernort des Namens[57] und ist dort in dieser Sprachform mit *Ludwig Rinn* seit 1588 belegt,[58] jedoch gibt es schon 1570 dort einen *Seip Rinner*.

Ursprünglich waren die Rinns aber in der Stadt Gießen ansässig. Von Beginn der Überlieferung an wechseln Namen- und Schreibformen wie <Rinn, Rinne, Rinner, R(h)enn, Renner> sowohl in der Heuchelheimer Überlieferung wie auch schon vorher in der der Stadt Gießen. In Gießen finden wir bereits 1470 einen *Rinne Henn*, 1546 erscheinen ein *Hans Rhinne*, 1583 ein *Balthasar Renner*, ein *Volpert Rhenner* und *Bastian Rhenn Erben*.[59] Obwohl im Einzelfall auch andere Herleitungen möglich sind, spricht gerade das bemerkenswerte Belegdurcheinander für die gemeinsame Rückführung aller Formen auf mhd. *rinne* ‚Abzugsgraben',[60] wobei neben der Einfachform eben auch eine Variante mit *–er*-Ableitung gebraucht wurde und die <e>-Schreibungen sich durch die dialektale Senkung /i/ > /e/ (wie /mit/ > /met/ ‚mit') erklären lassen. Die Schreibung <Rinn> wird in Heuchelheim erst nach dem Dreißigjährigen Krieg stabil. Den überlebten in

55 www.online-ofb.de (Aßlar). Daneben gibt es noch einen schwächeren Vorkommensschwerpunkt im Raum Schmalkalden (Thüringen), so dass die Namensform an mindestens zwei Stellen entstanden sein wird.

56 Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 370. Es handelt sich um eine arg zersprochene Variante des Rufnamens: *-rad* wird abgeschwächt zu **-erd* und weiter zu **-er*. *Kon-* wird durch einen in Mittelhessen verbreiteten Lautwandel zu einem diphthongähnlichen Laut **oi* und weiter zum echten Diphthong **eu*, schließlich entrundet zu /ei/. Man sieht: Es geht, ist aber nicht ganz einfach (wie die Brechtschen Geschichten vom Herrn Keuner).

57 Dazu gibt es eine fast doppelt so häufige Variante *Rinne* mit Schwerpunkt im Raum von Weser und Lippe. Zoder, Rudolf: Familiennamen in Ostfalen, 2 Bde. Hildesheim 1968; hier Bd. 2, S. 412.

58 Reidt/Bepler (Anm. 22), S. 80. Die Namenskizze folgt in den Daten der Kurzdarstellung der Heuchelheimer Familiengeschichte; ebd., S. 80-82.

59 Weitere Belege auch bei Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 3418 ff.; Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. XLIV. - Ob frühe Belege aus dem mittelhessischen Raum wie 1322 *Werneri dcti Ryn* (Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 996) oder 1404 *Rene* (in Camberg; Schöffl (Anm. 31), S.104) zu Rinn gehören, ist unsicher. In Marburg wird 1402 *Lotzchen Rinners* Haus erwähnt (Die oberhessischen Klöster (Anm. 32), Bd. 2, Nr. 18).

60 Lexer (Anm. 26), Bd. 2, Sp. 451.

Heuchelheim fünf Familien dieses Namens und sorgten in den Folgegenerationen für eine reichhaltige Nachkommenschaft.
In manchen Fällen gibt uns die Familienforschung genauere Hinweise darauf, dass ein Familienname durch fernere Zuwanderung ins mittelhessische Gebiet gekommen ist und sich dann hier einen eigenen Verbreitungsraum geschaffen hat. Das gilt etwa für
**Agel*. Von den 207 TA befinden sich etwas mehr als ein Drittel im Lahn-Dill-Kr., und dort vor allem im Bereich von Wetzlar, besonders häufig im Stadtteil Dutenhofen (mit ca. 50 TA). In diesem Kernort ist der Name aber nachweislich nicht entstanden, sondern durch Zuwanderung aus Gießen heimisch geworden. In Gießen sind seit 1577 Familien dieses Namens vielfach bezeugt.[61] Mehrfach wird dort ein Agel auch *Nastätter* genannt, was auf die Herkunft aus Nastätten (Rhein-Lahn-Kr., Rheinland-Pfalz) schließen lässt, einem Landstädtchen am Taunusrand, das durch seine Wollproduktion und Tuchwebereien bekannt war. Da die meisten Gießener Agels als Wollenweber tätig waren, liegt es nahe, dass sie diesem Handwerk aus Nastätter Zeiten verbunden waren. Nach Dutenhofen sind die Agels über Lützellinden gekommen.[62]
Auch wenn es für die Namensträger zweifellos schmückender wäre, könnten sie ihren Namen vom südfranzösischen *Château d'Agel* herleiten (was sie gern tun), müssen sie bei der Namensherkunft mit einem altdeutschen Personennamen *Agilo* vorlieb nehmen, der schon früh vielfach in der Form *Eigel* verbreitet war, auch in Hessen.[63] Daraus ist der seltene und diffus verbreitete Familienname Eigel entstanden. Durch den frühneuzeitlichen Lautwandel /ei/ > /a:/ (die Monophthongierung wie in /eimer/ > /a:mer/) wurde aus Eigel Agel.[64]
Zusammenfassend nach den Untersuchungen in diesem Kapitel:
Bei sehr vielen selteneren und durchschnittlich häufigen Familiennamen, die ihren Vorkommensschwerpunkt im mittelhessischen Raum haben, beobachten wir eine unerwartet regelmäßige Verbreitung:[65] Sie haben sich von einem Kernort aus verbreitet, konzentrieren ihr häufiges Vorkommen auf einen Kreis (ggf. zwei Nachbarkreise) und wabern mit dem Rest deutschlandweit. Man kann als Faustregel festhalten, dass meist etwa die Hälfte des deutschen Gesamtvorkommens in einem Kreis ansässig ist und davon wiederum meist die Hälfte in einem Kernort und dessen 10-km-Umkreis.
Für den Aufbau dieses Expansionsmusters spielt es im Prinzip keine Rolle, welcher Klasse das Benennungsmotiv angehört, aber bevorzugt sind Herkunfts- und

61 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 21-31.
62 Freundlicher Hinweis von Günter Agel (Dutenhofen).
63 Förstemann, Personennamen (Anm. 49), Sp. 28; Kaufmann, Henning: Ergänzungsband zu Ernst Förstemann, Personennamen. Hildesheim 1968, S. 23.
64 Einen (beweiskräftigen) Reflex davon finden wir noch in Gießen 1590, wo neben <Agel> auch <Aigel> geschrieben wird (Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 23).
65 Ohne dass sie danach ausgesucht worden sind!

Personennamen.[66] Es spielt auch im Prinzip keine Rolle, ob der Name im Kernort auch dort entstanden ist oder ob ihn ein Zuwanderer mitgebracht hat und ob bei Herkunftsnamen der Name sich auf einen nahe liegenden oder einen ferneren Herkunftsort bezieht, ob es sich um eine Wüstung oder einen noch bestehenden Ort handelt. Insofern kann man sagen, dass das Kern-Expansionsmuster ein generelles Muster für die Raumerschließung von Familiennamen darstellt.
Dadurch entstehen konzentrierte und markante Kleinräume. Soweit sie kleinräumig bleiben, gelten sie in der Regel als ‚typisch' für den jeweiligen kleinen Geltungskreis. Breiten sie sich im Einzelfall aus, so tendieren sie dazu, den mittelhessischen Untersuchungsraum als Ganzen zu erfassen (z.B Scheld, Klingelhöfer, Keiner).

3. Expansion 2: Ausbreitung von Namenvarianten

Bei den bisher betrachteten Namen gab es entweder nur eine Namenform, oder eine davon abweichende Schreibweise war im Verhältnis zur Leitform so selten, dass sie ohne Erkenntnisverlust unberücksichtigt bleiben konnte. Man kann deshalb meist nicht zweifelsfrei entscheiden, ob das namengebende Motiv einmal oder mehrfach zur Benennung von Namensträgern führte, ob also die heutigen Namensträger alle auf einen ersten Namensträger als Stamm der Familie zurückgehen oder ob Familienstammbäume verschiedenen Ursprungs vorliegen (von später vollzogenen familiären Querverbindungen ganz abgesehen). Meiner Einschätzung nach kann man bei den bisher betrachteten Namen meistens von einer einmaligen Namengebung ausgehen.
Vielfach gibt es aber auch Familiennamen, die erkennbar auf das gleiche namengebende Motiv zurückgehen, aber in unterschiedlichen Sprech- und Schreibformen auftreten. Hierbei liegt die Vermutung nahe, dass der Name entweder an verschiedenen Orten entstanden ist oder dass sich im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung Familienzweige an verschiedenen Orten gebildet haben, deren Namen sich mehr oder weniger geringfügig unterscheiden. In diesen Fällen kann man oft sehr gut bestimmte Ausbreitungsstrategien erkennen, und wieder sind hierbei die selteneren und mittleren Namen besonders aufschlussreich.
Die Namenvarianten können sprachgeschichtlich auf dreierlei Weise entstehen (s.o. Kap. 1.2.(2)):
- durch *Formvarianten* (oder *morphologische Varianten),*
- durch die sprachgeschichtlich-dialektale Entwicklung als *Sprechvarianten* oder
- durch unterschiedliche Verschriftungen eines Namens als *Schreibvarianten*.

Was Form-, Sprech- und Schreibvarianten für die Ausbildung von Namenräumen bedeuten, soll im Folgenden wieder an ausgewählten Beispielen verdeutlicht werden.

66 Wobei bei Familiennamen aus Personennamen eine Trennung vom Prinzip der Variantenkonzentration schwierig ist, s.u. Kap. 4.

3.1. Formvarianten

Wo es sprachlich möglich war, gab es für Familiennamen nach dem Herkunftsort gewöhnlich zwei Benennungsformen: Entweder wurde einfach der Siedlungsname zum Familiennamen (z.B. Willershausen), oder er wurde mittels der Ableitung *-er* erweitert (z.B. Willershäuser).[67] In Süddeutschland bis zum Main war die *-er*-Ableitung üblich; in Norddeutschland blieb es meist beim einfachen Ortsnamen. Unser mittelhessischer Raum liegt dazwischen, und so wurde mal die eine, mal die andere Bildungsweise bevorzugt.

Wenn für einen Herkunftsort beide Varianten als Familiennamen belegt sind, muss das Benennungsmotiv ja (mindestens) zweimal herangezogen worden sein. Das ist aber erstaunlich selten. Einige Fälle sind:

**Willershäuser* / *Willershausen*. Hier herrscht die <Willershausen>-Form (107 TA, davon 63 TA im Kr. Marburg-Biedenkopf) stark gegenüber der <Willershäuser>-Form vor (27 TA, davon 15 im Kr. Marburg-Biedenkopf). Namengebend war *Willershausen* (Gem. Lohra, Kr. Marburg-Biedenkopf). Mehr als die Hälfte der jeweiligen Namensträger wohnen im Ursprungskreis; doch haben sich unterschiedliche Vorkommensschwerpunkte herausgebildet: Während der größere Teil der <Willershausen> im Raum Lohra-Gladenbach sesshaft ist, leben relativ die meisten <Willershäuser> im Raum Dautphetal. Die Namengebung als Herkunftsname vollzog sich also offenbar (mindestens) zweimal, blieb aber eng regional.

**Weiershäuser* / *Weiershausen*. Vergleichbar ist die Situation bei den nach *Weiershausen* (Gem. Weimar/Lahn) benannten Familien. Von den 103 TA <Weiershäuser> liegt ein gutes Drittel im Kr. Marburg-Biedenkopf, vornehmlich im Raum Marburg / Gem. Lahntal; die 67 <Weiershausen>-Anschlüsse sind zu weit mehr als der Hälfte im Lahn-Dill-Kr., hauptsächlich im Raum Dillenburg, zu finden.

Ein weiteres einschlägiges Beispiel wäre *<*Drommershausen*> / <*Trommershäuser*> (nach *Drommershausen*, Stadt Weilburg); aber insgesamt ist erstaunlich, wie selten solche Parallel-Varianten entstanden sind, genauer gesagt: wie selten sie sich erhalten haben.

Gelegentlich findet sich eine Unterscheidung von *–hausen* und *–haus* wie bei **Ruckelshausen*. Von Osten her eingewandert in den Kreis Gießen ist der eher seltene (81 TA) Herkunftsname Ruckelshausen, benannt nach dem schon im 14. Jh. wüst gefallenen *Rockelshausen* (westlich von Alsfeld, südöstlich von Ober-Gleen (St. Kirdorf, Vogelsbergkreis)), zuletzt 1309 in *Rockoldishusin*, was ursprünglich ‚(bei den) Häusern des Roc-hold' bedeutete.[68] Die Hälfte der Namensträger ist in den Kreisen Gießen und Vogelsberg beheimatet, davon wieder ein Drittel im 10-km-Umkreis von Kirtorf. Daneben gibt es aber die noch seltenere Variante <Ruckelshauß> (40 TA) mit Schwerpunkt im Vogelsbergkreis.

---

67 Kunze, Konrad: dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. München 1998 (u.ö.), S. 85ff. Vgl. Kunze/Nübling (Anm. 5), Bd. 4, K. 84.

68 Reichardt, Lutz: Die Siedlungsnamen der Kreise Gießen, Alsfeld und Lauterbach in Hessen. Göppingen 1973, S. 306 f.

Mitunter kann man verschiedene Varianten verschiedenen Entstehungsorten unter der Annahme zuordnen, dass der Entstehungsort des Familiennamens in einiger Nachbarschaft vom Herkunftsort zu suchen ist.[69] So etwa bei:
**Offenbach*. Der seltene Familienname Offenbach (57 TA) mit über der Hälfte der Vorkommen in den Kreisen Lahn-Dill und Limburg-Weilburg hat – aufgrund seiner Verbreitung – mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts mit der Stadt Offenbach am Main zu tun, sondern leitet sich von *Offenbach* her, einem unscheinbaren Ortsteil der Gem. Mittenaar (Lahn-Dill-Kr.), während die auch nicht häufigen und diffus gestreuten Familiennamen <Offenbacher, Offenbächer, Offenbecher> wohl auf den Namen der Stadt am Main zurückgehen.
**Lich / Licher*. Bei der Herkunft nach der Stadt *Lich* (Kr. Gießen) ist nicht der gleich lautende, im Kreis sehr häufige Familienname <Lich> (281 TA, davon 63 im Kr. Gießen) das Problem (obwohl er erstaunlich weit gestreut ist), sondern die *–er*-Ableitung <Licher>. Denn weitaus die meisten der 170 TA von <Licher> sind im Raum Osnabrück angemeldet. Das erklärt sich zwanglos mit der Herkunft aus dem Ort *Lich(-Steinstraß)* (St. Jülich, Kr. Düren, Nordrhein-Westfalen) und erstaunt höchstens dadurch, dass so weit im Norden eine *–er*-Ableitung verwendet wurde. Zugleich finden wir aber auch, davon völlig isoliert, ein Fünftel der <Licher> im Kr. Gießen gemeldet. Die gehen nun zweifellos auf unser Lich zurück und stellen hier eine Formvariante zum Namen <Lich> dar. Der Familienname <Licher> ist also an zwei Stellen entstanden, <Lich> nur an einer.
**Marburger / Marburg*. Mit der Hauptvariante <Marburger> (396 TA) und der kleinen, diffus gestreuten Nebenvariante <Marburg> (78 TA) gehört Marburg(er) schon zu den größeren Familiennamen mit einer weiten Verbreitung.[70] Für <Marburger> zeichnen sich aber zwei Schwerpunkte ab: Siegerland mit Waldeck einerseits (mit etwa einem Drittel) und der Raum Wetterau, Main-Kinzig mit Frankfurt, wo immerhin auch etwa ein Fünftel aller Namensträger leben. Neben frühen Belegen wie 1231 *Conradus de Marburch* in Wetzlar[71] oder 1351 *Werner von Marpurg* in Limburg[72] finden wir in Mittelhessen zuerst 1470 einen *Henn Marpurger* in Lützellinden (Stadt Gießen).[73] Die <Marburger> überschreiten also den mittelhessischen Raum in zwei Richtungen: nach Nordwesten und Süden, bleiben allerdings in der Nähe.
Mitunter kann man für gestreute Verbreitung von Varianten alte territorialgeschichtliche Gründe wahrscheinlich machen. Damit lässt sich die merkwürdige

69 Eine methodische Annahme, die uns aber auch leicht in die Irre führen kann, wie wir beim Namen Runzheimer/Ronzheimer gesehen haben.
70 Der Stadtname Marburg geht auf den Marbach zurück, ursprünglich ein Grenzbach, zu ahd. *marca* ‚Grenze' (Berger, Dieter: Duden. Geographische Namen in Deutschland. Mannheim u.a. 1993, S. 179).
71 Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 14.
72 Schöffl (Anm. 32), S. 85.
73 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 278.

Verteilung der aus dem Namen der Stadt Dillenburg entstandenen Familiennamen-Varianten am ehesten erklären.

**Dillenburg* / *Dillenburger* / *Dillenberg* / *Dillenberger*. Der Ort ist zuerst 1255 als *Dillenberg*, seit dem 14. Jh. auch als *Dillenburg* überliefert.[74] Entsprechend haben sich vier Varianten als Familiennamen entwickelt: Neben einer seltenen Variante <Dillenberg> (47 TA) vor allem <Dillenberger>[75] (282 TA); dazu die Varianten <Dillenburg> (151 TA) und <Dillenburger> (174 TA). Die beiden letzteren konzentrieren sich am Westrand des deutschen Sprachraums, vor allem im nördlichen Saarland und dem Trierer Raum. Um die Übersichtlichkeit nicht zu sehr zu beeinträchtigen, sind auf der folgenden Karte nur die Hauptvorkommensbereiche der Varianten eingetragen:

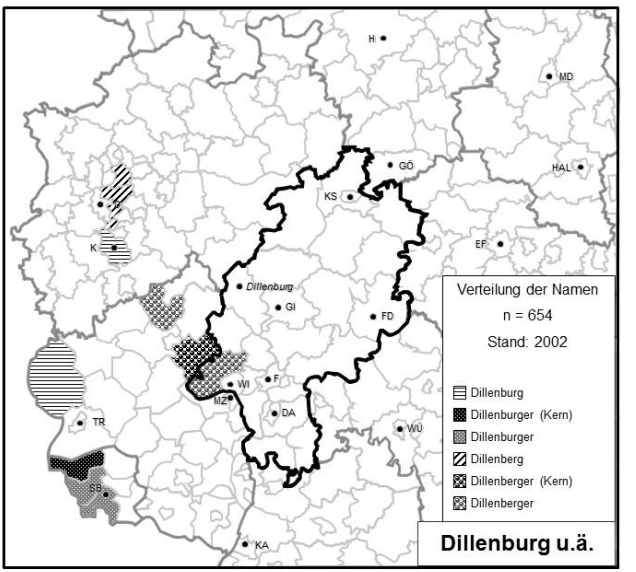


Abb. 4: Dillenberg / Dillenburg – Dillenberger / Dillenburger

Die kleine, hauptsächlich im Kr. Mettmann und in der Stadt Solingen vorkommende Variante <Dillenberg> hat m.E. überhaupt nichts mit der Stadt Dillenburg zu tun, sondern geht als Wohnstättenname auf einen östlich von Bocholt (Kr. Borken, Nordrhein-Westfalen) gelegenen *Dillenberg* zurück. Die <Dillen-

74 Berger (Anm. 70), S. 77. – ‚Berg/Burg an der Dill'; www.hessen-lagis.de. Historisches Ortslexikon. s.u. Dillenburg.

75 Dabei ist <Dillenberg(er)> die ältere Form. Sie ist auch früh belegt, z.B. in Wetzlar 1306 *Henrici dicti de Dillenberg*, 1341 *Gerlacus Dillenberg(er)* (Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 618, 1397).

berger>s hingegen sind eindeutig nach der älteren Namensform der Stadt benannt; denn weit mehr als die Hälfte der Dillenbergers wohnt am Mittelrhein zwischen Wiesbaden und Neuwied, vor allem im Rhein-Lahn-Kreis (Rheinland-Pfalz).

Wenn man nicht eine etwas problematische Westwanderung von der Lahn moselaufwärts annehmen will, erklärt sich die Häufung von <Dillenburg> und <Dillenburger> im Saar-Mosel-Raum am ehesten durch die historische Tatsache, dass die luxemburgische Grafschaft Vianden 1417 an Nassau-Dillenburg kam[76] und in der Folge Leute aus Dillenburg zuzogen.[77] Die Erklärung wird scheinbar dadurch in Frage gestellt, dass im Großherzogtum Luxemburg heute keiner dieser Namen existiert. Da jedoch auf belgischer Seite unmittelbar westlich der Luxemburger Grenze die romanisierten Namenvarianten <Dillenbourg> und <Dillembourg> vorkommen,[78] wird die Annahme eines frühen Zuzugs von Namensträgern aus Dillenburg nach Vianden und deren späterer Auszug von dort in die Nachbarschaft wahrscheinlich.

Gelegentlich sind namenraumprägende Formvarianten auch bei Berufsnamen zu beobachten, so bei

**Rink* / *Rinker*. Die Familiennamen Rink und Rinker verweisen beide ursprünglich als Berufsnamen auf den Spangen- und Gürtelmacher; denn zu Grunde liegt mhd. *rinke* ‚Spange, Schnalle am Gürtel oder am Schuh'.[79] Sprachlich stehen sie im gleichen Verhältnis zueinander wie etwa <Rinn> und <Rinner> (s.o. Kap. 2.2.2). <Rink> ist mit fast 2500 TA (dazu, hauptsächlich in der Pfalz, 500 TA <Rinck>) die sehr viel häufigere Variante und im deutschen Südwesten bis ins östliche Mitteldeutschland stark verbreitet, relativ am häufigsten in unserem mittelhessischen Untersuchungsgebiet, wo annähernd ein Sechstel aller Rinks leben. Es ist deshalb erstaunlich, dass die mit 470 TA sehr viel seltenere Variante <Rinker> ihren Verbreitungsschwerpunkt mit etwa einem Viertel aller Vorkommen auch hier hat: im Kr. Gießen und und im Lahn-Dill-Kr.,[80] hier vor allem in Aßlar und Umkreis. In Aßlar tritt der Name 1589 mit *Hanß Rinker*[81] auf, m.W. der älteste Beleg für diese Variante. <Rink> ist hingegen sehr viel früher bezeugt: 1363 *Albracht Ryngke* in Marburg,[82] 1474 *ringk* in Gießen[83] und ist damit deutlich die ältere Variante.

76 Ein Ort oder eine Wüstung *Dillenburg ist im Saar-Mosel-Raum nach freundlicher Auskunft von Wolfgang Haubrichs (Saarbrücken) nicht nachweisbar.

77 Eine vergleichbare Zuwanderung aus Runkel nach dem Ausbau Neuwieds durch die Grafen von Wied führte zu einem hohen Vorkommen des Familiennamens Runkel in Neuwied.

78 www.lfa.uni.lux (Anm. 5).

79 Lexer (Anm. 26) Bd. 2, Sp.451; Duden, Familienamen (Anm. 21), S.548. – Die in den nördlich angrenzenden Sprachräumen angrenzende Variante <Rinke> ist in Hessen selten.

80 Ein weiterer Vorkommensschwerpunkt liegt in Baden-Württemberg.

81 www.online-ofb.de (Aßlar)

82 Küch, Friedrich: Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Marburg, 2 Bde. Marburg ²1991; hier Bd.1, S. 444.

83 Lerch (Anm. 33), S.53.

3.2 Sprachgeschichtlich-dialektal bedingte Sprechvarianten

Umgekehrt haben manche Familiennamen aus den Namen ihrer Herkunftsorte Varianten entwickelt, die mit regionalen dialektalen Sprachwandlungen verbunden sind.

So wurde der Grundteil *-heim* in Ortsnamen oft in */-em/, /-um/, /-en/* u.ä. abgeschwächt (vgl. oben Runzheimer), so auch bei

**Wehrum / Wehrheim*. Der Ort *Wehrheim* im Hochtaunus-Kr., offenbar erst im späten Mittelalter zu einem *-heim*-Namen umgedeutet,[84] hat zu einem gleich lautenden Familiennamen geführt, der – wie wir das jetzt schon oft gesehen haben – ein enges, konzentriertes Hauptverbreitungsgebiet hat: Etwa zwei Fünftel der <Wehrheims> (von 231 TA) sind im Hochtaunuskr. sesshaft. Interessanterweise hat sich aber auch eine kleinere Variante <Wehrum> (mit 122 TA) gebildet, die mit einem Drittel der Teilnehmer im Kr. Gießen besonders stark vertreten ist.

Ein Grenzfall zwischen Form- und Sprechvariante sind die Familiennamen nach der Stadt *Biedenkopf* an der oberen Lahn.

**Biedenkopf / Biedenkap(p)*. Es gibt nämlich eine seltene Variante <Biedenkopf> (mit nur 66 TA), deren Träger fast ausschließlich im mittelhessischen Raum wohnen, davon ein gutes Drittel im Kr. Gießen, und eine zahlreicher vertretene Form <Biedenkapp> (142 TA, dazu 16 TA <Biedenkap>). Diese Namensform hat im Wetterau-Kr. mit einem Viertel aller Namensträger ihren Schwerpunkt, ist insgesamt also deutlich weiter südlich beheimatet als <Biedenkopf>.

Dabei ist <Biedenkap(p)> offensichtlich die ältere Form. Denn schon 1390 ist ein *Herm. Biedenkap* in Kassel als Schöffe erwähnt,[85] 1467 ein *Johannes Byedenkapp* in Limburg,[86] 1470 ein *Hanß Biedenkapp* in Pohl-Göns (Stadt Butzbach, Wetteraukr.),[87] 1527 ein *Peter Bidencap* in Marburg,[88] während ein <Bydenkopf> zuerst 1568 in Gießen auftaucht.[89]

Die frühe Überlieferung des Ortsnamens – 1196 *de Biedencaph*, 1259 *Beydencap*, 1314 *Bydenkapf*, 1605 *Bidencap, Biedenkap*, zuerst 1630 *Biedencopf*, 1646/1655 *Biedenkopff, Bidencop, Bidencapp*[90] – zeigt, dass der Grundteil des Namens auf mhd.

84 Zuerst 1046 *Wirena*, 1336 *Werehem* (www.lagis-hessen.de (Anm. 74)).

85 Brechenmacher (Anm. 43), Bd. 1, S. 135.

86 Schöffl (Anm. 29), S. 15.

87 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 340.

88 Die oberhessischen Klöster (Anm. 32), Bd. 2, Nr. 74 (S. 40).

89 Lerch (Anm. 33), S.90. – Bemerkenswert ist, dass eine *-er*-Ableitung des Namens (<Biedenkepper> u.ä.) im 16. und 17.Jh. in Gießen und Wetzlar mehrfach belegt ist, dass es heute aber keine Träger einer solchen Namensform mehr gibt. Vgl. Lerch (Anm. 33), S. 90; Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 361; Schroeter, Johannes: Die Wetzlarer Bürgerrechtslisten 1651-1700, in: Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete Jg. 1938. 1939, S. 203; vgl. Brechenmacher (Anm. 43), Bd. 1, S. 135.

90 Historisches Ortslexikon des Landes Hessen, Heft 4: Biedenkopf, bearb. von Ulrich Reuling. Marburg 1986, S. 9; Debus, Friedhelm: Der Name Biedenkopf, in: Grohmann/Hartig (Anm. 39), Bd. 3, S. 377.

kapfen ‚Ausschau halten'[91] zurückgeht und sich auf die (an der Grenze gelegene) Anhöhe, von der aus der Herrschafts- / Gerichtsbereich beobachtet / überwacht wird'[92] bezieht.

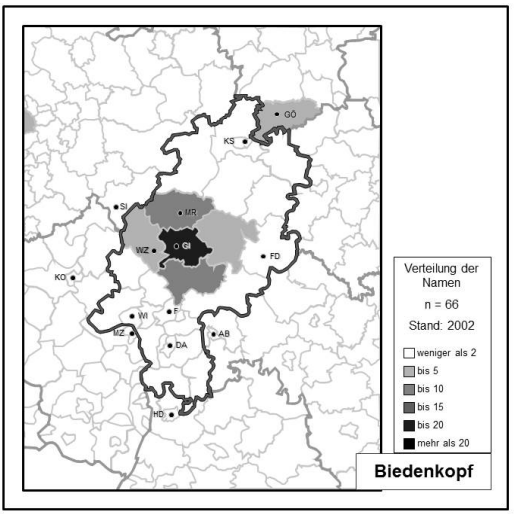


Abb. 5a: Biedenkopf

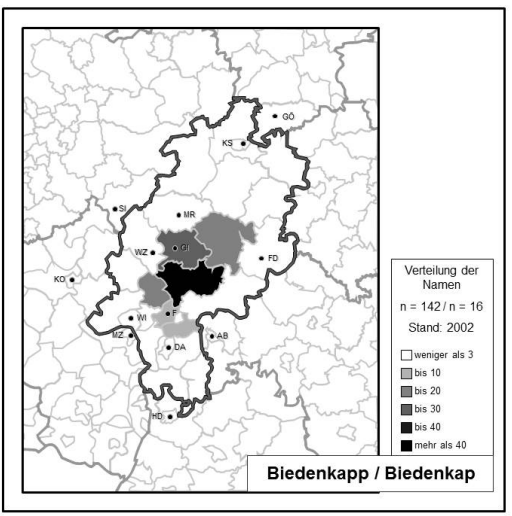


Abb. 5b: Biedenkapp/Biedenkap

91 Lexer (Anm. 26), Bd. 1, Sp. 1512.
92 Debus (Anm. 90), S. 385; ähnlich Berger (Anm. 70), S. 55.

Die Umdeutung zu *-kopf* ist erst sehr viel später erfolgt, damit ist auch diese Familiennamenvariante sehr viel jünger; aber immerhin deutlich früher als der erste einschlägige Ortsnamenbeleg, wie der Gießener <Bydenkopf> von 1568 zeigt. Die Umdeutung muss also spätestens im 16. Jh. angefangen haben und sich dann ‚über' die Verbreitung von <Biedenkap(p)> gelegt haben.
Andere heimische Familiennamen sind aber deutlich durch regional-dialektale Eigenformen als Varianten erkennbar.
**Luh*. So geht der heimische Familienname Luh auf den in 777 TA im deutschen Sprachraum allgemein verbreiteten Familiennamen Loh zurück. Der bezieht sich vermutlich ursprünglich auf die Wohnstätte des ersten Namensträgers, nämlich mhd. *lô, lôch* ‚Gebüsch, Gehölz; auch: zur Lohegewinnung angelegtes Wäldchen'.[93] Er benennt also jemanden, der an einem solchen Gehölz wohnt.[94] Zu <Loh> hat sich eine kleinere Variante <Luh> herausgebildet, von dessen 398 TA allein zwei Fünftel im Kr. Gießen und hier vor allem im Raum Linden beheimatet sind. Hierin spiegelt sich der allgemeine mittelhessische Dialektwandel von langem /o:/ zu langem /u:/ (z.B. /gro:s/ > /gru:s/ ‚groß'), wie er auch in den gleich lautenden mittelhessischen Flurnamen zu beobachten ist. Der Familienname ist im Raum seit 1349 *Elpratis Lohe* belegt.[95] Die Schreibweise <Luh> tritt aber erst in der 1. Hälfte des 17. Jh.s auf, vorher steht immer <Loh(e)> u.ä.[96] <Luh> ist (vermutlich) im Raum Linden schriftlich fest geworden und folgt dann dem bekannten Expansionsmuster 1.
Mittelhessen ist sprach- und namengeschichtlich eng mit den Sprachverhältnissen in Südwestdeutschland verbunden und stellt vielfach den Ostrand dieses Sprachraums gegen andere Wörter und Namen im ostmitteldeutschen und niederdeutschen Sprachraum dar. Das lässt sich sehr schön an den Familiennamen <Bodenbender> und <Büdenbender> verdeutlichen. Der zweite Namensbestandteil ist *-bender*. Das ist die Berufsbezeichnung für den Fassbinder, bezeichnet also Handwerker, die Fässer und andere Holzgefäße zusammen‚binden'. *Bender* als Berufsbezeichnung war früher vor allem im deutschen Südwesten üblich, ist im Sprachgebrauch mittlerweile verschwunden und durch *Küfer* ersetzt. Im hessischen Sprachraum endete der Gebrauch von <Bender> im Wesentlichen in Mittelhessen.[97] Im nördlichen und östlichen Teil Hessens lautete die Berufsbezeichnung für den Fassmacher *Böttcher* bzw. *Büttner* u.ä.[98]

93 Lexer (Anm. 26), Bd.1, Sp. 1946; Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 432.
94 Alternativ könnte er auf den Beruf des Gerbers als Nutzer von Gerberlohe (mhd. ebenfalls *lô*) zurückgehen.
95 Mulch, Roland: Arnsburger Personennamen. Darmstadt, Marburg 1974, S. 285.
96 Für Großen-Linden bis 1620 Lohe, 1640 <Luh> (Stumpf , Amt Gießen (Anm. 24), S. 32ff. u.S. LII); vgl Worm (Anm. 48), S.57f.
97 Die für die hessische Flurnamengeographie zentrale ‚mittelhessische Flurnamenscheide' (Ramge, Flurnamenräume (Anm. 3), S. 28ff.), die sich in einem breiten Streifen von der oberen Lahn durch das Hinterland zieht, zwischen Marburg und Gießen die Lahn überschreitet, um entlang des südlichen Vogelsbergrands die mittlere Kinzig zu erreichen, spiegelt sich bei <Bender> auch in der Flurnamenverteilung; vgl. Ramge, Hans: Familiennamengeographie und Flurnamenforschung, in: Heuser, Rita/Nübling,

**Bodenbender / Büdenbender*. Sprachgeschichtlich interessant sind die Familiennamen <Bodenbender> und <Büdenbender>, weil sie das Gefäß als Gegenstand des Bindens mit in die Berufsbezeichnung einbeziehen. Sprachlich gehen sie auf mittelniederdeutsch *bode(ne)*, bzw. mhd. *büt(t)e(ne)* ‚Bütte' zurück.[99] Entsprechend heißt der Fassbinder im nördlichen Anschlussraum *Böttcher* und nach Osten hin *Büttner* u.ä. Die alten Bezeichnungen *bode(ne)* und *büt(t)e(ne)* verbanden sich im Grenzbereich mit *-bender* und bildeten Zusammensetzungen, die nur als Familiennamen weiter bestehen.

Es gibt deshalb einerseits die Familiennamen mit der Leitform <Bodenbender> (147 TA) und andererseits die mit der Leitform <Büdenbender> (561 TA).[100]

Von den <Büdenbender>s leben etwa drei Fünftel im Kreis Siegen-Wittgenstein. Von den <Bodenbender>s wohnen zwei Drittel aller Namensträger in den Kreisen Marburg-Biedenkopf und Gießen. Die seltene Variante <Bedenbender> (73 TA), entstanden aus <Büdenbender> durch Entrundung zu <Biedenbender> und weitere Senkung zu /e/, beherbergt über zwei Drittel der Namensträger im Lahn-Dill-Kreis. Die Hauptformen sind also regional sehr stark verdichtet.

Die ältesten Namensbelege im mittelhessischen Raum weisen durchweg auf <Bodenbender> als die Gebrauchsform des Namens hin: Schon 1301 ist in Wetzlar ein *Heinricus dictus Bodenbendere* überliefert.[101] Im 15. Jh. findet sich vielfach *Bod(d)enbender*, auch *Budenbender*.[102] Es ist nicht klar, ob die <Budenbender>-Schreibungen auf ein umgelautetes /ü/ verweisen oder nicht. Erst in der Mitte des 17. Jh.s finden sich sichere <Büden-/Bütten->-Formen.[103]

**Möglich / Mühlich / Mulch*. Die heute ganz unterschiedlich lautenden Namen haben sprachgeschichtlich einen gemeinsamen Ursprung. Auch wenn die Möglichs mit dem Dauerscherz leben müssen, dass nichts ‚unmööglich' sei, geht ihr Name auf das mhd. Adjektiv *müelich*, im Mitteldeutschen auch *mulich*, zurück.[104]

Damaris/Schmuck, Mirjam (Hg.): Familiennamengeographie. Berlin/New York 2011, S. 214 f.

98 Steffens (Anm. 5), S. 124-129; Kunze/Nübling (Anm. 5), Bd.1, K. 43, 44; König, Werner: dtv-Atlas Deutsche Sprache. München [15]2005 u.ö., S. 193.

99 Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. v. Elmar Seebold. Berlin/New York [22]1989 u.ö., S. 99 u. 117.

100 Mit ungewöhnlich vielen Varianten: <Bodenbinder> (55 TA), <Botenbender> (7TA), <Budenbender> (1 TA), <Bodenbenner> (25 TA); <Buedenbender> (6 TA), <Büttenbender> (26 TA), <Biedenbender> (26 TA),<Bedenbender> (73 TA), <Büdenbänder> (6 TA), <Biedenbänder> (6 TA).

101 Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 502.

102 Lerch (Anm. 33), S. 44; Schöffl (Anm. 31), S. 16; Mulch (Anm. 95), S. 157. In Marburg ist der Name seit 1452 *Heinrich Boddenbender* überliefert (Die oberhessischen Klöster (Anm. 32, Bd. 2, Nr. 37). Trotz seiner Häufigkeit im Marburger Raum taucht der Name bei Allmann (Anm. 32) nicht auf.

103 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 500

104 Lexer (Anm. 26), Bd. 1, Sp. 2214.

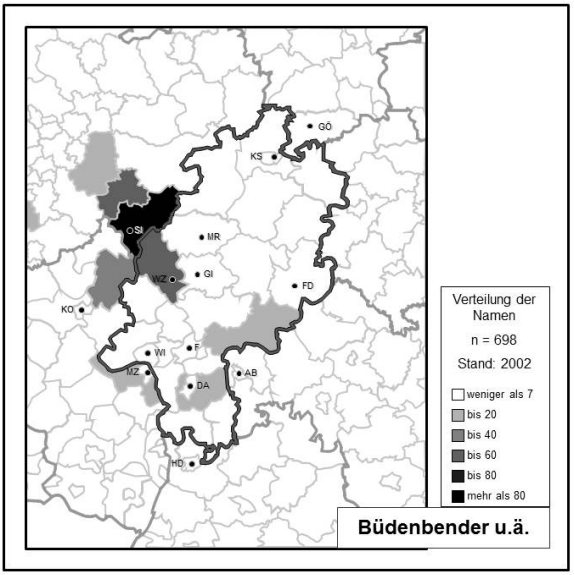


Abb. 6a: Büdenbender

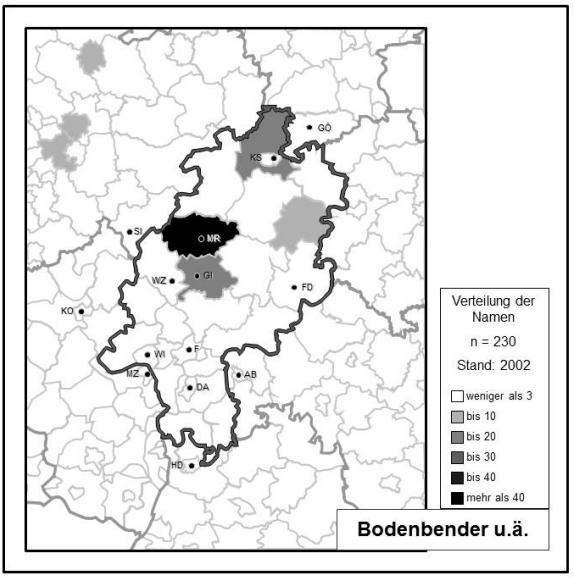


Abb. 6 b: Bodenbender u.ä.

Bei <Möglich> hat sich hingegen zwischen die Vokale /üe/ ein Gleitlaut eingeschoben, der dann zum stimmhaften Verschlusslaut /g/ (entsprechend dem /b/ bei Debus (s. Kap. 4.2)) wurde: **mügelich*. Tatsächlich gibt es auch die Namenvariante <Müglich> (106 TA), die annähernd zur Hälfte im Kr. Fulda, aber auch in Mittelhessen vorkommt. <Möglich> (mit dialektal bedingter Senkung von /ü/ > /ö/) hat seinen Vorkommensschwerpunkt hingegen im Lahn-Dill-Kr., wo etwa 40% aller Namensträger (170 TA) leben.
Die verhältnismäßig seltene Variante <Mulch> (72 TA) ist mit ca. zwei Dritteln aller Anschlüsse sehr stark auf die Kreise Lahn-Dill und Gießen konzentriert.
Die Varianten sind im Raum früh und zahlreich belegt, zuerst 1310 *Kuse dicte Mulich* in Wetzlar.[105] Bei den frühen Belegen kann man bei <u> wegen des damaligen Schreibgebrauchs nicht entscheiden, ob damit <u> oder <ü> (lautlich also /mu:l(i)ch/ oder /mü:lich/) gemeint ist. Die früheste <Möglich>-Variante findet sich 1454 in Linter (St. Limburg) mit einem *Mogelich*.[106]
<Mühlich> ist – wie im gesamten deutschen Sprachraum mit zahlreichen Sprech- und Schreibvarianten – auch in Mittelhessen häufig, weist aber keine auffälligen Konzentrationen auf.[107]
Zusammenfassend zeigt sich, dass Sprechvarianten von Familiennamen eher auf sprachgeschichtliche (z.B. <Möglich> vs. <Mulch>) als auf dialektale (z.B. <Luh>) Varianten zurückgehen. Sprechvarianten sind aber auch maßgeblich an der Ausbildung von Namenkonzentrationen beteiligt und beschäftigen uns deshalb erneut in Kap. 4.

3.3 Schreibvarianten

Schreibvarianten eines Namens entstehen dann, wenn die aus einer Mischung von überlieferten Konventionen, Zufällen, Vorstellungen über ‚richtiges' Schreiben, Fehlern, Willkür gemischte Entwicklung von Namengeschichten in Kirchenbüchern, Steuerlisten, Urkunden und anderen Schriftquellen in ihrer Wechselhaftigkeit zu einer festen Schreibkonvention gerinnt. Dieser Zustand ist – in unserem heutigen Verständnis von Familiennamenschreibung – in Deutschland und damit auch in Hessen erst mit der verbindlichen standesamtlichen Schreibung seit 1875 erreicht, also nicht einmal anderthalb Jahrhunderte alt. Vereinheitlicht und vererbt ist damit aber nur die Schreibung für eine bestimmte Familie; eine Familie gleichen Namens von nebenan kann eine andere Schreibung haben, wenn sie diese bei der ersten Festlegung im Standesamt so angibt oder wenn sie so eingetragen wird. Praktisch werden so aber vor allem unterschiedliche Schreibweisen weiter voneinander entfernt lebender Familienstämme fest, vor allem, wenn sie keinen Kontakt mehr miteinander haben. Obwohl die fest

105 Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 724.
106 Schöffl (Anm. 31), S. 88.
107 Neben den Mühlich-Varianten gibt es noch eine Fülle weiterer im deutschen Sprachraum, hauptsächlich westlich des Mittelrheins: <Möhlich>, <Möhlig>, <Mölich>, <Mölig> ; mit Schwerpunkt im Osten: <Mehlich>, <Mehlig>, <Melich> und <Melig>. Die erste weist Senkung von /ü:/ zu /ö:/ auf, die zweite weitergehend Entrundung zu /e:/.

werdenden Schreibweisen natürlich nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern in der Regel schon auf Schreibtraditionen aufbauen, erklärt sich damit die Vielfältigkeit von Scheibvarianten eher durch eine neuzeitliche Entwicklung des 17.-19. Jh.s, während die Formvarianten und auch die Sprechvarianten in der Regel deutlich älter sind und teilweise bis auf die Zeit der Namenentstehung zurückgehen.
Dabei muss man bedenken, dass in den ländlichen Gebieten Mittelhessens die Familiennamen als fremd empfundene Zunamen wirkten, die nur in offiziell-amtlichen Situationen verwendet wurden, während man in der alltäglichen Kommunikation ausschließlich innerörtliche Hausnamen gebrauchte.[108]
In den folgenden Fällen von Schreibvarianten geht es um den Nachweis, wie die Zusammenfügung von Schreibformen zahlreicher mittelhessischer Familiennamen den Namenraum prägt. Dabei geht es um Namen, bei denen mindestens zwei Hauptschreibungen bestehen; denn selten vorkommende Schreibvarianten gibt es auch bei vielen Namen, die wir bisher als singuläre Edelsteine betrachtet haben, z.B. neben <Launspach> vereinzelt <Launsbach>, neben <Albohn> vereinzelt <Albon> usw. Im Folgenden betrachten wir einige durchschnittlich häufige Namen.

3.3.1 Varianten-Konkurrenz mit außerhessischen Schreibungen

Manchmal erlaubt die unterschiedliche Schreibung die Zuordnung zu unterschiedlichen Herkunftsorten.
**Dudenhöfer*. Kernort des im mittelhessischen Raum vorkommenden, aber eher seltenen Familiennamens <Dudenhöfer> ist Rodheim-Bieber (Kr. Gießen), wie die Verteilung der 68 TA zeigt: davon die Hälfte im Kr.Gießen, davon wiederum etwa die Hälfte in Biebertal.[109] Die starke Konzentration spricht für die Herkunft des ersten Namensträgers aus *Dutenhofen/Lahn* (Stadt Wetzlar).
Lassen wir sehr seltene und diffus gestreute Namenformen wie <Dutenhöfer> und <Dudenhofen> außer Betracht, finden wir erst mit dem Familiennamen <Dudenhöffer> mit 147 TA eine echte Schreibkonkurrenz. Da fast die Hälfte dieser Namensträger in den Kreisen Germersheim und Südliche Weinstraße lebt, ist offensichtlich, dass *Dudenhofen* (Rhein-Pfalz-Kr., Rheinland-Pfalz) namengebend war. Hier ist also die <-höfer>- bzw. <-höffer>-Schreibung ein ziemlich klares Indiz für die unterschiedliche Herkunft.[110]
Auch bei anderen Benennungsmotiven lässt sich mitunter eine bestimmte Schreibung unserem Raum zuordnen. Von Namen, die (vermutlich) auf eine

108 Debus, Hausnamen (Anm. 9), S. 139-163.
109 Die Dudenhöfers im Biebertal sind vermutlich über Gießen dahin gekommen, wo sie 1576 ff. eine Zeitlang belegt sind (Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 774-776). In Rodheim a.d.Bieber aber schon 1568 *Jost Dedenhever*, 1575 *Jost Dodenhover* (Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 119).
110 Obwohl es auch in der Pfalz ein paar <Dudenhöfer>s gibt. – Eine <Dutten->-Schreibvariante (<Duttenhöfer, Duttenhöffer, Duttenhofer>) ist mit insgesamt 200 TA von der Pfalz bis weit nach Württemberg (Rottweil) verbreitet.

körperliche Eigenschaft zurückgehen, sei nur einer vorgestellt, der im Gießener Raum sehr bekannt ist:
**Sommerlad*. Ein gutes Drittel der 147 TA für <Sommerlad> liegt im Kr. Gießen, und die meisten anderen sind in den umliegenden Kreisen angemeldet. Der Name ist in der Neuzeit häufig im Kreisgebiet überliefert, zuerst 1589 mit *Peter Sommerladt* in Mainzlar (Stadt Staufenberg, Kr. Gießen).[111] Noch heute besteht ein Schwerpunkt im Busecker Tal.
Andernorts sind eine Reihe von Namenvarianten wie <Sommerlade> (mit leichtem Schwerpunkt in Nordhessen), <Sommerlatte> (mit Schwerpunkt in Sachsen-Anhalt) sowie seltene Schreibungen wie <Sommerlat>, <Sommerlath> und <Sommerlatt> belegt, so dass die Raumbildung der Gießener <Sommerlad> allein durch die Schreibweise hervorgerufen wird.
Der Name geht auf mhd. *sumerlate* zurück, womit ein ‚diesjähriger, in einem Sommer entstandener Schößling' bezeichnet wurde.[112] Es handelt sich also um die Bezeichnung für einen lang aufgeschossenen (jungen?) Mann, dessen Figur an einen solchen Schößling erinnern mochte.[113]

3.3.2 Mittelhessische Raumbildung durch Variantenräume

Andere Namen mit auffallenden Schreibvarianten sind für unseren Zusammenhang dann interessant, wenn sie im mittelhessischen Raum konzentriert bleiben wie z.B.
**Inderthal / Interthal*. Der Name zeichnet sich dadurch aus, dass beide Schreibformen – <Interthal> mit 86 TA, <Inderthal> mit 47 TA – ihre Vorkommensschwerpunkte mehrheitlich im Untersuchungsraum haben, aber darin unterschiedlich verteilt sind: Während <Inderthal> hauptsächlich im Kr. Gießen und Lahn-Dill-Kr. ohne erkennbare Konzentration verteilt ist, wohnen die meisten <Interthal>s im Kr. Marburg-Biedenkopf, genauer: im Hinterland im Umkreis um die Gem. Angelburg. Dort liegt vielleicht der Kernort des Namens. Obwohl (mir) keine älteren Belege bekannt sind, lässt sich der Name sicher deuten: Es handelt sich um eine Benennung nach der Wohnstätte: **in der /ta:l/*. Da das Geschlecht des Grundworts /ta:l/ weiblich ist, kann damit nicht *das /ta:l/ gemeint sein. Vielmehr liegt eine Verbalhornung der mündlichen Form des Flurnamens *Delle* ‚flache Bodenvertiefung' vor. In vielen mündlichen, manchmal auch schriftlichen Formen hessischer Flurnamen wird dabei <Delle> als /dall/ (mit Senkung von /e/ > /a/) wiedergegeben, wobei das <a> manchmal auch lang ausgesprochen (/a:/) wurde oder wird. So haben wir in Katzenfurt an der Dill (Gem. Ehringshausen, Lahn-Dill-Kr.) als amtlichen Flurnamen heute <*In der Dahl*> und schon 1723 *obig der Dahl*. Ein <Inderthal / Interthal> ist also ursprünglich einer, der ‚in der Delle' wohnt. Die <t, th>-Schreibung verschleiert

111 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 90.
112 Lexer (Anm. 26), Bd. 2, Sp. 1299.
113 Die Vermutung, dass es sich um eine Berufs- oder Tätigkeitsbezeichnung für jemanden, der sich beim Baumschnitt vorwiegend mit den Wasserschossen befasste, handle, ist nicht völlig von der Hand zu weisen, aber m.E. unwahrscheinlich.

diesen Sachverhalt, gleicht ihn an ‚vornehmeres', auch geläufigeres <Thal> zu Zeiten an, als Tal noch <Thal> geschrieben wurde. Bei <Inter-> in <Interthal> wird zusätzlich das scheinbar dialektale /d/ durch <t> ersetzt; denn nach der Umdeutung zu ‚Tal' ist das /d/ nicht mehr als Bestandteil des Artikels ‚der' erkennbar.

**Blecher* / *Blöcher*. Der Familienname hat in der Schreibung <Blöcher> seinen absoluten Schwerpunkt im Kr. Marburg-Biedenkopf mit einem Drittel aller 420 Anschlüsse und bringt es zusammen mit den Kreisen Lahn-Dill und Gießen auf annähernd die Hälfte aller Vorkommen. Weitaus die meisten davon wohnen im Raum Biedenkopf. Eine mit 411 TA fast gleich große Variante <Blecher> kommt mit einem Drittel im Kr. Siegen-Wittgenstein (vor allem an dessen Südrand zwischen Siegen und Bad Laasphe) und im Lahn-Dill-Kr. vor, aber auch das Gesamtvorkommen in den Kreisen Lahn-Dill, Marburg-Biedenkopf und Gießen macht fast ein Drittel aus. Angesichts der hohen Zahl der Namensträger bietet der Familienname mit seinen beiden Varianten einen bemerkenswert geschlossenen Raum in Mittelhessen und dem anschließenden Siegerland.

Weniger klar ist, wie man das namengebende Wort einordnen soll: Ist <Blöcher> durch vornehm-überkorrekte Schreibung aus <Blecher> entstanden, oder stammt umgekehrt <Blecher> durch dialektbedingte Entrundung aus <Blöcher>? Wenn <Blecher> die Grundlage ist, handelt es sich um eine Bezeichnung für einen Handwerker, der mit Blechen zu tun hat, einen Blechschmied etwa oder einen Spengler. Auffällig ist jedoch, dass das Wort sprachgeschichtlich nicht nachzuweisen ist.

Erstaunlicherweise taucht der Name in den älteren Quellen der Stadt Biedenkopf nicht auf, obwohl er heute dort massenhaft vorkommt. Die frühesten Nachweise finden sich mit der Schreibung *Blöcher* ab 1623 in Siegen und fast gleichzeitig ab 1627 in Breidenbach (Stadt Biedenkopf).[114] Ältester entrundeter Beleg im Raum scheint ein 1809 in Marburg genannter *Blaecher* zu sein.[115]

Es spricht deshalb einiges dafür, <Blöcher> als Ausgangsform anzunehmen und <Blecher> als entrundete Form zu betrachten. Alsdann wäre der erste Namensträger jemand, der etwas mit einem Block zu tun hatte, mhd. *bloch* ‚Block, dickes Brett, Bohle'.[116] Aber auch hier haben wir das Problem, dass das Wort <blöcher> als Berufsbezeichnung (oder wofür auch immer) nicht nachzuweisen ist.

**Schleenbecker*. Ebenso schwierig ist die sichere Deutung des hierzulande bekannten, weil auffälligen Namens Schleenbecker. Obwohl der Name mit 137 Anschlüssen nicht allzu häufig ist, weist er eine ganze Reihe von Schreibvarianten auf: <Schleenbecker> (84 TA), <Schlehenbecker> (3 TA), <Schleen-

114 https://familysearch.org/search/record/results.

115 Allmann (Anm. 32), S. 49. Brechenmacher (Anm. 43), Bd. 1, S. 156 hat für 1390 einen *Heinrich Blecher* in Konstanz.

116 Lexer (Anm. 26), Bd. 1, Sp. 311. Das Deutungsspektrum reicht dann von einer metaphorischen Bezeichnung für einen ‚groben Menschen' über ‚Gefängniswärter' bis zum Nutzer ‚einer Art Falle' (Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 140).

bäcker> (19 TA), <Schlehenbäcker> (2 TA), <Schlenbecker> (1 TA), <Schlenbäcker> (6 TA); dazu <Schlienbecker> (22 TA), bei der offenbar der mittelhessische Dialektwandel /e:/ zu /i:/ (wie in /kle:/ > /kli:/) Pate stand. Über die Hälfte dieser Namensträger leben im mittelhessischen Kernraum.

Die Namenbestandteile kann man leicht auf Wörter zurückführen: die *Schlehe*, mhd. *slêhe*[117] und den *Bäcker*. Aber was soll das für ein Bäcker gewesen sein, der (mit) Schlehen buk? Das Rätsel löst sich, wenn man die sprachhistorischen Angaben im Grimmschen Wörterbuch[118] genau verfolgt. Dann zeigt sich nämlich, dass im Mittelalter das Wort *slêhe* nicht nur die roh kaum genießbare Schlehe bezeichnete, sondern auch die Krieche, d.h. die kleine wilde, aber in Maßen durchaus brauchbare Pflaume.[119] Der erste Schleenbecker war also wohl ein Bäcker, der auf die Herstellung saurer, aber immerhin essbarer Quetschekuchen spezialisiert war. Diese Deutung ist jedenfalls erfreulicher als eine, die das alte Sprichwort heranziehen müsste: „wenn die schlehen und holtz-äpffel nicht gerahten, so haben die Hessen weder zu sieden noch zu braten."[120]

Der Name tritt zuerst in Salzböden (Gem. Lollar, Kr. Gießen) 1413 als *Contzchen Schlehenbegker* und 1420 als *Schleenbecker* auf,[121] 1542 in Gießen als *Schlehenbecker,*[122] 1547 als *Jacob Schleenbecker* in Annerod (Fernwald, Kr. Gießen)[123] und im gleichen Jahr als *Melchior Schleenbecker* in Fellingshausen (Gem. Biebertal, Kr Gießen).[124] Es ist erstaunlich, wie konsequent sich diese Schreibung bis heute als Hauptschreibung erhalten hat. Die Form mit der Hebung von /e:/ zu /i:/ findet sich zuerst in Gießen 1578 mit *Caspar Schlienbecker.*[125] Vorkommensschwerpunkt der Namen ist noch heute das Gleiberger Land.

**Bepler*. Einen anderen Menschen pflegen, ihn sogar füttern, hieß im Mittelhochdeutschen *pepelen* (unser umgangssprachliches Wort ‚päppeln'), und jemand der das tut, war ein *pepelaere*, damit ein **Päppler*.[126]

Trotzdem hat sich das Benennungsmotiv – vergleichbar Blecher/Blöcher – offenbar nur einmal, höchstens wenige Male so in der Benennung eines Menschen niedergeschlagen, dass daraus ein dauerhafter Familienname geworden ist, nämlich <Bepler> (125 TA) mit den häufigen Schreibvarianten <Peppler> (218

117 Lexer (Anm. 26), Bd. 2, Sp. 966.

118 Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Nachdruck München 1984, Bd. 9, Sp. 557.

119 Vgl. wikipedia s.u. Kriechen-Pflaume. *Krieche* war als Wort in Hessen gebräuchlich, s. Vilmar, A.F.C.: Idiotikon von Kurhessen. Nachdruck Wiesbaden 1969, S. 226.

120 Grimm, Wörterbuch (Anm. 118), Bd. 9, Sp. 558.

121 Reidt/Bepler (Anm. 22), S.84.

122 Lerch (Anm. 33), S. 121.

123 Worm (Anm. 48), S. 29.

124 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 129.

125 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 3997.

126 Lexer (Anm. 26), Bd. 2, S. 216f. – Die Herleitung vom alten Rufnamen *Babo (Babilo)* (Brechenmacher (Anm. 43), Bd. 1, S. 56) kommt wegen der *-ler*-Endung m.E. nicht in Frage. Der daraus entstandene Rufname *Beppel* ist allerdings in unserem Raum früh und vielfach belegt, s. z.B. Mulch (Anm. 95), S. 44.

TA) und <Beppler> (170 TA). Daneben gibt es noch seltenere Varianten: <Bäppler> (45 TA), <Pöppler> (48 TA), <Pepler> (31 TA), <Pebler> (21 TA), <Bäbler> (20 TA), <Päbler> (6 TA) und schließlich einen einzigen Anschluss für <Päppler> (bei Hamburg).
Von der Gesamtmenge dieser Bepler-Namensträger wohnt ein Drittel im mittelhessischen Kernraum; der Anteil erhöht sich auf etwa die Hälfte, wenn man die Bewohner des Vogelsbergkreises und der Wetterau hinzunimmt. Damit ist offensichtlich, dass die häufigste Nutzung des Benennungsmotivs als Familienname in Mittelhessen, speziell im Gießener Raum und im Lahn-Dill-Bereich, zu suchen ist. Sie hat sich aber stark zersplittert. Das hat seinen Niederschlag in den zahlreichen seltenen Schreibvarianten gefunden, die sich durchweg mehr oder weniger weit außerhalb des Kernraums befinden. Sie sind sicherlich nicht alle durch Auswanderung aus Mittelhessen zu erklären, sondern Folgen einer Namenentstehung auch an anderen Orten. Herrschend für die Raumbildung bleibt aber Mittelhessen.
Der Familienname ist seit dem Ende des 15. Jh.s im Hüttenberger Land vielfach belegt[127], zuerst 1482 *Hentz Peppeler* in Lützellinden,[128] und hat wohl hier seinen Ursprung. Einen wirklichen lokalen Schwerpunkt weist heute nur die Variante <Bepler> in Heuchelheim (Kr. Gießen) auf, wo er sich aber erst im 18./19. Jh. ausgebreitet hat.[129]
Insgesamt bilden also Namen mit Schreibvarianten, soweit sie nicht als Konkurrenzschreibungen mit verschiedenen Ursprüngen auftreten (Kap. 3.3.1), bemerkenswert geschlossene, meist große Teile des Untersuchungsgebiets umfassende Räume und gehen dann wohl in der Regel auf einen einmaligen Gebrauch des namengebenden Motivs zurück.
Als Gesamtergebnis für die verschiedenen Formen der Varianten-Expansion können wir festhalten:
Die untersuchten Namenvarianten verhalten sich in Bezug auf die Raumbildung sehr unterschiedlich. Auf der Namenbildung beruhende Varianten, insbesondere bei Herkunftsnamen, tendieren dazu, auf mehrere erste Namensträger zurückzugehen, sich mit mehreren Kernen im Raum zu verbreiten und von den Kernen aus zu expandieren. Schreibvarianten gehen meist auf einen ersten Namensträger zurück, sie sind meist relativ jung (Neuzeit) und bilden mit der Gesamtheit der Namenvarianten in der Regel einen ziemlich geschlossenen konzentrierten Namenraum. Aus Sprechvarianten entstandene Namen stehen in dieser Hinsicht dazwischen: Sie gehen entweder auf eine Einmalbenennung oder auf mehrere Namengebungsprozesse zurück. Sie bilden deshalb je nach der sprachgeschichtlich-dialektalen Entwicklung auseinander liegende oder geschlossene Namenräume.
In den Fällen des relativ geschlossenen Namenraums bei mehreren Varianten sind die Varianten meist in verschiedenen Kernorten entstanden und sind von

127 Worm (Anm. 48), S. 13.
128 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 278.
129 Reidt/Bepler (Anm. 22), S. 94.

dort aus expandiert, so dass der heutige Gesamtverbreitungsraum gewissermaßen durch Verschmelzung und Überlagerung entstanden ist. Hauptgrund dafür ist, dass die Mobilität der Namensträger sich offenbar in der Regel auf die nähere Umgebung beschränkte und nur selten wirklich in die Ferne ging.

4. Namenverdichtungen: Konzentrationsmuster von Varianten

Die in den Kap. 2 und 3 untersuchten Namen mit Formen der Expansion lassen sich bildlich mit einem Quellgebiet zahlloser kleinerer und größerer Verbreitungsräume vergleichen, das durch meist einmalige Namengebung vor Ort (und gelegentlich durch Zuwanderung) entstanden ist. Dem steht, wiederum bildlich gesprochen, ein Teppich-Modell gegenüber, das gerade von der Vielfalt der flächendeckenden Namengebung nach einer namengebenden Vorlage ausgeht. Es differenziert sich durch unterschiedliche sprachgeschichtliche und soziale Prozesse in unterschiedlichen Familiennamenvarianten aus. So entstandene Familiennamen sind für unsere Fragestellung dann interessant, wenn sie entweder durch eine spezielle Variante oder durch eine auffällige Konzentration zeigen, dass sie als ‚typisch' für den mittelhessischen Raum wahrgenommen werden.

4.1 Mittelhessische Verdichtungen im südwestdeutsch-hessischen Großraum

Manchmal haben solche Varianten zu selteneren oder mittleren Namen geführt, die so weit vom Ausgangsnamen abweichen, dass sie gar nicht mehr in einen Variantenzusammenhang gestellt werden wie Keiner und Balser, von denen wir wahrscheinlich machen konnten, dass sie in Hessen Ergebnis eines einmaligen Benennungsprozesses sind.

Im Folgenden befassen wir uns mit den Namen, die in erkennbar größerem Zusammenhang stehen und durch ihre Konzentration im mittelhessischen Raum auffallen, ohne dass das durch die bisher besprochenen Expansionsstrategien erklärbar wäre. Wir sprechen deshalb vom Prinzip der Verdichtung oder Konzentration von Varianten. An der oben angesprochenen Berufsbezeichnung *Bender* und den daraus entstandenen Familiennamen lässt sich das Prinzip gut verdeutlichen.

**Benner*. <Bender> ist mit über 10.000 TA ein massenhaft vorkommender Name, vor allem im deutschen Südwesten, bis nach Mittelhessen verbreitet. <Benner> ist dazu eine mit über 2.000 TA ebenfalls sehr häufige Variante:

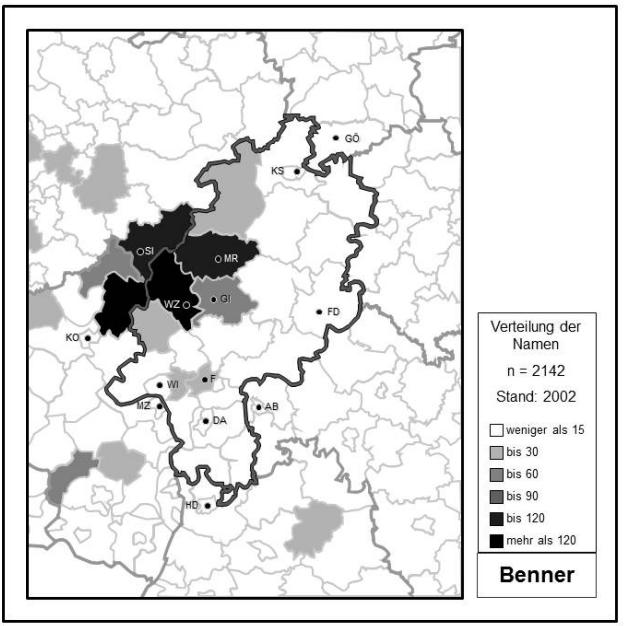


Abb. 7: Benner

Davon lebt ein Drittel in unserem Untersuchungsraum, wenn man den benachbarten Kreis Altenkirchen (Westerwald)(Rheinland-Pfalz) hinzunimmt.[130] Die historische Überlieferung zeigt auf Schritt und Tritt nicht nur die hohe Häufigkeit der beiden Namen in unserem Raum, sondern auch das Nebeneinander der beiden Schreibweisen in der gleichen Gemeinde zur gleichen Zeit. Die <Benner>-Variante findet sich bis zur Mitte des 16. Jh.s selten, danach häufig.
In ihr spiegelt sich der dialektale Sprachwandel der Konsonantenfolge *-nd-* zu *-nn-* (wie in *Linde* > */linne/, finden* > *finne*), ein Prozess der lautlichen Angleichung (Assimilierung). Die Variante ist charakteristisch für den mittelhessischen Familiennamenraum, in diesem Fall mit Ausdehnung auf den Westerwald.
Da *Bender* ein allgemein verbreiteter Berufsname auch in unserem Raum ist, lässt sich Benner nicht wie viele andere auf eine einmalige Neu- oder Umbenennung zurückführen, wie es bei <Luh> der Fall ist (s.o. Kap. 3.2). <Benner> bildet vielmehr einfach die mundartliche Aussprache des Namens ab und wird so vielfach bei der Verschriftung des Familiennamens fest.

130 Die Deutung bei Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 122 (nach Brechenmacher (Anm. 43), Bd. 1, S. 99 mit alten schwäbischen Belegen), Benner sei ein „oberdeutscher Berufsname zu mhd. *benne* ‚Korbwagen auf zwei Rädern' für den Hersteller" ist deshalb, jedenfalls für unsere hessischen Vorkommen, auszuschließen.

Die <Benner>-Variante ist also Teil des südwestlichen Namenzusammenhangs. Es gibt eine ganze Reihe von mittelhessischen Familiennamen, die in solche Sprach- und Namenzusammenhänge eingebunden sind, so z.B. auch
**Brück*. Brück ist mit 258 TA allein im Lahn-Dill-Kr. ein typischer Name, vor allem in Erda (Gem. Hohenahr), wo die Hälfte dieser Anschlüsse gemeldet ist. Das Hauptverbreitungsgebiet dieses sehr häufigen Namens (3315 TA) reicht im Westen vom Saarland bis nördlich der Eifel und läuft als breiter Keil nach Osten und dann im Nordhessischen aus. Es handelt sich um eine Bezeichnung nach der ursprünglichen Wohnstätte ‚an der Brücke'. In den ältesten Belegen wird diese Herkunft noch ganz deutlich. So haben wir in Limburg 1309 einen *Meinhard an der Brücke*, 1334 einen *Peter (bei) der Brůke*, 1358 eine *Kuse (auf) der Brücke* und 1427 einen Jakob *über der Brůcke*.[131] In Wetter (Kr. Marburg-Biedenkopf) finden wir 1337 einen *Ludwig uf der Brůcken*, während ein gutes Jahrhundert später im benachbarten Rosphe (Stadt Wetter) 1461 die Nennung eines *Hennen Brucken* zeigt, dass die präpositionale Fügung verloren gegangen ist.[132] Zugleich zeigen diese frühen Benennungen auch, dass der heutige Schwerpunkt Erda wie bei Rinn in Heuchelheim (s.o. Kap. 2.2.2) Ergebnis besonderer genealogischer Prozesse sein wird.

4.2 Varianten aus Personennamen als Haupttyp der Verdichtungen

Die meisten Variantenkonzentrationen sind aber aus ursprünglichen Rufnamen entstanden. Die Rufnamen von Kindern und Erwachsenen konnten natürlich besonders leicht zu Familiennamen werden, und das überall und zu jeder Zeit, solange der Rufname verbreitet war. Es ist also – neben allgemein verbreiteten Berufen und wenigen allgemeinen menschlichen Eigenschaften (wie Klein, Lang, Groß) – der klassische Fall, dass Namen sich nicht nach einem einmaligen Namengebungsakt verbreitet haben, sondern dass sie vielfach in großen Sprachräumen entstehen.
Dabei können wir gut beobachten, wie Varianten-Konzentration schon auf der großräumlichen Ausbildung der Variante funktioniert. So ist der Familienname Henrich schlicht eine vereinfachte Variante von *Heinrich*. Heinrich kommt als Rufname und als Familienname im ganzen deutschen Sprachraum so häufig vor, dass er für unsere Fragestellung gar nichts aussagt. Wohl aber die Variante
**Henrich*. Sie ist mit 2926 Anschlüssen immer noch sehr häufig. Sie kommt hauptsächlich von Nordhessen bis in die Pfalz und bis nach Nordbaden vor, ist am konzentriertesten aber im Lahn-Dill-Kr. und im Kr. Siegen-Wittgenstein. Es ist also, wenn man so will, ein vornehmlich hessischer Name, in der Kernverteilung sogar ein typischer Name des Mittelhessischen.

131 Schöffl (Anm. 31), S. 19f.; ähnlich 1340 Wetzlar *Johan gen. uf der Bruckin* (Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 1382).
132 Die oberhessischen Klöster (Anm. 32), Bd. 2, Nr. 601 und Nr. V(34). In Niederkleen (Gem. Langgöns, Kr. Gießen) tritt 1494 ein *Ebert Brück* auf (Worm (Anm. 48), S.16).

Solche Bindungen in Hessen und den südwestlich angrenzenden Gebieten zeigen mehrere einschlägige Namen, deren Namen sich in unserem Untersuchungsraum konzentrieren, so etwa

**Debus*. Der Name ist mit 1703 TA sehr häufig und weist eine Henrich sehr ähnliche Verbreitung auf. Er ist aber in seiner Verteilung so typisch konzentrisch um das mittelhessische Zentrum (mit besonderer Häufigkeit im Kr. Marburg-Biedenkopf) gelagert, dass er im Unterschied zu Henrich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch hier entstanden ist: Ein Viertel aller Namensträger leben hier, sogar über ein Drittel, wenn man den angrenzenden nordhessischen Kreis Waldeck-Frankenberg und den Kr. Siegen-Wittgenstein hinzunimmt. Das ist ein sehr hoher Anteil, weil relative Anteile für Schwerpunkte umso stärker abzunehmen pflegen, je häufiger ein Name ist.

Der Familienname geht auf den biblischen Rufnamen Matthäus, in manchen Fällen vielleicht auch auf den ebenfalls biblischen Matthias zurück. Durch die Betonung auf der zweiten Silbe konnte in der gesprochenen Weiterbildung des Namens die erste Silbe entfallen. Da die getrennte Aussprache zweier aufeinander folgender Vokale wie /e-u/ im Deutschen unüblich ist, wird in diesen Fällen leicht ein Gleitlaut wie /v/ (<w>) oder /f/ oder /h/ eingeschoben, um den sog. Hiatus zu füllen. So entsteht in Norddeutschland der bis an die Grenze zum Mitteldeutschen häufige Familienname <Tewes> u.ä. Südlich davon wird im Sprachgebrauch das /v/ (= <w>) leicht als dialektal empfunden (wie Leben > /le:ve/) und deshalb hyperkorrekt in /b/ umgesetzt. Zusätzlich entsteht dadurch der Eindruck einer (vornehmeren) lateinischen Namenbildung. Da im Mitteldeutschen auch das /t/ zu /d/ ‚geschwächt' wird, haben wir folgerichtig den Namen <Debus>.[133]

Von den zahlreichen Namenvarianten, die sich im Deutschen aus Matthäus/Matthias entwickelt haben, ist also gerade die Form <Debus> die für unsere Region charakteristische. Sie hat sich hier erst ziemlich spät etabliert. Auch der aus Matthäus entstandene Rufname Debes u.ä. ist erst seit dem Ende des 15. Jh.s in vielfachen Schreibvarianten belegt, z.B. in Leihgestern (Gem. Pohlheim, Kr. Gießen) 1492 *Smetz Debes*, gefolgt 1496 von einem Hirten *Debas*.[134] Sowohl in Marburg mit 1571 *Debus*[135] als auch in Gießen mit 1566 *Thebes*, 1576 *Debus, Dibes*[136] beginnt die Familiennamentradition von <Debus>, das sich dann im 17. Jh. als Normalform herausbildet.

**Seip*. Der Familienname, der hauptsächlich in den Schreibungen <Seib> (866 TA), <Seip> (535 TA) und <Seipp> (722 TA) vorkommt, ist auch ein im Wesentlichen hessischer Name mit Bindung in den Südwesten. Der Name ist aus einem altdeutschen Rufnamen entstanden, der als Kurzform zu alten Namen

133 Debus, Friedhelm: Matthäus und Matthias in deutschen Familiennamen. Varianten und Verbreitung, in: Heuser/Nübling/Schmuck (Hg.) (Anm. 97), S. 265 f.; vgl. Kunze/Nübling (Anm. 5), Bd. 2, K. 60.

134 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S.229 f.; Zusammenstellung ebd., S. XLVIII.

135 Allmann (Anm. 32), S. 29.

136 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 637 (ff.)

gebildet wurde, die *sig(u)* ‚Sieg' als ersten Teil und einen mit /b/ anlautenden zweiten Teil enthalten.[137] Interessant ist die Verteilung der Namenvarianten in Hessen: Während <Seib> schwerpunktmäßig in Südhessen vertreten ist und <Seip> sich in einem schmalen Streifen von der Bergstraße bis Waldeck zieht (unter Aussparung ganz Osthessens), hat <Seipp> mit einer Häufung im Kr. Gießen und Vorkommen in den Kreisen Marburg-Biedenkopf und Lahn-Dill im mittelhessischen Kernraum mehr als ein Drittel aller Namensträger angesiedelt.[138] Insofern kann man etwas pauschalierend sagen, dass Seib/p(p) ein ‚hessischer' Familienname ist, dessen Variante <Seipp> den mittelhessischen Familiennamenraum mit herstellt.

**Seibel/Seipel / Sippel*. Zu Seip als Rufname gibt es eine Ableitung (als Verkleinerungs- oder Koseform) mit der Endung *-el*: <Seibel> und <Seipel>, mit zusammen etwa 4.000 TA ebenfalls ein sehr häufiger Familienname. Seine geographische Verbreitung ist der von Seib u.ä. sehr ähnlich, mit ausgedehnterer Verbreitung vor allem im Südwesten und mit der von Diehl / Diel (s.u.) fast gleich. Bemerkenswert ist, dass es eine lautlich stark abweichende Variante <Sippel> (1696 TA) gibt, die bei allgemeiner Verbreitung ihren Schwerpunkt in Nordosthessen hat, weil dort die Diphthongierung mhd. /i:/ zu /ei/ wie bei Seibel unterblieben ist. Beide Namenformen gehören aber namengeschichtlich zusammen, so dass sich der Namenraum von <Seibel, Seipel> nach Nordosten hin deutlich erweitert.

**Diel / Diehl*. Der häufige Familienname Die(h)l, der auf den altdeutschen Rufnamen *T(h)ilo* zurückgeht, ist ein Name mit ausgesprochen hessisch-pfälzischem Schwerpunkt.[139] Mit über 7000 Anschlüssen gehört er zu den massenhaft vertretenen Familiennamen in Deutschland, aber nirgendwo ist er flächenhaft so häufig verbreitet wie in Hessen (ca. 40% des Gesamtvorkommens).

Interessanterweise spart die Schreibweise <Diel> in ihrer Verbreitung den hessischen Raum weitgehend aus, ist aber ‚drumherum' häufig. Die Schreibvariante <Diehl> hingegen hat in Mittelhessen ihren deutschlandweiten Schwerpunkt: In unseren drei Kreisen, den Kr. Siegen-Wittgenstein hinzugenommen, leben etwa 15% aller <Diehls>, bei einem Massennamen ein hoher Wert für einen vergleichsweise kleinen Raum. Der Rufname ist früh belegt, als Familienname im Raum häufig seit 1470 *Tillen Henn* in Hausen (Gem. Pohlheim, Kr. Gießen).[140]

137 Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 615.

138 Als Familienname ist Seip im Raum früh und häufig belegt, z.B. 1470 *Sipe Güle* in Lang-Göns (Kr. Gießen), (Worm (Anm. 48), S. 83).

139 Kunze/Nübling (Anm. 5), Bd. 2, K. 131.

140 Worm (Anm. 48), S. 21.

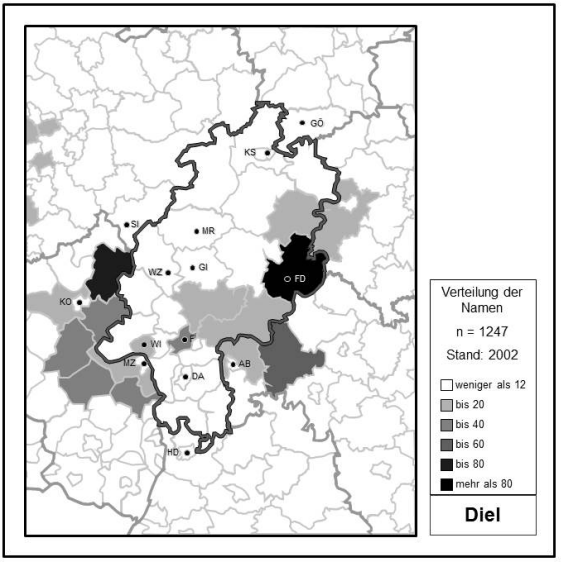


Abb. 8a: Diel

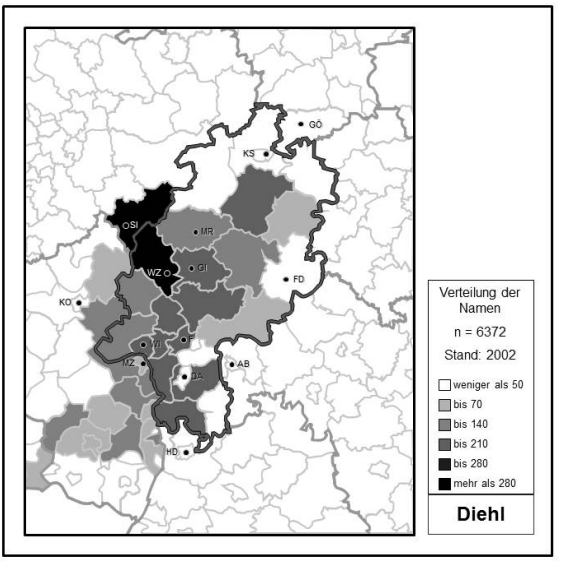


Abb. 8b: Diehl

**Dönges*. Zusammen mit seinen Hauptvarianten <Tönges> und <Dinges> zieht sich der Name von Nordhessen bis in die Pfalz, wobei die Leitvariante <Dönges> (688 TA) mit einem Drittel in unserem Untersuchungsraum (wenn man den Wetteraukreis hinzunimmt) vertreten ist, während das entrundete <Dinges> seinen Schwerpunkt weiter südlich hat.[141]

8<Dönges> ist in Marburg schon früh belegt: 1451/52 *Mertyn Dongus*.[142]

Eine ziemlich komplizierte Entwicklung hat der in Hessen weit verbreitete Name

**Rühl / Riehl (Rhiel) / Ruhl* genommen. Aus dem alten Personennamen *Rudolf* ist im Mittelalter eine Kurzform *Rule* entstanden, die ihrerseits Grundlage einer weit verzweigten Fülle von Familiennamen wurde. Wir befassen uns hier nur mit den endungslosen Varianten <Ruhl> und <Rühl, (Riehl, Rhiel)>, wobei <Riehl> und <Rhiel> mit dem aus /ü:/ entrundeten /i:/ zur Hauptvariante <Rühl> gehören.[143]

Nehmen wir die Hauptvarianten <Ruhl / Rühl> zusammen, sieht man zweierlei sehr deutlich: Sie sind mit über 6.700 TA deutschlandweit eine weit überdurchschnittlich häufige Familiennamen-Gruppe, wobei <Rühl> mit über 3636 TA die Hauptvariante darstellt. Fast zwei Fünftel davon leben in Hessen.[144] Innerhalb Hessens nun stellt unsere mittelhessische Region wiederum das Zentrum dar, wenn man den Vogelsbergkreis mit seinem Höchstvorkommen mit dazu nimmt: Hier wohnt allein ein Sechstel der Namensträger der Hauptvarianten.

<Ruhl> und <Rühl> stehen im gleichen sprachlichen Verhältnis zueinander wie etwa <Blum> und <Blüm>. Ohne lautgeschichtlich im strengen Sinn begründet zu sein, haben wir hier nämlich eine umgelautete Form (/ü:/) und eine nicht umgelautete Form (/u:/).

Der aus dem Personennamen *Rule* entstandene Familienname ist im Untersuchungsraum schon früh vielfach belegt, zuerst 1295 *Rul de Gizen* in Gießen,[145] 1314 *dicto Rule*.[146] Da der Umlaut in den schriftlichen Quellen lange unbezeichnet bleibt, kann man nicht entscheiden, ob und wo bei den alten Belegen /ru:l/ oder /rü:l/ gemeint ist. Während die Variante <Ruhl> heute relativ am häufigsten im Vogelsbergkreis vorkommt, scheint sie früher allgemeiner verbreitet gewesen zu sein. Jedenfalls herrschen bei den in Gießen seit 1585 belegten zahl-

141 Aus der Lagerung ergibt sich, dass <Dinges> nicht auf „eine niederrheinisch-westfälische Form des Heiligennamens Dionysius“ (so Duden, Familiennamen (Anm. 21), S. 192) zurückzuführen ist, sondern wie <Dönges> auf Antonius (ebd., S. 198).

142 Küch (Anm. 82), Bd. 2, S. 15.

143 Die ebenfalls endungslose Form <Röhl> (2302 TA) ist nordostdeutsch; <Reul> (664 TA) ist häufig auch in der Main-Kinzig-Region vertreten.

144 Dieser Anteil wäre relativ noch viel höher, hätten sich nicht am Niederrhein und in Franken sozusagen zwei kleinere Konkurrenzzentren gebildet, in denen jeweils etwa ein Sechstel aller Namensträger wohnen. Diese Konzentration auf drei Hauptvorkommnensgebiete ist deshalb erstaunlich, weil Rule im Mittelalter ein ganz üblicher und allgemein verbreiteter Rufname war.

145 Lerch (Anm. 33), S. 29

146 Mulch (Anm. 95), S. 90.

reichen Namensträgern die Ruhls deutlich vor.[147] Ein früher Beleg in Lang-Göns von 1470 *Rüln Hen* könnte auf die umgelautete Form deuten (oder auch nur das <u> markieren), aber die dortigen Folgebelege 1482 *Rule Lix*, 1494 *Lix Rulle* und 1502 *Lix Royle*[148] weisen wiederum auf */ru:le/ als Grundlage hin.

Die umgelautete Variante <Rühl> erscheint in unserem Raum eindeutig zuerst in Marburg mit 1490 *Klas Ryle*[149] und scheint sich dort zu stabilisieren: In der 2. Hälfte des 16. Jh.s stehen beide Formen nebeneinander.[150]

Die Variante <Riehl> (außerhalb Hessens auch manchmal <Riel>) ist mit 1243 Anschlüssen deutlich seltener, weist auch nur die geringste Konzentration auf (mit leichten Verdichtungstendenzen im Kr. Marburg-Biedenkopf und dem anschließenden Nordhessen).[151]

Augenfällig ist aber die mit 110 TA weitaus kleinste dieser Varianten, <Rhiel>, von denen über zwei Drittel im Kr. Marburg-Biedenkopf leben, genauer: meistens im Altkreis Marburg mit Schwerpunkt Amöneburger Becken (Amöneburg, Kirchhain). Es ist klar, dass es sich ‚nur' um eine Schreibvariante zu <Riehl> handelt, dass diese Schreibweise dann beim Festwerden des Namens im 18. oder 19. Jh. entstanden ist, ob zufällig durch einen Schreibfehler des Registrators oder willentlich, kann man heute nicht mehr entscheiden. Wenn beim ersten Eintragenden eine Absicht oder der Wunsch des Namensträgers dahinter stand und nicht einfach eine Verschreibung, könnte es der Wunsch gewesen sein, sich von den vielen anderen <Rühls> und <Riehls> zu unterscheiden; der Wunsch, mit einer ‚schmucken' Schreibweise aufzufallen, die im Deutschen neben dem Vater Rhein sonst nur Fremdwörtern (aus dem Griechischen) zukommt.

Zusammenfassend: Das Prinzip des Musters der Varianten-Konzentration ist in allen Fällen das gleiche: Ein allgemein oder zumindest weit verbreiteter Familienname, meist aus einem Rufnamen entstanden, manchmal aber auch auf einen Beruf oder eine Wohnstätte zurückgehend, ist dadurch entstanden, dass das namengebende Motiv an vielen Stellen des deutschen Sprachraums bereitstand und auch vielfach genutzt wurde. Daraus haben sich mehr oder weniger weiträumige Varianten herausgebildet, die ihrerseits wieder sozusagen Unter-Varianten herausbildeten. Diese Untervarianten sind vielfach durch ihre Häufigkeit, seltener durch ihr Exklusivität, charakteristisch für den mittelhessischen Raum und unterscheiden ihn dadurch von anderen.

Ein zentrales Ergebnis ist, dass der sprachräumliche Zusammenhang sich in allen Fällen auf Hessen – mit Ausnahme Osthessens – erstreckt und dass er weitergehend immer nach Südwesten und Westen ausgerichtet ist.

Das Muster der Varianten-Konzentration ist damit den Expansionsmustern entgegengesetzt, weil es gerade nicht auf einem einmaligen Namengebungsakt beruht. Die Varianten-Konzentration hat sich vielmehr aus mehreren oder vielen

147 Stumpf, Gießen (Anm. 35), Nr. 3646-3653.
148 Stumpf, Amt Gießen (Anm. 24), S. 246-249.
149 Die oberhessischen Klöster (Anm. 32), Bd. 2, Nr. 57.
150 Allmann (Anm. 32), S. 14.
151 Für <Riehl> liegt ein weiterer Vorkommensschwerpunkt in der Oberpfalz.

Familienstämmen herausgebildet, die sehr verschiedenen Ursprungs sein können und die durch die Mühle der Namengebungstraditionen gemahlen wurden.

4.3 Eine Ausnahme: Waldschmidt

In einem letzten Abschnitt wollen wir betrachten, wie die beschriebenen Verbreitungsmuster der Expansion von einem mittelhessischen Kernort aus einerseits und der Konzentration durch Häufigkeit, meist von Varianten, auf die mittelhessische Region andererseits in günstigen Fällen zusammenwirken, um den mittelhessischen Raum relativ gleichmäßig gewissermaßen auszufüllen. Aufgrund besonderer sprach- und sachgeschichtlicher Umstände erfüllt der Familienname Waldschmidt in mustergültiger Weise diese Bedingung, stellt damit aber zugleich eine Ausnahme dar.

**Waldschmidt*. Der mit 776 Anschlüssen in Deutschland verbreitete Name Waldschmidt (davon 98 in der Schreibung <Waldschmitt>) hat seinen Verbreitungsschwerpunkt eindeutig in Hessen, und hierbei vor allem in Mittelhessen:

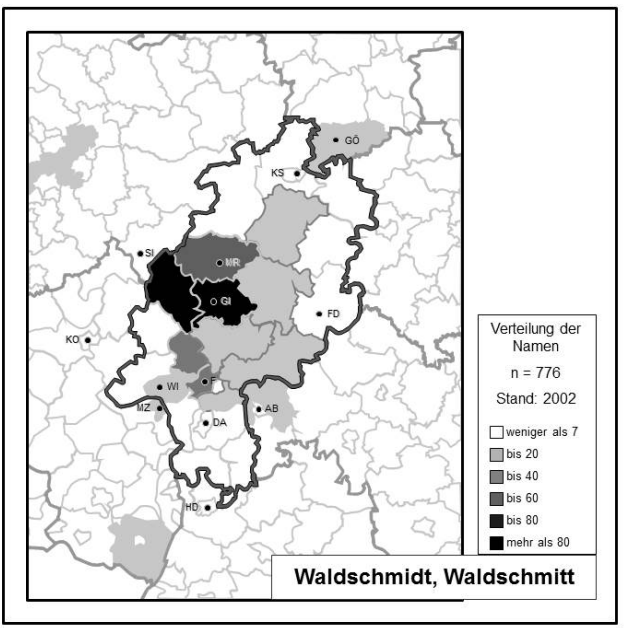


Abb. 9: Waldschmidt / Waldschmitt

Von den Waldschmidts lebt etwa ein Drittel in den Kreisen Gießen, Lahn-Dill und Marburg-Biedenkopf, ein weiterer erheblicher Anteil in den angrenzenden hessischen Kreisen. Der Familienname geht auf die Berufsbezeichnung des *Waldschmieds* zurück. Waldschmiede waren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Schmiede, die Eisenerzbrocken in den Wäldern ergruben, zu einer Schmelzstelle im Wald oder (meist) am Waldrand führten, dort zu Roheisen schmolzen und weiterverarbeiteten oder an andere Schmiede verkauften. Dieses Verfahren

wurde natürlich überall in Deutschland angewendet, wo es Eisenerz gab, bevor modernere frühindustrielle Verhüttungformen wie im Siegerland es an den Rand drängten. Das Besondere der Namengeschichte besteht nun darin, dass für diesen Beruf im Wesentlichen nur in Hessen die Bezeichnung *Waldschmied* üblich war und auch nur hier die Verhüttungsplätze *Waldschmieden* genannt wurden, wie man an der Verbreitung entsprechender Flurnamen feststellen kann.
Die Berufsbezeichnung ist früh zum Familiennamen geworden: Schon 1282 finden wir in Wetzlar *Heinricus Waltsmit*[152] als Vogt, ab dem 14./15. Jh. auch in vielen anderen Orten Mittelhessens einschließlich des Taunus. Da zweifellos mehrere (oder viele) Waldschmiede den Namen als namengebendes Motiv erhielten, ist der Name nicht auf einen einzigen ersten Namensträger zurückzuführen. Die heutige Namensverbreitung entstand sozusagen kollektiv über die Ausbreitung der Nachkommen verschiedener Erstnamensträger im Raum. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass in zwei Orten heute eine besonders große Zahl von Waldschmidts wohnen, deren Namen auf einen Waldschmied vor Ort zurückgeht: in Biebertal (Kr. Gießen) und Frohnhausen (Stadt Dillenburg, Lahn-Dill-Kr.), von wo aus sie sich in den mittelhessischen Raum ausgebreitet haben.[153]
Im Falle von Waldschmidt erklärt sich also die Zugehörigkeit zum mittelhessischen Familiennamenraum durch die Verbindung von sprachlichen und sachlichen Verhältnissen: Die Bezeichnung Waldschmied, mhd. *waltsmit* ist hauptsächlich nur in Hessen üblich, und das Zentrum der frühen Eisenerzgewinnung lag im Raum zwischen Taunus, Westerwald (Lahn/Dill) und Knüll. Die beiden fruchtbaren Namenzentren haben für die starke Ausprägung des Namens im Untersuchungsraum gesorgt.[154]

5. Ergebnisse

Wenn wir nun am Schluss die eingangs aufgeworfene Frage beantworten sollen, ob es so etwas wie ‚typische' mittelhessische Familiennamen gebe, die einem wie auch immer definierten Familiennamenraum angehören, so muss die Antwort zwiespältig ausfallen:
Auf der einen Seite gibt es zweifellos eine Fülle von Familiennamen geringerer oder mittlerer Häufigkeit, die ihrer sprachlichen Eigenart oder ihrer öffentlichen Reputation wegen von den meisten Bewohnern der Region als ‚einheimisch', damit als identitätsstiftend empfunden werden. Dies gilt räumlich so weit, wie die kommunikative Reichweite der Namen einerseits und das kommunikative Netz der öffentlichen Kommunikation andererseits reichen. Ein guter Maßstab

152 Wiese, Urkundenbuch Wetzlar (Anm. 33), Nr. 252.
153 Darstellung der Namengeschichte nach Ramge, Hans: Die Waldschmidts und die Waldschmieden, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 62 / 2012, S. 1-21.
154 Bisher war Waldschmidt für mich der typisch mittelhessische Name schlechthin, den ich in Vorträgen immer an den Anfang gestellt habe. Jetzt steht er als markanter Sonderfall am Ende der Untersuchungen, nachdem (wenigstens mir) die Organisationsprinzipien mittelhessischer Namenverbreitungen klar(er) geworden sind.

dafür scheint (noch) der Einzugsbereich der Regionalpresse als Transportmittel von Namen in den verschiedensten Zusammenhängen zu sein. Insofern wären die beiden Gießener Tageszeitungen, die Wetzlarer Neue Presse mit ihren Ausgaben lahnabwärts, dillaufwärts bis ins Biedenköpfer Hinterland sowie die Oberhessische Presse in Marburg die Transmissionsriemen für die Einschätzung bestimmter Familiennamen als ‚typisch' für das jeweilige Umfeld. Dem korrespondieren zum guten Teil die kulturellen, sozialen und ökonomischen Orientierungen der Bewohner dieser Teilregionen, die wir vereinfachend mit den Landkreisen gleichgesetzt haben.

Man müsste es durch empirische Befragungen absichern: Aber ich bin ziemlich sicher, dass fast jeder im Kreis Gießen den Namen Langsdorf für ‚typisch' hielte; aber kaum jemand an der Dill und im Hinterland, weil ihn dort nur wenige kennen werden. Ebenso ist z.B. Schermuly ein ‚typischer' Name im Weilburg-Wetzlarer Raum, während er im Kreis Gießen eher unbekannt ist; entsprechend sind z.B. Keiner oder Agel ‚Kennnamen' des Wetzlarer Raums, oder Blöcher ist es für das Hinterland.

So haben wir das problematische Ergebnis, dass die meisten ‚typischen' Namen in ihrer wahrgenommenen Typik mehr oder weniger auf eine Teilregion, d.h. in der Regel auf einen Kreis, beschränkt sind. Diese Begrenztheit hängt, wie ich an vielen Beispielen gezeigt habe, im Wesentlichen damit zusammen, dass die meisten dieser selteneren und durchschnittlich häufigen Namen letztlich jeweils auf einen einzigen Benennungsprozess an einem einzigen Ort zurückgehen und sich auf einen lokalen Alteingesessenen, selten auf einen fernen Zuwanderer beziehen. Dessen Nachkommen verbleiben oft bis in die Gegenwart in der näheren Umgebung, was sich auf den Verbreitungsbildern an den rasch abnehmenden Zahlen vom Häufungszentrum aus ablesen lässt. So kann man mit einiger Berechtigung von mittelhessischen Kreisen als kleinen Familiennamenräumen sprechen, weil hier aufgrund der Genese vieler Namen die kommunikativen Bedingungen für die einheitliche Einschätzung eines Namenensembles gegeben sind.

Es gibt aber andererseits auch eine Reihe kreisüberschreitender Namen wie Klingelhöfer, Mandler, Debus, Waldschmidt, Bepler, Schleenbäcker, Bodenbender, Scheld, die in vergleichbarem Sinne als ‚typisch' wahrgenommen werden und deren konzentriertes Vorkommen in den drei betrachteten Kreisen auch an der objektiven Verbreitung nachzuweisen ist. Ihre Verbreitung kann in vielen Fällen als Ergebnis eines ausholenden Expansionsprozesses von einem Kernort betrachtet werden, wie er auch für die vielen kleinen Namen charakteristisch ist. In vielen Fällen wurde die Ausweitung aber unterstützt durch Mehrfachbenennungen an anderen Orten des Raumes, die sich aber nicht umfänglicher weiterentwickelt haben. Die räumlich erweiterte Expansion spiegelt sich öfter auch in den mit Varianten gebildeten Namenräumen (Schleenbecker, Bepler, Blöcher).

Während sich so durch kleinräumliche und räumlich erweiterte Expansionen ein locker gestricktes Quellgebiet von lokalen Familiennamen aufbaut, die als typisch

wahrgenommen werden können, wird dieses Muster durch eine Reihe von Namen in ein Namennetz eingebettet, das sich als Ergebnis von Verdichtungen von Namentypen mit großräumiger Verbreitung herausgebildet hat.
Auch hier spielt aber die Konzentration auf einzelne Orte eine wichtige Rolle. Wenn man sagt, dass alle Leute in Erda Brück heißen, so stimmt das faktisch nicht ganz; aber die scherzhafte Bemerkung hat doch den wahren Kern, dass es dort ungewöhnlich viele Brücks gibt, ohne dass man, wie bei den vielen Expansions-Namen, sagen könnte, der Name sei dort auch entstanden: Dazu ist er zu allgemein verbreitet. Bei manchen Namen erkennt man den zu Grunde liegenden Namen gar nicht mehr (z.B. Keiner). Aber bei den meisten ist nicht nur der Zusammenhang klar (z.B. Henrich), sondern es treten auch die besonderen Verdichtungen hervor, die viele Namen im mitteldeutsch-südwestdeutschen Sprach- und Namenzusammenhang zu typisch hessischen, in Schreibvarianten zu typisch mittelhessischen machen (z.B. Dönges, Diehl, Seipp, Rühl). Das ist objektiv so, wird von der Bevölkerung aber wohl eher nicht bewusst als ‚typisch' wahrgenommen, weil die Namen so häufig und weit verbreitet sind (z.B. Bender/Benner).
Wir sehen daran, dass die Ansätze zu einer überlokalen Raumbildung der Kombination aller drei hauptsächlichen Verbreitungsverfahren zu verdanken ist: der Expansion von Einzelnamen, der Varianten-Expansion und der Varianten-Konzentration. Es entsteht dadurch ein schwaches überlokales Gebilde mit wechselnden Mehrheiten in den einzelnen Kreisen, das sich mit diesen Namen von den Kreisen außerhalb des Untersuchungsraums absetzt, auch wenn sie sie bisweilen einbezieht (wie Blecher, Marburger).
Viele Expansions- und fast alle Konzentrations-Namen zeigen die Einbindung des mittelhessischen Raums in west- und südwestdeutsche Sprach- und Namenzusammenhänge. Deshalb sind die Namen eher auch in diese Richtungen offen, jedoch selten in Richtung Nord- und Osthessen. Mit dem Vogelsberg bestehen auffallend wenige Namenbeziehungen. Der Lahn-Dill-Raum ist überraschend stark mit dem Siegerland verbunden,[155] die Wetterau ist hauptsächlich über die Variantenverdichtungen eingebunden.
Methodisch wichtig für die Untersuchung war die möglichst sorgfältige Untersuchung der Verbindung von Namenverbreitungen und Namengeschichten.[156] So konnten wir viele Familiennamen (besser) erklären und zeigen, dass ihre Ge-

155 Ob das mit der gemeinsamen nassauischen Geschichte zusammenhängt, sei dahingestellt. Wie ich überhaupt bewusst vermieden habe, außersprachliche Faktoren wie territoriale, soziale, ökonomische, religionsgeschichtliche Entwicklungen in die Analyse einzubeziehen, obwohl sich Bemerkungen dazu an vielen Stellen angeboten hätten. Aber das Gesamtergebnis der Untersuchung bietet wenig Anlass, mehr als vage Vermutungen zu äußern. Es ist eine interessante Frage, ob das an der Methode der Fallanalysen oder in der Sache selbst begründet liegt.

156 Der hier gewählte eher intuitiv-subjektive Zugriff soll als eine Art Pilot-Untersuchung die Anwendung strikter formal gesicherter empirischer Methoden vorbereiten und natürlich nicht etwa ersetzen.

schichte heutige Verbreitungen vielfach gut erklären kann, weil die Muster, nach denen die Verbreitung im Raum erfolgt, aufgedeckt werden konnten.

Verzeichnis der behandelten Familiennamen

Agel	271
Albach	262
Albohn	269
Balser	269
Bamberger	266
Benner, Bender	288
Bep(p)ler u.ä.	287
Biedenkopf, Biedenkap(p)	277
Blöcher, Blecher	285
Bodenbender, Büdenbender u.ä.	279
Brück	290
Debus	291
Die(h)l	292
Dillenberg(er), Dillenburg(er)	275
Dönges	294
Dudenhöfer	283
Henrich	290
Inderthal, Interthal	284
Kasteleiner	266
Keiner	269
Klingelhöfer	263
Langsdorf	261
Launspach	260
Lich(er)	274
Lindenstruth	261
Luh	279
Mandler	262
Marburg(er)	274
Möglich, Mulch	280
Offenbach	274
Queckbörner	261
Rink(er)	276
Rinn	270
Ruckelshaus(en)	273
Runzheimer, Ronzheimer	267
Ruhl, Rühl, Riehl u.ä.	294
Scheld	264
Schleenbecker u.ä.	285
Seibel, Seipel, Sippel	292

Seip(p) u.ä. 291
Sommerlad 284
Waldschmidt 296
Wallbott 268
Wallenfels 265
Wehrheim, Wehrum 277
Weiershäuser, Weiershausen 273
Willershäuser, Willershausen 273

Die Hausnamen (Dorfnamen) von Allendorf/Lahn

THOMAS EULER

In der Geschichte der Namengebung stellten sich zunächst die Rufnamen (Vornamen) als erste Unterscheidung der Individuen heraus. Da dieser Vorname in Verbindung mit der Taufe stand, wurde er auch als Taufname bezeichnet. Mit ihnen konnten sich die Menschen voneinander unterscheiden und mit einem eigenen Namen anrufen. Damit war ein wichtiger Schritt zur Personenunterscheidung getan.[1]

Bis in das späte Mittelalter reichte der alleinige Vorname zur Unterscheidung von Personen aus. Mit zunehmender Bevölkerung und häufiger vorkommenden gleichen Vornamen wurden diese allenfalls mit Berufsbezeichnungen, Herkunfts- oder Flurnamen (zum Beispiel: Amend für „der *am End* wohnt") ergänzt. Bald bildeten sich zu den Rufnamen Merkmale heraus, die eine Identifizierung der einzelnen Personen möglich machten. Diese zusätzliche Bezeichnung der Person nannte man „Beinamen". Vor allem waren den Behörden und Verwaltungen diese Unterscheidungen hilfreich, um Steuerlisten und andere Aufzeichnungen genauer zu erstellen. Diese Beinamen, auch Zu- oder Übernamen genannt, gewannen mit der Zeit an Festigkeit und bildeten sich zu Familiennamen aus, während die Anzahl der Rufnamen stark schrumpfte.[2] Otto Stumpf stellte bei der Untersuchung der Familiengeschichte seines Heimatdorfes (Pohlheim-) Garbenteich aufgrund von Namenslisten aus dem Jahr 1470 fest, dass in kleinen Dörfern um 1500 oft der Rufname alleine genügte, um eine Person zu benamen.[3] Hin und wieder wurden Berufsbezeichnungen angehängt, zum Beispiel: „der Snydere" (der Schneider).

Diese Entwicklung kann man auch bei der Hausnamenbildung beobachten. Diese lässt sich auf den Beginn des 13. Jahrhunderts, in Städten bereits im 12. Jahrhundert datieren. Je kleiner der Ort war, desto länger kam man auch ohne Beinamen aus. Die Entstehung der Hausnamen fällt also gerade in diese Zeit, in welcher in der Geschichte der Namengebung grundlegende Veränderungen und umfangreiche Neubildungen stattfanden. Im Gegensatz zu den Familiennamen waren die Hausnamen weitestgehend nichtamtliche Beinamen. Sie entstanden ohne äußeren oder behördlichen Druck. Vielmehr spielten sie im direkten täglichen Umgang der Bevölkerung eine Rolle. Man bediente sich der Hausnamen zur Kennzeichnung der Familie und zur lokalen Orientierung im Ort.[4] Bei der

1 Kirstin Aßmann und Sabrina Arnold in Hausnamen in der Großgemeinde Bad Endbach-Hartenrod, Institut für deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur, Bad Endbach, 2000

2 Adolf Socin: „Mittelhochdeutsches Namenbuch", Darmstadt 1966.

3 Otto Stumpf: „Einwohnerlisten des Amtes Gießen", Gießen 1983.

4 Kirstin Aßmann und Sabrina Arnold in Hausnamen in der Großgemeinde Bad Endbach-Hartenrod, Institut für deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur, Bad Endbach 2000.

Dorfnamenbildung finden wir einesteils die Beibehaltung eines Dorfnamens über Jahrhunderte, anderenteils stellen wir aber auch fest, dass der Neubildung von Namen keine Grenze gesetzt ist. Die Unterscheidung, die eindeutige Kennzeichnung einer Person, ist dabei das ungeschriebene Gesetz.[5] Gar mancher Dorfansässige kannte seinen offiziellen (Familien-) Namen gar nicht allzu genau. Und wenn er seinen amtlichen Namen kannte, dann war ihm häufig wegen des seinerzeit verbreiteten Analphabetentums die richtige Schreibweise nicht bekannt. Die Schreibweise des offiziellen Familiennamens hängte manchmal davon ab, ob der Pfarrer diesen ordentlich in die Kirchenbücher übertragen hatte. Der Pfarrer stützte sich dabei insbesondere auf die Aussprache des Namens, der oft wegen des örtlichen Dialektes verschliffen war. Dadurch änderte sich beispielsweise im Kirchenbuch von Lützellinden die Schreibweise eines Johann Wilhelm Wei***h***ershausen (1689-1759) bei der Geburt seines Sohnes Johann Heinrich (1710-1773) in Wei***t***ershausen.

Beruf, Herkunft, Flur oder Lage des Hauses, Vorname oder Spitzname eines Vorfahrens, eingeheiratete Familiennamen oder andere Besonderheiten (eventuell sogar das körperliche Erscheinungsbild des Namensgebers oder Beschaffenheit des Stammhauses) bildeten zumeist den Ausgangspunkt der Namensfindung der Hausnamen.

Hausnamen gibt es nicht nur in Oberhessen, sondern in vielen Regionen. Besonders auf dem Lande bilden sie ein noch allgegenwärtiges Phänomen, mit dem die Menschen ihre Nachbarschaft und ihre Höfe voneinander unterscheiden.[6]

In Bayern, Österreich, Südtirol und im Sudetenland bediente man sich so genannter Vulgonamen. Insbesondere im ländlichen Raum ist der Name des Hofes der, unter dem eine Person und ihre Familie bekannt waren. Beispiel: *Franz Huber* ist bekannt als der „Gruber(bauer) Franz", der Bauer auf dem „Gruberhof", oder schlicht einfach als „der Gruber(bauer)", weil es nur einen gab.[7]

Häufig traten in Städten und Dörfern die gleichen Familiennamen mehrfach auf, und da sich die Auswahl der in früheren Zeiten üblichen Vornamen meist auf einige wenige biblische Namen, Heiligennamen oder örtlich verbreitete und übliche Vornamen beschränkte, boten die Hausnamen eine Möglichkeit, die Personen überhaupt zu unterscheiden.

Weil auch in Allendorf/Lahn (bis 1703: „Allendorf im Hüttenberg", seit 1971 Stadtteil von Gießen) ein Großteil der Bevölkerung den Familiennamen „Volk" (frühere Schreibweise: Volck) trägt und auch hier häufig bei den Männern nur die damals gängigen Vornamen *Adam, Andreas (Enners), Anton, Balthasar (Balßer), Georg, Heinrich (Henrich), Jakob (Jacob), Johann(es), Kaspar, Konrad (Conrad), Ludwig, Melchior, Peter, Philipp* und *Wilhelm*, und bei den Frauen nur die damals üblichen Vornamen *Anna, Katharina (Catharina), Elisabeth(a), Maria (Marie)* und *Susanna*

5 Otto Stumpf: „Einwohnerlisten des Amtes Gießen", Gießen 1983.

6 Alois Renner, Viehhausen: Hausnamen - Entstehung, Bedeutung und ihre Eigenschaften dargestellt am Beispiel Viehhausen, Viehhausen 2007.

7 Wikipedia.

verwendet wurden, war der Dorf- oder Hausname ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal.



Abb. 1: Foto von Dr. R. Voss: Anna Volk, genannt „Möglichs Anna", ihrem Ehemann Albert Volk, genannt „Kaafmanns Albert" und Gemeindearbeiter Otto Hildebrand, genannt „Deiße Otto", vor dem Allendorfer Backhaus, ca.1968).

So gab es in dem kleinen übersichtlichen Allendorf beispielsweise von 1650 bis 1870 insgesamt 46 Mal den Namen (Johann) He(i)nrich Vol(c)k. Aber auch schon bei den Steuerlisten des 16. und 17. Jahrhunderts gab es bereits mehrere Henrich (oder Henner) Volck. Bei dem Namen (Johann) Ludwig Vol(c)k sieht es ähnlich aus (hier gab es die römischen Nummerierungen bis Ludwig Volk, XXII.), und dies bei nur 152 (im Jahr 1629) bis 515 Einwohnern (im Jahr 1871). Adam, Jakob, Johannes, Peter, Philipp und Kaspar Vol(c)k waren ebenfalls häufige Namensvarianten.

Traditionell wurden diese Namensgleichheiten zwar zur Unterscheidung im offiziellen Verkehr mit römischen Ziffern durchnummeriert. Im örtlichen Umgang miteinander setzte man aber auf die Hausnamen, wobei der Hausname – verbunden mit einem die Zugehörigkeit oder die Abstammung anzeigenden *„ ´sch"* mit dem Vornamen beziehungsweise dessen mundartlichen Kurzform verbunden wurde.

Man stellt an dieser Stelle wegen des typischen *„s"*, *„sch"* und *„se" „sen"* bei den Hausnamen fest, dass irgendwann einmal auch in der Oberhessischen Mundart ein Genitiv vorhanden gewesen sein muss.[8] Im slawischen Sprachraum existiert heute noch der „Vatername".

Dieses die Zugehörigkeit anzeigende *„sch"* oder *„s"* oder *„se"* leitet sich aus der vor Jahrhunderten gängigen Angabe des Vaters, aber auch der Mutter oder

8 Vgl. Bernd Strauch in: www.oberhessisch.com.

deren Ahnen bei der Namensnennung her. So wurde aus Catharina Elisabeth Volk, geborene Frantz (1800-1826) Tochter des David Philipp Frantz, David's Tochter" schließlich die Kurzformel *„David's Lisbeth"* und daraus hergeleitet der Dorfname *„Doawids"*. Ein weiteres Beispiel ist Johann Melchior Bintz, Sohn des Johannes Andreas Bintz (1734-1797). Er wurde mit Beinamen „Andreas' Sohn" genannt und daraus entwickelte sich der Dorfnamen *„Andrese"*. Er und sämtliche Nachkommen wurden zum Beispiel als „*Andrese* Melchior", „*Andrese* Hannes" und so weiter bezeichnet. Ähnliches gilt für die Dorfnamen *„Petersch"* (Peter's = Nachfahren eines Peter), *„Kappersch"* (Kaspar's = Nachfahren eines Kaspar), *„Bettches"* (Elisabeth's = Nachfahren einer Elisabeth) und vielen mehr. Da der Vater von Michail Gorbatschow hieß Sergej heißt, bekam der Sohn den Vatersnamen *„Sergejewitsch"*. Auch im skandinavischen Raum wurde der Familienname gebildet, indem man an den Namen des Vaters die Endung *„son"* oder *„sen"* hing. Wenn beispielsweise der Vater mit Vornamen Sven hieß, dann war der Familienname des Sohnes „*Svenson*".

Weil aber gerade der Name Volk in Allendorf/Lahn deutlich überrepräsentiert war und manches Mal der ursprüngliche Dorfname nicht mehr als Unterscheidungsmerkmal ausreichte, wurde auch nach Stämmen, vereinzelt auch nach Wohnlagen unterschieden und ein weiteres Attribut dem Hausnamen beigefügt. So wurde für die Familie Vol(c)k aus der Leimenkaut (heute: Friedhofstraße), die über Generationen Zöllner von Beruf waren, der Dorfname *„Zellersch"*. Allendorf/Lahn war seit der Teilung des Amtes Hüttenberg im Jahr 1703 ein hessisches Grenzdorf und deshalb befand sich gegenüber der Kirche ein Zollamt 2. Klasse, das „*Zellersch* Haus", das aber in den 1960-er Jahren abgebrochen wurde. Aber auch bei den Nachkommen musste später weiter differenziert werden und so unterschied man durch das Beifügen von Attributen die nachfolgenden Stämme in „*Zellerhennese"* (nach dem Stammvater Henrich Volck, geboren um 1650) und in *„Zellerkappersch"* (wohl nach einem Kaspar dieser Sippe).

Weitere Beispiele für Ableitungen von Berufen oder Tätigkeiten sind „*Schitze", „Ortsdienersch", „Zimmoarsch", „Schreinersch*" und viele mehr.

Die Allendorfer Dorfnamen leiten sich im Wesentlichen aus Familiennamen ab, meist aus eingeheirateten und im Ort ungewöhnlichen Familiennamen, sowohl von der väterlichen Seite, sehr häufig aber auch von der mütterlichen Seite her.

Weitere Formen der Dorfnamen neben Vor- und Familiennamens- oder Berufsableitungen sind Kombinationen und spätere Differenzierungen in Stämme, aber auch die Erscheinung von Personen (zum Beispiel *„Langes"* und *„Langerhannese"*) oder gar Wortspiele (zum Beispiel *„Drehannesse" mit „Andrese"*).

Die Bezeichnung „Hausname" täuscht eine feste Bindung des Namens an ein Haus vor. Dass dem nicht so ist, erkennt man an der Tatsache, dass sich Hausnamen verändern können. Noch deutlicher wird dies, wenn wir „wandernde Hausnamen" betrachten. Deshalb verwendet man in Allendorf/Lahn und anderenorts auch eher den Begriff „Dorfnamen". Der Hausname ist demnach enger an die Person gebunden als an das Haus.

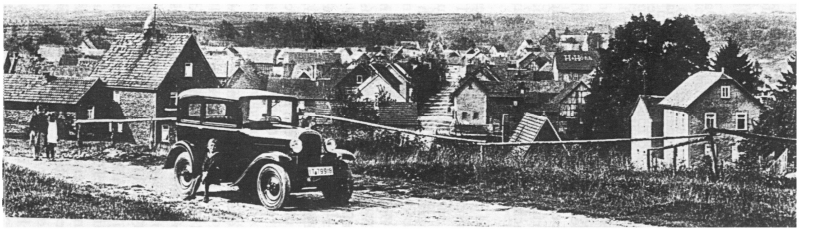


Abb. 2: Foto: Allendorf/Lahn von Nordosten in den 1930er Jahren.

So kommt es vor, dass Söhne, die von ihrem Stammhaus ausziehen, ihren ererbten Hausnamen auf das neu erworbene Haus übertragen. Oft kommt es dabei - zur besseren Unterscheidung - zu einer Hausnamenserweiterung. Jedoch konnte es auch vorkommen, dass bei einem Kauf oder Einheirat der Hausname mit übernommen und dadurch selbst der Name einer längst ausgestorbenen Familie weitergeführt wurde. In der Allendorfer Untergasse bewohnte die Familie von Johannes Hardt aus Hörnsheim im Jahr 1747 ein Haus. Als die Eheleute kinderlos verstarben, erbte das Haus die Familie Johann Caspar Viehmann, deren Vorfahren ebenfalls aus Hörnsheim stammte (und jeweils mütterlicherseits miteinander verwandt waren). Das Haus behiehlt den Namen *„Hoardte-Haus"* und Familie Viehmann und deren Nachkommen in den Familien Viehmann, Euler und Volk wurden bis heute als *„Hoardte"* bezeichnet (so auch der Großvater des Autors).

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges werden Hausnamen immer weniger gebraucht. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass durch die Aufnahme der Heimatvertriebenen, und zum anderen durch das Bevölkerungswachstum der 1950er bis 1970er Jahre mit Zuzügen aus anderen Orten viele Neubaugebiete entstanden sind. Beides sind Bevölkerungsgruppen, die über keine Wurzeln in ihrem neuen Wohnort verfügen, und somit hat ein großer Teil der Dorfbewohner gar keinen Hausnamen. Deshalb geraten Dorfnamen mehr und mehr in Vergessenheit.

Allendorf/Lahn hatte vor dem zweiten Weltkrieg circa 880 Einwohner. Es existierten lediglich die Schulstraße (später Hüttenbergstraße), die Obergasse, die Friedhofstraße, die Mühlgasse (später Kleebachstraße), die Wiesenstraße (später Aubach), die Bergstraße, die Triebstraße und die Untergasse, wobei Teile von ihr zur Kleinlindener Straße wurden. Außerdem gab es außenliegend die drei Sorger Mühlen und ein Anwesen in der Mühlgasse. Ungefähr 300 Heimatvertriebene kamen in den Nachkriegsjahren hinzu und bei der Volkszählung vom 29. Oktober 1946 hatte Allendorf/Lahn 1.220 Einwohner. Durch Neubaugebiete der 1960er, 1970er und 1980er Jahre wuchs die Bevölkerung bis 1990 auf über 2000 Einwohner an. Danach sank die Einwohnerzahl wieder, aber mit der Erschließung des neuen großen Baugebietes (ab 2014) wird wieder mit mehreren hundert Neubürgern gerechnet. Obwohl in der Vergangenheit die Neubürger gerade in Allendorf/Lahn vorbildlich integriert wurden, verloren durch den

Bevölkerungsanwuchs und die große Zahl an Neubürgern die Hausnamen an Bedeutung.

Im Allgemeinen lässt sich beobachten, dass der Gebrauch umso mehr zurückgeht, je mehr sich ein Ort vergrößert hat. In kleinen überschaubaren Dörfern sind die Dorfnamen nach wie vor bekannt und sie werden zur Bezeichnung der Bewohner verwendet.[9] In größeren Dörfern oder Städten verliert sich die Erinnerung an die Dorfnamen, weil die Neubürger die Hausnamen gar nicht kennen. Aber auch die Alteingesessenen verwenden die Hausnamen immer seltener. Hinzu kommt, dass die Ortskerne in der Vergangenheit einem Schwund von Bewohnern ausgesetzt waren und mit dem Tod oder Auszug der Bewohner oft auch der Hausname erloschen ist.[10]

Herbert Otto Müller schreibt, dass zu Beginn es 19. Jahrhunderts in Allendorf/Lahn etwa 250 Menschen lebten:

> *„Jeder kannte jeden und jedes Anwesen hatte seinen Dorfnamen, der auf die, die darin hausten, angewendet wurde. Diese Hausnamen haben sich über Jahrhunderte erhalten. Deren Deutung allerdings ist in vielen Fällen nicht mehr möglich, weil das Wissen um den Ursprung verloren gegangen ist. Dazu kommen noch dialektive Veränderungen kaum bekannter Art. Diese Begriffe sind seltsamerweise in keiner Steuerliste und in keinem Kirchenbuch zu finden. Sie könnten für geneologische Forschungen von unschätzbarem Wert sein."* [11]

Für den Namensforscher ist es ein glücklicher Zufall, wenn ein Beiname mit all seinen Wandlungen verhältnismäßig lückenlos über Jahrhunderte weit zurück verfolgt werden kann und eine wirkliche Deutung möglich ist. Der Namensforscher Max Gottschald schreibt hierzu:

„Wünschenswert ist es natürlich, einen Namen bis in die Zeit seiner Entstehung oder zum mindesten einige Jahrhunderte weit zurückzuverfolgen und festzustellen, ob die als Ursprung vorausgesetzte Namensform oder das betreffende Wort in der Heimatgegend üblich war. Leider ist das nur ausnahmsweise möglich, und daher müssen viele Deutungen unsicher bleiben."[12]

Viele Hausnamen haben durch lange mündliche, mundartliche Überlieferung und durch fehlende orthographische Regeln ihre Form über die Jahrzehnte und Jahrhunderte so stark verändert, dass sich ohne einen Blick in die Archive deren Ursprung nicht mehr rekonstruieren lässt. Da die Hausnamen fast ausschließlich mündlich weiter gegeben wurden, sind diese deshalb im Laufe der Generationen verballhornt und mundartlich verschliffen. Ansatzpunkt für die Hintergründe der Namen ist die Hausgeschichte. Man muss sich auf die Suche nach den früheren Hausbesitzern machen. Am besten sind aber immer noch ältere Menschen, die über die hergebrachten Dorfnamen berichten können. Deshalb war es wich-

9 Alois Renner, Viehhausen: Hausnamen - Entstehung, Bedeutung und ihre Eigenschaften dargestellt am Beispiel Viehhausen, Viehhausen 2007.

10 Vgl. Karl Menner, Hausnamen - ihre Entstehung und ihre Eigenschaften dargestellt am Beispiel Lupburg, in: Die Oberpfalz 3, Lupburg 1993.

11 Herbert-Otto Müller: „Die Binz-Sippe an der Lahn von 1470 bis 1970", Gießen 1975.

12 Max Gottschald: Deutsche Namenskunde, München 1932.

tig, so schnell wie möglich entsprechende Befragungen durchzuführen, denn die mündlich überlieferten und kaum noch verwendeten Dorfnamen werden wahrscheinlich mit der Generation der jetzt (2013) über Achtzigjährigen untergehen, da diese nur selten schriftlich festgehalten wurden und die Bezüge dann nicht mehr bekannt sein werden.

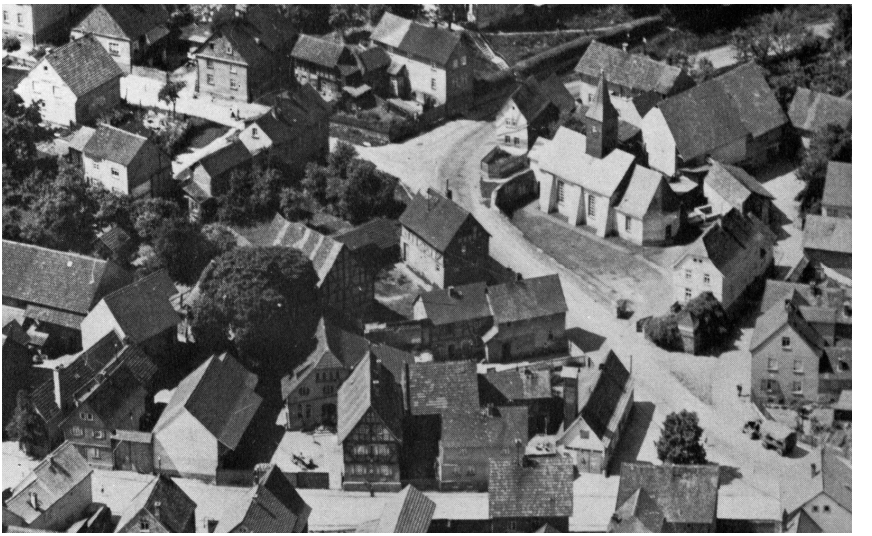


Abb. 3: Foto: Dorfkern von Allendorf/Lahn in den 1950er Jahren: Einige alte Häuser sind leider mittlerweile verschwunden

Die nachfolgende Aufstellung basiert auf den intensiven Recherchearbeiten von Ilse Bellof, geb. Volk (*„Geier'sch* Ilse*"),* die die Hausnamen dem Häuserbestand Allendorfs bis zu der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zuordnete. Diese wurden mit dem Allendorfer Familienbuch,[13] dem Buch „Die Binz-Sippe an der Lahn"[14] sowie diversen historischen Einwohnerverzeichnissen abgeglichen. Schließlich diente die Einquartierungsliste vom November 1813 (Napoleonische Befreiungskriege) zum Zuordnen der ältern Häuser. Außerdem wurde ein Verzeichnis *der „Gebäude, Hofraiten und Gärten"* aus dem Jahr 1766[15] zu Rate gezogen. Sehr dienlich waren auch die Abschriften von Kurt Binz aus dem Allendorfer Kirchenbuch, denn bei einigen Heiratseinträgen hat er auf den Dorfnamen oder das Haus verwiesen.

Es folgen nun in alphabethischer Reihenfolge die zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch bekannten Dorfnamen von Allendorf/Lahn und der Versuch ihrer Deutung und Zuordnung:

13 Herbert-Otto Müller † und Kurt Binz unter Verwendung der Vorarbeiten von Wilhelm Ackermann †, in: Chronik zur 1200-Jahrfeier Allendorf/Lahn, Gießen 1990.

14 Herbert-Otto Müller: „Die Binz-Sippe an der Lahn von 1470 bis 1970", Gießen 1975.

15 Alfred Weller †: „Allendorf von 1700 bis 1900" in: Chronik von Allendorf/Lahn zur 1200-Jahrfeier, Gießen 1990.

Adams (Oadams) Der Dorfname leitet sich von dem männlichen Vornamen Adam ab. Der Name ist mit dem Haus Hüttenbergstraße 12 verbunden, das in den 1960er Jahren abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde. Das Haus gehörte laut Einquartierungsverzeichnis im Jahre 1813 einem Johannes Schmidt (1765-1822, Sohn des aus Rodheim stammenden Johann Ludwig Schmidt), der 1793 Anna Margarethe Volck (1765-1795), nach deren Tod 1796 deren Schwester Elisabeth Margarethe Volck (1767-?), beides Töchter von Johann Jakob Volck (1731-1796), heiratete. Wahrscheinlich ist der Name auch erst später auf dieses „*Oadams*-Haus" gekommen, in dem dann mehrere Generationen der Familie Volk wohnten, die vielleicht eine Seitenlinie der ursprünglich dort wohnhaften Familie Volck war. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 gehörte das Haus Adam Volk V (1864-1943, Sohn von Johann Adam Volk, 1812-1883, Großvater Johannes Volck, Johannes' Sohn), danach dessen Sohn Karl Volk (1877-?„*Oadams Karl*"). Auch dessen Großvater (mütterlicherseits) hieß mit Vornamen ebenfalls Adam (Johann Adam Amend, 1744-1806). Der spätere Hausbesitzer Erwin Volk † wurde „*Oadams* Erwin" genannt. Dieser Familie gehörte auch ein kleines Wäldchen („*Oadamswäldchen*") nördlich von Allendorf/Lahn.

Aagoade Der Dorfname *„Aagoade"* ist eng verbunden mit der Familie Amend und das Haus Triebstraße 33 (früher 25). Hier wohnte laut den Einwohnerverzeichnissen von 1910 und 1929 Jakob Amend (1864-?, Sohn von Johannes Amend II, 1836-1883), der mit Maria Volk (1864-?, Tochter von Johannes Volk VI) verheiratet war. Dieser stammte aus den „*Philippse*-Haus" in der Hintergasse 4 und baute ein Haus in dem Augarten, nämlich das spätere *„Drehannese-Haus"* in der Untergasse 41. Da er aus beruflichen Gründen versetzt wurde, verkaufte er das Haus. Den sich auf den Standort seines früheres Hauses im Augarten beziehenden Dorfnamen „*Aagoade* Jakob" behielt er, denn als er nach einer erneuten Versetzung wieder nach Allendorf/Lahn kam, baute er ein neues Haus in der Triebstraße, das nach seinem Erbauer fortan das „*Aagoade*-Haus" genannt wurde. Die Nachfahren wurden ebenfalls *„Aagoade"* genannt, so sein Sohn Karl Amend („*Aagoade* Karl") und seine Enkel Hedwig Philippi („*Aagoade* Hedwich"), Anni Volk („*Aagoade* Anni") und selbst der nach Kleinlinden verheiratete Willi Amend („*Aagoade* Willi"). Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz in der Nachfolgefamilie Wiche und

im rückwärtigen Garten in der Bergstraße wurde ebenfalls ein Haus durch Nachkommen des „*Aagoade* Willi“ erbaut.

Anackersch Der Hausname stammt von dem Familiennamen Anacker. Im Jahr 1929 wohnte im Haus Friedhofstraße (zuvor „Lehmekaut“) 14 die verwitwete Schuldienerin Marie Anacker, geb. Luh, verw. Heep (1869-1929, Tochter von Georg Philipp Luh II, 1831-1874, Enkelin von Johann Ludwig Luh, 1792-1840), die 1901 den aus Wattenberg stammenden Mühlenknecht (der Untersorger Mühle) Georg Justus Anacker (1873-1919) heiratete. Das Haus wurde abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Später – bis heute – wohnten deren Nachkommen (in den Familien Becker und Richter) in diesem Haus. Der aus Lützellinden stammende Friedrich Ernst Becker (1907-?) heiratete 1928 Frieda Anacker, Tochter des Georg Anacker.

Andrese Dieser Name stammt von dem männlichen Vornamen Andreas ab und wird dem Haus Haus Obergasse 9, später auch dem Haus Obergasse 7½ zugeordnet. In der Einquartierungsliste von 1813 wird Johann Melchior Bintz (1764-1843), Sohn des Johannes Andreas Bintz (1734-1797) als Eigentümer dieses Hauses mit dem Beinamen *„Andreas' Sohn“* genannt, und daraus entwickelte sich der Dorfnamen *„Andrese“*. Andreas Binz wird in der Steuerliste von 1766 als Eigentümer dieser Häuser bezeichnet. Johannes Andreas Bintz ist der Enkel des aus Fellingshausen stammenden Allendorfer Binz-Stammvaters Johann Henrich Bintz (1675-1744), der noch im „*Gimmelchersch* Haus“ (Hüttenbergstraße 13) und später im „*Binze*-Haus“ Obergasse 20 wohnte. Melchiors Sohn, Johann Henrich Bintz I (1796-1872) wohnte anschließend in diesem Haus, danach Johann Caspar Bintz (1823-1874), danach der Beigeordnete Johannes Binz II (genannt *„Andrese Hannes“,* 1850-1936, verheiratet mit Elisabetha Lenz, 1853-1939), der laut Einwohnerverzeichnis von 1929 allerdings auch bereits schon im Haus Obergasse 7 ½ genannt wird. Johannes' Sohn, der Schuhmacher Heinrich Binz IV (1883-1972) heiratete 1910 Elisabeth Amend (1884-?), Tochter von Philipp Amend II (1847-1925) aus dem „*Philippse*-Haus“ und bewohnte dann das Haus Obergasse 9. Er ist der Großvater der heutigen Besitzer Gebrüder Köhler. Johannes' Tochter Elisabeth Binz (1881-1962) heiratete 1910 den Schmied Ludwig Wagner IV (1887-1965, Sohn von Jakob Wagner III), genannt *„Schusterschschwarz“*, und beide wohnten im Haus Obergasse 7 ½. Letzterer stammt aus der „*Schustersch*-Sippe“. Die Be-

zeichnung *„Schwarz“* könnte ein Hinweis auf dessen Kohlenhandlung sein.
Auch das Haus Aubach (früher Wiesenstraße) 3 ist mit dem Hausnamen *„Andrese“* belegt. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wird hier der aus Kleinlinden stammende Friedrich Wilhelm Langsdorf (1901-?) genannt, der 1923 Anna Binz (1907-1974, genannt „*Andrese* Anna“), Tochter von Ludwig Binz I (1873-1926) und Enkelin von Johannes Binz II („*Andrese Hannes*“), heiratete. Deren Tochter Hedwig Langsdorf heirate den aus Waldgirmes stammenden Fuhrunternehmer Friedel Mühlich †. Das Haus ist heute noch in Familienbesitz. Eine Schwester von Anna Binz, nämlich Lina Binz (1904-?), heiratete den Straßenwärter Karl Lenz II (1902-1965). Sie erwarben das Haus Untergasse 41 im Augarten von „*Aagoade* Jakob“ und bei ihnen wurde aus dem Dorfnamen *„Andrese“* der Dorfname *„Drehannese“*.

Arnolds Dieser Hausname leitete sich von dem Familiennamen Arnold ab. Das Haus Hüttenbergstraße 44 (früher: „Gänseweide“, später Schulstraße) wurde 1936 von Ludwig Arnold (1894-1942, Sohn von Wilhelm Arnold) erbaut, der aus dem *„Woanersch*-Haus“ Friedhofstraße 2 stammte und mit Anna Amend (1899-?) verheiratet war. Hier wohnen später die Familien Arnold und deren Nachfolgefamilien, Heep (ein Heep aus dem „*Konroads*-Haus“ Kleinlindener Straße 7 heiratete eine Tochter Arnold) und Michaeli (ein Michaeli heiratete eine Tochter Heep). Wegen des Feinmechanikerbetriebes in diesem Haus wurde die Familie auch mit dem Spitznamen *„Schräubchen“* bezeichnet.

Baumanns Dieser Hausname leitet sich von dem Familiennamen Baumann ab und ist mit dem Haus Untergasse 29 verbunden. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 war Ludwig Heep IV (1857-1913) in diesem Haus wohnhaft, der seit 1881 mit Katharina Plitsch (von der Obersorger Mühle) verheiratet war. Philipp Baumann (1884-1971, genannt „*Bertusse* Philipp“ aus dem „*Bertusse*-Haus“ Friedhofstraße 10) kaufte dieses Haus und war dort laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnhaft.

Bechtolds Dieser Hausname bezieht sich auf das Haus Triebstraße 35 (früher 27) und den Familiennamen Bechtold. Im Einwohnerverzeichnis von 1929 wurde der aus Rainrod bei Schotten stammende Karl Bechtold (1886-1941) als Eigentümer genannt. Er und seine Frau Ottillie Reuschling, genannt „*Zellersch Tilli*“ (1895-1987), die ursprünglich aus dem „*Zellersch*-Haus“ Untergasse 35 stammte, haben Mitte der

1920er Jahre das „*Bechtolds*-Haus“ in der Triebstraße erbaut. Deren Tochter Ottilie Mohn (1919-?) wurde „*Bechtolds Tillche*“ genannt. Das Haus befindet sich heute noch im Familienbesitz.

Beckersch Der Hausname *„Beckersch“* leitet sich vom Familiennamen Becker ab und bezieht sich auf das Haus Triebstraße 36, das in den 1920er Jahren durch den aus Dutenhofen stammende Karl Becker I (1894-?) erbaut wurde. Er heiratete 1920 Elisabeth Heep (1893-?, Tochter von Kaspar Heep † aus dem *„Hannewets“-Haus* in der Obergasse 12). Deren Sohn Karl Becker II (1920-2001) war verheiratet mit Marie Volk †, genannt „*Woanersch Marieche*“ (aus dem „*Woanersch*-Haus“ Untergasse 16). Dieser erbaute in späteren Jahren noch weitere Häuser in Allendorf (1954: Am Weinberg, 1972: Am Kasimir).

Berchhäusersch Der Hausname *„Berchhäusersch“* leitet sich vom Familiennamen Berghäuser ab und bezieht sich auf das Haus Triebstraße 26, das in den 1920er Jahren von dem aus Niedergirmes stammenden Wilhelm Berghäuser (1886-?) erbaut wurde. Er war mit Elisabeth Volk (1884-?, Tochter von Johannes Volk, genannt „*Langes Hannes*“ aus dem *„Langehannese*-Haus“ in der Untergasse 27) verheiratet.
Wilhelm Berghäuser ist im Einwohnerverzeichnis von 1929 im Haus Triebstraße 26, im Einwohnerverzeichnis von 1910 noch im Haus Triebstraße 20 genannt. Richard Lenz (1908-1992) aus Kleinlinden heiratete Pauline Berghäuser (1910-1977). Deren Sohn Gerhard Lenz (1936-2002) übernahm das Haus und dieses befindet sich heute noch in Familienbesitz.

Bertusse Der Hausname des Hauses Friedhofstraße 10 hat seine Bezeichnung von seinem ehemaligen Besitzer Hubertus Baumann (1855-1929), der aus Garbenteich kommend im Jahr 1855 Elisabeth Euler (1859-1922), die Tochter des Schäfers Wilhelm Euler I („*Schefersch Willem*“, 1831-1878) heiratete. Die Nachfahren, so auch laut Einwohnerverzeichnis von 1910 Heinrich, Hubert, Ludwig und Philipp Baumann (später Untergasse 29 im „*Baumanns*-Haus“), wurden-ebenso wie Heinrich Baumann (1890-1930, genannt „*Bertusse* Heinrich“) als *„Bertusse“* bezeichnet. Vor der Familie Baumann lebten in diesem Haus allerdings mehrere Generationen der Familie Heep, zu der aber kein Verwandtschaftsverhältnis festgestellt werden konnte. Laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 war Johann Diederich Hep (1777-1850) Besitzer dieses Hauses in der Friedhofstraße

10. Nachkommen der „*Bertusse*- Familie“ wohnen heute noch im Kahlweg 7, nämlich der Allendorfer Heimatdichter Wilfried Baumann (früher *„Bertusse* Wilfried“ genannt).

Bettches Dieser Dorfname leitet sich von dem weiblichen Vornamen Elisabeth ab und ist heute in Allendorf/Lahn noch sehr verbreitet, insbesondere bei den Familien Henkelmann, Luh und Heep. Dieser Hausname ist dem Haus Kleebachstraße (früher „Mühlgasse“) 2 zugeordnet, in dem laut Einwohnerverzeichnis von 1910 Johannes Heep II (1850-1893) wohnte. Dieser heiratete 1874 die aus Trais-Münzenberg stammende Elisabeth Dörr (1852-1925, Tochter von Richard Dörr), von der der Hausname *„Bettches“* abstammt. Deren Kinder heirateten und gaben den Hausnamen *„Bettches“* weiter: So heiratete deren Tochter Katharina Heep (1883-1973) im Jahr 1908 Karl Henkelmann (1883-?, der im Einwohnerverzeichnis von 1929 in diesem Haus genannt wurde; dieser stammte aus dem „*Henkelmanns*-Haus“ in der Untergasse 14). Deshalb heißen deren Nachkommen (Sohn) Ernst Henkelmann (1912-1941) „*Bettches* Ernst“ und (Enkel) Friedel Henkelmann heute noch „*Bettches* Friedel“. Eine weitere Tochter Lina Heep † heiratete Karl Luh † („*Schimmels* Karl“) und deshalb erhielten auch deren Nachkommen, unter anderem der langjährige Schulleiter Paul Luh † („*Bettches* Paul“), den Dorfnamen *„Bettches“*, selbst wenn diese in der Triebstraße 28 ein neues Haus erbauten. Der Sohn Ludwig Heep VII (1885-1963) heiratete 1912 Wilhelmine Mandler (1886-1974, Tochter des Konrad Mandler †) und damit in das „*Konroads*-Haus“. Aber auch der Sohn Heinrich Heep d.Ä. (1893-?) und dessen Nachkommen wurden *„Bettches“* genannt, so zum Beispiel der in der Bergstraße 44 wohnende Sohn Heinrich Heep II (1921-1994, genannt *„Bettches Heini“*) und Enkel Dieter Heep (genannt „*Bettches* Dieter“).

Binze Dieser Hausname leitet sich von dem in Allendorf stark vertretenen Familiennamen Binz ab und ist mit mehreren Häusern verbunden. Die Allendorfer Familie Binz stammen von dem in Fellingshausen geborenen Johann Henrich Bintz (1675-1744) ab, der im „*Gimmelchersch* Haus“ (Hüttenbergstraße 13) wohnte und dann wohl das „*Binze*-Haus“ Obergasse 20 erbaute. Dessen Vorfahren mit Familiennamen Bintz stammten aus Waldgirmes. In folgenden Allendorfer Häusern hielt sich dieser Familienname als Dorfname:

1. Obergasse 20: Dieses Haus gehörte laut Einquartierungsliste von 1813 Johann Wilhelm Hildebrand (1762-1836), Sohn des Johannes Hildebrand und seit 1793 Ehemann von Anna Maria Pitz. Danach wohnte Johann Ludwig Euler (1841-1898, Sohn des Schäfers Johannes Euler) aus dem „*Schefersch*-Haus“ Obergasse 11 mit Elisabethe Volk (1845-1898), Tochter von Johann Ludwig Volk VIII (1815-1879), in diesem Haus. Laut den Einwohnerverzeichnissen vom Beginn des 20. Jahrhunderts gehörte das Haus später dem aus Dutenhofen stammenden Ludwig Weber I (1869-1942), der 1895 Maria Euler (1868-1905, „*Binze* Maria“, Tochter von Johann Ludwig Euler und Elisabethe Volk) heiratete. Sohn Otto Weber (1899-?) wurde „*Binze* Otto“ genannt. Dessen Enkel, Wilfried Weber, der in das „*Ottos*-Haus“ in der Triebstraße einheiratete, wird heute noch „*Binze* Wilfried“ genannt. Otto Webers Schwester Marie Weber † heiratete den Schreiner Erich Beinecke †. Verwandtschaftliche Verbindungen der Vorfahren (und Nachfahren) der Hausbesitzer mit der Familie Binz konnten nicht festgestellt werden. Vermutlich wohnte dort einst die Familie Binz, die später das „*Andrese*-Haus“ Obergasse 9 erbaute. Das Haus wurde vermutlich mehrfach verkauft.
2. Untergasse 38: Dieses Haus wurde 1898 von Heinrich Binz III (1868-1946) erbaut. In seiner zweiten Ehe war er seit 1895 mit Maria Steinmüller (1875-1911), der Nichte des Gemeinderechners Philipp Amend III (1847-1925), verheiratet. Das Haus wurde deshalb auch als „*Reachenersch*-Haus“ bezeichnet.

   Aus dieser Ehe gingen 10 Kinder hervor. Die Tochter Ida Binz (1904-1972) blieb in diesem Haus und heiratete 1930 den Schneidermeister Ernst Steinmüller (1906-1996), Sohn von Philipp Steinmüller aus dem „*Schefer-antons*-Haus“ in der Friedhofstraße 11. Heinrich Binz III stammte aus dem Haus Untergasse 15 („*Zellekappersch*“) und wohnte später in dem 1974 abgebrochenen Haus Untergasse 34 (später: *„Hörre“*), das er erbte. Von 1918 bis 1940 wohnte er im Haus seiner dritten Ehefrau, der Hebamme Marie (geb. Volk, 1879-1940), verwitwete Kreuter, in der Friedhofstraße 8 („*Kuotz*-Haus“), kehrte nach deren Tod 1940 aber wieder zurück in das Haus Untergasse 38.

3. Triebstraße 23: In einem Schiefersteinbruch erbaute Ludwig Binz III (1898 -1979), Sohn von Heinrich Binz III (1868-1946), in den 1920er Jahren dieses Haus. Das Haus befindet sich heute noch im Besitz der Familie Binz.
4. Triebstraße 37: Dieses Haus und eine Zigarrenfabrik wurde 1922 von Heinrich Binz V (1896-1966), Sohn von Heinrich Binz III (1868-1946), erbaut. Hier wohnte später dessen Sohn Rudolf Binz (1923-?), der von 1968 bis 1971 hauptamtlicher Allendorfer Bürgermeister war.
5. Aubach 8 (früher Wiesenstraße 8): Dieses Haus wurde Mitte der 1920er Jahre von dem Ortsdiener und Fleischbeschauer Hermann Binz sen. (1891-1963), Sohn von Heinrich Binz III (1868-1946), erbaut und befindet sich heute noch in Familienbesitz. Er heiratete 1917 die aus Aßlar stammende Johannette Keiner (1885-?), eine Cousine von Heinrich Keiner † („*Keinersch*"). Danach wohnte deren Sohn Hermann Binz jun. (1918-1997) und danach deren Enkel Werner Binz in diesem Haus, das sich heute noch in Familienbesitz befindet und ebenfalls als „*Reachenersch*-Haus" bezeichnet wird.
6. Zum Teil auch das Triebstraße 39: Heinrich Wagner † aus Groß-Rechtenbach, verheiratet mit Paula Binz (1911-1938), Tochter von Heinrich Binz III aus dem Haus Untergasse 38), bauten Anfang der 1930er Jahre dieses Haus in Triebstraße 39. Dieses relativ neue Haus wurde auch *„Woagnerheinrichs"* genannt.

Botterlinas Der Dorfname „*Botterlina*" ist verbunden mit Lina Heep, geb. Ulm (1896-?, Tochter von Johannes Ulm), die aus dem „*Ulms*"-Haus Obergasse 15 stammte und Milchprodukte u.a. auch Butter in ihrem Geschäft in der Hintergasse (Keller der Bürgermeisterei) verkaufte. Sie war verheiratet mit Jakob Heep (1898-1937, Sohn von Jakob Heep II) aus dem „*Langes*"-Haus in der Hüttenbergstraße 18. Später eröffnete sie mit ihrer Familie ein Lebensmittelgeschäft in der Bergstraße 3. Ihre aus der Sowjetunion stammende Schwiegertochter Katharina Heep (ursprünglich Prichodko) † wurde *„Botterlinas Kättche"* oder *„Botterkättche"* genannt, ihre Enkelin Erika Meyer, geb. Heep/Prichodko wird heute noch *„Botterlinas Erika"* genannt.

Burchersch Der Hausname *„Burchersch"* stammt von dem Familiennamen Burger und bezieht sich auf die Häuser Triebstraße 6 (früher 12 ½) und Bergstraße 35 (früher 2). In der Einwohnerliste von 1910 wird der aus Watzenborn stammen-

den Johann Georg Burger (1857-1909), der 1902 Margarethe Wagner (1871-?) heiratete, im Haus Triebstraße 6 (früher 12 ½) und 1929 dessen Sohn Friedrich Burger (*„Burchersch Fritz“*, 1899-?) in dem Haus Bergstraße 35 (früher 2) genannt. Das „*Burchersch*-Haus“ Triebstraße 6 befindet sich heute noch in Familienbesitz (Gertrud Burger, genannt „*Burchersch* Gertrud“, Witwe von Reinhold Burger, 1925-2003, wohnt darin), das „*Burchersch*-Haus in der Bergstraße wurde Anfang des 21. Jahrhunderts verkauft.

Damborsch Der Hausname könnte von dem Begriff „Tambour“ (Trommelspieler) abgeleitet sein. Der Hausname ist mit dem Haus Untergasse 3 verbunden, das laut Einquartierungsliste von 1813 Heinrich Weil gehörte. Dabei handelt es sich um Johann Heinrich Weygel (auch Schreibweise Weyl, 1743-1815), Sohn von Johann Balser Weygel (1711-1759, Eigentümer dieses Hauses laut Steuerliste von 1766), der seit 1784 mit Catharina Maria Bintz verheiratet war. Deren Tochter Catharina Elisabeth Weygel (1787-1858) heiratete 1807 Johann Caspar Volck (1780 -?).

Deren Tochter Katharina Maria Volck (1821 -1884) heiratete Kaspar Volck V (1809-1863). Deren Tochter Katharina Elisabeth Volk wiederum heiratete Johann Jacob Volk III (1844-1893, Sohn von Caspar Volck, 1807-1879, Enkel von Johann Henrich Volck, 1776-1836); sie wird 1910 im Einwohnerverzeichnis genannt und ist die Urgroßmutter der heutigen Eigentümers. Kinder aus dieser Ehe waren der spätere Bürgermeister Ludwig Volk XXII (1871-1944), Maria Hildebrand (1874-?) und Jakob Volk VIII (1876-?), der 1901 Marie Heep, (1874-?), Tochter des Johannes Heep III aus dem „*Hanams*-Haus“, heiratete, der laut den Einwohnerverzeichnissen von 1910 und 1929 in diesem Haus genannt wird. Danach gehörte das Haus Karl Volk V (1904-1984, genannt „*Damborsch* Karl“) und seit 1973 Erhard Volk, genannt „*Damborsch* Erhard“, der nebenan einen Neubau errichtete. Welchen Bezug die Familien Weil (Weygel) und Vol(c)k zu dem Begriff „Tambour“ haben, konnte nicht ermittelt werden. Es wird davon ausgegangen, dass einer der Vorfahren ein Trommelspieler war.

Deiße Der Dorfname *„Deiße“* leitet sich aus dem Familiennamen Theiß ab und ist wahrscheinlich von dem Haus Hüttenbergstraße 1 auf das Haus Untergasse 5 über gegangen, welches „*Deiße*-Haus“ genannt wird. Laut dem Einwohnerverzeichnis von 1910 wird Johannes Hildebrand III (1844-1918) in diesem Haus genannt, der laut Allendorfer Fami-

lienbuch seit 1869 mit Maria Theiß (1849-1878), Tochter von Johann Friedrich Theiß (1818 -1871) aus dem als „*Hannams*-Haus“ bezeichneten Haus in der Hüttenbergstraße 1 stammte. Dort wohnten über Generationen die Familie Theiß oder Deiß. Im Einquartierungsverzeichnis von 1813 ist in diesem Haus Johann Friedrich Theiß verzeichnet, der aus Münchholzhausen stammte. Er heiratete 1799 Anna Maria Volk (1778-1834), Tochter von Johann Adam Volk (1748-?), dem dieses Haus wahrscheinlich zuvor gehörte.

Auf die Nachfahren von Johannes und Marie Hildebrand im Haus Untergasse 5 in den Familien Hildebrand und Volk wurde der Dorfname *„Deiße“* übertragen. So wurde der in diesem Haus wohnende Ortsdiener Otto Hildebrand (1906-?) „*Deiße* Otto“ genannt. Dessen Eltern waren Ludwig Hildebrand („*Deiße Ludwich*“) † und Marie Volk †. Otto Hildebrand verkaufte das Haus an Albert Volk (1900-1980, genannt „*Kaafmanns* Albert“) und Anna Volk (1902-1980, genannt „*Möglichs* Anna“), behielt aber bis zu seinem Tod Einsitzrecht.

Aber auch das später erbaute Haus Hüttenbergstraße 26, das „*Deißephilipp*s-Haus“, wird der „*Deiße*-Sippe“ zugerechnet, denn Katharina Theiß (1849-1879), Tochter von Johann Friedrich Theiß, heiratete 1870 Adam Hildebrand II (1845-1888), deren Nachfahren den Dorfnamen (mit Namensergänzung) behielten.

Deißephilipps Dieser Hausname setzt sich aus den Familiennamen Theiß (oder Deiß) und dem männlichen Vornamen Philipp zusammen und bezieht sich auf das Haus Hüttenbergstraße 26, in dem 1929 die Familie des Schreinermeisters Philipp Hildebrand II (1875-1904) wohnte, dessen Eltern Adam Hildebrand III und Katharina Theiß (1849-1879) waren. Diese wiederum stammt als Tochter von Johann Friedrich Theiß (1818-1871) aus dem „*Hannams*-Haus“ Hüttenbergstraße 1. Später bewohnte die Familie Häuser dieses Haus.

Deuwelsmellersch Dieser Hausname bezieht sich auf die Untersorger Mühle, die auch „Teufelsmühle“ genannt wird. Kein Müller dieser Mühle hatte den Namen Teufel oder Deibel, aber in einem Vogteigerichtsprotokoll von 1565 wurde in Dutenhofen der Name „Deuffel“ genannt. Der erste urkundlich bekannte Müller auf dieser Mühle war Peter am Endt, der im Jahr 1595 beim Kurfürst eine Eingabe gemacht hat. 1640 wird Deis (Theis) am Endt (1613-1692), 1661 Rudolf am Endt und 1690 Johann Melcher am Endt (1647-1693) als Müller

dieser Mühle genannt. 1730 wird Heinrich Stamm (aus Weinbach) als Müller der Untersorger Mühle genannt. Johann Philipp Lentz aus Kleinlinden wird 1738 auf der Untersorger Mühle genannt. Danach wird Ludwig Lenz (1736-1804), Sohn des Müllers von der Mittelsorger Mühle (Johannes Lentz 1706-1772) als Müller der Untersorger Mühle genannt. 1813 ersteigerte der aus Heuchelheim stammende Georg Adam Weber diese Mühle. 1823 wird Johannes Hahn † als Müller der Untersorger Mühle genannt, danach seit 1843 Jakob Hahn I (1810-?), dann seit 1886 dessen Sohn Jakob Hahn II (1851-1939), dann 1930 dessen Sohn Friedrich Hahn (1891-?), der seit 1916 mit Lina Volk, geb. 1894, der Tochter des Bürgermeisters Ludwig Volk XXII verheiratet war), und seit 1950 dessen Sohn Reinhold Hahn †. 1972 wurde die Untersorger Mühle still gelegt. Sie blieb noch etwa 30 Jahre Familienbesitz der *„Deuwelsmellersch"* (Familie Hahn) und wurde danach im Jahr 2005 verkauft.

Deuwels Dieser Hausname ist mit dem Haus Untergasse 26 verbunden und leitet sich von dem Familiennamen Deibel oder Deubel ab. Laut Steuerliste von 1766 wird der aus Heuchelheim stammende Georg Eberhard Sack (1728 -1775), der mit Anna Elisabeth Hildebrand verheiratet war, als Eigentümer, und Ludwig Deibel als dessen Nachfolger, genannt. Im Allendorfer Familienbuch wird ein Johann Ludwig Deibel (Schreibweise auch Deubel, 1792-1854) als unehelicher Sohn von Elisabeth Heep und des Gardisten Jakob Deubel aus Wieseck genannt. Dieser heiratete 1820 Maria Margarethe Schröder (1784-1854), die uneheliche Tochter von Sybilla Magdalena Margarethe Volk (1745-?) und Johann Ludwig Schröder aus Wetzlar. Sybillas Eltern waren Johann Henrich Volck (1692-1747) und Sophie Dorothea Weichardt (1703-1786). In der Einquartierungsliste von 1813 sind Konrad und Ludwig Schäfer als Eigentümer dieses Hauses verzeichnet. Eine verwandtschaftliche Verbindung zu den Vorbesitzern Deibel sind nicht bekannt. Bei den in der Einquartierungsliste verzeichneten Personen handelt es sich um zwei Söhne des in Dutenhofen geborenen Conrad Schäfer (1737-1806) aus zweiter Ehe (mit Anna Elisabeth Mengeß) namens Johann Conrad Schäfer (1788-?) und Johann Ludwig Schäfer (1780-?). Eine Tochter aus erster Ehe, Sophia Schäfer (1764-1814), heiratete 1796 Johann Melchior Luh (1770-1822). Im Einwohnerverzeichnis von 1910 werden Philipp Luh II (1858-1927), Marie Luh (1862-1908)

Wilhelm Luh III (1868-?), Luise Luh (1870-?) und Philipp Luh IV † in diesem Haus verzeichnet, die laut Familienbuch als Urgroßenkel von Johann Melchior Luh und Sophia Schäfer ermittelt werden konnten.

Auch das in den 1920er Jahren von Philipp Luh IV erbaute Haus Kleinlindener Straße 10 (früher Gießer Weg 1) war ein „*Deuwels*-Haus". Dieser stammte aus dem „*Deuwels*-Haus" in der Untergasse 26 (Laut Einwohnerverzeichnis von 1910).

Doavids Das Haus Hüttenbergstraße (früher Schulstraße, davor „Goaswar") 14 wurde von dem aus Lützellinden stammenden David Philipp Frantz (1756-1838), der 1793 Maria Dorothea Wagner (die Tochter des Schultheißen Johann Conrad Wagner) heiratete, erworben und trug deshalb den von seinem Vornamen abgeleiteten Namen „David's", aus dem schließlich durch mundartlichen und mündlich überlieferten Schleifungsprozess *„Doavids"* wurde. David Frantz wird in der Einquartierungsliste von 1813 als Eigentümer dieses Hauses genannt, das laut Steuerliste von 1766 Johann Henrich Weil (1743-1815) gehörte und später auf seinen Schwiegersohn, den Schultheißen Johann Martin Wagner (1771 -1855, der seine Tochter Catharina Elisabeth heiratete) und dessen Schwager David Frantz übergegangen sein soll. David Frantz's Tochter Catharina Elisabeth (1800-1826) heiratete Johann Ludwig Volk IV (1797-1835). Seither wohnten viele Generationen der Familie Volk in diesem Haus, unter anderem auch Bürgermeister Otto Volk II, genannt „*Doavids* Otto" (1901 bis 1992), Sohn von Ludwig Volk I (1868-?, Sohn von Johannes Volk XII) und Elisabeth Binz (1871-?). Sogar dessen Enkel und heutige Besitzer dieses Hauses, Burkhard Müller, wird heute noch als „*Doavids* Burkhard" bezeichnet

Dormehls Das Haus Kleebachstraße 3 (früher Mühlgasse) wurde von Wilhelm Dormehl (1863-1899) und Marie Dormehl geb. Wagner, den Urgroßeltern der heutigen Besitzer, erbaut. In den Jahren 1910 und 1929 wohnte laut Einwohnerverzeichnis die Familie von Ludwig Dormehl II (1887-1945) in diesem Haus und ist noch heute im Besitz dessen Nachkommen (Nachfolgefamilien Schmitt und Hirthe). Da das Haus in der Zeit der großen Einquartierung des Jahres 1813 noch nicht erbaut war, ist davon auszugehen dass diese Dormehls aus dem Haus Untergasse 12 stammten, in dem zu jener Zeit der aus Bürgeln bei Marburg stammende Johann Jost Dormehl (1752-1828) wohnte, denn Wilhelm Dormehl ist der Ururenkel von Johann Jost Dormehl. Im

Stammhaus der Dormehls in der Untergasse 12 wohnten zu Beginn den 20. Jahrhunderts die Familien von Jakob Volk IV und Jakob Volk V, später die Nachfolgefamilien Schütz und Constanz). Ein weiterer Stamm der Dormehls, der von Zimmermeister Heinrich Dormehl III (1849-1903), baute um 1900 ein Haus in der Untergasse 52 (heute Bergstraße 2) und begründete den Haus- und Dorfnamen *„Zimmoarsch"* (= Zimmermeisters).

Dre(herh)annese Bei diesem Dorfnamen scheint zunächst die Herkunft von dem Beruf des Drehers und eines Johannes der Ursprung zu sein. Das Haus Hüttenbergstraße 16 gehörte laut Einwohnerverzeichnis von 1910 dem Bergmann Ludwig Lenz V (1867-1937) der 1862 Maria Volk, Tochter von Johann Ludwig Volk (1839-1920) heiratete. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 gehörte das Haus Friedrich Lenz I, dessen Nachkommen den Hausnamen *„Drehannese"* auch in andere Häuser (zum Beispiel in das Haus Untergasse 41 mit Inge Keller, geb. Lenz, „*Drehannese* Inge") verbreitet haben. Später wohnten in dem Stammhaus in der Hüttenbergstraße die Familien Volk und Schmidt, die ebenfalls diesen Dorfnamen trugen. So wurde beispielsweise die letzte mittlerweile nach Dutenhofen verzogene Hausbesitzerin aus der Stammfamilie, Karin Schmidt, noch als *„Drehannese* Karin*"* bezeichnet. Wahrscheinlich besteht eine Verbindung zu dem „*Drehersch*-Haus" in der Obergasse 14.

Im Haus Untergasse 41 (im Augarten, das von Jakob Amend, genannt „*Aagoade* Jakob", erbaut und später verkauft wurde) wohnte der Straßenwart Karl Lenz II (1902-1965). Er ist der Sohn von Jakob Lenz II † und von Margarethe Volk †, die laut Einwohnerliste von 1910 in diesem Haus wohnten. Karl Lenz II war seit 1929 verheiratet mit Lina Binz (1904-?), Tochter von Ludwig Binz I (1873 - 1926) aus dem „*Andrese*-Haus" (Aubach 3) und Maria geb. Volk. Es könnte aber auch sein, dass - soweit eine entsprechende verwandtschaftliche Abstimmung besteht - der Dorfname *„Andrese"* einfach in den Silben umgekehrt dargestellt wurde: als *„Dreannese"*. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 wohnte Ludwig Volk XIV in diesem Haus. Dessen Tochter Maria Volk heiratete 1892 Ludwig Lenz V (1867-1937).

Drehersch Dieser Hausname geht wahrscheinlich auf den Beruf des Drehers zurück. Er ist mit dem Haus Obergasse 14 verbunden. Dieses gehörte im Jahr 1813 laut Einquartierungsliste Johannes Volk (1754-?), Sohn des Jakob Volk (1727-1797).

Dabei handelt es sich um Johannes Volk (1754-?), Urgroßvater des laut den Einwohnerlisten 1905, 1910 und 1929 in diesem Haus verzeichneten Ludwig Volk XXII (1871-1944, aus dem „*Damborsch*-Haus“, Sohn von Johann Jakob Volk III), der von 1914-1933 Bürgermeister war. Dessen Tochter Lydia Volk † heiratete Gustav Mattuschka †. Ob ein Ahne den Beruf des Drehers ausübte ist nicht bekannt.

Dreute Dieser Hausname des Hauses Untergasse 7 leitet sich von dem Familiennamen Dreuth ab. Ludwig Euler I (1873-?), Sohn des Schäfers Caspar Euler I (1832-1909), der aus dem später als „*Hoßbachs*-Haus“ bezeichneten Haus in der Hüttenbergstraße 7 stammte, heiratete 1892 die aus Münchholzhausen stammende Elisabetha Dreuth (1869-1934), Tochter des dortigen Zimmermanns Wilhelm Dreuth. Der Hausname *„Dreute“* wurde auf deren Nachkommen, z.B. an den Sohn Otto Euler (1899-1966, genannt „*Dreute* Otto“) und dem heutigen Besitzer Horst Euler (genannt „*Dreute* Horst“) übertragen.

Flohrsch Dieser Hausname leitet sich von dem Familiennamen Flohr her und ist mit dem Haus Untergasse 33 verbunden. Dieses Haus wurde von Johann Philipp Weis I (1836-1913) erbaut, der aus dem „*Mampedins*-Haus“ (Untergasse 11) stammte und laut Einwohnerverzeichnissen von 1905 und 1910 als in diesem Haus wohnend bezeichnet wird. Dessen Tochter Marie Weis (1901-?) heiratete 1924 den aus Feldkrücken stammenden Karl Flohr sen. (1902-?), der dem Haus den Hausnamen gab. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz.

Franze Der Dorfname *„Franze“* bezieht sich auf das Haus Triebstraße 14 (früher 17) und den Familiennamen Franz. Laut Einwohnerliste von 1910 werden Elisabeth Luh, Ludwig Luh VII und Karl Luh III in diesem Haus genannt. In der Einwohnerliste von 1929 wird Wilhelm Luh VI † („*Franze Willem“)* als Besitzer dieses Hauses genannt. Dessen Vater war Ludwig Luh VII (1863-1941), Sohn von Johannes Luh III (1828-1751) und Anna Margarethe Sack (Tochter des Schlagmüllers Philipp Sack und Elisabeth Margarethe Reuschling). Dieser heiratete im Jahr 1888 Elisabetha Franz (1866-1954), die nicht eheliche Tochter von Katharina Elisabeth Franz (1836-1924) und des Bergmanns Konrad Bernhardt aus Königsberg.

Im Einwohnerverzeichnis von 1910 wird Philipp Franz I, ebenfalls nicht ehelicher Sohn von Katharina Elisabeth Franz, im „*Suffies*-Haus“ in Triebstraße 8 (früher 12)

genannt, im Einwohnerverzeichnis von 1929 Philipp Franz I und (dessen Sohn) Philipp Franz II. Die Eltern von Katharina Elisabeth Franz sind laut Allendorfer Familienbuch Johannes Franz (1792– 1870), ursprünglich Steinmüller, nicht ehelicher Sohn von Maria Elisabeth Steinmüller und Friedrich Frantz aus Lützellinden, und Maria Katharina Sann (1793-1851). Die ebenfalls aus dem „*Franze*-Haus" stammende Elisabeth Luh (genannt *„Franze Bettche"*, 1891-1949) erbaute mit ihrem Mann Ludwig Reuschling (1883-1977, aus Kinzenbach) das „*Reuschlings*-Haus" in der Triebstraße 24.

Geiersch Dieser alte und heute noch gängige Dorfname ist vom Ursprung her nicht mehr deutbar. Jedenfalls deutet kein Familienname auf diesen Dorfnamen hin und auch eine Berufbezeichnung liegt dem nicht nahe. Vermutlich wurde der Name über die Jahrhunderte der mündlichen und mundartlichen Überlieferung abgeschliffen. Das „*Geiersch*-Haus" in der Hüttenbergstraße 9 gehörte 1813 Henrich Volk (Jakobs Sohn). Laut dem Einwohnerverzeichnis von 1905 gehörte das Haus später Ludwig Volk XIX (1852-1922), dem Großvater der heutigen Bewohnerin Ilse Bellof, „*Geiersch* Ilse", Tochter von Karl Volk IV †). Ludwig Volk XIX stammt aus erster Ehe (1845) des Johann Anton Volk II (1823-1892) mit Elisabeth Volk, Tochter des Hausbesitzers von 1813, Johann Henrich Volk (1776-1836), Sohn von Johann Jakob Volck (1752-1804). Das Haus wurde 1962 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt.

Auch das mittlerweile abgebrochene und ersetzte Haus Untergasse 22 war ein „*Geiersch*-Haus". Laut Einwohnerverzeichnis von 1905 wurde in diesem Haus die Witwe von Johann Anton Volk II (1823-1892), nämlich die aus Münchholzhausen stammende Elisabeth Volk geb. Hels (1846-1932), genannt, die seit 1867 in 3. Ehe mit Anton Volk II verheiratet war. Deren Sohn Wilhelm Volk VII (1872-?, „*Geiersch* Wilhelm") heiratete 1899 Marie Luh (1872-?), Tochter des Küfers Johann Adam Luh (1831-1896). Dessen Bruder Philipp Volk III (1876-1953, genannt „*Geiersch* Philipp"), der 1901 in das „*Zimmoarsch*-Haus" (Untergasse 52, jetzt Bergstraße 2) einheiratete; ist der Urgroßvater des Autors.

Neben „Anton Volks Witwe" wurden 1905 noch Johannes Volk XIII (1868-1924), 1910 dann Wilhelm Volk VII (1872-?) und dann 1929 Friedrich Volk III † (verheiratet mit Lina

Euler) im Haus Untergasse 22 erwähnt, letzterer wurde *„Geiersch Weißer“* genannt.
Den Dorfnamen *„Geiersch“* tragen aber auch noch andere Nachkommen, deren Vorfahren aus diesen Stammhäusern der *„Geiersch“* stammen. Ein Familienzweig der „*Geiersch*-Sippe“, die von Otto Volk I † (genannt „*Geiersch* Otto“, Sohn von Ludwig Volk XIX), erwarb 1910 das Haus Triebstraße 18. Dieses Haus wird bis heute *„Ottos“* genannt.

Gimbelhannese Dieser Hausname ist mit dem Haus Obergasse 6 verbunden und leitet sich aus dem Familiennamen Gimbel und aus dem männlichen Vornamen Johannes her. Laut Einquartierungsliste wohnte 1813 Ludwig Volk, Kaspars Sohn in diesem Haus. Dabei handelt es sich um Ludwig Volck (1766-1831), der 1795 Catharina Elisabeth Gimbel (1773-1845), Tochter von Johannes Gimbel (1746-1806), heiratete. Auch dessen Vater hieß Johannes Gimbel (1717-1782) und wohnte im „Gimbels-Haus“ Obergasse 5. Damit können die Namensgeber dem Hausnamen zugeordnet werden. Die Tochter von Ludwig Volk, Elisabetha Volk (1805-1879), heiratete 1824 den aus Alten-Buseck stammenden Johann Jost Weiß (1800-1853), die wie ihre Nachkommen (Familien Weiß, Theiß, Faber und Volk) in diesem Haus wohnten.

Gimbels Der Hausname *„Gimbels“* ist mit dem Haus Obergasse 5, deren Bewohner und deren Nachkommen verbunden. Die viele Jahre in diesem Haus untergebrachte Gaststätte „Zur Linde“ wurde schlicht *„Gimbels“* genannt. In einer Steuerliste von 1766 wird Johannes Gimbel (1746-1806), Sohn von Johannes Gimbel (1717-1782) als Eigentümer dieses Hauses genannt. Im Einquartierungsverzeichnis von 1813 war als Eigentümer dieses Hauses Johannes Volk, Johannes' Sohn genannt. Es handelt sich um Johannes Volk (1774-1833) und dessen Vater Johannes Volk (1747-?), der wiederum Sohn des Schreinermeisters Johann Henrich Volck war. Jener Henrich Volck ist der Schwiegervater von Johannes Gimbel bei dessen erster Frau Anna Maria Volk (1754-1795). Ab 1825 taucht der Name Luh in diesem Haus auf, denn der Küfer Georg Philipp Luh (1799-1859) heiratete Susanne Elisabeth Volk (1806-1887), Tochter des Johannes Volk aus diesem Haus. Auch deren Sohn Johann Philipp Luh (1830-1913) wird in diesem Haus genannt, ebenso wiederum dessen Sohn Johannes Luh VI (1866-1913). Im Jahr 1921 heiratete dessen Tochter Emma Luh (1902-?) jenen Heinrich Henkelmann (1896-?, aus dem „*Henkelmanns*-Haus“ Untergasse 14), der laut Einwohner-

verzeichnis von 1929 neben der „Witwe von Johannes Luh VI (Gastwirtin)“ in diesem Haus als wohnhaft gemeldet wurde. Tochter Gertrud Henkelmann, genannt „*Gimbels* Gertrud“, wohnt immer noch in diesem Haus. Tochter Lucie Lägel †, „*Gimbels* Lucie“ genannt, baute mit ihrem Mann Rudolf Lägel ein Haus im Ehrsamer Weg, und Sohn Wilfried Henkelmann, genannt „*Gimbels* Wilfried“ baute ein Haus in der Bergstraße.

Gimmelchersch Dieser Dorfname stammt von Johann Melchior Gimbel (1749-1823) und bezieht sich auf das Haus Hüttenbergstraße 13 (früher Schulstraße, davor „Goaswar“). Dieser Melchior Gimpel ist im Einquartierungsverzeichnis von 1813 als Besitzer dieses Hauses genannt und war mit Elisabeth Volk (1754 -1825) verheiratet, deren Vater Johann Henrich Volck (1717 -1769) gemäß der Steuerliste von 1766 das Haus zuvor gehörte. Melchior Gimbels Tochter Catharina Maria Elisabeth Gimbel (1778-1850) heiratete im Jahr 1800 Johannes Lentz (1774-1866) aus Kleinlinden, dem Stammvater der Allendorfer Sippe Lenz (außer der Sippe Lenz von der Mittelsorger Mühle). Im „*Gimmelchersch*-Haus“ wohnten mehrere Generationen der Familie Lenz, zunächst Melchior Lenz (1807-1881), der ebenfalls (im Jahr 1833) eine Gimbel, nämlich Katharina Elisabeth Gimbel, 1807-1886, Tochter des Johannes Gimbel, heiratete, danach Jakob Lenz (1817-1888), und danach laut Einwohnerverzeichnis von 1910 dessen Sohn Johannes Lenz V (1856-?). Danach wohnte noch die Familie von Ludwig Volk †, der aus dem „*Scheferkappersch*-Haus“ in der Hüttenbergstraße 15 stammte und eine Tochter des Hauses Lenz heiratete. Alle trugen sie den Dorfnamen „*Gimmelchersch*“. Tochter Anna Volk heiratete Leonard Hels aus dem „*Kappersch*“-Haus Untergasse 44, und so ging durch Erbschaft auch dieses Haus in den Besitz der „*Kappersch*“-Sippe über.

Laut dem Buch *„Die Binz-Sippe an der Lahn“* wohnte in diesem 1690 erbauten Haus vor der Familie Gimbel die Familie von Johann Heinrich Bintz (1675-1744), der aus Fellingshausen stammte und gleichzeitig „Stammvater“ aller Binz-Familien Allendorfs ist.[16] Auch sollen dessen Sohn Johann Conrad Bintz (Gemeindeschreiber, 1702-1782) und Enkel Johannes Andreas Bintz (1734-1797) in diesem Haus gewohnt haben. Johann Conrad Bintz heiratete 1732 Anna Maria Gimbel (1695-1760), Tochter des Henrich Gimbel

16 Herbert-Otto Müller: „Die Binz-Sippe an der Lahn“ , Gießen 1975.

(1667-1707), wodurch zumindest eine Verwandtschaft zur Familie Gimbel begründet wird.

Glocks Dieser Dorfname leitet sich aus dem Familiennamen Glock her und ist verbunden mit dem Lebensmittelgeschäft und der Bäckerei Steinmüller in der Untergasse 37. Im Einwohnerverzeichnis von 1929 wird der aus Klein-Heubach stammende Maurer Konrad Glock (1889-?) als Bäckereiinhaber und Hausbesitzer genannt. Dieser heiratete 1919 die Witwe Elisabeth Steinmüller, geb. Hahn (1884-?), die von der Untersorger Mühle („Teufelsmühle") stammt und in erster Ehe mit Ludwig Steinmüller III (1880-?, Sohn von Johann Philipp Steinmüller) aus dem mittlerweile abgerissenen *„Stoamellersch*-Haus" Obergasse 4 verheiratet war. Das Haus Untergasse 37 ging auf deren Sohn aus erster Ehe, den Bäckermeister Ludwig Steinmüller, jun. (1907-1968), dann auf dessen Sohn Hans-Ludwig Steinmüller (1936-2013, genannt „*Glocks Luwi*", ebenfalls Bäckermeister) und dann auf dessen Enkel Ernst-Ludwig Steinmüller (ebenfalls Bäckermeister) über. Aber auch eine Tochter von Konrad Glock, Gertrud Buresch (1925-2012), die in der Hochstraße baute, wurde noch „*Glocks* Gertrud" genannt.

Großhause Dieser Hausname geht auf den Familiennamen Großhaus zurück und ist mit dem Haus Untergasse 40 verbunden. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnte in diesem Haus der Vorsitzende der Freien Turnerschaft, Friedrich Großhaus (1899-?, aus Lützellinden stammend). Er war seit 1921 mit Lina Volk (1897-?, aus dem *„Langerhannese*-Haus*"* in der Untergasse 27, gegenüber), die Tochter von Johannes Volk I („*Langes Hannes*"), verheiratet. Das Haus Untergasse 40 ist heute noch im Besitz dessen Nachkommen (Familie Eberling).

Hahns Das relativ neue Haus in der Untergasse 24 hat seinen Namen von dessen Besitzer (laut Einwohnerverzeichnis von 1929) Wilhelm Hahn (1884-?). Er stammt aus Münchholzhausen und heiratete 1909 Luise Luh (1887-?), genannt *„Deuwels Wiesche"*, Tochter von Philipp Luh II aus dem „*Deuwels*-Haus" nebenan (Untergasse 26). Deren Sohn und spätere Eigentümer Emil Hahn (1920-2000), der mit Loni Heep („*Petersch* Loni") verheiratet war, richtete hier ein Frisörgeschäft ein und wurde „*Hahns* Emil" genannt.

Hannams Die Herkunft des Hausnamens *„Hannams"* ist nur schwer deutbar. Nach einer Theorie von Kurt Binz leitet sich dieser Dorfname von Johannes Amend, vermutlich ein früherer Eigentümer des Hauses Hüttenbergstraße 1, das als

„*Hannams*-Haus“ bezeichnet wird, her. Das ist durchaus möglich, denn dieses Grundstück gehört mit zu den ältesten Siedlungsflächen Allendorfs. Laut Steuerliste von 1766 gehörte dieses Haus jedenfalls „Jakob Volk, Balzers Sohn“, das später auf „Adam Volk (Schneiders Sohn) und Friedrich Theiß“ überging. Vermutlich handelt es sich hier um Johann Jakob Volk (1727-1797), Sohn des Kirchenseniors Johann Balser Volck (1684-1760). Laut Einwohnerverzeichnis von 1905 wohnte hier Elisabetha Heep, geb. Lenz (1849-?), die Witwe von Johannes Heep III (1839-1903), die seit 1860 verheiratet waren. Sie war die Tochter von Johann Adam Lenz (1811-1895), der seit 1846 mit Katharina Elisabeth Theiß (1821-?), Tochter von Johann Friedrich Theiß (1818-1871), verheiratet war. Dessen aus Münchholzhausen stammende Vater Johann Friedrich Theiß wird in der Einquartierungsliste von 1813 in diesem Haus genannt. Er heiratete 1799 Anna Maria Volk (1778-1834) und damit in dieses Haus, das zuvor deren Vater Johann Adam Volk (1743-1779) gehörte. Vielleicht leitete sich „*Hannams*“ auch von jenem Johann Adam Volk ab. Nach Johannes Heep III und Elisabetha wohnte deren Sohn Ludwig Heep (1871-1939) in diesem Haus. Der aus der Familie Theiß abgeleitete Dorfname *„Deiße“* ist auf andere Häuser übergegangen.

Hannewets Dieser Dorfname, der sich vielleicht teilweise aus dem männlichen Vornamen Johannes herleiten könnte, aber dessen Herkunft nicht eindeutig ermittelbar ist, ist mit dem Haus Obergasse 13 verbunden. Der zweite Namensbestandteil *„Ewets“* könnte sich auf den Vornamen Eberhard oder dessen Kurzform Ebert beziehen, denn in der Steuerliste von 1766 wird Ebert Klimek als Eigentümer bezeichnet, der allerdings im Allendorfer Familienbuch nicht zu finden ist. Vielleicht ist hier der aus Kleinlinden stammende Johann Eberhard Kling oder Klinck (1699-1733) gemeint, der 1725 Anna Christmann (1704-1770) heiratete. Der aus Naunheim stammende Johann Georg Neeb heiratete 1783 Anna Maria Sack (1761-1807), Tochter des aus Heuchelheim stammenden Georg Eberhard Sack (1728-1775) und Marie Catharina Hildebrand (1732-1796), und sie wohnten in diesem Haus. Vielleicht stammt der Hausnamensteil *„newe“* auch von dessen Familiennamen Neeb. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte dieses Haus Jakob Heep, „dem jüngeren“. Dabei handelt es sich vermutlich um Jakob Heep (1781-1848), da es zur selben Zeit noch einen im Jahr 1749 geborenen Johann Jakob Heep gab. Der Vater des

jüngeren Jakob war Johannes Hep (1734-?), womit der erste Teil des Dorfnamens erklärt werden könnte. Aus der Ehe (1808) von Jakob Heep und Maria Catharina Gernand sind keine Nachkommen bekannt, weswegen wohl der jüngere Bruder Johann Henrich Heep (1784-1844) das Haus übernahm. Nach der Eheschließung 1832 mit Anna Elisabeth Volk wurde dessen bereits zuvor geborene Sohn Johann Heinrich Heep (1828-1885), der zuvor noch Volk hieß, ehelich. Dessen Sohn Kaspar Heep (1852-?) wohnte laut Einwohnerverzeichnis 1905 in diesem Haus. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnte die Familie von Heinrich Menges (1891-?) in diesem Haus. Der aus Kleinlinden stammende Heinrich Menges heiratete die Tochter des Hauses, Marie Heep † (1889-?, genannt *„Hannewets Morrieche"*). Danach wurde das Haus auch mitunter als *„Mengese"* bezeichnet

Häusersch Dieser Dorfname bezieht sich auf den Familiennamen Häuser und die Wohnhäuser Triebstraße 13 (früher 6) und 22. Hier wohnten laut den Einwohnerverzeichnissen vom Beginn des 20. Jahrhunderts der aus Steinberg stammende Heinrich Häuser I (1846-1937), und dessen Söhne Ludwig Häuser (1882-?), und Karl Häuser (1886-?, der 1911 Marie Lich, Tochter von Friedrich Lich, heiratete). Heinrich (Karl Johann) Häuser II (1876-1936), der seit 1904 mit Katharine Heep (1879-?, Tochter von Kaspar Heep und Marie Deibel) verheiratet war, wird laut Einwohnerverzeichnis von 1929 im Haus Triebstraße 22 genannt, das später gebaut wurde und in dem später die Nachfolgefamilie Luh wohnte, denn „*Häusersch* Marie" † heiratete Ernst Luh †, genannt „*Deuwels* Ernst" aus dem „*Deuwels*-Haus" Kleinlindener Straße 10 . Beide „*Häusersch*-Häuser" befinden sich heute nicht mehr in Familienbesitz.

Henkelmanns Dieser Hausname wird dem Haus Untergasse 14 und dem Familie Henkelmann zugeordnet. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 wohnten Ludwig Henkelmann I (1855-1933), Ludwig Henkelmann II, Friedrich Henkelmann, Karl Henkelmann und Margarethe Henkelmann in diesem Haus. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnten nur noch Ludwig Henkelmann I und Friedrich Henkelmann (1890-?) in diesem Haus, während Heinrich Henkelmann † inzwischen in die Obergasse 5 („*Gimbels*"), Karl Henkelmann † in der Mühlgasse, heute Friedhofstraße 2 („*Bettches*") und Ludwig Henkelmann II † in der Obergasse 3 („*Schmidts*") eingeheiratet hatten. Der erste Henkelmann in Allen-

dorf/Lahn war der aus Heuchelheim stammende Schuldiener Heinrich Wilhelm Henkelmann (1754-1818), der im Jahr 1778 Maria Elisabeth Volk (1761-1799), Tochter des Henrich Volk, heiratete. Sie wohnten zunächst im Schulhaus an der Kirche und waren die Urgroßeltern des 1910 in dem Haus Untergasse 14 genannten Ludwig Henkelmann I. Später wurde das Wohnhaus in der Untergasse 14 abgebrochen und in dem neu errichteten Wohnhaus wohnte später die Familie von Ewald Volk † („*Mohrsch* Ewald").

Hoardte

Dieser Hausname geht zurück auf den Familiennamen der aus Hörnsheim stammenden Familie Hardt. So zog Caspar Hardt (1748-1823), Sohn von Johannes Hardt, seit 1810 verheiratet mit der Hörnsheimerin Maria Elisabeth Lang, nach Allendorf/Lahn und bewohnte laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 das Haus Untergasse 1. Dieses Haus (später *„Schustersch*-Haus*" genannt*) war wohl zunächst das erste Haus mit dem Hausnamen *„Hoardte"*. Dieses Haus vermachte die Familie Hardt dem Ehepaar Johann Kaspar Viehmann I (1809-1864) und Anna Catharina, geb. Dormehl (1812-1873). Der Vater von Kaspar Viehmann, der Schuhmacher Johann Georg Viehmann (1774-1851), der laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 im Haus Obergasse 16 wohnte, stammt ebenfalls - wie die Hardts - aus Hörnsheim und eventuell bestanden sogar familiäre Beziehungen, denn Georg Viehmanns Mutter Anna Maria stammte ebenfalls aus der Familie Lang aus Hörnsheim und als deren Vater wird ebenso wie bei Caspar Hardts Frau Maria Elisabeth Lang ein Johann Georg Lang aus Hörnsheim genannt. Dessen Schuhmacherhandwerk sorgte für den späteren Dorfnamen *„Schustersch",* der über die Familien Wagner (die Schwester von Kaspar Viehmann I, Katharina Elisabeth Viehmann, heiratete 1864 Jakob Wagner) und Kersting weiter auf das Haus Untergasse 1 überging. Die Familie von Kaspar Viehmann I übernahm den Dorfnamen *„Hoardte",* so auch deren Sohn Johann Kaspar Viehmann II (1842-1931), genannt *„Hoardte Kapper",* selbst als deren Nachkommen in der Obergasse 22 ein Haus errichteten, das neue „*Hoardte*-Haus". Ein „Original" ihrer Zeit, Margaretha Viehmann (1874-1953), die *„Hoarde Gret"*, heiratete im Jahr 1899 Ludwig Euler II („*Binze* Ludwig", 1874 -1915), der 1910 in dem Haus in der Obergasse genannt wurde, aber aus dem Nachbarhaus „*Binze*-Haus" Obergasse 20 stammte. Noch heute befindet sich das Haus Obergasse 22 im Besitz der Familie Euler. Deren Kinder und deren

Nachkommen wurden ebenfalls als *„Hoardte"* bezeichnet. Deren Tochter Margarethe Euler † („*Hoardte Gretche*") heiratete Karl Volk II † („*Muhls* Karl") und damit in das Muhls-Haus Untergasse 53 (später Kleinlindener Straße 5). So werden heute noch aus diesem Haus der Allendorfer Gemeindearbeiter Thomas Volk, und deren Vater Ehrhard Volk (im Nachbarhaus 5a), als „*Hoardte* Thomas" und „*Hoardte* Ehrhard" bezeichnet.

Auch das 1984 abgebrochene Haus Untergasse 32 war ein „*Hoardte*-Haus". Hier wohnte laut den Einwohnerverzeichnissen von 1910 Johann Kaspar Viehmann (1842-1931, genannt „*Hoardte Kapper*"), 1929 dessen Neffe Friedrich Viehmann (1892-?, genannt *„Hoardte Fritz"*) und später deren Nachkommen in der Familie Götter.

Der Kiesgrubenverwalter Kaspar Viehmann (*„Houschde Kapper"*) zog später in die Triebstraße 14 (später) 10, wodurch auch dieses Haus als „*Hoardte*-Haus" bezeichnet wurde. So wurde noch dessen Enkelin Elli verw. Menges, verw. Judt, geb. Weller (1917-2006), die in diesem Haus aufgewachsen war, „*Hoardte* Elli" genannt.

Hoardthannese Bei dem Hausnamen *„Hoardthannese"* handelt es sich um eine Spezifizierung des Dorfnamens *„Hoardte"* auf den Stamm eines Johannes. Der Name ist mit dem Haus Untergasse 48 (direkt am Kleebach) verbunden, in dem laut Einwohnerverzeichnis von 1910 Johannes Viehmann II (1845-1919) und dessen Sohn Ludwig Viehmann III (1875-1940, verheiratet mit Elisabethe Volk †) wohnten. Dieser Johannes Viehmann II ist wohl der Namensgeber für den zweiten Namensbestandteil; der erste Namensbestandteil leitet sich von dessen Großvater, Johann Georg Viehmann (1774-1851) der das Haus der Familie Hardt *(„Hoardte")* übernommen hatte. In diesem Haus wohnt heute die Familie Diehl, die ihre Allendorfer Wurzeln wiederum im „*Henkelmanns*-Haus" Untergasse 14 hat.

Hoawermehls Dieser Hausname leitet sich aus dem Familiennamen Habermehl ab und ist mit dem Haus Triebstraße 5 (früher 3) verbunden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist in diesem Haus zunächst die Witwe von Kaspar Habermehl (1860-1904) später deren Sohn Heinrich Habermehl (1885-?) genannt. Dessen Tochter Meta Hublitz, geb. Habermehl (1922-2000), wurde noch „*Hoawermehls* Meta" genannt. Das Haus wurde vor einigen Jahren verkauft und grundhaft renoviert.

Hörre Dieser Dorfname geht auf den aus Heuchelheim stammenden Gastwirt Heinrich Hörr I (1869-?), Sohn des dortigen Wagners Philipp Hörr, zurück, der im Jahr 1892 Elisabeth Plitsch (1871-?, Tochter von Anton Plitsch und Katharina Elisabeth Hofmann, Dorfname *„Juste"*) von der Obersorger Mühle heiratete. Er wie auch sein Sohn Heinrich Hörr II (genannt *„Hörre Heiner"*,1898 -1953), der 1922 Anna Wagner („*Schustersch* Anna", 1901-?), Tochter von Jakob Wagner III (1864-1932), heiratete, betrieb die Gaststätte „Zum Grünen Grund" in der Untergasse 34. Dieses Gebäude wurde 1974 im Zuge des Baus der Mehrzweckhalle abgebrochen. Zuvor wohnten in diesem Haus mehrere Generationen der Familie Hildebrand (1813: Johann Adam Hildebrand), danach gehörte es der Familie Binz. Heinrich Hörr II zog in das Haus Friedhofstraße 9 seiner Schwiegereltern („*Schustersch*-Haus") und errichtete später die heute noch erhaltene Gaststätte „Sennhütte" als Raststätte an der damaligen Bundesstraße B 49. Seine Tochter Anni Weniger (1922-1998, genannt „*Hörre* Anni") baute die auf dem Grundstück in der Friedhofstraße 9 befindliche Scheune aus und richtete dort eine Gaststätte und eine Diskothek ein; seine Tochter Elisabeth (Speier) heiratete nach Kleinlinden und wird heute noch „*Hörre Liesel*" genannt.

Hofmanns Dieser Hausname wird von dem Familiennamen Hofmann abgeleitet und ist mit dem Haus Untergasse 9 a verbunden. Im Vorgängerhaus wohnten laut Einwohnerverzeichnis von 1905 Ludwig Volk XI (1841-1917), der mit Maria Hildebrand (1838-1895) verheiratet war, und deren Schwiegersohn Ludwig Hofmann II, von dem das neue Haus schließlich den Namen „*Hofmanns*-Haus" erhielt. Das Vorgängerhaus wurde abgerissen und an derselben Stelle wurde das „*Hofmanns*-Haus (Untergasse 9 a) und (vom Schwager Ludwig Möglich) das „*Möglichs*-Haus" (Untergasse 9) erbaut. Willi Heep (1919-2010, genannt „*Petersch* Willi") heiratete Marie Hofmann (1923-2013, genannt „*Hofmanns* Mariechen") und damit in dieses Haus. Das Haus ist heute noch durch deren Nachkommen in der Familie Zeizinger in Familienbesitz. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte das Vorgängerhaus Wilhelm Volk und Johannes Volk. Die Eltern von Ludwig Volk XI sind Ludwig Volk I (1790-1862) Maria Elisabeth Wagner (1795-1863, Tochter des großherzoglichen Schulztheißen). Im Einquartierungsverzeichnis von 1813 wird Großvater Johannes Volk (1751-1834) von der „*Zellerhennese*-Sippe" in diesem Haus genannt.

Hoßbachs Dieser Hausname lehnt sich an die Häuser der Familie Hoßbach (seit 1885 in Allendorf/Lahn vertreten) an. Gemeint sind die Häuser Hüttenbergstraße 7 (bewohnt von den Familien Hoßbach, später Ulm und Richter) und das neuere Haus Nr. 8 (bewohnt von den Familien Heep, Hoßbach, Heß und Klee).

Das Haus Hüttenbergstraße 7 gehörte laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 Kaspar Schimmel. Wahrscheinlich hatte dieses Haus zu jener Zeit den Hausnamen *„Schimmel"*, der aber auf andere Häuser im Ort übergegangen ist. Anfang des 20. Jahrhunderts wohnte der Schäfer Kaspar Euler I (1893 -1909) in diesem Haus, der aus dem „*Scheferscb*-Haus" in der Obergasse stammte. Dessen Tochter Maria (1861-1931) heiratete 1892 den aus Lützellinden stammenden Maurer Friedrich Hoßbach (1861-1926), der laut Einwohnerverzeichnis von 1910 in diesem Haus genannt wird. In erster Ehe (Eheschließung 1885) war dieser Friedrich Hoßbach mit Maria Schimmel (1856-1889), Tochter des Johann Peter Schimmel (1820-1892) und Enkel des 1813 in diesem Haus genannten Kaspar Schimmel (1797-?), verheiratet. In Einwohnerverzeichnis von 1929 ist in diesem Haus Friedrich Ulm III (1898-1970, aus dem „*Ulms*-Haus" Obergasse 15) genannt. Dieser heiratete 1920 Anna Hoßbach (1894-1965), die Tochter von Friedrich und Maria Hoßbach. Deren Tochter Hedwig Ulm (1927-1990, genannt „*Hoßbachs* Hedwig") heiratete Karl Richter (1925-1999). Das Haus befindet sich heute noch im Besitz der Nachfolgefamilie Richter.

In dem Haus Hüttenbergstraße 8 wohnte bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Familie von Jakob Heep I. 1836-1901), Sohn von Johannes Heep (1810-1861), sowie laut Einwohnerverzeichnis von 1929 die Familie von Karl Hoßbach (der aus dem „*Hoßbachs*-Haus" gegenüber stammte). Karl Hoßbach (1888-?), Sohn von Friedrich Hoßbach (1861-?), heiratete 1913 Luise Volk (1888-?, „*Geiersch* Luise"), Tochter von Ludwig Volk XIX aus dem „*Geiersch*-Haus" gegenüber.

Iwe Der Dorfname *„Iwe"* oder *„Ibe"* kann weder von einem Beruf noch von einem Namen hergeleitet werden. Es gibt die Vermutung, dass der Name von einem Ende des 18. Jahrhunderts in diesem Haus einquartierten französischen Offiziers stammt. In Gießen war angeblich ein Commandant namens Yven bekannt, denn in „Heimat im Bild" des Gießener Anzeigers aus dem Jahr 2007 wird von dem Hauptmann Yven als Gießener Stadtkommandanten im

Jahr 1797 berichtet. Der Name ist mit dem sehr alten Haus Obergasse 2 verbunden, in dem laut Steuerliste von 1766 Johannes Hildebrand (und als Nachfolger Konrad Steinmüller und Gottfried Volk) und in Einquartierungsliste von 1813 Johann Gottfried Volk (1756-1822) genannt wurden. Dessen Tochter Anna Katharina Volk (1789-1858) heiratete 1832 Johannes Wagner (1798-1869). Eine weitere Generation Wagner lebte noch in diesem Haus, danach die Familien Viehmann und Damm. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wird Jakob Viehmann II (1870-1945, genannt „*Ibe* Jacob", Sohn von Johannes Viehmann II und Marie Katharina Hahn) in diesem Haus genannt. Dessen Tochter aus zweiter Ehe, Elfriede Viehmann (1914-1980), heiratete Ernst Damm (1912-1943) aus dem „*Peifersch*-Haus" in der Hintergasse und wurde *„Iwe Friedche"* genannt. Deren Sohn Ernst Ludwig Damm, *„Iwe Ernst",* verkaufte das Haus. Elfriedes Schwester Emma Viehmann heiratete bereits 1930 Ernst Damms Bruder Ludwig Damm II (1905-1980). Beide wohnten ebenfalls im „*Iwe*-Haus", bis sie 1937 in der Bergstraße 1 das „*Damms*-Haus" erbauten, das sich heute noch in Familienbesitz befindet.

Jägersch Das massive Haus (Hüttenbergstraße 19) aus rotem Backstein ist relativ neu. Hier wohnte der Lehrer Heinrich Jäger (1870-), der aus Holzheim stammt und von 1893 bis 1930 an der Allendorfer Schule unterrichtete. Seine Frau Anna Volk (1887-?, genannt „*Kappersch* Anna", Tochter des Ludwig Volk XII) stammte aus dem „*Kappersch*-Haus" in der Untergasse 44. Da die Ehe kinderlos blieb, wurde die Nichte Marie Hels als Erbin eingesetzt. Diese starb jung und deshalb ging das Haus auch an die übrige Familie Hels („*Kappersch*") über. Das Haus trug die Bezeichnung „*Jägersch Haus"*, der Name ging aber nicht auf seine späteren Besitzer und Bewohner (zum Beispiel Helmut Hels, 1935-2001, „*Kappersch* Helmut") über.

Jonese Der Dorfname „*Jonese"* ist aus dem männlichen Vornamen Jonas abgeleitet, der sich wahrscheinlich auf Jonas Heep (1653-1701) und dessen Sohn Jonas Heep (1671-1731) bezieht. Letzterer ist Vater des in der Steuerliste von 1766 als Eigentümer des Hauses Hüttenbergstraße (zuvor Schulstraße, zuvor „Goaswar") 11 genannten Johann Caspar Heep (1717-?) und Großvater des im Einquartierungsverzeichnis von 1813 aufgeführten Hausbesitzers (Johann) Jakob Heep (1749-1820). Später wohnten in diesem Haus die Familie von Ludwig Heep II (1842-1909). Karl Lenz,

„*Jonese* Karl“ (1874-?), der aus dem „*Woanesch*-Haus“ Untergasse 16 stammt, heiratete im Jahr 1899 dessen Tochter Anna Heep (1875-?). Deren aus dem „*Drehannese*-Haus“ Untergasse 41 stammende eingesetzte Erbin Anna Lenz † heiratete 1934 den Schmied Albert Wagner (1912-1940). Später wohnten in diesem Haus die Familien Martini und Steinmüller. Marie Martini, geb. Wagner, † wurde noch „*Jonese* Marie“ genannt.

Juste Dieser Hausname bezieht sich auf das Haus Untergasse 46, in dem laut Einwohnerverzeichnis von 1910 der Schreinermeister Philipp Volk II † wohnte. Eine mögliche Erklärung für den Dorfname könnte sein, dass dieser von dem aus Hermannstein stammenden Müllermeister Johann Jost Hofmann (1722-1788) von der Obersorger Mühle, dessen Tochter Anna Elisabeth (1789-?) im Jahr 1803 Johann Henrich Volk (1776-1836) heiratete (dem Urgroßvater von Philipp Volk II , genannt „*Juste* Anton“), abgeleitet worden ist. Deren Sohn Wilhelm Volk (1909-?) wurde *„Juste Willi“* genannt. Der spätere Müller von der Obersorger Mühle, Anton Plitsch, der um 1860 Katharina Elisabeth Hofmann (1839-1905) aus der Müllerfamilie heiratete, wurde „*Juste* Anton“ genannt, aber auch schon als „*Pitsche* Anton“ bezeichnet. Der Bruder von Anna Elisabeth Volk, geb. Hofmann, war Johann Ludwig Hofmann (1787-?), der Großvater von Katharina Elisabeth Plitsch, geb. Hofmann. Von daher besteht eine Verbindung zwischen dem Haus Untergasse 46 und der Obersorger Mühle. Philipp Volks Tochter Emilie Volk † heiratete August Weller †. Später wohnten bis heute deren Nachkommen in der Familie Weller und Hanitsch (Tochter Christel Hanitsch, geb. Weller) in diesem Haus Untergasse 46.

Kaafmanns Dieser Dorfname wird aus der Berufsbezeichnung Kaufmann abgeleitet und bezieht sich auf die beiden Häuser Triebstraße 1 und 3 (früher Nr. 2), in denen „kaufmännische Unternehmer“ wohnten. In Triebstraße 1 wohnte zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Schreinermeister Johannes Volk II (1861-1936), der seit 1891 mit Auguste Margarethe Volk (1867-1939), Tochter von Johann Ludwig Volk IX (1828-1898) verheiratet war. Deren Sohn Eduard Volk (1904 -?) war ebenfalls Schreiner und wurde *„Kaafmanns Edeward“* genannt, wobei Sohn Albert Volk (1900-1980) 1927 Anna Möglich (1902-1980) heiratete und beide das „*Deiße*-Haus“ Untergasse 5 kauften.

Im Nachbarhaus Triebstraße 3 (früher 2) wohnte zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Fuhrunternehmer und Sandgrubenbesitzer Ludwig Volk II (1870-1945), der in zweiter Ehe mit Margarethe Volk, geb. Volk (1882-1941), verheiratet war. Deren Tochter Marie Ottilie Margarethe Volk (1915-2002, genannt „*Kaafmanns Gretche*“) heiratete Richard Hildebrandt (1911-1944, genannt „*Deiße* Richard“). Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz in der Nachfolgefamilie Briegel.

Johannes Volk II und Ludwig Volk II waren Brüder; deren Eltern waren Johannes Volk XII (1839-1886) und Anna Elisabeth, geb. Volk (1836-1889).

Kappersch Dieser Dorfname stammt von dem männlichen Vornamen Kaspar (Kaspar's) ab. Das Stammhaus ist das „*Kappersch“*-Haus in der Hüttenbergstraße 2. Darin wohnte 1813 die Familie des Wirts Kaspar Volk (1770-1850), Melchiors Sohn. Deren Nachkommen wohnten dort mit dem Hausnamen *„Kappersch“*, so auch nach dem Einwohnerverzeichnis von 1905 der Landwirt und Wirt Ludwig Volk XII sowie der Landwirt Ludwig Volk VIII, und im Einwohnerverzeichnis von 1929 der Land- und Gastwirt Adam Volk VI („*Kappersch* Adam“) sowie der Landwirt Ludwig Volk VIII *(„Kappersch Luwich“*). Die Ehe von Adam Volk blieb kinderlos und sein Bruder Ludwig Volk war ledig. Deshalb setzten sie Leonard Hels (1906-1943) aus dem „*Kappersch*-Haus“ Untergasse 44 ein, dessen Familie zu dieser Zeit noch im „*Gimmelchersch*-Haus“ Hüttenbergstraße 13 wohnte. In erster Linie wird dieser Dorfname heute deren Nachkommen, der Familie Hels, zugeordnet, dem einige Häuser in der Hüttenbergstraße (Nr. 2, 13, 15, 17, 19) gehören. Auf dem Grundstück der abgerissenen Scheune des „*Kappersch*-Haus“ Hüttenbergstraße 2 (jetzt 2 A) errichtete in den 1970er Jahren Reinhold Hels † (*Kappersch* Reinhold) ein neues Wohnhaus.

Das Stammhaus der Familie Hels in der Untergasse 44, das Friedrich Hels I *(*1876-?, *„Kappersch Fritz“)* seit 1904 gehörte, erhielt auch den Namen *„Kappersch“,* weil der aus Dutenhofen stammende Friedrich Hels im Jahr 1903 Maria Volk (1877-?, genannt „*Kappersch* Maria“, Tochter von Ludwig Volk XII aus dem „*Kappersch*-Haus“) heiratete.

Kathrine Der Hausname leitet sich von dem weiblichen Vornamen Katharine ab und bezieht sich auf das Haus in der Triebstraße 20. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnte hier Ludwig Weis III †, der Katharine Leib † aus Kinzen-

bach heiratete, von der dieser Hausname stammt. Deren Tochter Marie Weis (genannt *„Kathrine Morie*“, 1911-1971) heiratete Karl Henkelmann (genannt *„Bettches Karl“,* 1910-1990). Das Haus befindet sich heute noch im Familienbesitz der Nachfolgefamilie Janak.

Keinersch Dieser Name leitet sich von dem Familiennamen des Kaufmanns und Eisenwarenhändlers Heinrich Keiner (1894-1965) ab, der aus Aßlar stammte. Der Hausname *„Keinersch“* ist mit dem Haus Hüttenbergstraße 36 verbunden und dieses Haus befindet sich heute noch im Familienbesitz (Horst Keiner, „*Keinersch* Horst“). Obwohl dessen Schwester Gerda Karl in der Hochstraße wohnt, hat sie diesen Hausnamen mitgenommen und wird heute noch als „*Keinersch Gerdi*“ bezeichnet. Der Schneidermeister Wilhelm Volk VIII, genannt *„Kuotz Wilem“*(1872-1925), der aus dem „*Koutz*-Haus“ (Friedhofstraße 8) stammte, hat das Haus in der Hüttenbergstraße 36 im Jahr 1906 erbaut. Heinrich Keiner heiratete dessen Tochter Marie Volk (1896-1981). Dieser Wilhelm Volk VII ist ein Bruder der Hebamme Marie Binz †, verw. Kreuter, aus dem („*Koutz*-Haus“) und Elisabeth Luh †, der Mutter von Emma Wolf † aus dem Nachbarhaus Hüttenbergstraße 38.

Klaums Dieser Hausname stammt vom Familiennamen Klaum ab und bezieht sich auf das Haus in der Triebstraße 42. Dieses Haus wurde in den 1930er Jahren von dem aus Großen-Linden stammenden Bergmanns Ernst-Ludwig Klaum (1904-1945) erworben und befand sich noch bis Anfang des 21. Jahrhunderts in Familienbesitz. Ernst-Ludwig Klaum war mit Helene Hoßbach (1901-?, aus dem „*Hoßbachs*-Haus“ in der Hüttenbergstraße) verheiratet. Allendorfer Nachkommen der Familie Klaum wohnen heute in der Hochstraße und in der Hintergasse.

Konroads Der Hausname geht auf den männlichen Vornamen Konrad zurück und ist dem Haus Kleinlindener Straße 7 (früher Untergasse 55) zugeschrieben. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 wohnten Konrad Mandler sowie Wilhelm und Wilhelmine Mandler in diesem Haus. Konrad Mandler (1854-?), Sohn von Johann Georg Mandler, stammte aus Kinzenbach und heiratete 1878 Maria Dormehl (1852-1926), Tochter von Johann Heinrich Dormehl. Deren Tochter Wilhelmine Mandler (1886-1974), genannt *„Konroads Mienche“* heiratete 1912 Ludwig Heep VII (1885-1963, genannt „*Bettches Luwi*“) aus der Mühlgasse (Kleebachstraße) 2. Deren Tochter Luzie Heep (1922-2009) hei-

ratete Walter Lang (1920-2001) und wurde noch „*Konroads* Luzie“ genannt. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz der Nachfolgefamilien Lang und Seng.

Krauskopps Dieser auf das Haus Friedhofstraße 13 bezogene Hausname leitet sich von dem Familiennamen Kraußkopf ab, denn im Einwohnerverzeichnis von 1905 wohnte Peter Adam Kraußkopf †, laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnten die Familien von Albert und Peter Kraußkopf in diesem Haus, später die Familie von Friedrich Euler *(*1902-?, *„Dreute Fritz“*), der die Tochter Wilhelmine Kraußkopf (1898-?) heiratete. Das Haus wurde verkauft.

Kreutersch Dieser Hausname entstammt dem Familiennamen Kreuter und bezieht sich auf das Haus in der Kleinlindener Straße 9 (früher Untergasse 57). Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 wohnte Johannes Kreuter, 1929 dann dessen Sohn Ludwig Kreuter I in diesem Haus. Johannes Kreuter (1845-?), Sohn von Johannes Kreuter und Susanna geb. Volk, heiratete 1876 Katharina Volk (1859-1885), die Tochter von Johann Anton Volk III (1828-1903) und Elisabertha Euler (1826-1903), und er erbaute zu Beginn des 20. Jahrhunderts dieses Haus. Deren Nachkommen, zum Beispiel Helga Gelchsheimer, die noch lange in diesem Haus wohnte, wird immer noch „*Kreutersch* Helga“ genannt.

Kuotz Der Ursprung dieses Dorfnamen ist nicht bekannt. Vielleicht bezieht er sich auf den Namen Kunz (Cunz), der im 16. Jahrhundert als Familienname in den Steuerlisten aufgeführt wurde. Vielleicht bezieht sich der Name auch auf eine ganz andere Bezeichnung, z.B. auf den Beruf Koch. Der Hausname wird dem Haus Friedhofstraße 8 zugeordnet. Dieses Haus wurde 1898 von dem Schneider Wilhelm Volk VII (1872-1923, Sohn von Ludwig Volk XV) erbaut, der 1895 Maria Jung, Tochter von Johannes Jung II, heiratete. Doch davor stand bereits ein älteres Haus an der Stelle.

In der Steuerliste von 1766 wird Johann Ludwig Schmitt als Besitzer dieses vorherigen Hauses und *„Henrich Volck, Jakobsohn“* als Nachfolger genannt. Es ist davon auszugehen, dass der aus Rodheim stammende Johann Ludwig Schmitt (1712 -1778), der die Allendorferin Anna Elisabeth Böhmer (1709 -1768) heiratete, hier gemeint ist.

Vermutlich wurde das Haus an die Verwandten der verstorbenen Ehefrauen in der Familie Volk, jenen Johann Henrich Volck (1741-1796), weiter gegeben. Laut Einquartierungsliste von 1813 wohnte dessen Sohn Henrich Wilhelm Volck (1783 -1826), der Leutnant in der Landwehr

war, in diesem Haus genannt, danach dessen Sohn Johannes Volk VIII (1818 -1896, von Beruf Schmied). Wiederum dessen zunächst nicht eheliche Tochter Maria (1845-?) heiratete den Schneider Ludwig Volk XV (1843-1912), der laut Einwohnerverzeichnis von 1910 in diesem Haus wohnte und „*Koutz Schneider*" genannt wurde.
1918 heiratete Heinrich Binz III. (1868-1946, Fleischbeschauer und Ortsdiener) in dritter Ehe die Tochter des als *„Kuotz-Schneider"* bezeichneten Ludwig Volk (1843-1912), nämlich die Witwe und Hebamme Marie Kreuter, geborene Volk (1879-1940), und zog in ihr Haus (Friedhofstraße 8). Nach deren Tod 1940 kehrte er wieder in das Haus Untergasse 38 zurück. Das Haus Friedhofstraße 8 ist heute noch im Besitz der Familie Binz (Kurt Binz).
Die beiden anderen Kinder des als *„Kuotz-Schneider"* bezeichneten Ludwig Volk bauten in der Schulstraße (heute Hüttenbergstraße) neue Häuser: Sohn Wilhelm Volk VII (1872-1923, ebenfalls von Beruf Schneider) erbaute im Jahr 1906 das Haus Hüttenbergstraße 36, das später „*Keinersch*-Haus" heißt, weil der Eisenwarenhändler Heinrich Keiner (1894-1965) aus Aßlar Wilhelm Volks Tochter Marie (1896-1981) heiratete.
Tochter Elisabeth Volk † und ihr Mann Wilhelm Luh † erbauten einige Jahre zuvor das Haus Schulstraße (später Hüttenbergstraße) 38. Auch dieses Haus in der Hüttenbergstraße 38, in dem 1929 die Bau- und Möbelschreinerei Otto Wolf untergebracht war, wird „*Kuotz*-Haus" genannt. Otto Wolf (1899-?) heiratete 1925 deren Tochter Emma Luh (1903-?).



Abb. 4: Untergasse mit Blick auf das „Schustersch-Haus" und das „Damborsch-Haus", ca. 1910.

Lange(r)hannese Der Dorfname *„Lange(r)hanese"* wird dem Haus Untergasse 27 zugeschrieben. Der Namensteil *„Lange"* könnte von dem Dorfnamen *„Langes"* stammen, der Namensteil *„Hannes"* stammt von dem männlichen Vornamen Johannes. Laut der Einwohnerverzeichnisse vom Beginn des 20. Jahrhundert wohnte Johannes Volk I (1855-?, Sohn von Jakob Volk, verheiratet seit 1883 mit Elisabeth Wagner, 1860-?, Tochter von Kaspar Wagner) in diesem Haus, daneben wurden im Einwohnerverzeichnis von 1910 außerdem Heinrich Volk I und Wilhelm Volk IX genannt. Nachfahren der „*Lange(r)hannesse*-Sippe" finden sich im „*Meyersch*-Haus" („*Langerhannese Luwi"*, Untergasse 43), im „*Großhause*-Haus" gegenüber (Untergasse 40) und im „*Berchäusersch*-Haus" (Triebstraße 26) wieder. Nach dem Allendorfer Familienbuch ist dieser Johannes Volk I identisch mit Johannes Volk (1855-1836, Sohn von Johann Jakob Volk, 1833-1904). Dessen Großvater war der in der Einwohnerliste von 1813 verzeichnete Johann Ludwig Volk (Adams Sohn) aus dem „*Langes*-Haus" Friedhofstraße 5.

Langes Das mittlerweile abgebrochene Haus Friedhofstraße 5 wurde als *„Langes*-Haus*"* bezeichnet. Der Hausname *„Langes"* ist aber nicht zu deuten. Vielleicht wohnte hier irgendwann einmal eine Familie Lang, die allerdings im Familienbuch nicht zu finden ist. Vielleicht war unter den Hausbesitzern ein körperlich langer Mensch gewesen, von dessen Körpergröße der Hausnamen abgeleitet worden ist. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte dieses Haus Johann Ludwig Volk, Adams Sohn (vermutlich Johann Adam Volck, 1743-1779). Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 gehörte dieses Haus zu jener Zeit dem Zimmermeister Karl Luh I (1929), später wohnte hier die Familie Constanz, denn Heinrich Constanz sen. † heiratete die Tochter Katharina Luh †. Albert Luh (1908-?), der lange in diesem Haus wohnte, wurde „*Langes* Albert" genannt. Er ist der Sohn von Heinrich Luh I † und Katharina Wagner †. Luise Luh † heiratete Jakob Heep II †.

Auch das Haus später gebaute Haus in der Hüttenbergstraße 18 wird als „*Langes*-Haus" bezeichnet. Hier lebten die Familien Heep (Heinrich Heep und Marie, geb. Häuser) und Seipp.

Lene Dieser Hausname ist von dem weiblichen Vornamen Helene abgeleitet und bezieht sich auf das Haus Untergasse 31. Im Jahr 1910 wohnte der Schuhmacher Wilhelm Volk VI †, der Großvater des heutigen Hausbesitzers, in diesem

Haus. Dieser heiratete eine Helene Müller (1863-?) aus Allertshausen. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 war dort bereits das Maler- und Weißbindergeschäft Ludwig Weiß V (1893-?). Er stammte aus Watzenborn-Steinberg und heiratete die Tochter des Ehepaars Volk/Müller, Lina Volk (1895-?). Heute wohnt dort deren Sohn Hans Ludwig Weiß, genannt „*Lene* Hans".

Lichs Der Hausname *„Lichs"* stammt von dem Familiennamen Lich und bezieht sich auf das Haus Untergasse 19 aber auch auf das Haus Triebstraße 15 (früher 8). Laut den vorliegenden Einwohnerverzeichnissen wohnte der aus Münchholzhausen stammende Friedrich Lich I (1863-?, Sohn von Friedrich Wilhelm Lich) im Haus Triebstraße 8 (später 15). Er war seit 1888 mit Marie Weis (1869-?), Tochter von Ludwig Weis † und Anna Maria, geb. Mampoteng †, verheiratet. In diesem Haus wohnte später deren Nachkommen in der Nachfolgefamilie Ufer und es befindet sich heute noch in Familienbesitz. Friedrich Wilhelm Ufer (1905-?) aus Kleinlinden heiratete 1929 Frieda Lich (1906-?), Tochter des Friedrich Lich.

Im Haus Untergasse 19 wohnte laut den Einwohnerverzeichnissen von 1910 und 1929 Heinrich Ulm (1863-1937) und 1929 auch Friedrich Lich II (1895-1980, Sohn des Maurers Friedrich Lich † und Marie, geb. Weis †). Dieser heiratete 1919 Marie Ulm (1896-?), Tochter des Bergmanns Heinrich Ulm, die den Dorfnamen *„Binzhannese*" trugen. Es ist deshalb davon auszugehen, dass das Haus Untergasse 15 vor 1919 das „*Binzhannese*-Haus" genannt wurde.

Liesches Der Name deutet auf die Nachkommen einer Elisa(beth)a hin. Die linke Haushälfte des Hauses Friedhofstraße 7 wurde als *„Liesches*-Haus" bezeichnet. Hier wohnte bis Ende des 19. Jahrhunderts der aus Naunheim stammende Andreas Heinrich, der 1868 Elisabetha Kern (1845-1916) heiratete. Vielleicht ist sie die Namensgeberin der *„Liesches"*. Sie war die Tochter von des Lehrers Georg Kern, der ebenfalls aus Naunheim stammte. Später wohnte in diesem Haus Ludwig Heinrich (1880-?, genannt *„Liesches Luwich"*).

Auch dem heutigen Haus Hüttenbergstraße 3 wird der Hausname *„Liesches"* zugeordnet. Anfang des 20. Jahrhunderts wohnte hier Friedrich Heinrich sen., „*Liesches* Heinrich" (1871-1937), Sohn des Andreas Heinrich aus der Friedhofstraße, der in dieses Haus einheiratete, und danach Friedrich Heinrich, jun. (1898-?), der 1923 Marie Amend (1889-?) heiratete. Als letzte Bewohnerin dieses Hauses

wurde deren Tochter Marianne Schneider †, geb. Heinrich, noch „*Liesches* Marianne“ genannt.
Das ursprünglich an dieser Stelle stehende Haus gehörte laut Steuerliste von 1766 Johannes Hep, wobei das Grundstück Jakob Volk, Balzers Sohn (von nebenan), gehörte. Hier handelt wohl um Johannes Hep (1734-?), deren Nachkommen kinderlos waren. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte das Haus Johannes Volk. Hier könnte es sich um Johannes Volk (1754-?) aus dem Nachbarhaus („*Hanams*-Haus“) handeln, denn er war der Sohn des Mitgrundstückseigentümers Jakob Volck. Eine verwandtschaftliche Bindung zu der später in diesem Haus wohnenden Familie Heinrich kann nicht hergestellt werden. Allerdings heiratete ein Albert Heinrich eine Marie Heep (1909-2000), Tochter des Ludwig Heep V †.

Mampedins Der Familienname Mampoteng ist ein französischer Hugenottenname. Der von diesem Familiennamen abgeleitete und im oberhessischen Dialekt abgeschliffene Hausname *„Mampedins“* ist mit dem Haus Untergasse 11 verbunden. Ludwig Weis IV (1845-1929), der laut Einwohnerverzeichnis von 1910 noch in der Untergasse 11 („*Mampedins*-Haus“) genannt wird, war seit 1869 verheiratet mit Anna Maria Mampoteng, Tochter von Johann Georg Mampoteng und Elisabeth, geb. Köhler, aus Münchholzhausen. Beide zogen später in das *„Petersch Haus“* in der Hintergasse 1. Das Haus Untergasse 11 gehörte zuvor der Familie Weis, denn im Einwohnerverzeichnis von 1910 wurden in diesem Haus neben Ludwig Weis IV auch noch Ludwig Weis I und Ludwig Weis II verzeichnet. Letzterer baute ein neues Haus in der Triebstraße 20 (das „*Kathrine*-Haus“).

Meiersch Dieser Dorfname geht auf den Familiennamen Meyer zurück und ist mit dem Haus Untergasse 43 verbunden. In diesem Haus wohnten laut dem Einwohnerverzeichnis von 1910 der Invalide Ludwig Viehmann II, der Weißbinder Ludwig Viehmann IV (1889-?) und der Arbeiter Wilhelm Viehmann. Bei Ludwig Viehmann II handelt es um den 1856 geborenen Sohn von Johann Ludwig Viehmann (1812-1886) und Maria Katharina, geb. Hahn (1817-?). Ludwig Viehmann II heiratete 1888 Maria Meyer (1863-1941), Tochter des aus Herzfelde in Sachsen stammenden Bahnaufsehers Johann Ludwig Meyer, der wiederum seit 1862 mit Allendorferin Anna Maria Luh (1825-1900) verheiratet war.

Die Tochter von Ludwig Viehmann II † und Maria, geb. Meyer, Margarete Viehmann (1895-1969), heiratete Ludwig Volk IX (1892-1976, *„Langerhannese Luwi"*) aus dem „*Langerhannese*-Haus". Deren Nachkommen tragen – auch wenn sie später nicht mehr dort wohnen, den Dorfnamen *„Meiersch"*. So wird zum Beispiel der im Kahlweg wohnende Friedel Volk heute noch „*Meiersch* Friedel" genannt wird. Auch das Haus Kleinlindener Straße 3 (früher Untergasse 50), wird „*Meiersch*-Haus" genannt. Dieses wurde erbaut von Marie Viehmann † („*Meiersch* Marie") und ihrem Ehemann Wilhelm Luh VI. Dort wohnte später die Nachfolgefamilie Schimmel, die es vor einigen Jahren allerdings verkaufte.

Möglichs Dieser Hausname bezieht sich auf das Haus in der Untergasse 9 und auf den Familiennamen Möglich. In den Einwohnerverzeichnissen von 1910 und 1929 wurde die Familie des aus Lützellinden stammenden Maurermeisters Ludwig Möglich (1880-1944) in diesem von ihm erbauten Haus genannt, der 1902 Anna Volk (1879-1957) heiratete, die Tochter von Ludwig Volk XI (1841-1917). Im Vorgängerhaus wohnten laut Einwohnerverzeichnis von 1905 Ludwig Volk XI, der mit Maria Hildebrand (1838-1895) verheiratet war. Das vorher dort stehende Haus wurde abgerissen und stattdessen wurde das „*Möglichs*-Haus" (Untergasse 9) und (durch den Schwager Ludwig Hofmann II) das „*Hofmanns*-Haus" (Untergasse 9 A) erbaut. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte das Vorgängerhaus Wilhelm Volk und Johannes Volk. Die Eltern von Ludwig Volk XI sind Ludwig Volk I (1790-1862) Maria Elisabeth Wagner (1795-1863, Tochter des großherzoglichen Schultheißen). Im Einquartierungsverzeichnis von 1813 wird Großvater Johannes Volk (1751-1834) von der „*Zellerhennese*-Sippe" in diesem Haus genannt.

Die Tochter Marie Volk † (genannt „*Möglichs* Marie") heiratete den aus Heuchelheim stammenden Ernst Burk †. Noch heute wohnen dessen Nachkommen in der Nachfolgefamilie Burk in diesem Haus. Die Tochter Anna Volk (1902-1980, genannt „*Möglichs* Anna") heiratete Albert Volk (1900-1980, genannt „*Kaafmanns* Albert") und beide kauften das „*Deiße*-Haus" Untergasse 5. Die Tochter Cäcilie Karola Möglich (1919-1994, genannt „*Möglichs Cilli*") heiratete den aus Rechtenbach stammenden Wilhelm Rehorn † und baute mit ihm 1949 am alten Sportplatz ein neues Haus.

Mohrsch Der Hausname *„Mohrsch"* geht auf den Familiennamen Mohr zurück. Dieser Hausname ist mit dem Haus Unter-

gasse 10 verbunden, das laut Einquartierungsliste von 1813 Jakob Volk (1772-?), Sohn von Johann Melchior Volck (1742-?) aus dem Nachbarhaus, gehörte. Dieser übernahm das Haus von seinem Großvater Johann Peter Volck (1717-?), der laut Steuerliste von 1766 als Eigentümer dieses Hauses genannt wurde. Jakob Volk heiratete im Jahr 1802 Catharina Maria Mohr (1775-1847), Tochter des aus Leihgestern stammenden Johann Caspar Mohr, der 1774 nach Allendorf/Lahn heiratete, nämlich Anna Margarethe Binz. Noch heute ist das Haus Untergasse 10 im Besitz der Familie Volk; der derzeitige Besitzer, Reinhard Volk, wird „*Mohrsch* Reinhard", und sogar dessen Sohn Maximilian Volk wird heute noch „*Mohrsch Max"* genannt. Der Name ist im Laufe der Zeit auch auf Bewohner anderer Häuser übergegangen, zum Beispiel „*Mohrsch* Ewald" (1926-2007) im Haus Untergasse 14, „*Mohrsch* Arthur" † im Haus Kleinlindener Straße 11, erbaut von dessen Vater Heinrich Volk X †, der aus dem Haus Untergasse 10 stammte und dessen Vater Jakob Volk V † war.

Das ursprüngliche Haus Untergasse 2 wurde „*Mohrhannese*-Haus" genannt, aber 1910 abgebrochen. In diesem Haus wohnte laut Einquartierungsliste von 1813 Kaspar Mohr. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um den oben genannten Johann Caspar Mohr, Sohn des Leihgesterners Adam Mohr. Caspar Mohr war seit 1774 mit Anna Margarethe Bintz (1730-1817) verheiratet, Tochter von Caspar Bintz (1713-1777). Woher der Namensbestandteil *„Hannes"* kommt, ist fraglich. Vermutlich wohnte später ein Nachfahre namens Johannes in diesem Haus.

Müllersch Dieser auf die Häuser Friedhofstraße 15 und 28 bezogene Namen stammt von dem Familiennamen Müller, in denen die Familien Müller (1910: Heinrich Müller 1929: Ludwig Müller II), und die Nachfolgefamilien Wagner und Fischer (Nr. 15) sowie Müller und Lenz (Nr. 28) wohnten. In der Obergasse wurde Friedrich Müller † genannt, der mit Margarethe Dormehl † verheiratet war. Ludwig Müller II (1882-?), Sohn von Ludwig Müller I †, heiratete 1907 Katharina Luise Hofmann (1880-?) aus Bersrod. Deren Tochter Marie (1907-1997) heiratete 1926 Ernst Wagner (1903-1972), „*Schustersch* Ernst".

Muhls Der seit vielen Jahren untergegangene Dorfnamen bezieht sich auf den hinteren Teil des Hauses Friedhofstraße 12, in dem laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 der aus Alten-Buseck stammende Johannes Mühl (oder Muhl) †

wohnte. Im vorderen Teil des Hauses wohnte zu dieser Zeit Johann Caspar Bepler (1770-1841), der laut Steuerliste von 1766 als Eigentümer (des vorderen Hauses) genannt wird. Johannes Mühl war mit Anna Catharina Hufschmitt (1764-1814), Johann Caspar Bepler war mit deren Schwester Maria Elisabeth Hufschmitt † verheiratet. Deren Eltern waren der aus Großen-Linden stammende Schuhmacher Johann Henrich Hufschmitt und Anna Helena Zimmermann (1723-1792), Tochter des aus Fellingshausen stammenden Johannes Zimmermann (1684-1738). In der Steuerliste von 1766 wird Johann Henrich Schmidt als Eigentümer des hinteren Hauses genannt. Wahrscheinlich meinte der Ersteller der Steuerliste *Huf*schmidt und vergas die ersten drei Buchstaben. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 wird Heinrich Volk IX (1854-1895), bzw. dessen Witwe Luise geb. Drommershausen (aus Dutenhofen stammend), in diesem Haus genannt. Heinrich Volks Eltern waren der Polizeidiener Johann Henrich Volk (1819-1872) und Elisabetha Heep, Tochter von Johann Diederich Hep (1777 -1850) und Maria Catharina Bepler (1776 -1841), der Schwester von Johann Caspar Bepler. Später wohnte in diesem Haus die Familie Viehmann. Die Witwe von Heinrich Volk IX erbaute schließlich in das Haus Untergasse 53 (heute Kleinlindener Straße 5) und nahm den Namen Dorfnamen *„Muhls"* in dieses Haus mit. Deren Sohn Karl Volk II † wurde „*Muhls* Karl" genannt. Dieser heiratete Margarethe Euler (*„Hoardte Gretche"*) und deshalb setzte sich allmählich der Hausname *„Hoardte"* auch für das Haus Kleinlindener Straße 5 durch, das sich heute noch in Familienbesitz befindet ebenso wie der daneben errichtete Neubau.

Oartsdienersch Dieser Dorfname geht auf die Funktion des Ortsdieners oder Polizeidieners zurück und bezieht sich auf das Haus Untergasse 36. Hier werden laut den Einwohnerverzeichnissen von 1905 und 1910 der Schlosser und Schmied Ludwig Volk VI sowie der Polizeidiener, Schmiede- und Schlossermeister Ludwig Volk XVIII und 1929 nur noch der Schmied Johann Ludwig Volk VI (1874-?) genannt, der 1899 Marie Hildebrand (1874-?) heiratete. Dessen Vater war der Polizeidiener Ludwig Volk XVIII (1848 -1925), dessen Vater Johannes Volk VIII (1818-1896) ebenfalls Schmied von Beruf war. Auch deren Nachkommen waren in der Mitte des 20. Jahrhunderts als Schmied tätig, z.B. Albert Volk † (1909-?, genannt „*Oartsdienersch* Albert") und Ernst Volk † (genannt „*Oartsdienersch* Ernst"). Die Schmiedewerk-

statt dieser beiden Allendorfer Originale wurde als *„Oartsdienersch schnelle Schmidt"* bezeichnet.

Olise Wahrscheinlich leitet sich dieser Hausname von dem weiblichen Vornamen Elisabeth in der Verbindung mit einem mit dem Buchstaben „a" endenden vorangestellten Vornamen, ab und ist mit den Häusern Obergasse 18 und 18 ½ (erbaut 1927) verbunden. Diese Wortspiele waren zu jener Zeit nicht unüblich. Im Einwohnerverzeichnis von 1813 ist Konrad Wagner als Besitzer des Hauses Obergasse 18 genannt, bei dem es wahrscheinlich um Johann Conrad Wagner (1771-1855), Sohn des gleichnamigen Schultheißen, handelt. Er heiratete 1794 Anna Elisabeth Weygel (1769-1779), und nach deren Tod Catharina Maria Weygel (1774-1814), beides Töchter des Johann Jakob Weygel. Caspar Volk (1807-1879) heiratete 1830 die Tochter Conrad Wagners aus zweiter Ehe, Katharina Elisabeth Wagner (1804-1876). Deren Enkel Philipp Volk I (1865-?) ist in den Einwohnerverzeichnissen von 1905 und 1929 in diesem Haus genannt. Wahrscheinlich war eine der beiden in diesem Haus wohnenden Elisabeths die Namensgeberin. Dessen Tochter Anna Volk heiratete Karl Viehmann. Das Haus Nr. 18 ½ befindet sich heute noch in Familienbesitz der Nachfolgefamilie Viehmann.

Oppersch Der Hausname *„Oppersch"* bezieht sich auf den Familiennamen Opper und die Häuser der Familie Aubach 1 (früher Wiesenstraße 1, heute noch in Besitz der Familie Opper (laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnten hier Philipp Volk V (die auch *„Mieps"* genannt wurden) und Heinrich Rees) und Triebstraße 18 (laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnte hier Heinrich Opper).

Das Haus Aubach 1 gehörte zuvor der Familie Volk (Sippe *„Adams"*) und hatte wahrscheinlich einen anderen Hausnamen. Philipp Volk V (1884-?) heiratete die aus Wollmar stammende Elisabetha Rees (1884-?). Er ist der Sohn von Jakob Volk IV aus dem „*Philippse*-Haus" in der Untergasse 12

Ottos Der Hausname *„Ottos"* stammt von dem männlichen Vornamen Otto ab und bezieht sich auf das Haus Triebstraße 16 (früher 18). Dieses wurde 1910 von Otto Volk I (genannt *„Geiersch Otto"*, 1885-1950, aus dem „*Geiersch*-Haus" Hüttenbergstraße 9 stammend) erworben. Er ist der Sohn von Ludwig Volk XIX (1852-1922). Otto's Sohn Otto Volk III (1916-2011) heiratete später in das „*Mohrsch*-Haus" in der Untergasse 10. Tochter Marie Volk („*Ottos* Marie",

1910- 1993) heiratete Franz Opper („*Oppersch* Franz"), deren Tochter Hannelore heiratete Wilfried Weber (genannt „*Binze* Wilfried"), die das Haus heute noch bewohnen.

Peifersch Der Name ist mit dem Haus Hintergasse 5 verbunden. Dieses Haus gehörte laut Steuerliste von 1766 Johann Balser Luh 1696 -1776), danach dessen Sohn Johann Balthasar Luh (1743-1813) und laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 dessen Sohn Georg Philipp Luh (1769-?), einem Küfer, der allerdings später (1825) vermutlich in das „*Gimbels*-Haus" einheiratete. Der Bruder dessen Vaters, Johann Andreas Luh (1740-?) heiratete 1769 eine Catharina Juliane Pfeifer, Tochter des Jakob Pfeifer aus Kleinlinden. Es kann durchaus sein, dass der Hausname von dieser Tante hergeleitet wird; vielleicht wohnte dieses Ehepaar vor oder nach 1813 in diesem Haus. Der Wagner und Stellmacher Johann Philipp Findt (1839-1913) heiratete 1864 Katharina Elisabeth Luh (1834-1905), Tochter von Johannes Luh (1793 -1873) und Enkel von Georg Philipp Luh. Der Schuster Ludwig Damm I (1874-1925) aus Allendorf/Lumda heiratete im Jahr 1900 Margarethe Findt (1873-1925) und damit in dieses Haus. Anfang des 20. Jahrhunderts wird neben Philipp Findt auch der Schuhmachermeister Ludwig Damm I in diesem Haus genannt; im Einwohnerverzeichnis von 1929 wird die Witwe Margarete Damm, geb. Findt in diesem Haus genannt. Deren Tochter Anna Jurasik, geb. Damm (1904-1975) wohnte weiter in diesem Haus, danach noch eine Generation der Familie Jurasik, bevor das Haus Ende des 20. Jahrhunderts verkauft wurde.

Aber auch das Haus Untergasse 2 wird als „*Peifersch* Haus" bezeichnet. Hier wohnte laut Einwohnerverzeichnis von 1929 Wilhelm Luh II, später die Familie Schupp. Es ist davon auszugehen, dass die Familie Luh im Haus Untergasse 2 aus dem Haus Hintergasse 5 stammt. Anzumerken ist, dass das Haus, das ursprünglich an dieser Stelle stand, das „*Mohrhannese*-Haus" 1910 abgebrochen wurde.

Der aus dem „*Peifersch*-Haus" stammende Ludwig Damm II (1905-1980) heiratete 1930 Emma Viehmann und damit in das „*Iwe*-Haus". Beide erbauten in den 1937 das „*Damms*-Haus" in der Bergstraße 1, das sich heute noch in Familienbesitz befindet. Ludwig Damms (II) Bruder Ernst Damm (1912-1943) heirate ebenfalls in das „*Iwe*-Haus", nämlich Emma Viehmanns Schwester Elfriede *(„Iwe Friedche").*

Peterhannese Der Hausname „*Peterhannese"* leitet sich aus den Vornamen Peter und Johannes her, ist aber heute nicht mehr den Namensgeber zuzuordnen. Vielleicht ist der Name auch eine Differenzierung von dem Dorfnamen *„Petersch"*. Der Name bezieht sich auf das Haus Hüttenbergstraße 32, in dem 1929 die Familie von Ludwig Schmidt III („*Peterhannese Luwich*"), später deren Nachfolgefamilien Hahn und Döll wohnten. Als „*Peterhannese-Schwarz"* wurde auch Johann Ludwig Volk XIV (Sohn des Johann Martin Volk) bezeichnet, der 1864 Anna Elisabeth Steinmüller heiratete. Johann Martin Volk ist der Sohn von Johannes Volck (1765-1847), Enkel von Johann Melchior Volck (1742-1820) und Urenkel von Johann Peter Volck (1708-1785). Die Verbindung der Familien Schmidt, Hahn und Döll mit der Familie Volk konnte aber nicht geklärt werden.

Petersch Der Dorfname ist aus dem männlichen Vornamen Peter abzuleiten. Das Haus Hintergasse 1 hat die Bezeichnung „*Petersch*-Haus". Nach der Steuerliste von 1766 gehörte dieses Haus Henrich Loh/Luh und ging in der Folge auf Peter Volk und Johannes Volk über. Aus der Einquartierungsliste von 1813 geht hervor, dass dort Johannes Volk, Peter's Sohn wohnte. Im Allendorfer Familienbuch existiert ein Johannes Volck (1776-1815), dessen Eltern Johann Peter Volck (1741-1814) und Maria Catharina Luh (1739-1800) waren. Bei diesem Peter handelt es sich wahrscheinlich um den Stammvater der „*Petersch* Sippe". Johann Georg Heep (1822 -1898) heiratete im Jahr 1849 vermutlich Peters Nachfahrin Katharina Elisabeth Volk (1830-1878) und damit in dieses Haus ein. Der Knecht der Obersorger Mühle, Wendel Arnold aus Winnen (1859-1931) heiratete 1892 Marie Heep (1861-1931) aus diesem Haus. Dieses Ehepaar starb ohne Erben am selben Tag und vermachte das Haus Ludwig Weis II (1845-1929), der laut Einwohnerverzeichnis von 1910 noch in der Untergasse 11 („*Mampedins*-Haus") und 1929 in diesem Haus genannt wird. Er war verheiratet mit Anna Maria Mampoteng verheiratet. Philipp Heep II (1866-?) heiratete 1892 deren Tochter Elisabetha Weis (1871-1923). Später wohnten noch dessen Nachkommen (Familien Weis und Gött) in diesem Haus. Philipp Heep II, genannt „*Petersch* Philipp", erbaute Anfang des 20. Jahrhundert ein neues Haus in der Triebstraße 17. In diesem Haus blieb dessen Sohn Karl Heep (1888-?) und wohnt heute noch dessen Enkel Reinhold Heep, genannt „*Petersch* Reinhold". Dessen verstorbener Bruder Karl Heep

und dessen verstorbener Cousin Werner Heep bauten Am Weinberg neue Häuser und wurden als „*Petersch* Karl“ und „*Petersch* Werner“ bezeichnet. Zwei andere „*Petersch*-Stämme“ Ludwig Heep † und Philipp Heep III †, ebenfalls beides Söhne von Philipp Heep II, bauten den 1920er und 1930er Jahren in der Triebstraße die Häuser 38 und 40, die heute ebenfalls als „*Petersch*-Häuser“ bezeichnet werden; beide befinden sich noch in Familienbesitz der Nachkommen in den Familien Heep und Kehl. Der Dorfname *„Petersch“* wird jedenfalls heute noch der Familie Heep aber auch der Familie Weis zugeordnet. Ludwig Weis aus der Kleinlindener Straße ist heute noch als „*Petersch Luwich*“ bekannt.

Philippse Der Dorfname *Philippse* stammt offensichtlich von dem männlichen Vornamen Philipp ab. Das Haus Hüttenbergstraße 37 wurde das „*Philippse*-Haus“ genannt, auch wenn dort eine Familie Volk (später Becker) wohnte. Da das Haus neueren Baujahrs ist, kann davon ausgegangen werden, dass jemand aus dem Stammhaus der *Philippse* aus der Hintergasse dieses Haus errichtet hat.

Das Stammhaus, bzw. die Stammhäuser der *Philippse*-Sippe dürften in der Hintergasse gewesen sein, denn das Haus Hintergasse 3 wurde als *„Philippse voane“* (vorne) und das (im Jahr 1952 abgebrochene und durch ein neues Haus ersetzte) Nachbarhaus Hintergasse 4 wurde als *„Philippse hianne“* (hinten) bezeichnet, wobei Nr. 4 wohl das ältere, das eigentliche Stammhaus der *„Philippse“* ist. Im Haus Nr. 4 wohnte zunächst Philipp am End (* 1681), dessen Grabstein sich seit 2013 in der Kirche befindet und zuvor viele Jahre in der Kirchhofmauer überdauerte. Er heiratete 1708 - von der Untersorger Mühle (im Besitz der Familie Am End seit mindestens 1595) stammend - in dieses Haus ein, und ist als Stammvater der *„Philippse“* zu betrachten. Nach ihm wohnten in diesem Haus Johann Jacob am End (1713-1762), Johann Adam Amend (1743-1806), der in der Steuerliste von 1766 als Eigentümer genannt wird, sodann im Haus Nr. 3 und Johann Georg Philipp Amend (1785-1853), der auch in der Einquartierungsliste von 1813 als Eigentümer genannt wird, und Johannes Amend II. (1821 - 1885). Die Tochter des letztgenannten, Katharina Elisabeth Amend (1848-1918), eine Hebamme, heiratete Johann Philipp Steinmüller (1848-1898), der aus dem abgebrochenen „*Stoamellersch*-Haus“ Obergasse 4 stammte. Das Haus Hintergasse 4 ist heute noch im Besitz der Familie

Steinmüller. Philipp Amend II (1847-1925; Bruder von Katharina Elisabeth Steinmüller, geb. Amend) übernahm das Haus Nr. 4. Dessen Tochter Anna Amend (1900-?) heiratete 1926 Richard Binz (1902-?, Sohn von Heinrich Binz III.), deren Tochter Margarete Luise (genannt: Gretel) Binz heiratete 1951 Friedrich Gick, die das Haus noch bis vor einigen Jahren in Besitz hatten.

Aber auch das Haus Untergasse 12 wird als „*Philippse* Haus" bezeichnet. Dieses gehörte laut Steuerliste von 1766 Johann Melchior Volck (1742-?) und laut Einquartierungsliste von 1813 zu jener Zeit dem aus Bürgeln stammenden Johann Jost Dormehl (1731-1828), der 1774 Maria Margarethe Volck (1740-?), und Witwe des Johann Jakob Volck (1731-1769) heiratete. In jener Zeit war dieses das Stammhaus der Dormehls, also das „*Dormehls*-Haus". Melchior und Marie Margarethe Volck waren Kinder des Johann Peter Volck (1717-?) und Elisabeth Margarethe Volck aus dem Nachbarhaus Untergasse 10 (*„Mohrsch"*). Eine (verwandtschaftliche) Beziehung zu den „*Philippse*-Häusern" in der Hintergasse konnte jedoch nicht ermittelt werden. Im Einwohnerverzeichnis von 1910 ist dort der Landwirt Jakob Volk IV als Eigentümer verzeichnet. Dessen Tochter Luise Volk (1888-?9 heiratete 1922 Karl Schütz (1887-?). Später wohnte in diesem Haus die Nachfolgefamilien Constanz. Das Haus wurde aber verkauft.

Auch das Haus in der Untergasse 21 wurde „*Philippse-hannese*" genannt. Der Metzger Friedrich Binz I (1898-1969, genannt *„Zellekappersch Fritz"),* erbte dieses Haus von Johannes Amend IV (1855-1925) und dessen Frau Elisabethe geb. Amend (1869-?), die keine Nachkommen hatten. Beide Amends stammten aus den „*Philippse*-Häusern" der Hintergasse. Die Eltern von Elisabethe Amend (geb. Amend) waren Johannes Amend III (1836-1883) und Elisabeth, geb. Volk (1835-1908). Damit war der *„Zellekappersch Fritz"* der Neffe seiner Erblasserin. In diesem Haus wohnen bis heute die Nachkommen der Familie Binz in den Familien Kutscher. Die Mutter der heutigen Hausbesitzer, Marie Kutscher (1923-2013) wurde noch „*Zellekappersch* Marie" und das Haus wird heute „*Zellekappersch*-Haus" genannt.

Pitze

Der Dorfname *„Pitze"* geht auf den Familiennamen Pitz zurück und ist mit Häusern Untergasse 4 bis 8 verbunden, in denen laut Einwohnerverzeichnis von 1910 Ludwig Lenz VI und Johannes Lenz VI (Untergasse 4), Heinrich Gärth (später Karl Gärth, 1891-1976) und Ludwig Schmidt II

(Untergasse 6) sowie der aus Hörnsheim stammende Georg Volk (1881-1960, genannt *„Pitze Schorsch“,* er heiratete 1908 Maria Amend, 1887-?, und hatte auch Wurzeln in Allendorf/Lahn) und der Gemeinderechner Philipp Amend III (Untergasse 8) als Eigentümer verzeichnet waren. Der aus Lützellinden stammende Heinrich Gärth (1868-?) heiratete 1890 Maria Schmidt (1867-?), Tochter von Ludwig Schmidt II und Maria Amend, womit die Verwandtschaft innerhalb dieser drei Häuser geklärt wäre.

Das Haus Untergasse 6 wurde dabei als *„Pitzeschefs“* (wahrscheinlich wegen eines Schöffenamtes) und das Haus Untergasse 8 als *„Pitzereachenersch“ (*wegen des Amts als Gemeinderechner) bezeichnet. In der Steuerliste von 1766 wurde Balzer Zimmermann als Eigentümer des Hauses Untergasse 4 genannt. Zu ihm fehlt jedoch jeder Bezug zu den späteren Hausbesitzern; im Allendorfer Familienbuch gibt es einen Johann Balser Zimmermann (1702-1732), der blind und mit Maria Margarethe Christmann (1706-?) verheiratet war. Wahrscheinlich ging das Haus mangels Nachkommen auf Verwandte über, denn laut der Einquartierungsliste von 1813 gehörte das Haus Untergasse 4 der Familie von Johannes Luh (1793 -1874).

Das Haus Untergasse 6 gehörte laut Einquartierungsliste von 1813 der Familie von J. Amend. Bei dem J. Amend könnte es sich auch um Johann Dietrich Amend (1781-1839), der 1804 Christine Pitz (1780-1855), Tochter des aus Fellingshausen stammenden Johann Ludwig Pitz (1730-1802), heiratete. In der Steuerliste von 1766 wird Ludwig Pitz als Eigentümer des Hauses Untergasse 6 genannt. Dadurch wurde der Name zum Hausnamen, der auch auf die nachfolgenden Besitzer überging. Das Haus Untergasse 6 gehörte laut Steuerliste von 1766 dem Schreiner Johann Henrich Volck (1720-1799), Sohn des Zöllners Johannes Volck (1684-1739) und Anna Margarethe Amend (1685-1733), und ging auf Johann Adam Volck (1743-1779) über. Der heutige Besitzer des Hauses Untergasse 8, Hans-Georg Volk, wird als *„Pitze Schorsch“* bezeichnet. Er ist Sohn von Walter Volk (1924-1999, „*Pitze* Walter“) und Enkel von dem oben genannten Georg Volk, der ebenfalls bereits *„Pitze Schorsch*“ genannt wurde.

Pitzefritze Das Haus Untergasse 17 wurde als „*Pitzefritze*-Haus“ bezeichnet. Der Hausname steht wahrscheinlich im engen Zusammenhang mit den „*Pitze*-Häusern“ in der Untergasse 4 bis 8. Der Zusatz *„Fritze“* leitet sich aus dem Vornamen

Friedrich ab und stellt die Differenzierung eines Stammes dar. Laut Einwohnerverzeichnis von 1929 wohnte Friedrich Amend in diesem Haus. Zuvor wohnte hier (laut Einwohnerverzeichnis von 1910) Bürgermeister Ludwig Volk XIII. über ein verwandtschaftliches Verhältnis der beiden ist aber nichts bekannt, vielleicht wurde das Haus verkauft. Friedrich Amend stammte aus dem „*Pitze*-Haus" Untergasse 8. Wahrscheinlich hat er diesen Namen auf das Haus Untergasse 17 übertragen und die Differenzierung „*Fritze*" (für Friedrich) könnte auf ihn selbst bezogen sein.

Plitsche Dieser Dorfname bezieht sich auf die Müllerfamilie der Obersorger Mühle. Diese Mühle wurde früher die „Steinmöhl" (Mühle mit dem Steindach) genannt. Als erster Müller wurde 1660 ein „Michael Möller auf der Steinmöhl" genannt. Von 1701 bis 1705 wurde Conrad Möller als Müller auf der Steinmöhl („auf der vordersten Mühle") genannt. Ihm folgte Johann Melchior Möller. Johannes Bepler (1687-1752), Sohn des Naunheimer Müllermeisters Konrad Bepler, heiratete 1713 Marie Elisabeth Möller (1685-1741), Tochter des „Steinmöllers" Conrad Möller. Danach wurde deren Sohn Johannes Bepler (1725-?) als Müller der Obersorger Mühle genannt. Dessen Tochter Catharina Elisabeth Bepler (1728-1782) heiratete 1753 den aus Hermannstein stammenden Müllermeister Johann Jost Hofmann (1722-1788). Von dem Namensbestandteil „Jost" stammt wohl der Dorfname *„Juste"*, der der Mühle wahrscheinlich früher zugeordnet war. Anton Plitsch aus Hörnsheim, der 1886 als Müller auf der Obersorger Mühle genannt wird, heiratete um 1860 Katharina Elisabeth Hofmann (1839-1905) aus der Müllerfamilie heiratete. Er wurde „*Juste* Anton" aber auch schon als „*Pitsche* Anton" genannt". 1919 werden die Gebrüder Albert und Anton Plitsch (1897-?) und 1960 Anton Willi Plitsch (1925-?) als Müller der Obersorger Mühle genannt. Die Mühle befindet sich heute noch in Familienbesitz.

Reachernesch Dieser Dorfname stammt von der Ehrenbezeichnung des Gemeinderechners ab und bezieht sich auf Friedrich Luh I. aus der Obergasse 7 und dessen Nachkommen. Er stammt aus der Sippe der *„Schreinersch"* (siehe Einwohnerverzeichnis von 1929) und so werden er und seiner Nachkommen auch mit dem Dorfnamen *„Schreinersch"* belegt.

Aber auch das Haus Untergasse 38 wird als „*Reachernersch*-Haus" bezeichnet, das 1989 von Heinrich Binz III (1868-1946) erbaut wurde. In seiner zweiten Ehe war er seit 1895

mit Maria Steinmüller (1875-1911), der Nichte des Gemeinderechners Philipp Amend III (1847-1925) verheiratet. Aus dieser Ehe gingen 10 Kinder hervor. Die Tochter Ida Binz (1904-1972) blieb in diesem Haus und heiratete 1930 den Schneidermeister Ernst Steinmüller (1906-1996). Heinrich Binz III baute dieses Haus 1898. Von 1918 bis 1940 wohnte er im Haus seiner 3. Frau Marie (geb. Volk), verwitwete Kreuter, in der Friedhofstraße, kehrte nach deren Tod 1940 aber wieder zurück. Das Haus wurde auch als „*Binze*-Haus" bezeichnet. In der Folge wurde auch das Haus Aubach 8 (früher Wiesenstraße), das Mitte der 1920er Jahre von dem Ortsdiener und Fleischbeschauer Hermann Binz sen. (1891-1963), Sohn von Heinrich Binz III (1868-1946), erbaut wurde und sich heute noch in Familienbesitz befindet, als „*Reachenersch*-Haus", aber auch als „*Binze*-Haus" bezeichnet.

Reinhards Der Dorfname *Reinhards* leitet sich von dem Familiennamen Reinhard ab, und zwar von dem aus Hörnsheim stammenden Balthasar Reinhard, der 1770 die Allendorferin Regina Catharina Heep (1746-1773, Tochter des Johann Caspar Heep) heiratete. Deren Haus (Hüttenbergstraße 17) gehörte im Jahr 1813 Johann Adam Volk, der 1796 Reinhards Tochter Catharina Elisabeth heiratete. Danach wohnte deren Sohn Ludwig Volk (1803-?) in diesem Haus. Dessen Tochter Katharine Elisabeth Volk (1832-1906) heiratete 1855 Johann Ludwig Heep (1820-1859). Im Einwohnerverzeichnis von 1905 wurde deren Sohn Ludwig Heep III (1856-?) genannt, der ab 1879 mit Elisabetha Binz (1853-?) verheiratet war. Deren Sohn Ludwig Heep VI (1881-?) heiratete 1905 Maria Heep (1877-?), Tochter des Ludwig Heep II (1842-1909) aus dem „*Jonese*-Haus" Hüttenbergstraße 11. Dieses Haus wurde von der Familie Hels („*Kappersch*") erworben, später aber abgebrochen. Hier steht heute eine Fahrzeughalle.

Reuschlings Dieser Hausname bezieht sich auf das Haus Triebstraße 24 und den Familiennamen Reuschling. Der aus Kinzenbach stammende Ludwig Reuschling (1883-1977) heiratete 1919 Elisabethe Luh (genannt *„Franze Lißbeth"*, 1891-1949, Tochter von Ludwig Luh VII) aus dem „*Franze*-Haus" in der Triebstraße 14, und sie bauten das Haus Triebstraße 24, in dem heute noch die Familie deren Tochter Klara Zettl (genannt „*Franze* Klara") wohnt.

Scheferantons Das Haus Friedhofstraße 11 trägt den Namen „*Scheferantons"*. Hier wohnte laut Einwohnerverzeichnis von 1929 Philipp Steinmüller III (1900-?) und laut Einwohnerver-

zeichnis von 1910 Philipp Steinmüller I (1869-?). Philipp Steinmüller I heiratete 1896 Marie Volk (1873-?), die Tochter von Johann Anton Volk. Johann Anton Volk (1828-?) war seit 1855 mit Elisabetha Euler (1826-?), die Tochter des Schäfers Johannes Euler (1800-1878), verheiratet. Der Dorfname *„Schefersch"* jedenfalls wird der Gemeindeschäfer-Familie Euler aus der Obergasse („*Schefers*-Haus" Obergasse 11) zugeordnet.

Scheferkappersch Der Hausname stammt im ersten Teil von der Berufsbezeichnung des Schäfers und im zweiten Teil von dem Vornamen Kaspar ab und bezieht sich auf das Haus Hüttenbergstraße 15, das laut Steuerliste von 1766 dem Schultheißen Johann Conrad Wagner (1730-1796), der das Haus durch Heirat von Anna Elisabeth Volck (1733-1794) von deren Vater Johann Adam Volck (1692-1756) übernommen hat. Laut Einwohnerverzeichnis von 1813 ging das Haus auf den Johann Conrad Wagner (ebenfalls Schultheiß, 1771-1855), über. Hier wohnten im Anschluss weitere Generationen der Familie Wagner. Später wohnte laut Einwohnerverzeichnis von 1910 die Familie von Kaspar Volk XI (1849-1916, seit 1873 verheiratet mit Elisabetha Volk, Tochter von Johannes Volk) in diesem Haus. Kaspar Volk XI war der Sohn von Kaspar Volk VI (1808 -1884) und Katharina Elisabeth Euler (1823-1902) aus der Schäferfamilie Euler, denn ihr Vater war Johannes Euler (1800-1878, genannt „*Schefersch Hannes*"). Der Dorfname *„Schefersch"* wird der Gemeindeschäfer-Familie Euler aus der Obergasse 11 zugeordnet. Danach wohnte deren Sohn Ludwig Volk † im „*Scheferkappersch*-Haus". Als er Anna Lenz †*(„Gimmelchersch Anna")* heiratete zog er in das „*Gimmelchersch*-Haus" nebenan (Hüttenbergstraße 13). Nach deren Tod heiratete er Margarethe Volk (*„Kaafmanns Gret"*) und zog wieder in das „*Scheferkappersch*-Haus". Nach deren Tod erbten die „*Kaafmanns*-Nachkommen" dieses Haus. Die „*Kappersch*-Sippe" in der Familie Hels kaufte das Haus später wieder zurück.

Scheferschneidersch Das Haus Hüttenbergstraße 10 (heute: Gärtnerei Müller) bewohnte laut den Einwohnerverzeichnissen von 1905 der Schneider Kaspar Euler I (1832-1909), und von 1929 die Familie von Philipp Euler I (1870-1942), der Großvater von Käthe Müller („*Scheferschneidersch Kätche*"). Der Urgroßvater (Christian Friedrich Euler, 1770-1828) und Großvater Johannes Euler (1800-1878) von „*Scheferschneidersch* Philipp" waren Gemeindeschäfer von Allen-

dorf/Lahn. Diese wohnten im mittlerweile abgebrochenen Haus Obergasse 11, dem „*Schefersch*-Haus“, benannt nach dem Beruf der Gemeindeschäferfamilie Euler („*Schefersch*“). Der Namenszusatz *„Schneidersch“* ist die Kombination aus dem Beruf von Kaspar Euler I mit dessen Dorfnamen zur weiteren Differenzierung der Sippe vermutlich anlässlich des Hausneubaus.

Schefersch Diese Bezeichnung stammt von der Berufsbezeichnung der Besitzer des mittlerweile abgebrochenen Hauses in der Obergasse 11 ab, die über mehrere Generationen Gemeindeschäfer von Allendorf/Lahn waren. In der Einquartierungsliste von 1813 wird in diesem Haus der aus einer Schäferfamilie in Gießen stammende Allendorfer Gemeindeschäfer Christian Friedrich Euler (1770-1828), der Urururgroßvater des Autors, genannt. Auch dessen Sohn Johannes Euler (1800-1878) war Gemeindeschäfer. Wilhelm Euler II (1862-1910) und Wilhelm Euler V werden in den Einwohnerverzeichnissen von 1905 und 1929 in diesem Haus genannt. *„Schefersch Christian“* ist der Stammvater der Allendorfer Eulers. Seine Nachkommen in diesem Haus trugen diesen Dorfnamen *„Schefersch“* weiter, teilweise wurde er aber auch Bestandteil eines neuen Hausnamens, z.B. „*Scheferantons“* im Haus Friedhofstraße 11, „*Scheferkappersch“* im Haus Hüttenbergstraße 15 und „*Scheferschneidersch“* im Haus Hüttenbergstraße 10 (der dort 1929 verzeichnete Philipp Euler I. Urgroßenkel von Christian Euler wurde als „*Scheferschneidersch* Philipp“ bezeichnet). Nachfahren heirateten aber auch in andere Häuser ein und übernahmen deren Hausnamen, z.B. Ludwig Euler II (1874-1915) die Familie *„Hoardte“* (Obergasse 22), oder sie gründeten durch Einheirat oder Hauserwerb (oder Hausbau) neue Dorfnamen, wie z.B. Ludwig Euler I (1873-?) durch Eheschließung mit Elisabetha Dreuth den Dorfnamen *„Dreute“*, oder Wilhelm Euler (1866-1931) den Dorfnamen *„Wilemse“*. In das Stammhaus der *„Schefersch“* in der Obergasse 11 heiratete 1919 der aus Allershausen stammende Schuhmacher Ludwig Hillgärtner (1881-?) Elisabethe Euler (1895-?, genannt „*Schefersch Bettche*“), die Tochter von Wilhelm Euler III (1866-1931, genannt *„Schefersch Wilem*“). Ludwig Hillgärtner ist im Einwohnerverzeichnis von 1929 als Eigentümer genannt und deshalb wurde dieses Haus später auch „*Hillgärtnersch*-Haus“ genannt.

Schetze Der Dorfname „*Schetze“* leitet sich von der Tätigkeit eines Flurschützen ab. Johann Heinrich Volk VIII (1830-1903,

Sohn von Ludwig Volk) war Flurschütz. Dessen Sohn Ludwig Volk XXI (1868-1956) wurde deshalb „*Schetze Luwich*“ genannt. Er erbaute im Jahr 1904 das „*Schetze*-Haus“ in der Hüttenbergstraße 43. Dessen Tochter Luise Volk (1893-?) heiratete 1920 den aus Dutenhofen stammenden Friedrich Müller (1894-?). Deren Nachkommen wurden, auch wenn sie den Familiennamen Müller trugen, „*Schetze* Adolf“ (1926-2011) und „*Schetze* Erich“ genannt.

Schimmelhannese Dieser Dorfname ist mit dem Haus Triebstraße 12 (früher 16) verbunden, welches aber auch „*Wilemse*-Haus“ genannt wird. Es handelt sich um eine Differenzierung des Dorfnamens *„Schimmels“* und der damit verbundenen Familie Luh, konkret bezieht er sich auf den Nachtwächter Johannes Luh V (1852-1922, genannt *„Schimmels Hannes“*). Seine Eltern waren Peter Luh III und Elisabetha, geb. Schimmel (siehe *„Schimmels“*). Er baute das Haus in der Triebstraße. Dessen Tochter Lina Luh (1897-?, genannt „*Schimmelhannese* Lina“) heiratete im Jahr 1921 Wilhelm Euler IV (1896-?), Sohn des Wilhelm Euler III (1866-1931). Später wurde in diesem Haus die Nachfolgefamilie Betge.

Schimmelluwichs Dieser Dorfname ist mit dem Haus Kleebachstraße 6 verbunden und hat seine Wurzeln im Stamme der „*Schimmels“* der Familie Luh. Der Namensbestandteil *„Luwichs“* deutet auf eine spätere Differenzierung hin. Der Gründer des Allendorfer SPD-Ortsvereins, Ludwig Luh IX (1867-1941), Sohn von Ludwig Luh V, Enkel von Peter Luh III und Elisabetha, geb. Schimmel, der 1929 in diesem Haus wohnte, wurde jedenfalls *„Schimmels Luwich“* oder *„de aalt Schimmelluwich“* genannt, sein Sohn Ludwig Luh XI. (1896-?, Stempelfabrikant) wurde *„de jung Schimmelluwich“* genannt; dessen Sohn Hermann Luh wurde *„Schimmelluwichs Hermann“* genannt. Das „*Schimmelluwichs*-Haus“ in der Kleebachstraße wurde verkauft und die Familie baute am Ende der Friedhofstraße einen neues Haus.

Schimmels Der Dorfname „Schimmels“ ist verbunden mit der Familie Luh und auch mit dem relativ neuen Haus Friedhofstraße 18. Wahrscheinlich war der Dorfname „*Schimmels“* zuvor mit einem der älteren Häuser Allendorfs verbunden, denn es gab viele Sippen der Familie Luh. Wahrscheinlich stammt dies von der Familie Peter Luh III (1807-1879, aus dem Haus Obergasse 10 stammend), der 1840 Elisabetha Schimmel (1815-1857), die Tochter von Kaspar Schimmel (1787-?), heiratete und aus dem „*Schimmels*-Haus“ Hüttenbergstraße 7 (später *„Hoßbachs“*) stammte. In diesem Haus

wohnten später deren Sohn Ludwig Luh V (1849-?) und danach (laut Einwohnerverzeichnis von 1929) dessen Sohn Wilhelm Luh IV (1881-?, genannt „*Schimmels* Wilhelm"), danach noch zwei weitere Generationen der Familie Luh. Das Nachfolgehaus wurde vor wenigen Jahren verkauft.
Später haben auch hier Differenzierungen stattgefunden, denn der Stamm *„Schimmelluwichs"* ist mit einer der Familien Luh verbunden.
Es gab aber auch einen weiteren Stamm der *„Schimmelhannese"*, der später noch in dem „*Wilemse*-Haus" in der Triebstraße 12 und dem „*Spenglers*-Haus" in der Triebstraße 34 aufgegangen ist.

Schitze Der Hausname *„Schitze"* ist nicht zu verwechseln mit dem Hausnamen *„Schetze"* und ist dem Haus Triebstraße 13 (früher 7) zugeordnet. Der aus Dutenhofen stammende Karl Weber V (1863-1917) heiratete 1886 Elisabeth Luh (1864-1922), Tochter von Georg Philipp Luh II (1831-1874) und Luise Drommershausen (aus Dutenhofen, 1833-1905). Karl Weber wird in den Einwohnerverzeichnissen von 1905 und 1910 als Eigentümer genannt, 1929 dessen Sohn Ludwig Weber II („*Schitze Ludwich*", 1898-1945), der ab 1921 mit Elisabeth Vogt (aus Münchholzhausen, 1901-1985) verheiratet war. Deren Tochter Margot Elisabeth Voss, geb. Weber (1924-1997) wurde noch „*Schitze* Margot" genannt. Die Bezeichnung *„Schitze"* stammt laut Schilderungen der Familie Voss von einem Urahn des Stammes Weber ab, der gegen Lohn landgräflichen Militärdienst auch für andere abgeleistet hat und deshalb als Schütze bezeichnet wurde. Dieser Dorfname ist mittlerweile erloschen, das Haus wurde im Jahr 2000 vom Autor erworben.

Schleunings Dieser auf das Haus Untergasse 13 bezogene Hausname leitet sich aus dem Familiennamen Schleuning ab. Hier wohnte 1905 die Familie von Peter Luh IV (1849-?, Sohn von Peter Luh III (1807-1879) in diesem Haus, der mit Katharina Elisabeth Luh (1854-?), Tochter von Peter Luh II (1808-1864) verheiratet war. Er stammte aus dem *„Peifersch-Haus"* Hintergasse 5 und kaufte dieses Haus. Danach gehörte das Haus Peter Luh IV †. Deren Sohn Wilhelm Luh (1879-?) heiratete 1904 Elisabeth Schleuning (1880-?) und Tochter Marie Luh (1898-1957, genannt *„Peifersch* Marieche") heiratete 1908 Karl Schleuning (1884-?, aus Feldkrücken, den Bruder von Elisabeth Schleuning). Deren Tochter Marie Schleuning (1910-1995) heiratete den aus Gladenbach stammenden Otto Blöcher †, deren Nach-

kommen (Familie Rudi Blöcher) heute noch in diesem Haus wohnen. Mittlerweile ist der heutige Hausname *„Blöchersch"* geworden.

Schmidts Dieser Hausname wird dem zu Beginn der 1970er Jahre abgebrochenen Haus Obergasse 3 zugeordnet, in dessen rückwärtigen Garten zuvor ein Neubau entstanden ist. Laut Steuerliste von 1766 gehörte dieses Haus Melchior Hildebrand und ging auf Elias Sommerlad (1733-1777, aus Hausen stammend) und Konrad Andermann über. Laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 wohnte der aus Kleinlinden stammende Konrad Andermann (1749-1824) in diesem Haus. Er heiratete 1751 die Allendorferin Catharina Elisabeth Luh (1724-?), Tochter des Johann Caspar Luh (1686-1754). Deren Tochter Anna Maria Andermann (1788-1850) heiratete 1814 Johann Georg Schmidt aus Waldgirmes. Von diesem Schmidt stammt der Hausname. Nächster Hausbesitzer war deren Sohn Johann Martin Schmidt (1816-1874), danach noch eine Generation der Familie Adam Schmidt (1850-1932), der laut Einwohnerverzeichnis von 1905 in diesem Haus genannt wird, und mit Katharina Elisabeth Viehmann verheiratet war. Ludwig Henkelmann II (1881-?, aus dem „*Henkelmanns*-Haus" Untergasse 14) heiratete 1908 Adams Schmidts Tochter Elisabethe Schmidt (1883-?, genannt *„Schmidts Bettche"*). Die letzte Bewohnerin des Hauses, Ursula Maul, geb. Henkelmann, wurde noch „*Schmidts* Ursula" genannt. Das Hausgrundstück befindet sich heute noch in Familienbesitz der Nachfolgefamilie Carvallho (Andrea Carvallho, geb. Maul).

Schneidersch Der Hausname *„Schneidersch"* leitet sich von dem Familiennamen Schneider ab und bezieht sich auf das Haus Triebstraße 19 (früher 10). In den Einwohnerlisten von 1910 und 1929 ist hier aus Watzenborn-Steinberg stammenden Polizeidiener Ludwig Schneider I (1869-?), verheiratet mit Katharine Luh (1873-?, die Tochter von Georg Philipp Luh II, 1831-1874, und Luise Drommershausen aus Dutenhofen, 1833-1905), 1929 auch noch dessen Sohn Ludwig Schneider II (1902-1954), der mit Anna Hahn (1908-1993) von der Untersorger Mühle („Teufelsmühle") verheiratet war, verzeichnet. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz in der Nachfolgefamilie Coolhaas van der Woude. Rosel Coolhaus v.d.W. wird noch „*Schneidersch* Rosel" genannt. Ihr Bruder Arno Schneider („*Schneidersch* Arno") baute in den 1960er Jahren in der Hochstraße neu.

Schreinerhannese Vermutlich ist der Dorfname *Schreinerhannese* eine spätere Differenzierung des Stammes *„Schreinersch"* in die Nachkommen eines Johannes (*Hannes*) dieser Sippe. Allerdings ist eine Verbindung zum den *„Schreinersch"* in der Obergasse nicht nachgewiesen. Catharina Elisabeth Volck (1803-1834), Tochter von Johann Ludwig Volck (1775-1836) und Enkelin des Schreiners Johann Henrich Volck (1741-1796), heiratete 1834 Johannes Steinmüller (1806-1876), von dem wahrscheinlich der differenzierende Zusatz *„Hannes"* stammt. Der Name wird dem Haus Hüttenbergstraße 6 (zuvor Schulstraße, davor „Goaswar") zugeschrieben, in dem später die Familien Steinmüller und Faber wohnten. Johannes Faber I. aus Großen-Linden, der 1905 und 1929 in dem Einwohnerverzeichnis für dieses Haus angegeben ist, heiratete 1888 Marie Steinmüller (1865-1927) die Tochter aus dem Nachbarhaus. Mit jenem *„Hannes"* könnte allerdings auch Johannes Volk (1809-1834), dem Bruder des *„Schreinerluwich"* von nebenan (Ludwig Volk) gemeint sein, der – da er ein Nachkomme des Schreinermeisters Johann Henrich Volck (1701-?) – ein Mitglied der *Schreinersch*-Sippe ist. Allerdings ist das Haus Hüttenbergstraße 6 wesentlich jünger als das Haus Nr. 4. Laut Steuerverzeichnis von 1766 gehörte das Haus Hüttenbergstraße 6 dem aus Dornholzhausen stammenden Caspar Braun (1725-1794), der 1750 die Allendorferin Johanetta Regina Christina Volck (1729-1757) heiratete.

Schreinerluwichs Der Dorfname *„Schreinerluwichs"* ist eine spätere Differenzierung des Stammes *„Schreinersch"* in die Nachkommen eines Ludwigs dieser Sippe. Laut Einwohnerverzeichnis von 1813 wohnte die Familie des Schreiners Ludwig Volk (1797-?) in diesem Haus. Da bereits dessen Vater Johannes Volck (1747-?) und Großvater Johann Henrich Volck (1701-?) Schreiner(-meister) waren, ist davon auszugehen, dass bereits Ludwig den Dorfnamen *„Schreinersch"* trug und mit ihm eine Differenzierung der nachfolgenden Stämme einsetzte. Allerdings ist eine Verbindung zum den *„Schreinersch"* in der Obergasse nicht nachgewiesen. Der Name wird dem Haus Hüttenbergstraße 4 zugeschrieben, in dem später die Familien Steinmüller (lt. Einwohnerverzeichnis von1929: Karl Steinmüller II) und Wagner wohnten. Der Übergang von Volk zu Steinmüller fand wahrscheinlich mit der Einheirat von Johannes Steinmüller III im Jahr 1862 statt. Die Differenzierungstheorie liegt deshalb nahe, weil die Nachbarn *„Schreinerhannese"* sind.

Schreinersch Der Dorfname *„Schreinersch"* ist eng verbunden mit dem Haus Obergasse 7 und der Familie Luh, deren Nachkommen heute noch damit bezeichnet werden: So werden die Brüder Ulrich Luh und Jörg Luh als *„Schreinersch Uli"* und *„Schreinersch Jörg"* bezeichnet; auch befindet sich dieses Haus heute noch in Familienbesitz. Laut Einquartierungsliste von 1813 wohnte Johannes Volk, Adams Sohn, in diesem Haus. Dabei handelt es sich um Johannes Volk (1763 - 1822) und dessen Vater Johann Adam Volck (1743-1779), der wiederum Sohn des Schreiners Johann Henrich Volck (1720-1799) war, von dessen Beruf wahrscheinlich der Hausname stammt. Der Bruder von Johannes Volck, Johann Ludwig Volck (1799-?) wohnte wahrscheinlich ebenfalls in diesem Haus. Dessen Tochter heiratete 1832 Georg Ludwig Luh II (1799-1850), danach wohnte die Familie von Georg Philipp Luh (1835-1897) und danach Philipp Luh (geboren 1869, gestorben 1942 - laut Allendorfer Familienbuch durch Sturz im *„Schreinersch*-Haus"), der wahrscheinlich identisch ist mit dem im Einwohnerverzeichnis von 1929 genannten Philipp Luh III †. In diesem Einwohnerverzeichnis wurde aber auch der Gemeinderechner Friedrich Luh I. (1897-?), Sohn von Philipp Luh III in jenem Haus genannt. Teilweise wurden die Nachkommen des Friedrich Luh im Hinblick auf das Gemeinderechneramt auch *„Reachernesch"* genannt.

Schustersch Der Dorfname *„Schustersch"* leitet sich sehr wahrscheinlich von der Berufsbezeichnung des Schusters (Schuhmachers) ab. Da diejenigen Allendorfer, die sich heute noch als *„Schustersch"* bezeichnen, jeweils den Familiennamen Wagner bei ihren Vorfahren haben, ist davon auszugehen, dass einer der Vorfahren mit Familiennamen Wagner von Beruf Schuster war. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist hier der Schuhmacher Jakob Wagner II (1836-1914) gemeint, der im Jahr 1864 Katharina Elisabeth Viehmann (1837-1910) heiratete, die wiederum aus der Schusterfamilie Viehmann (Vater Johann Kaspar Viehmann I, 1809-1853, Großvater Johann Georg Viehmann, 1774-1851) stammte. Dieser aus Hörnsheim stammende Schuhmacher Johann Georg Viehmann heiratete 1798 Maria Catharina Ebert (1770-1833), Tochter des Ludwig Ebert, und sie bewohnten das Haus Obergasse 16. Kaspar Viehmann bewohnte das „*Hoardte*-Haus" in der Untergasse 1, das das Stammhaus der „*Schustersch*-Sippe" sein könnte.

Zu den Nachkommen der weit verbreiteten „*Schustersch*-Sippe“ werden mehrere Häuser zugerechnet:

- Friedhofstraße (zuvor „Lehmekaut“) 9: bewohnt von den „*Schustersch*“-Familien Wagner, Hörr und Weniger, siehe auch *„Hörre“*,
- Friedhofstraße 30 und 32: Neubauten bewohnt von den „*Schustersch*“-Familien Wagner und Roos,
- Obergasse 16: Johannes Reinstädtler, 1831-1896, heiratete Anna Maria Viehmann, 1825-1920, Tochter des Schuhmachermeisters Johann Ludwig Viehmann, 1812-1886, Sohn des Johann Georg Viehmann; später wohnt hier noch die Familie von Jakob Volk VII,
- Untergasse 1: bewohnt von den *„Schustersch“*-Familien Viehmann, Wagner, Kersting und Fey; Wilhelmine Kersting (1899-?, genannt *„Schustersch Mienche“* ,Tochter des Schuhmachers Ludwig Wagner III) hatte dort ein Schuhmacher- und ein Geschäft. Laut Einquartierungsliste von 1813 gehörte dieses noch Haus Kaspar Hardt – siehe *„Hoardte“* und ging auf den Schuhmacher/Schuster Johann Kaspar Viehmann I über,
- Untergasse 42: bewohnt von den *„Schustersch“*-Familien Wagner und Grabmann,
- Aubach (zuvor „Wiesenstraße“) 6: bewohnt von der *„Schustersch“*-Familie Kersting: Richard Kersting, *„Schustersch-Richard“* ist dem Schuhmacher-Handwerk treu geblieben.
- Triebstraße 52: erbaut in den 1950er Jahren durch Arthur Wagner, genannt „*Schustersch* Arthur“, in dem heute noch dessen Nachfahren in der Familie Opper wohnen.

Aber auch in anderen Häusern mit separaten Hausnamen wohnen die *Schustersch*-Nachkommen. Bettina Wagner („*Schustersch* Bettina“) organisiert – obwohl sie schon lange nicht mehr in Allendorf wohnt - immer noch „*Schustersch*-Treffen“, was die Tradition der Sippe hochhält.

Schusterschschwarze Der Schmied Ludwig Wagner IV (1887-1965), genannt *„Schusterschschwarz“*, heiratete 1910 Elisabeth Binz (1881-1962), die Tochter des Beigeordneten Johannes Binz II (genannt *„Andrese Hannes“,* 1850-1936), der laut Einwohnerverzeichnis von 1929 im Haus Obergasse 7 ½ genannt wird. Das Ehepaar und deren Nachkommen wohnen bis heute im Haus Obergasse 7 ½. Ludwig Wagner IV stammt aus der „*Schustersch*-Sippe“; die Bezeichnung *„Schwarz“* könnte ein Hinweis auf dessen Kohlenhandlung sein.

Simons Das Haus in der Hüttenbergstraße 41 wurde deshalb zum „*Simons*-Haus“, weil, Heinrich Simon (1900-?, aus Altenvers) dieses erbaute. Baugrund war ein Garten der „*Schetze“* von nebenan, weil er 1927 Margarethe Volk (1897-?), Tochter des „*Schetze*-Ludwich“ (Ludwig Volk XXI), heiratete. Bis heute wohnen deren Nachkommen, die Familie Michl, in diesem *Simons*-Haus.

Spenglersch Der Hausname *„Spenglersch“* leitet sich vom Familiennamen Spengler ab und bezieht sich auf das Haus in der Triebstraße 34. Hier wurde im Einwohnerverzeichnis von 1929 Heinrich Spengler (1883-?, aus Lützellinden) genannt, der 1906 Elisabeth Luh (1884-?, genannt „*Schimmelhannese Lißbeth*“, Tochter von Johannes Luh, genannt „*Schimmels Hannes*“) verheiratet war. Das Haus befindet sich nicht mehr in Familienbesitz.

Stengels Dieser Dorfname leitet sich von dem Familiennamen Stengel ab und ist in erster Linie mit den Häusern Triebstraße 7 (früher 4) und 9 (früher 5), aber auch mit dem Haus Triebstraße 32 verbunden. Diese beiden Häuser erstgenannten Häuser standen laut Ortschronik[17] einst als Steigerwohnungen bei der Braunsteinwäsche an der Lahn und wurden von den Gebrüdern Stengel zu Beginn des 20. Jahrhunderts dort ab- und in der Triebstraße in Allendorf/Lahn wieder aufgebaut. Die Gebrüder Stengel, nämlich Ludwig Stengel II (1875 -1935, verheiratet mit Luise Schneider), Wilhelm Stengel (1885-1931, verheiratet mit Marie Henkelmann, 1885-?, Tochter von Ludwig Henkelmann) und Friedrich Stengel (1887-1952, verheiratet mit Margarethe Luh, Tochter des Friedhofswärter Johannes Luh) sind Söhne des aus Großen-Linden stammenden Ludwig Stengel I (1850-1903) und dessen Frau Katharina Elisabeth Heep (1851-1908, Tochter des Johann Georg Heep, 1822-1898).

Im Haus Triebstraße 7 (früher 4) wurde in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts Ludwig Stengel II (1875 -1935) genannt, im Einwohnerverzeichnis von 1929 der aus Vollnkirchen stammende Wilhelm Artus (1900-1990), der dessen Tochter Luise Stengel (genannt *„Stengels Wies'che“*, 1903-1992) heiratete. Deren Tochter und heutige Hausbesitzerin Loni Düsterhöft wird noch als *„Stengels Loni“* bezeichnet. Luises Bruder Ludwig Stengel (1911-?) erbaute in der Bergstraße 21 ein neues „*Stengels*-Haus“. Im Haus Triebstraße 9

17 Alfred Weller †: „Allendorf von 1700 bis 1900“ in: Chronik von Allendorf/Lahn zur 1200-Jahrfeier, Gießen 1990.

(früher 5) wurde zunächst Ludwig Stengel I (1850-1903), dann Friedrich Stengel (1887-1952) und Wilhelm Stengel (1885-1931) genannt. Wilhelms Tochter Marie Stengel (1913-2006) heiratete Karl Luh VII (1910-1975, Sohn von Karl Luh I aus der Untergasse 30, dem *„Trimmois*-Haus*"*) und wurde „*Stengels Marieche"* genannt. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz. Friedrich Stengel erbaute das Haus Triebstraße 28 (früher 32). Seine Tochter Pauline (1914-1995) heiratete den späteren Schulleiter Paul Luh („*Bettches* Paul", 1913-2008); seine Tochter Margarethe Stengel heiratete Karl Wagner („*Woagenersch* Karl", 1912 - 1943, Sohn von Ludwig Wagner V) und wurde „*Stengels Gretche*" (1912-1994) genannt.

Stoamellersch Dieser Name, der mit dem (relativ neuen) Haus Hüttenbergstraße 30 verbunden ist, leitet sich aus dem Familiennamen Steinmüller ab. Das *Stoamellersch*-Haus gehörte 1929 Philipp Steinmüller II und befindet sich heute noch im Familienbesitz. Philipp Steinmüller II wohnte laut Einwohnerverzeichnis von 1910 im Haus Untergasse 35.

Aber auch in der Obergasse 4 existierte ein *„Stoamellersch*-Haus" (wahrscheinlich das Stammhaus), das ersatzlos abgerissen und dessen Grundstück aufgeteilt wurde. Hier wohnte laut Einwohnerverzeichnis von 1813 Johannes Steinmüller (1769-?), Sohn des von der Strohmühle aus Bieber stammenden Johann Conrad Steinmüller (1739-1811). Nach ihm wohnten dessen Sohn Georg Philipp Steinmüller (1810-1872) und am Ende des 19. Jahrhunderts wiederum dessen Sohn Johann Philipp Steinmüller (1847-1898, Weisbinder) und danach wiederum dessen Sohn Friedrich Steinmüller (1885-1918, Weisbinder, der 1910 Margarethe Schmidt vom „*Schmidts*-Haus" Obergasse 3 heiratete) in diesem Haus.

Schließlich heißt auch das Haus Aubach 2 (früher Wiesenstraße 2) „*Stoamellersch*-Haus", in dem bis in die frühen 1970er Jahre die Poststelle untergebracht war. Dieses Haus wurde in den 1920er Jahre von Heinrich Steinmüller (1882-?) erbaut, der aus dem „*Stoamellersch*-Haus" in der Obergasse 4 stammte und 1909 Margarethe Hahn (1887-?) aus der Untersorger Mühle heiratete. Das Haus befindet sich noch im Familienbesitz deren Nachkommen in der Familie Becker. Aber auch der Stammvater der Bäckerfamilie Steinmüller im „*Glocks*-Haus" in der Untergasse 37, Ludwig Steinmüller (1880-?) stammt aus dem „*Stoamellersch*-Stammhaus" Obergasse 4.

Suffies Der Dorfname *„Suffies"* stammt von dem weiblichen Vornamen Sophie ab und ist mit dem Haus Triebstraße 8 (früher 12) verbunden. Laut Einwohnerverzeichnis von 1910 war in diesem Haus Philipp Franz I, im Einwohnerverzeichnis von 1929 waren in diesem Haus Philipp Franz I und dessen Sohn Philipp Franz II genannt. Philipp Franz I (1871-1939), der nicht eheliche Sohn von Katharina Elisabeth Franz (1848-1912) und Enkel des ebenfalls nicht ehelichen Johannes Franz (1792-?), war verheiratet mit der aus Leihgestern stammenden Sophie Krämer, einem „Original ihrer Zeit". Ihr Name ging als *„Suffies"* auf das Haus und Kinder über. Willi Franz I (1912-1941), der in das „*Woagenerschs*-Haus" Triebstraße 30 einheiratete, wurde „*Suffies* Willi" genannt, Philipp Franz II (1899-1952), genannt „*Suffies* Philipp", übernahm das Haus Triebstraße 8 (früher 12). Das Haus befand sich bis Anfang des 21. Jahrhunderts in der Nachfolgefamilie Wosnitza (Meline Wosniza, geb. Franz, 1921-?, genannt „*Suffies* Meline") und wurde schließlich verkauft.

Trienemoaries (auch kurz Trimmois) Dieser Name scheint eine Verbindung aus den weiblichen Vornamen Katharine und Marie zu sein.

Georg Philipp Luh (1835-1897) heiratete 1863 Katharine Maria Weis (1840-1909), die laut Ortschronik „ die *Trienemoarie*" genannt wurde. Die ist die Tochter von Jost Weis und Elisabetha Volk.

Der Dorfname *„Trimmois"* wird mehreren Häusern zugeordnet:

- der rechten Haushälfte des Hauses Friedhofstraße 5 (In dieser Haushälfte wohnten die Familien, Luh (1929: Karl Luh), Hess und Konrad,
- Untergasse 30 (1905: Karl Luh I, 1910: Witwe von Philipp Georg Luh, 1919: Wilhelm Luh II †, später die Familie Visosky), und
- Bergstraße 6 (hier wohnte einst Marie Viehmann †, genannt „*Trimmois Morrie*").

Ulms Dieser Hausname geht eindeutig auf den Familiennamen Ulm zurück. Er ist mit mehreren Häusern verbunden:

1. Mit dem Haus Obergasse 15: Bei Umbauarbeiten dieses Hauses wurde an einem Holzbalken an der Kellerdecke die Jahreszahl 1706 entdeckt. Laut der Steuerliste von 1766 gehörte das Haus Adam Heep, dann Johannes Braun, dann Jakob Heep. Es ist davon auszugehen, dass das Haus 1706 von dem Weber Johann Henrich Heep

erbaut wurde. Dessen Sohn aus dritter Ehe mit Elisabeth Gimbel (1674-1740), Johann Adam Heep (1732-1795), erbte das Haus. Er war mit der aus Langgöns stammenden Anna Maria Müller (1726-1778). Nachfolger des kinderlosen Paares war Johannes Braun (1762-1814), Sohn des aus Dornholzhausen stammenden Caspar Braun (1725-1794). Dieser heiratete 1800 die aus Kleinlinden stammende Maria Dorothea Schäffer (1760-1821). Auch aus dieser Ehe gingen keine Kinder hervor und das Haus wechselte an Jakob Heep (1781-1848), einen Urenkel von Johann Henrich Heep (dem Erbauer dieses Hauses). Er heiratete 1808 Maria Catharina Gernand aus Heuchelheim. Auch diese Ehe war kinderlos. In der Einquartierungsliste von 1813 wird Jakob Heep als Eigentümer dieses Hauses genannt. Der aus Dutenhofen stammende Zimmermann Johannes Ulm (1825-?, Sohn des Dutenhofeners Johann Jost Ulm †, der nach Nordamerika auswanderte) übernahm dieses Haus. Auf den Familiennamen dieses neuen Hausbesitzers geht der Hausname zurück. Früher mit diesem Haus verbundene Hausnamen sind nicht bekannt. Er heiratete 1848 die Allendorferin Christine Franz (1825-1886) und zogen in das Haus Untergasse 18. Deren Sohn Johannes Ulm II (1854-?) heiratete 1879 Maria Volk (1855-1906), Tochter des Johann Ludwig Volk VII (1815-1879). Deren älteste Sohn, Ludwig Ulm III (1881-1933) blieb auf dem Hof und heiratete Anna Becker aus Krofdorf (1883-?). Im Einwohnerverzeichnis von 1905 wird als Eigentümerin die „Witwe von Johannes Ulm II." genannt. 1910 und 1929 wird Ludwig Ulm III in diesem Haus genannt. Deren Tochter Ottilie Ulm † heiratete 1936 den aus Krofdorf stammenden Alfred Henkel †, der und dessen Sohn bis Anfang des 21. Jahrhunderts in diesem Haus wohnte. Die *„Botterlina"* (Lina Heep, geborene Ulm) stammte ebenfalls aus diesem Haus. Das Haus befindet sich heute nicht mehr in Familienbesitz.

2. Mit dem Haus Obergasse 10: Dieses Haus gehörte laut Einquartierungsliste von 1813 Johann Melchior Luh (1770-1822), Sohn von Johann Adam Luh, der noch in der Steuerliste von 1766 als Eigentümer genannt ist. In den Einwohnerverzeichnissen von Anfang des 20. Jahrhunderts werden die Gebrüder Ludwig Ulm II (1877-?, der 1903 Maria Schmidt, 1879-?, aus dem „*Schmidts*-Haus" Obergasse 3, heiratete) und Friedrich Ulm I

(1879-?, der ebenfalls 1903 Margarethe Schütz, 1879-?, aus Kleinlinden heiratete) in diesem Haus genannt. Eine Verbindung zu der Familie Luh kommt höchstwahrscheinlich durch deren Bruder Adam Ulm (1867-1946) zustande, der 1891 Maria Luh (1867-1945) heiratete, die Urenkelin des oben genannten Melchior Luh. Die Eltern von Maria Luh waren Ludwig Kaspar Luh (1829-1889) und Katharina Elisabeth Wagner 1828-1882, Tochter des aus Salzböden stammenden Johann Adam Wagner (1792 -?). Dieser ist der Namensgeber des Dorfnamens *„Woagernersch",* womit auch eine enge Verbindung zum Nachbarhaus Obergasse 12 hergestellt ist.

3. Mit dem Haus Untergasse 18: Hier wird laut Einwohnerliste von 1910 Wilhelm Ulm I. (1860-1923), Sohn des aus Dutenhofen stammenden Johannes Ulm (1825-?). Dieser war seit 1848 mit Christine Franz (1825-1886) verheiratet. Deren Eltern Johannes Franz (1792-?) und Marie Katharina Sann (1793-1851) bewohnten dieses Haus wahrscheinlich seit ihrer Eheschließung im Jahr 1818, denn im Einquartierungsverzeichnis von 1813 wird als Eigentümer dieses Hauses deren Bruder Johann Wilhelm Sann (1759-1817) genannt, der im Jahr 1791 Maria Margarethe Ulm (1761-?), Tochter von Johann Adam Ulm (1728-?), heiratete. Vater der Geschwister Sann ist der aus Allendorf/Lumda stammende Schlagmüller Johann Christoph Sann (1718-1773), der in der Steuerliste von 1766 als Besitzer dieses Hauses genannt wird (als „*Christophelsann*"). Ob der Hausname *„Ulms"* dabei von der Dutenhofener oder von der Allendorfer Linie der Familien Ulm stammt, ist nicht geklärt. Wilhelm Ulms Tochter, die Stricklehrerin Marie Ulm (1890-?), heiratete 1919 den aus Leihgestern stammenden Wilhelm Seipp (1890-?). Deren Tochter Mathilde Seipp † heiratete den Schreiner Heinrich Kreußel †. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz der Familie Kreußel.

Ulmswoagenersch Vermutlich ist der Name eine Verbindung der Dorfnamen „*Woagenersch"* und „*Ulms"*. Er war dem Haus Hüttenbergstraße 5 zugeordnet, das Anfang der 1930er Jahre abgebrochen wurde. Hier wohnte zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Familie von Balßer Luh; dieser Name könnte jedoch nach dem Allendorfer Familienbuch theoretisch auf 3 (Johann) Balthasar (Balser) Luh zutreffen. Laut Steuerliste von 1766 gehörte das Haus Johann Jakob Luh/Loh (wahr-

scheinlich 1728 oder 1736-1788. Im Einwohnerverzeichnis von 1905 ist in diesem Haus Heinrich Luh I genannt.
Den Hausnamen *„Ulmswoagenersch"* trägt aber auch das Haus Untergasse 20. Dieses Haus gehörte Laut In diesem Haus wohnte laut den Einwohnerverzeichnissen vom Beginn des 20. Jahrhunderts Adam Ulm (1867-1946), der 1891 Maria Luh (1867-1945) heiratete, die Urenkelin des oben genannten Melchior Luh. Die Eltern von Maria Luh waren Ludwig Kaspar Luh (1829-1889) und Katharina Elisabeth Wagner 1828-1882, Tochter des aus Salzböden stammenden Johann Adam Wagner (1792 -?). Dieser ist der Namensgeber des Dorfnamens *„Woagenersch",* womit auch eine enge Verbindung zum Nachbarhaus Obergasse 12 hergestellt ist. Es besteht eine enge Beziehung der Familien Luh mit dem „*Ulms*-Häusern" in der Obergasse 10 beziehungsweise Untergasse 18 zu den Familien Luh und Wagner aus dem „*Woagenersch*-Haus" in der Obergasse 12.

Wallhäusersch Dieser Dorfname stammt von dem Familiennamen Wallhäuser. Im Haus Hüttenbergstraße 40 wohnte 1929 die Familie von Philipp Wallhäuser (1889-?), der seit 1913 mit Katharina Weigel (1891-?, *„Weigels Kathrina",* Tochter des Mittelsorger Müllers Wilhelm Weigel III †) verheiratet war. Deren Nachfahren in der Familie Ferber haben das Haus heute noch im Familienbesitz.

Weigels Dieser Dorfname bezieht sich auf die Mittelsorger Mühle und der Besitzerfamilie Langsdorf. In den Jahren 1629 und 1640 wird Johannes Lentz (1560-1640) als „Müller auf der Sorg", und im Jahr 1693 wurde Johannes Lentz (1632-1696) als „Enkel des Müllers auf der Sorg" in einem Eintrag des Allendorfer Kirchenbuches als „Müller auf der Mittleren Mühle" genannt. Danach waren der in Kleinlinden geborene Johannes Lentz (1706-1772), danach dessen Sohn Johann Ludwig Lentz (1736-1804), danach Ludwig Lentz (1780-1834), danach Ludwig Lenz (1809 -1857), danach 1886 Ludwig Gümbel II (1838-?), der 1859 dessen Tochter Elisabetha Lenz (1838-1913) heiratete. Weil als Nachkomme nur ein kranker Sohn vorhanden war, verkauften sie die Mühle 1897 an Wilhelm Weigel III † aus Kleinlinden. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm Weigel IV (1890-1969), danach 1945 dessen Schweigersohn Wilhelm Langsdorf, der mit Tochter Emilie Weigel (1912-1994) verheiratet war, danach deren Sohn Erich Langsdorf (genannt „*Weigels* Erich", 1932-?). Noch heute befindet sich die Mühle, deren Betrieb

1970 eingestellt wurde, in Familienbesitz der Familie Langsdorf.

Welemse Der Dorfname *„Wilemse"* leitet sich von dem Vornamen Wilhelm ab und bezieht sich gleich auf zwei Häuser in der Triebstraße, nämlich die Häuser 12 (früher 16) und 21 (früher 11), wobei das Haus Triebstraße 12/16 auch „*Schimmelhannese*-Haus" genannt wurde, weil Wilhelm Euler IV (1896 -?) im Jahr 1921 Lina Luh (1897-?, genannt „*Schimmelhannese* Lina") heiratete, die Tochter von Johannes Luh V † (genannt *„Schmimmels Hannes"*). Als Besitzer des Hauses Triebstraße 11/21 wird in den Einwohnerlisten von und 1910 und 1929 Wilhelm Euler III und 1929 auch noch dessen Sohn Karl Euler I (1897-1938) genannt, der 1919 Wilhelmine Luh (1897-?), Tochter von Wilhelm Luh † heiratete. Deren Tochter Magdalene Betge, geb. Euler (genannt „*Welemse Magdalene")* † wohnte anschließend bis vor ein paar Jahren in diesem Haus. In der Einwohnerliste von 1929 wird zudem ein Wilhelm Euler II in Obergasse 11 genannt und im Haus Triebstraße 12/16 Wilhelm Euler IV. Bei Wilhelm Euler III handelt es sich wohl um jenen Wilhelm Euler (1866-1931), Sohn von Caspar Euler I (1832-1909), der seine Wurzeln im „*Schefersch*-Haus" in der Obergasse 11 hatte. Später wohnten die Nachfolgefamilien Betge im Haus Triebstraße 12 und Schütz im Haus Triebstraße 21, bevor diese verkauft wurden.

Wellersch Dieser Hausname leitet sich von dem Familiennamen Weller ab und ist mit dem Haus Untergasse 28 verbunden. Laut Steuerliste von 1766 gehörte das Haus Baltzer Loh und ging später auf Georg Schmitt über. In der Einquartierungsliste von 1813 wird Georg Schmitt als Eigentümer dieses Hauses gemeldet. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um den Schäfer Georg Schmitt aus Waldgirmes, der im Jahr 1800 Anna Elisabeth Schäfer vermutlich aus dem Nachbarhaus Untergasse 26 heiratete. Dieser Georg Schmitt ist nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls aus Waldgirmes stammenden Johann Georg Schmidt, der 1814 Anna Maria Andermann (Obergasse 2) heiratete und Namensgeber des Dorfnamens *„Schmidts"* ist. In dem Einwohnerverzeichnis von 1905 wird der Flurschütz Friedrich Weller (1859-1934) und Heinrich Dormehl II genannt. Der aus Dutenhofen stammende Friedrich Weller heiratete 1885 Luise Dormehl (1860-1903), Tochter des Heinrich Dormehl II (1817-1906). Dieser Heinrich Dormehl II war seit 1846 mit Anna Elisabeth Volk verheiratet, Tochter von Johann

Caspar Volk (1791-?) und der aus Münchholzhausen stammenden Elisabetha Weller (1792-?). Sein Vater Johann Henrich Dormehl I (1779-1864) war seit 1804 mit Christine Schmitt (1777-1840), Tochter des Johann Georg Schmitt aus Waldgirmes, verheiratet. Vermutlich war Christine Schmitt die Schwester des 1813 in diesem Haus verzeichneten Georg Schmitt, wodurch sich der Kreis wieder zu schließen scheint. Die Nachfahren von Friedrich und Luise Weller trugen jedenfalls den Dorfnamen *„Wellersch",* so z.B. wurde zum Beispiel deren Sohn August Weller (1897-?) „*Wellersch* August" und dessen Tochter Elli Schmitz, geb. Weller (1932-1982) „*Wellersch Elli*" und sogar ihr Ehemann Friedrich Schmitz † *„Wellersch Fritz"* genannt. Ein weiterer Stamm von Wilhelm Weller (1891-1940, Sohn von Friedrich Weller) erbaute 1926 in der Triebstraße (heute Bergstraße 40) ein weiteres „*Wellersch*-Haus", in dem bis heute die Familie von Alfred Weller (1922-2004„*Wellersch* Alfred") wohnt.

Woagenersch Dieser Dorfname stammt von dem Familiennamen Wagner ab und ist nicht mit dem Dorfnamen *„Woanersch"* zu verwechseln. Auch mit diesem Dorfnamen sind in Allendorf mehrere Häuser belegt:

1. Obergasse 12: Hier wohnte laut Steuerliste von 1766 der Strumpfweber Johannes Henrich Zimmermann (1708-1761), der mit Anna Catharina Christmann (1711-1770) verheiratet war, und laut Einquartierungsliste von 1813 Jacob Luh, wahrscheinlich ein naher Verwandter des Nachbarn Melchior Luh, danach Johann Jacob Luh, Sohn von Philipp Luh. Im Einwohnerverzeichnis von 1910 wurde die Witwe von Ludwig Wagner I (1853-?), Elisabeth Wagner, geb. Viehmann (1854-1927) in diesem Haus verzeichnet, (laut Einwohnerverzeichnis von 1929 dann Emil Felde sen. (1899-?), dessen Nachfolgefamilie das Haus heute noch gehört. Emil Felde sen. heiratete 1921 Wilhelmine Wagner (1899-?) Tochter des Ludwig Wagner I (1853-1903), Enkel des aus Salzböden stammenden Kuhhirten Johann Adam Wagner (1792-1854), der in 2. Ehe (1835) mit Maria Sophia Luh (1779-1862), Tochter des Johann Melchior Luh (1770-1822) des Nachbarhauses Obergasse 10 (siehe „*Ulms*") verheiratet war. Aus dem Haus Obergasse 12 stammte auch Friedrich Wagner (1892-?) und der spätere Gemeindevertreter Ludwig Wagner V (1887-1963), Söhne

von Ludwig Wagner I, die und deren Nachkommen in der Triebstraße und Bergstraße weitere Häuser bauten.

2. Das neue „*Woagenersch*-Haus“ in der Triebstraße 30 wurde in den frühen 1920er Jahren von Ludwig Wagner V (1887-1963) erbaut. Dessen Tochter Emma Wagner („*Woagenersch* Emma“, 1914-1994) heiratete Willi Franz sen. (1912-1942 aus dem „*Suffies*-Haus“) und übernahm ihr Elternhaus, das sich heute noch in Familienbesitz in der Familie Franz befindet. Wagners Tochter Elisabeth (*„Woagenersch Lisbeth“,* 1910-1988) heiratete Adolf Högy † und baute in der Bergstraße 42 ein Haus, das sich heute noch in Familienbesitz befindet. Wagners Tochter Irmgard (*„Woagenersch* Irmgard*“,* 1914-1995) heiratete Hermann Kleinschmidt † und baute in der Bergstraße 46 ein Haus, das sich heute noch in Familienbesitz befindet. Wagners Sohn Karl † (*„Woagenersch* Karl*“,* 1912 -1944) heiratete Margarete Stengel („*Stengels Gretche*“, 1912-1994) und in das neue „*Stengels*-Haus“ in der Nachbarschaft (Triebstraße 32).
3. Friedrich Wagner (1892-?), seit 1919 verheiratet mit Katharina Schneider (1895-? aus dem „*Schneidersch*-Haus“ Triebstraße 19), baute in den 1930er Jahren in der Bergstraße 37 ebenfalls ein neues „*Woagenersch* Haus“, das von dessen Sohn Helmut Wagner †, dann vom Enkel Horst Günther Wagner übernommen wurde und sich heute noch in Familienbesitz befindet.

Woanersch Dieser Dorfname stammt von dem Beruf des Wagners ab und ist nicht zu verwechseln mit dem Dorfnamen „*Woagenersch“*. Der Dorfname „*Woanersch*“ bezieht sich auf das Haus Friedhofstraße 2 (rechts neben dem Backhaus). In diesem wohnte laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 die Familie von Johann Adam Steinmüller (1765-1833), der selbst und dessen Nachfolger über Generationen von Beruf Wagner und Stellmacher waren. Johannes Jung II (1831-1907) heiratete 1861 Elisabeth Steinmüller (*„Woanersch Lißbeth“*, 1836-1903), Tochter des Wagners Johann Jacob Steinmüller (1799-1869). Später wohnte in diesem Haus die Familie Arnold, denn 1867 heiratete Wilhelm Arnold aus Lützellinden deren Tochter Elisabeth Jung, die weiter den Hausnamen *„Woanersch“* trugen. Ein Nachkomme dieser Familie, Ludwig Arnold (1894-1942), erbaute das Haus Hüttenbergstraße 44 („*Arnolds*-Haus“).

Aber auch das Haus Untergasse 16 trägt heute den Dorfnamen *„Woanersch“*. Hier wohnte 1813 die Familie von

Johannes Gimbel (1780-1848), dessen Tochter Catharina Elisabeth 1833 Melchior Lentz (1807-1881) aus dem „*Gimmelchers*-Haus“ heiratete. Deren Sohn Johannes Lenz III (1835-1916) heiratete 1864 Katharina Elisabeth Steinmüller (1841-1879) aus dem „*Woanersch*-Haus“ Friedhofstraße 2, Tochter des Wagners Johann Jakob Steinmüller. Kaspar Volk (1832-1894, Kaspars Sohn) heiratete 1859 Elisabetha Lenz (1833-1899), Melchiors Tochter. Seither trägt auch das Haus Untergasse 16 den Hausnamen „*Woanersch“*, zuletzt bis ins 21. Jahrhundert in der Nachfolgefamilie Volk, zum Beispiel: Helmut Volk (1926-2010) als „*Woanersch* Helmut“.

Zimmoarsch Dieser Hausname wird von dem Beruf Zimmermeister abgeleitet. Im Dialekt wird aus „Zimmermeister's“ eben *„Zimmoarsch“*. Der Hausname ist mit dem Haus Bergstraße 2 (früher Untergasse 52) verbunden, das um 1900 von dem Zimmermeisters Heinrich Dormehl III (1849-1903), dem Ururgroßvater des Autors, erbaut wurde. Der Vater von Heinrich Dormehl III ist Johann Heinrich Dormehl II (1817-1906) und stammt aus dem früheren „*Dormehls*-Haus“ Untergasse 12. Der Zimmermeister Heinrich Dormehl III war seit 1873 mit Maria Viehmann (1852-1918) verheiratet. Er hatte auf dem Platz um sein Haus einen großen Zimmerplatz. Deren Tochter Maria Dormehl (genannt „*Zimmoarsch* Marie“, 1876-1918) war seit 1901 mit Philipp Volk III (genannt „*Geiersch* Philipp“ 1876-1953) verheiratet und übernahm das Haus, da der einzige männliche Nachkomme Ludwig Dormehl (1898-1917, genannt *„Zimmoarsch Luwi-Petter“*) im 1. Weltkrieg gefallen war. Der Zimmergeschäftsbetrieb wurde eingestellt. Auch die Kinder von Philipp und Maria Volk trugen den Hausnamen „*Zimmoarsch*“ weiter: Marie Beck, geb. Volk (1902-1996), die das Haus mit ihrem Mann Philipp Beck weiter bewohnte wurde „*Zimmoarsch Morrie*“, ihre Schwester Emilie Euler, geb. Volk (1908-1997) wurde „*Zimmoarsch Mielche*“ und Willi Volk (1917-1931) wurde *„Zimmoarsch* Willi“ genannt“. Emilie und ihr Ehemann Ernst Euler (genannt „*Hoardte* Ernst“, 1905-1953), erbauten 1935 im Garten dieses Grundstücks ihr Haus (Bergstraße 4).

Zellekappersch Dieser Hausname ist eine Verbindung zwischen den Dorfnamen *„Zellersch“* (Zöllner) und *„Kappersch“* oder eine nachträgliche Differenzierung der *„Zellersch“* in einen Stamm, der die Nachfahren eines Kaspars darstellt. Der Dorfname be-

zieht sich auf das Untergasse 15 und später auch auf das Haus Untergasse 21.
Im Haus Untergasse 15 wohnte laut Einquartierungsliste von 1813 Johann Heinrich Bintz I (1796-1872). Im Einwohnerverzeichnis von 1910 werden dessen Sohn Heinrich Binz II (1834-1912, genannt „*Binz*-Heinrich", Großvater des späteren Bürgermeisters Otto Volk II) und dessen Enkel Ludwig Binz II (1865-1941, verheiratet Marie Amend, 1866-1948, genannt „*Philippse* Marie"), beides Metzger von Beruf, in diesem Haus genannt. Später wohnte hier die Familie Steinmüller, denn Karl Steinmüller † aus dem „*Schreinerluwichs*-Haus" (in der Hüttenbergstraße 4) heiratete Anna Binz † (genannt „*Zellekappersch* Anna"), die Tochter von Ludwig Binz II. Ludwig Binz's Sohn, der Metzger Friedrich Binz I (1898-1969, genannt *„Zellekappersch Fritz"),* wohnte bereits 1929 im Haus Untergasse 21. Er erbte dieses Haus von Johannes Amend IV (1855-1925) und dessen Frau Elisabethe geb. Amend (1859-1924), die keine Nachkommen hatten. Dieses Haus Untergasse 21 wurde zuvor „*Philippsehannese*" genannt, denn die Amends stammten aus den „*Phillppse*-Häusern" in der Hintergasse 3 und 4.
Die Eltern von Elisabethe Amend (geb. Amend) waren Johannes Amend III (1836-1883) und Elisabeth, geb. Volk (1835-1908). Damit war der *„Zellekappersch Fritz"* der Neffe seiner Erblasserin. In diesem Haus wohnen bis heute die Nachkommen der Familie Binz in den Familien Kutscher. Die Mutter der heutigen Hausbesitzer, Marie Kutscher , geb. Binz (1923-2013), wurde noch „*Zellekappersch* Marie" genannt. Auch ihr Bruder Dr. Hugo Binz (1931-2001), der in der Kleinlindener Straße baute, wurde „*Zellekappersch Hugo*" genannt.
Im Allendorfer Familienbuch verlieren sich aber die Spuren, um die Zuordnung der Dorfnamens *„Zellerkappersch"* der Familie Binz oder den *„Zellersch"* oder einem Kaspar vorzunehmen.

Zellehennerse Dieser Dorfname leitet sich aus der Berufbezeichnung der Zöllner *(„Zellersch")* und dem männlichen Vornamen He(i)nrich her. Es handelt sich bei dieser Dorfnamenskreation wahrscheinlich um eine Differenzierung des Stammes der *„Zellersch"* aus dem Zollhaus Friedhofstraße 4. Der Hausname *„Zellehennerse"* bezieht sich aber auf das Haus Hintergasse 6. Hier wurde Johann Henrich Volck (1652-1730) geboren, der laut den Eintragungen in den

Allendorfer Kirchenbüchern „Der Schwarze“ oder „Der Alte“ genannt wurde. Sein Sohn Johann Adam Volck (1692-1756) übernahm das Haus und heiratete 1722 Anna Margarethe Volck (1692-1756), Tochter des Kirchenseniors Henrich Volck (1657-1716, genannt „Theißen Henrich“). Deren Tochter Anna Elisabeth Volck (1733-?) heiratete 1756 den aus Kirchgöns stammenden Johann Conrad Wagner (1730-1796), den fürstlichen Schultheißen. Deren älteste Tochter Anna Catharina Wagner (1756-1833) blieb in diesem Haus und heiratete 1788 den Zöllner Henrich Volck (1747-1845). In der Einquartierungsliste von 1813 wird Heinrich Volk als Eigentümer genannt. Nach diesem Zöllner Henrich *„Henner“* Volck aus dem „*Zellersch*-Haus“ wurde fortan dieses Haus genannt. Deren Tochter Susanna Maria (1797-1868) heiratete 1826 den aus Dorlar stammenden Johann Friedrich Reinstädtler (1798-1841). Deren Tochter Anna Maria Reinstädtler (1834-1865) heiratete 1857 den aus Heuchelheim stammenden Weißbinder Ludwig Rinn VIII (1831-1878). Deren Sohn Jakob Rinn (1859-1886) heiratete 1886 Anna Volk (1861-?) aus dem „*Olise*-Haus“ Obergasse 18. Deren Tochter Ida Rinn (1898-?) heiratete Ernst Ludwig Volk (1898-1994), Sohn des Bürgermeisters Ludwig Volk XXII aus dem „*Drehersch*-Haus“ Obergasse 14. Das Haus befand sich laut Einwohnerverzeichnis von 1929 im Besitz des langjährigen Kirchenorganisten Ernst Ludwig Volk, der fortan *„Zellehennerse Ernst“* genannt wurde Vater des heutigen Eigentümers Ewald Volk, genannt „*Zellehennerse* Ewald“.

Zellersch Das Haus Friedhofstraße 4 (gegenüber der Kirche) war ein Zollamt II. Klasse, weil Allendorf ein Grenzdorf war. Deshalb trug das Haus, in dem die Zöllner wohnten, den Namen „*Zellersch* Haus“. Besitzer war laut Einquartierungsverzeichnis von 1813 der Zöllner Johannes Volk (1740-?), der einer langen Zöllnerfamilie entstammte, denn Großvater Johannes Volck (1674-1742) und Vater Johann Ludwig Volck (1711-1791), der in der Steuerliste von 1766 als Eigentümer genannt wird, waren Zöllner von Beruf. Adam Hildebrand IV (1851-1931) heiratete 1876 Maria Volk (1855-1922, „*Zellersch Morri*“, Ur-Enkelin des vorgenannten *„Zellersch Hannes“*) und damit in das „*Zellersch*-Haus“. Nach einer weiteren Generation der Familie Hildebrand wurde das „*Zellersch*-Haus“ in den 1960er Jahren abgebrochen. Nachkommen der *„Zellersch“* bauten Ende des 19. Jahrhunderts in der Untergasse 35 ein neues „*Zellersch*-Haus. Hier

wohnte um die Jahrhundertwende der Kreis-Straßenwart Ludwig Volk IV (1853-1931, Sohn von Johannes Volk XI, 1825-1903, und Urenkel des Zöllners Johannes Volck aus dem Zollamt „*Zellersch*-Haus“ Friedhofstraße 4), später dessen Nachkommen in der Familie Geib. So wurde seine Tochter Katharine Margarethe Geib, geb. Volk (1905-?), die 1928 den aus Ewersberg stammenden Soldaten Karl Eckard Geib (1901-?) heiratete, „*Zellersch Gretche“* genannt. Das Haus befindet sich heute noch im Familienbesitz der Nachfolgefamilie Geib.
Andere Zweige der *Zellersch*-Dynastie nannten sich nach weiterer Differenzierung *„Zellehennese“* oder „*Zellekappersch“*.

In seinem Buch über die Binz-Sippe zählt Herbert Otto Müller im Jahr 1973 darüber hinaus noch folgende Dorfnamen auf, die allerdings 2012 nicht mehr geläufig waren:

„Amtmannswellersch“, „Binzhannese“, „Peterhannese“, „Pitzereachernesch“ und „Pitzescheffs“

„Binzhannese“ bezieht sich wahrscheinlich auf den differenzierten Stamm eines Johannes der Familie Binz und *„Peterhannese“* bezieht sich wahrscheinlich auf den differenzierten Stamm eines Johannes der Familien Weis oder Heep des Stammes *„Petersch“*.



Abb. 5: Zimmerplatz von „Zimmoarsch“ (Zimmermeister Heinrich Dormehl III) am Ende der Untergasse, Ecke Triebstraße mit Blick auf den Kleebach, das *„Meyersch-Haus“* und das *„Hoardthannese-Haus“,* ca. 1900

„Amtmannswellersch" hat wahrscheinlich etwas mit der Sippe „Wellersch" zu tun, *„Pitzereachernesch"* und *„Pitzescheffs"* sind Differenzierungen des Stammes *„Pitze"*. Selbstverständlich sind auch im 20. Jahrhundert noch weitere Zu- und Spottnamen ganzen Sippen zugeschrieben worden, die aber nicht als Haus- oder Dorfnamen angesehen werden können.

Die Recherchearbeiten waren hochinteressant, weil man auch ein tiefes Stück in die Allendorfer Familiengeschichte(n) einsteigen musste. Überwältigend waren dabei vor allem die verwandtschaftlichen Verflechtungen einiger Familie, auch meiner eigenen Familie.

Jetzt weiß ich jedenfalls, dass *„Binze Ludwig"* (mein Urgroßvater Ludwig Euler II) die *„Hoardte Greth"* (meine Urgroßmutter Margarethe Viehmann), dass *„Geiersch Philipp"* (mein Urgroßvater Philipp Volk III) die *„Zimmoarsch Marie"* (meine Urgroßmutter Marie Dormehl) heiratete, und deren Kinder *„Hoardte Ernst"* (mein Großvater Ernst Euler) *„Zimmoarsch Mielche"* (meine Großmutter Emilie Volk) heiratete, und ich weiß nun, dass ich mit den meisten Allendorfern irgendwie verwandt bin.

Damit das Phänomen der Dorfnamen nicht in Vergessenheit gerät, sind die heute noch vorhandenen Erkenntnisse somit niedergeschrieben worden. Es ist davon auszugehen, dass diese Tradition in den nächsten Jahren gänzlich in der Modernen untergehen wird. Im Nachbardorf Lützellinden, aber auch in anderen Dörfern der Region ist es eine schöne Tradition geworden, die Dorf- oder Hausnamen auf Tafeln direkt an die Häuser des Dorfkernes zu montieren, selbst wenn dort von der einstigen Stamm- oder Namensgeberfamilie keine Nachkommen mehr wohnen. Dieser Aufsatz könnte ein Anreiz sein, dies auch für Allendorf/Lahn zu praktizieren.

Danken möchte ich vor allem Ilse Bellof (Jahrgang 1927, „*Geiersch* Ilse") für die umfangreichen Recherchearbeiten im Vorfeld, sowie Kurt Binz (Jahrgang 1921, „*Binz* Kurt"), Wilfried Baumann (Jahrgang 1929, „*Bertusse* Wilfried"), Mathilde Scheld (Jahrgang 1921, „*Schreinersch* Mathilde"), Wilfried Henkelmann (Jahrgang 1928, „*Gimbels* Wilfried"), Loni Düsterhöft (Jahrgang 1924, „*Stengels* Loni"), Klara Zettl (Jahrgang 1930, „*Franze* Klara"), Marie Kutscher † (Jahrgang 1923, „*Zellerkappersch* Marie"), Else Müller (Jahrgang 1931, „*Doavids* Else"), Elisabeth Speier (Jahrgang 1927, *„Hörre Liesel"*) und Herbert Damm (Jahrgang 1939, „*Damms* Herbert") für das Durchlesen nach der Zuordnung und die konstruktive Unterstützung für Korrekturen. Der Dank gilt auch den Teilnehmerinnen und Teilnehmern am „Seniorenkaffee" am 19. November 2012 im Evangelischen Gemeindehaus in Gießen-Allendorf/Lahn, wo in lockerer Runde mit sehr vielen Jahren an Lebenserfahrung viele Lücken geschlossen werden konnten.

Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg oder das „Hanauer Ländel“

Hessenzeit im „Krummen Elsass“ von 1736 bis zur Französischen Revolution 1790/1 bzw. 1802/3 oder: Weshalb der Landgraf von Hessen-Darmstadt einst auch Landesherr von Territorien im Elsass, der Ortenau und der Südwestpfalz war

JÜRGEN DAUERNHEIM

Mancher hessische Zeitgenosse mag sich verwundert fragen, wie dies möglich war. Die kurze Antwort darauf lautet: durch Heirat und Erbschaft unter Dynasten.

Der letzte Graf von Hanau, Johann Reinhard III. (gest. 1736), hatte keinen männlichen Erben; eine Tochter war mit dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel verheiratet, die andere mit Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (1739 – 1768). Nach dem Willen Graf Reinhards sollte die Grafschaft Hanau-Münzenberg nach seinem Tode an Hessen-Kassel fallen, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg aber an seinen Enkel, den damaligen Erbprinzen Ludwig und späteren Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (1768 – 1790).

Der Name der Grafschaft leitet sich ab von dem Stammsitz der einstigen Herren und späteren Grafen von Lichtenberg, dem bei Ingweiler im Unterelsass in den Nordvogesen gelegenen Schloss, wo das Geschlecht schon im 12. Jahrhundert residierte – nicht zu verwechseln mit dem südhessischen Schloss gleichen Namens zwischen Groß-Bieberau und Ober-Ramstadt.

An Stelle der 1677 zerstörten Burg ließ Vauban 1680 auf dem Lichtenberg eine Festung errichten, die zusammen mit den Forts Lützelstein/Petit Pierre und Bitsch das nördliche Elsass schützen sollten, 1870 aber durch deutsche Truppen zerstört wurde. Vom Turm der Anlage eröffnet sich dem Besucher ein großartiger Rundblick über Teile des Hanauer Ländchens, heute „Pays de Hanau“, das seit der französischen Revolution keine Verwaltungseinheit mehr bildet.

Die Lichtenberger Herrschaft – einst „das größte weltliche Territorium im Unterelsass“[1] - fiel nach dem Tod ihres letzten männlichen Vertreters, des Grafen Jakob v. L., im Jahre 1480 an eine Linie der Grafen von Hanau, nämlich den Grafen Philipp I. d. Älteren, der mit einer Nichte des Grafen Jakob verheiratet war[2]: woraufhin sich diese Linie des Hanauer Grafenhauses Hanau-Lichtenberg nannte.[3] Von daher rührt auch die einst in und für die Region – teilweise bis

1 Siehe Brockhaus Enzyklopädie, 1970, Bd. 11, S. 434.
2 Siehe Hattemer, S. 80; bei Rathgeber findet sich eine Stammtafel aller (Hanau-)Lichtenberger Grafen, S. 270 f.
3 Siehe Brockhaus Enzyklopädie, a.a.O., S. 434.

heute - gebräuchliche Bezeichnung „Hanauer Ländel“ oder „Hanauer Ländchen“ bzw. „Pays de Hanau“.

In vorhessischer Zeit pendelten die Hanau-Lichtenberger Grafen zwischen ihren beiden Hauptorten bzw. Residenzen Buchsweiler und Babenhausen hin und her.[4]

1542 begann unter dem Grafen Philipp IV. die Einführung der Reformation mit der Berufung des Luther-Freundes Theobald Groscher auf die Pfarrei Buchsweiler.[5]

Was gehörte 1736 zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg?

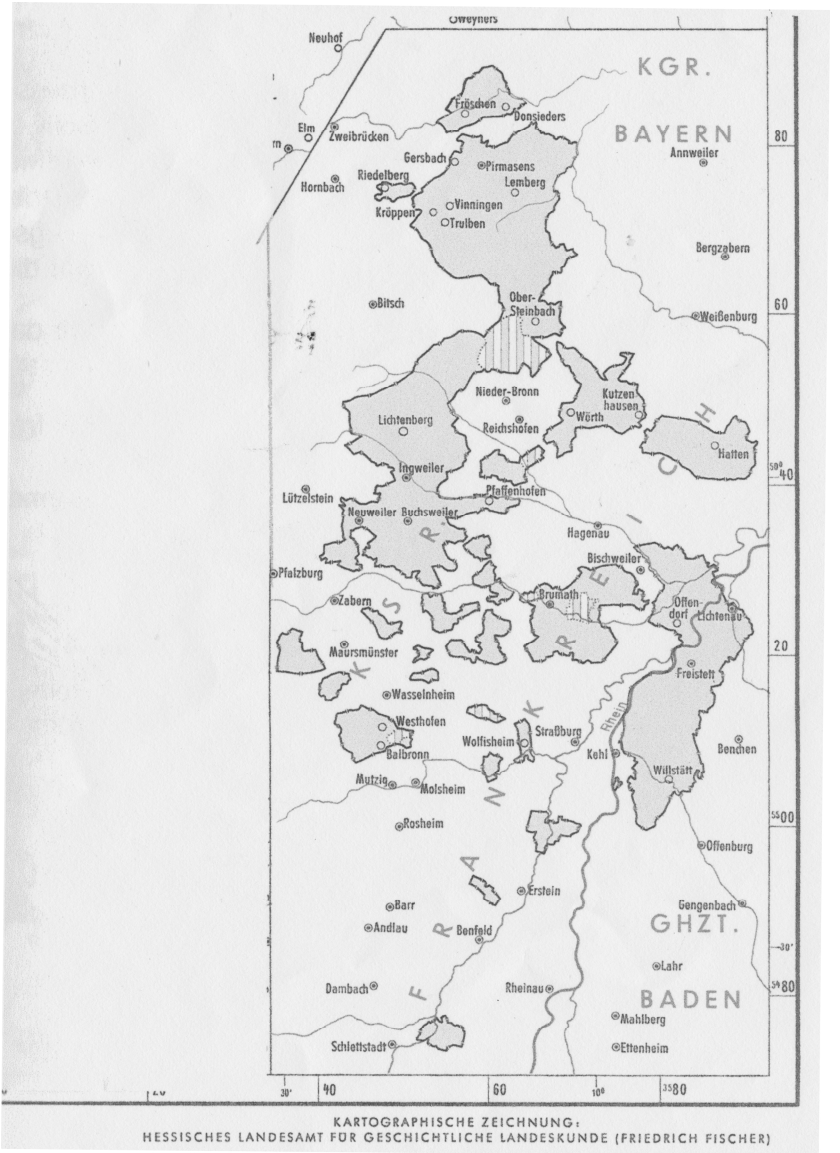
Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg umfasste vor der Französischen Revolution 1232 qkm und hatte 75 000 Einwohner bei 6004 qkm und 281 000 Einwohnern für die gesamte Landgrafschaft H.- Darmstadt.[6]

„Das Gebiet der Dynasten von Lichtenberg ... enthielt 12 Ämter, von denen 10 im Unter-Elsass und zwei in der Ortenau lagen: allerdings bildeten diese Ämter kein zusammenhängendes Gebiet, sondern bestanden aus mehreren abgesonderten Teilen, von denen jeder seine eigene Entstehungs- und Erwerbungsgeschichte hat.

4 Babenhausen war - im Wechsel mit Buchsweiler - seit 1458 Residenz der Herren von Hanau-Lichtenberg bis zum Dreißigjährigen Krieg, und die dortige Stadtkirche diente damals als Grablege der Hanau-Lichtenberger Grafen (siehe Dehio, Hessen, S. 36). „Allerdings ließ die Erbtochter des reichen und mächtigen Grafen von Lichtenberg im Unterelsass, Gattin von Graf Philipp v. Hanau, lediglich die Grabplatten zurück.“ (nach GAZ-Bericht v. 4.5.07 über eine Exkursion des Freundeskreises Kloster Arnsburg nach Babenhausen.) Hier sei darauf verwiesen, dass heute Bouxwiller/ Buchsweiler und Babenhausen verschwistert sind, es dort eine „Bouxwiller Straße“ gibt und die Straßen eines Stadtviertels im Norden die Namen der bedeutendsten Elsässer Städte des „Pays de Hanau“ tragen.
Von 1335 – 1390 hatten die Lichtenberger Grafen Freistett (heute Stadtteil von Rheinau in Baden) - „die einst nördlichste Bastion des Hanauer Landes“ - zu ihrer Residenz gewählt (siehe Info-Broschüre Stadt Rheinau).

5 Siehe Diehl, S. 387. Die Grafschaft Hanau war bei der Einführung der Reformation eine der letzten im Unterelsass, so Rathgeber, S. 91.

6 Siehe Hattemer, S. 84 - In dieser Berechnung enthalten sind die zur Grafschaft H a n a u-Lichtenberg ursprünglich gehörenden „auf dem linken Mainufer gelegenen Besitzungen, nämlich Amt Babenhausen, die Hälfte von Amt und Zent Umstadt, ein Sechstel von Burg und Stadt Dreieich und dem Dreieicher Wildbann“, die aber nicht zur ursprünglichen L i c h t e n b e r g e r Erbschaft zählten und teilweise Anlaß gesonderter Erbstreitigkeiten zwischen Hessen-Kassel und H.-Darmstadt bildeten (so Hattemer, S. 79 f.), die das Verhältnis zwischen den beiden hessischen Linien zeitweilig belasteten (Franz, Haus Hessen, S. 99). Erst nach jahrzehntelangem Streit kam das Amt Babenhausen 1771 zu Hessen-Darmstadt (so Knodt, S. 42); nach einer Werbebroschüre des Babenhäuser Fremdenverkehrsamtes von 2011 erst 1810!



Grafschaft Hanau-Lichtenberg ohne den noch heute hessischen Anteil.[7]

7 Die Karte ist – mit freundlicher Genehmigung durch das Hessische Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg – entnommen dem Geschichtlichen Atlas von Hessen...(siehe Literaturverzeichnis), Karte 14b „Hessen-Darmstadt 1567 – 1866".

Im Unter-Elsass (Departement Bas Rhin, J. D.) lag die Hauptmasse um das Schloß Lichtenberg: die Ämter B u c h s w e i l e r, das bedeutendste mit 26 Dörfern, I n g w e i l e r und N e u w e i l e r mit 2 Städten und 7 Dörfern, P f a f f e n h o f e n mit 9 Dörfern, W ö r t h mit der gleichnamigen Stadt und 11 Dörfern, H a t t e n mit 9 Orten, B r u m a t h zwischen Hagenau und Strassburg mit Stadt und 10 Dörfern, am Rhein das Amt O f f e n d o r f (5 Dörfer), dicht bei Strassburg W o l f s h e i m (2 Dörfer), westlich davon W e s t h o f e n; in der Ortenau, dicht am Rhein, Strassburg gegenüber, L i c h t e n a u mit der Stadt gleichen Namens und 15 Dörfern und W i l l s t ä d t mit 12 Dörfern."

Außerdem: .... die Ämter L e m b e r g am Südrand der ... Rheinpfalz mit 27 Dörfern und die Herrschaft O c h s e n s t e i n mit 10 Dörfern."[8]

Von all diesen Ämtern waren also nur drei (deutsche) Reichsämter, nämlich Lichtenau, Willstädt und Lemberg, alle übrigen unterstanden französischer Oberhoheit, seit das Elsass im Zuge der sogenannten Reunionskriege aus dem Alten Reich herausgelöst worden war.

Der Anfall dieser Erbschaft war für die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt – neben dem Zugewinn - mit erheblichen staatsrechtlichen und –organisatorischen sowie bündnispolitischen Schwierigkeiten verbunden, lag doch die G. H.-L. zum größten Teil sehr weit entfernt von dem übrigen hessen-darmstädtischen Besitz, „getrennt durch die Kurpfalz und eine Reihe kleinerer Herrschaftsgebiete"; überdies „war sie in sich selbst nichts weniger als geschlossen und zerfiel in eine große Anzahl von Teilkomplexen". Ein weiterer Nachteil bestand darin, dass der letzte Hanauer Graf bestimmt hatte, „dass das Ländchen in getrennter Verwaltung geführt werden mußte, also mit der Landgrafschaft eigentlich nicht verbunden werden konnte. Zudem hatte der Landesherr in der Mehrzahl der dazu gehörigen Ämter, die unter französischer Oberhoheit standen, die wichtigsten Hoheitsrechte verloren und war so in Abhängigkeit von Frankreichs König geraten";[9] „doch übten die Grafen unter französischer Oberhoheit ihre Landesherrschaft weiter aus. Vor allem aber hat die Hanauer Herrschaft die religiöse, sprachliche und kulturelle Verbindung im Lichtenberger Gebiet mit Deutschland so nachhaltig gepflegt, dass man die Grafschaft noch zu Beginn unseres (i.e. 20.) Jahrhunderts als Hanauer Land bezeichnete".[10]

Trotz dieser schwerwiegenden staatsrechtlichen Nachteile sollte sich gerade diese Erbschaft für das spätere Großherzogtum Hessen-Darmstadt am Ende des elsässischen Zwischenspiels noch als sehr vorteilhaftes Kompensationsobjekt im Rahmen der Neugliederung Deutschlands unter Napoleon und der nachnapoleonischen Zeit erweisen, hatte der Verlust der Grafschaft doch „den Entschädigungsanspruch der Landgrafschaft begründet."[11] So verlor Landgraf Ludwig X. zwar das elsässische Erbe wieder, als „das revolutionäre Frankreich alle deut-

8 Siehe Hattemer, S. 80 f; Rathgeber liefert ein Verzeichnis „sämtlicher früheren Hanau-Lichtenbergischen Ämter und Gemeinden" S. 272 f.

9 Siehe Hattemer, S. 85.

10 Siehe Demandt, S. 294 f.

11 Siehe Schulz, Geschichte Hessens, S. 132.

schen Lande westlich des Rheins annektierte, ... erhielt aber dafür durch den Reichsdeputationshauptschluss 1803 ein Mehrfaches an Entschädigungsländern“,[12] wozu vor allem die kurmainzischen und bischöflich wormsischen Ämter an der Bergstraße zählen.[13]

1736: Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt erbt das Hanauer Ländchen

Landgraf Ludwig IX. war als Erbprinz von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Grafen Johann Reinhard von Hanau schon zu dessen Lebzeiten zum Nachfolger in den Hanau-Lichtenbergischen Landen bestimmt worden. Er nahm daher - seit 1735[14] - mit seinem Bruder Georg in Buchsweiler im Elsass, dem Sitz der hanauischen Regierung, seinen Aufenthalt. Nach dem im Jahre 1736 erfolgten Tode des Grafen Johann Reinhard übernahm zunächst der Vater, Ludwig VIII., als Vormund des Sohnes die Hanau-Lichtenberger Ämter im Elsass, in der Pfalz und am Oberrhein.[15] 1740 wurde Erbprinz Ludwig für volljährig erklärt und trat die Erbfolge im Hanauer Lande an.[16] „Die hanauischen Lande wurden als Privatbesitz des Landgrafen angesehen; der Ertrag floss in die fürstliche Kasse“,[17] und trug so - „ganz unverhofft“ (wie es auf einer Gedenkmünze heißt) – erheblich zur Milderung der Darmstädter Schuldenmisere bei ...“,[18] die durch die Jagd- und Opernleidenschaft seines Vaters – des „Jagdlandgrafen“ - ausgelöst worden war.[19]

Die Herrschaft, später Grafschaft Lichtenberg war ursprünglich Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1648 wurde diese Grafschaft Lichtenberg zum größten Teil allerdings mit Frankreich „reuniert“, was Graf Friedrich Casimir von Hanau 1680 notgedrungen zur Anerkennung der französischen Oberhoheit veranlasst hatte. Infolgedessen war Landgraf Ludwig IX., als er – zunächst noch als Erbprinz der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt – 1741 sein Erbe im Elsass antrat, „sowohl souveräner deutscher Reichsfürst ... als auch Regent eines Teiles des französischen Staatsgebietes und als solcher Vasall des Königs von Frankreich“.[20] Vor dem Hintergrund des damals gerade auch in Hessen lukrativen Subsidien-Geschäftes entstand so eine verworrene außenpolitische Lage, die die traditionelle Bündnispolitik der beiden hessischen Hauptlinien durcheinander brachte.[21]

12 Siehe Haarmann, Franz: Das Haus Hessen, deutsche Fürstenhäuser, Heft 15, Werl 2004, S. 17; Schulz zeigt auf S. 132, was im einzelnen damals zu Hessen-Darmstadt kam.
13 Siehe Chronik-Hessens, S. 196.
14 So Demandt, S. 308 u. Esselborn, S. 12.
15 Siehe Chronik Hessens, S. 171.
16 Nach Knodt geschah dies 1741 und dauerte bis 1792, siehe S. 42.
17 So Knodt, S. 42.
18 Siehe Franz, Haus Hessen, S. 100.
19 Siehe Schulz, S. 130 f.
20 Siehe Demandt, S. 308.
21 Genaueres bei Franz, Haus Hessen, S. 99 f.

1742 trat Ludwig IX. auf Wunsch seines Vaters in französische Militärdienste, wozu wohl das eigentümliche Verhältnis seines Landes zu Frankreich Veranlassung gegeben haben mag. An der Spitze des ihm verliehenen ‚Regiments Royal Allemand'[22] nahm er - gegen den Willen des Vaters, der auf Seiten der Kaiserin Maria Theresia stand[23] - an den schlesischen Feldzügen von 1744/5 in Böhmen gegen Österreich teil, dem sogenannten österreichischen Erbfolgekrieg (1740 –1745).

Gleich nach Beendigung des Feldzuges in Böhmen 1743 quittierte er den französischen Militärdienst und machte sich mit großem Eifer an die Aufstellung einer eigenen Truppe. In dem unter französischer Hoheit stehenden Buchsweiler war dies freilich unausführbar – hatte der französische König seinen Vasallen doch das Aufstellen eigener Truppen untersagt - Ludwig IX. wählte daher den auf deutschem Gebiet liegenden Ort Pirmasens aus, damals noch ein Dorf, in dem sein Großvater 1720 ein Jagdschloss hatte bauen lassen, und baute ihn nach dem Muster von Potsdam als Militärkolonie aus.



Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt.[24] *Ludwig IX. – Graf von Hanau-Lichtenberg und Landgraf von Hessen-Darmstadt, auch „Landgraf-Drillmeister" oder „Reichs-Erz-Tommler" genannt.*

22 „Royal Allemand heißt ein Regiment, die Soldaten singen auf deutsch ‚Zu Straßburg auf der Schanz', die Offiziere sprechen französisch und sind fast durchweg deutsche Aristokraten." (siehe Friedenthal, Goethe, S. 91).

23 Siehe Demandt, S. 308.

24 Entnommen Esselborn S. 1.

Hier errichtete er aus einer bereits seit 1741 vorhandenen Kompanie „Leibgrenadiergarde“ - eine kleine Infanterietruppe[25] und wusste sie in kurzer Zeit nach preußischem Vorbild so zu schulen, dass sie von Kennern bewundert wurde.“ So schuf er in Pirmasens gleichsam ein „süddeutsches Potsdam für seine weltberühmte Riesengarde.“[26]

Nachzuholen ist, dass Ludwig 5 Jahre nachdem er sein Erbe als Graf von H.-L. in Buchsweiler angetreten hatte, 1741 die Tochter Karoline Henriette des Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld heiratete und mit ihr in der Residenz Buchsweiler lebte.

Ludwig IX. fällt in so mancher Hinsicht aus der Reihe der hessen-darmstädtischen Landgrafen und Großherzöge, residierte er doch die längste Zeit nicht etwa in Buchsweiler oder in Darmstadt, sondern in Pirmasens: In diesem bis dato unbedeutenden Flecken im Amt Lemberg hat Landgraf Ludwig IX. „seine ganze Regierungszeit verbracht und sich unter spartanischen Formen im ödesten Garnisondienst erschöpft.“[27]

„Es hielt ihn aber zunächst nicht in Pirmasens. 1743 trat er in die Dienste des mit Frankreich verbündeten preußischen Königs Friedrich, wo er alsbald ... Gouverneur der Festungsstadt Prenzlau in der Uckermark wurde. Die Prenzlauer Zeit festigte die Bewunderung Ludwigs für den ‚großen König’, knüpfte aber darüber hinaus die lebenslange Geistesfreundschaft seiner jungen Frau Karoline ... mit dem ‚Philosophen von Sanssouci’.“[28]

Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges rückte er als preußischer Generalleutnant mit in Schlesien ein und konnte von seinem Vater nur dadurch zurückgebracht werden, dass dieser dringend auf die feindselige Haltung Frankreichs hinwies, das als Verbündeter der Kaiserin Maria Theresia und Gegner Friedrichs d. Gr. das Land eines Verbündeten des preußischen Königs ernstlich bedrohte. Ludwig beugte sich und ging nunmehr endgültig nach Pirmasens. Sein Vater durfte sich dafür 1759 eines französischen Geldgeschenkes von 100 000 Pfund erfreuen.“[29]

Und auch Ludwig IX. selbst wollte oder „konnte sich den Verlockungen des Subsidiengeschäfts nicht ganz entziehen, ...“.[30]

„Dass der 1772 zum Chefminister in Darmstadt berufene Staatstheoretiker Friedrich Carl von Moser bereits ... 1767 gegen die ‚Blutschuld des Menschen-Handels unserer deutschen Fürsten und Herren’ gewettert hatte, hinderte Landgraf Ludwig IX. freilich nicht daran, schon im Frühjahr 1776 ... in Paris anzufragen, ob man hessen-darmstädtische Regimenter nicht in Frankreich brauchen könnte ...

25 Aus dem das 2. Bataillon des Gießener Infanterie-Regimentes Kaiser Wilhem (116 er) hervorging (siehe Infanterie Regiment, S. 3, Anm).
26 Siehe Demandt, S. 309.
27 Siehe Demandt, S. 308.
28 Siehe Franz, S. 100.
29 Referiert nach Demandt, S. 308.
30 Siehe Demandt, S. 308.

Nachdem Frankreich offen auf Amerikas Seite in den Krieg gegen England eingetreten war, übernahm Ludwig 1780 in der „Infanterie étrangère“ , deren Tradition in der späteren Fremdenlegion weiterlebte, ein „Regiment Royal Hesse-Darmstadt“, das zu drei Vierteln aus Soldaten „deutscher Nation“ bestehen ... sollte. Das im Dezember 1782 nach Westindien eingeschiffte Regiment wurde im Winterquartier im spanischen Cadiz von der Waffenstillstandsnachricht aus Amerika erreicht, kam also nicht mehr zum Einsatz;“[31] ein kriegerisches Aufeinandertreffen darmstädtischer und Kasseler Regimenter in Amerika konnte diesmal vermieden werden.

In Pirmasens war Ludwig „mehr Drill- und Exerziermeister als Feldsoldat. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand nach seinen eigenen Worten im ‚Exerzieren, Trommeln und Chargieren'. Der Drill, das Parademäßige war ihm nicht Mittel zum Zweck, sondern er erblickte darin das Ziel seiner militärischen Betätigung, die sich im Grunde als Soldatenspielerei darstellte.“[32]

„Fern der Residenzstadt, ... in Pirmasens errichtete er eine Paradetruppe von 2400 Mann, die einzuexerzieren er sich zum Lebenszweck setzte. Ohne Hofstaat in spartanischer Einfachheit lebte er unter seinen Soldaten,“[33] deren Desertionsversuche er mit drakonischen Strafen belegte.[34]

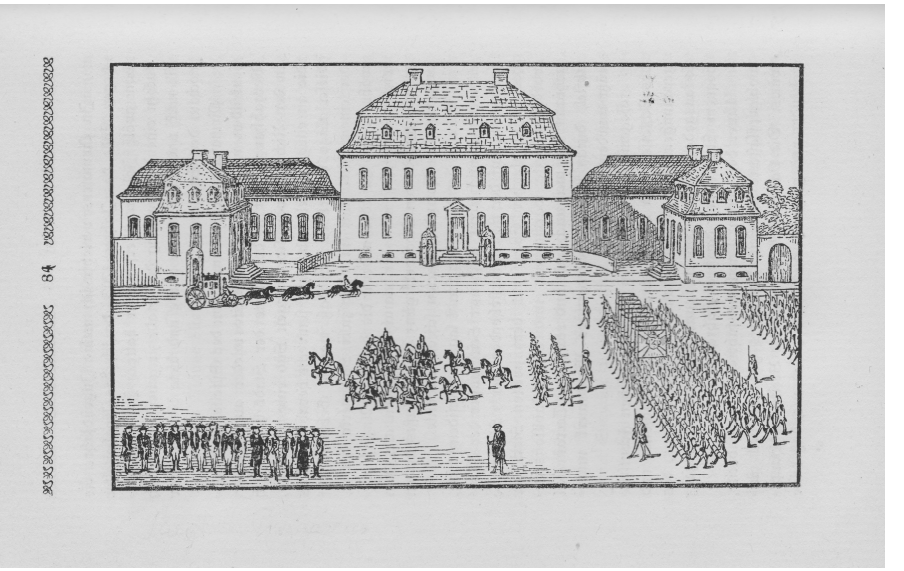
Pirmasens, 1735 noch ein Dorf, aus zwanzig zwei- und achtzehn einstöckigen Häusern', entwickelte sich nun, nachdem es eine Garnison erhielt und später gar Residenz wurde, rasch zur Stadt.[35]

„Seine Entstehung als städtisches Gemeinwesen verdankt es einzig und allein der Laune eines Fürsten. Landgraf Ludwig IX. verwandelte den Ort in eine große Kaserne, ja, in „ein süddeutsches Potsdam für seine weltberühmte Riesengarde“.[36] Alles stimmte er dort auf das Militärische ab: sogar über dem Portal der Kirche, wo er begraben liegt, ließ er ‚Trommeln und Fahnen und Kriegsgerät statt religiöser Symbole ausmeißeln' ...“.[37]

Seine Gemahlin empfand die „Soldatenspielerei ihres Gatten in Pirmasens als „eine Parodie auf unsre braven Truppen“, womit sie die „im Feld stehenden Truppen des von ihr bewunderten Preußenkönigs“ meinte.[38]

In unserer Zeit fällt das Urteil härter aus: Schulz spricht „von krankhaft übersteigerter Soldatenspielerei.“[39]

31 Siehe Franz, S. 108.
32 Siehe Esselborn, S. 15.
33 Siehe Werden Hessens, S. 365.
34 Siehe Müller, S. 62.
35 Siehe Esselborn, S. 12 f.
36 Siehe Müller, S. 61 f.
37 Siehe Esselborn, S. 57.
38 Ebenda, S. 15.
39 Siehe Schulz, S. 130 f.



Pirmasenser Schloss mit davor exerzierenden Grenadieren[40]

Nicht umsonst trug Ludwig IX. Beinamen wie „Landgraf-Drillmeister“ und „Reichs-Erz-Trommler“,[41] oder „Erztambour“ und „Erztrommler des Heiligen Römischen Reiches.“[42]

Friedenthal merkt an: „... der Landgraf, ... war ein *‚absentee landlord‘*; er zog es vor, in dem pfälzischen Städtchen Pirmasens zu hausen, das damals ... zu dem weitentfernten Hessen-Darmstadt gehörte. Da hauste er in einer der wunderlichsten Menagen der Zeit, die den Fürsten mancherlei Wunderlichkeiten nachsah: Er komponierte Militärmärsche, mit zwei Fingern auf dem Spinett, zuweilen dreihundert an einem Tage, wie Merck erzählte, 52 365 im ganzen, er führte genau Buch. Soldatenspiel, neben Geisterseherei, war seine Passion. Die Landeseinnahmen, von seinen Räten übersandt, gingen dafür drauf, und da die leiblichen Soldaten ihm nicht genügten, umgab er sich noch geisterhaft mit zahllosen gemalten Uniformbildern aller Nationen. Mit der abwesenden, von Zeit zu Zeit besuchten Landgräfin zeugte er fünf Töchter und drei Söhne; zur Belustigung von Pirmasens bezog er aus Frankreich eine Reihe von Mätressen, die weitere Teile der Staatseinnahmen verschlangen ...“.[43]

Und diese so schmählich betrogene Ehefrau war niemand anderes als die „große Landgräfin“ K a r o l i n e - zuweilen auch Caroline Henriette von Hessen-Darmstadt genannt, geb. Pfalzgräfin v. Zweibrücken-Birkenfeld.

40 Siehe Esselborn, S. 84.
41 Siehe Knoll, S. 40 f.
42 Siehe Franz, S. 108.
43 Siehe Friedenthal, S. 118 f.; über seine Mätressenwirtschaft informieren Franz, Haus Hessen, S. 110, und Vehse, S. 391.

Wahrhaftig ein erstaunlicher Gegensatz herrschte zwischen den beiden Eheleuten: „Seine geradezu manische Soldatenspielerei ... hatte etwas erschreckend Sinnloses, das neben der kulturschöpferischen Tätigkeit seiner Frau fast barbarisch anmutet und um so unverantwortlicher erscheint, als sein Land damals nur mit äußerster Mühe vor dem völligen Zusammenbruch gerettet werden konnte ...“.[44]



Die „große Landgräfin“ Karoline Henriette von Hessen-Darmstadt[45]

„Die Landgräfin Karoline Henriette, von Goethe, mit dem sie in lebhaftem Brief-Verkehr stand, die „große Landgräfin“ genannt, ragte durch Herzens- und Geistesbildung unter den fürstlichen Frauen ihrer Zeit hervor. Über „die berühmteste Landgräfin, die Darmstadt gehabt hat“, urteilte Wieland: „Sie sollte

44 Siehe Demandt, S. 309.

45 Siehe Esselborn, S. 2, nach einem Gemälde von Antoine Pesne.

Königin von Europa sein, wenn er einen Augenblick König der Schicksale wäre."[46] Friedrich der Große, an dessen Hof sie oft und gern verweilte, mit dem sie im Briefverkehr stand und zu dessen glühendsten Verehrerinnen sie zählte, hat ihr als Zeichen der Hochachtung vor ihrem seltenen Geiste zu Darmstadt im Herrengarten ein Denkmal errichten lassen mit der Inschrift: ‚*Femina sexu, ingenio vir*'. (Dem Geschlecht nach eine Frau, dem Geiste nach ein Mann.) Sie verstand es, bedeutende Männer an die Universität Gießen und in ihren eigenen Kreis zu ziehen, unter anderen auch den Staatsmann Friedrich Karl von Moser, der später hessischer Minister wurde. Durch Kriegsrat Merck war sie mit Dichtern, wie Goethe, Herder, Wieland, und mit Gelehrten, wie dem Historiker Bernhard Wenck, bekannt geworden. Sie nahm eifrigen Anteil an den Bestrebungen dieser Männer, die damals deutsche Sprache wieder zu Ehren brachten und die Führer einer neuen, großen und bis heute fortwirkenden Bewegung im Geistesleben des deutschen Volkes sind."[47]

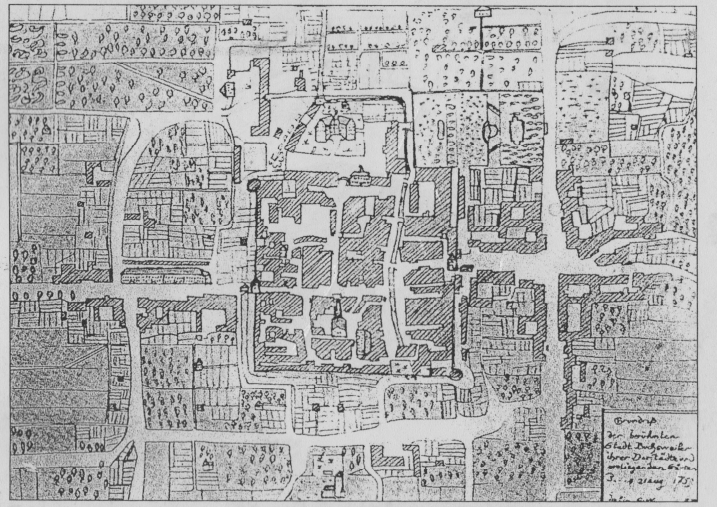
Philippi lobpreist die Landgräfin: „Henriette Caroline darf als eine hervorragende Fürstin ihrer Zeit angesehen werden. Für einige wenige Jahre hat sie dem bescheidenen Darmstädter Hof einen Anteil am Aufgang der Klassik verschafft. Um den Hof ... sammelte sich eine Gemeinschaft ‚schöner Seelen', die sich der Kultur der Empfindsamkeit weihte ... Herder, Wieland, Gleim, Goethe (waren) vorübergehend Gast, bevor sie nach Weimar gingen, wo Carolines Tochter (Luise Auguste) als Gemahlin des Herzogs Karl August (von Sachsen-Weimar) waltete." [48]

„Seinen Ausgang aber nahm dies in B u c h s w e i l e r, dem Hauptort der Grafschaft, hier hatten die Regierung, die Rentkammer und das Konsistorium ihren Sitz. Dort verbrachte das Ehepaar die ersten Ehejahre. Die kleine Residenz hatte zur damaligen Zeit den Ruf eines kleinen Versailles mit seinem Schloss und seinen Gärten, die leider 1805 zerstört wurden. Während Ludwig ab 1746 in Pirmasens residierte, blieb H. K. bis 1765 noch in Buchsweiler".[49]

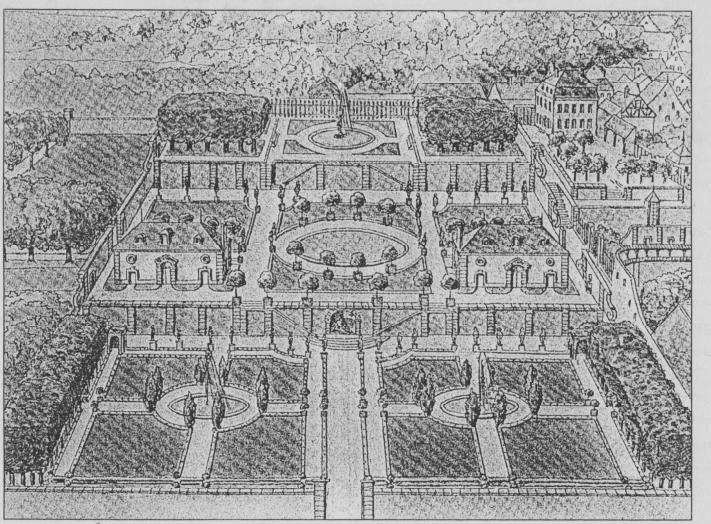
Erinnert sei an Goethes Aufenthalt in Buchsweiler und Umgebung, das ihn sehr beeindruckte, so entwirft er im 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit" ein begeisterndes Bild des Städtchens, als er von Straßburg aus 1770 einmal das Elternhaus seines Studienfreundes Weyland in Buchsweiler aufsuchte: „Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerten fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloss und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasane-

46 Siehe Vehse, S. 369 f.
47 Siehe Bigge, S. 1 f.
48 Siehe Werden Hessens, S. 365.
49 Siehe Esselborn, S. 14; nach Vehse blieb sie bis 1767 in B., S. 371.

rie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein.



Plan der Stadt von 1759 mit Lage der Gärten und Fasanerie.



Plan des Herrengartens. Museum von Buchsweiler

Schloss von Buchsweiler[50]*; die Gärten von Buchsweiler*[51].

50 Siehe Esselborn, S. 131.

51 Aus: „Babenhausen – einst und jetzt", Bd. XXXIV (siehe Literaturverzeichnis). - Weshalb Buchsweiler mit Schloss und besonders seinen Gärten als ‚kleines Versailles' galt, beschreibt Rathgeber ausführlich, siehe S. 147 f.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahegelegenen Bastberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ...“. [52] Vor allem die versteinerten Muscheln erregten hier seine Aufmerksamkeit.

Die französische Revolution im Hanauer Land oder das Ende des hessischen Gastspiels im Elsass

„Als im Juli 1789 die ersten Nachrichten über den Sturm auf die Bastille in Pirmasens eintrafen, notierte Ludwig IX. im Tagebuch: ‚Große Rebellion in Frankreich', wird ‚viele Köpfe kosten'.[53] Er sollte Recht behalten.

„Im Hanauer Land wurden die revolutionären Forderungen vor allem von jener ländlichen Bevölkerung begrüßt, die im näheren und weiteren Umkreis von Strassburg lebten und auf ein Ende der Feudalabgaben hoffen durften ...“.[54]

Nicht einverstanden hingegen mit den revolutionären Veränderungen zeigte sich vor allem ein Teil des Buchsweiler Bürgertums, denn deren Realisierung bedeutete das Ende des Hofes und des Regierungssitzes Buchsweiler und damit einen erheblichen Bedeutungsverlust für die Stadt und vor allem den Verlust sehr vieler Arbeitsplätze, vom einfachen Hof- und Verwaltungsbediensteten bis zu den höheren Hof- und Regierungsämtern sowie den von Hof und Verwaltung abhängigen Zulieferern und Handwerkern. Andere Beschäftigungsmöglichkeiten außer am Hofe und in der Landwirtschaft gab es für die damals etwa 5000 Einwohner von B. nahezu nicht. Also formulierten sie sehr deutlich ihr Interesse am Fortbestehen der alten Ordnung und der Beibehaltung der Zugehörigkeit zur Landgrafschaft Hessen-Darmstadt ...“.[55]

„... Bei alledem aber sind die Buchsweiler doch auch eifrige Franzosen, voll Liebe zu ihrem König, voll Ehrfurcht gegen die Nationalversammlung, wünschen die Abschaffung verschiedener Missbräuche, aber nicht so eine ganze Revolution ...“.[56]

Auf diese Weise gerieten die Buchsweiler Bürger im Fortgang der revolutionären Ereignisse in Gegensatz zu den Straßburger (Groß-) Bürgern, die eine Revolution befürworteten und z. T. betrieben und die Buchsweiler (Klein-)Bürger als Verräter geißelten und bekämpften. Im zweiten Jahr der französischen Revolution, 1790, starb Landgraf Ludwig IX. Sein Sohn, Landgraf Ludwig X. – in Buchsweiler geboren - konnte 1790, also nach dem Ausbruch der französischen Revolution, noch einmal, allerdings auch zum letzten Male – angeblich auf dringende Bitten eines Teiles seiner Untertanen, hauptsächlich der Buchsweiler

52 Siehe J. W. v. Goethe, Dichtung und Wahrheit, Hamburger Ausgabe, 4. Aufl. 1961, Bd. 9, S. 417.
53 Siehe Franz, H. H, S. 110.
54 Siehe Esselborn, S. 122.
55 Genaueres b. Esselborn, S. 123 ff. u. 146 ff.
56 Siehe Esselborn, S. 125.

Notabeln – als Nachfolger seines Vaters und Garant der alten Ordnung feierlich Einzug in seinem Hanauer Ländel halten.[57]

In Voranschreiten der Revolution kam es dann aber doch zu harter Trennung, gespaltene Loyalität wurde von den Revolutionären nicht mehr geduldet. Altes Recht und alte Ordnung gerieten immer mehr in Konflikt mit den neuen Autoritäten, bis die alten Institutionen den neuen weichen mussten.[58] Dabei kam es durchaus auch zu massiven Gewaltakten gegen die Vertreter des Alten.[59] Schließlich flohen 1793 Angestellte und Beamte der (land-)gräflichen Verwaltung in großer Zahl aus dem Elsass nach Hessen-Darmstadt.[60]

Mit den revolutionären Veränderungen hatten dabei nicht nur die elsässischen Teile von Hanau-Lichtenberg zu kämpfen, sondern auch jener Teil, der zum Alten Reich gehörte, also vor allem das Amt Lemberg mit Pirmasens .... Bis die hessische Garnison schließlich auch aus Pirmasens abziehen musste."[61]

Das Ende der hessischen Herrschaft im Elsass

„Da ... der alte Landgraf schon im April 1790 verstarb, hat er den Einmarsch der französischen Revolutionstruppen in Pirmasens nicht mehr erlebt."[62] Als Ludwig X. die Regentschaft in seiner Landgrafschaft Hessen-Darmstadt antrat, „bestand das Land aus 10 verschiedenen Gebietsteilen, die keinerlei territorialen Zusammenhang miteinander hatten: die Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit ihren drei gesonderten Bezirken (im Elsass, in Baden und in der Dreieich), der Obergrafschaft und einem Teil der Niedergrafschaft, der Herrschaft Eppstein, dem mit Hessen-Kassel gemeinschaftlichen Amt Umstadt und der mit Württemberg gemeinsamen Kürnbach sowie dem Fürstentum Oberhessen mit der Exklave Vöhl – also ein Staat, (von etwa 5900 qkm mit ungefähr 290 000 Einwohnern) ..., der sich von den Vogesen bis zum Rothaargebirge erstreckte. Er war in die drei Verwaltungseinheiten Ober- und Niedergrafschaft, Oberhessen und Hanau-Lichtenberg gegliedert. Zuständig für alle Gebiete waren die Darmstädter Zentralbehörden ... Daneben besaß jeder der drei Landesteile eine Regierung, die Verwaltungs-, Gerichts- und Polizeibehörde war und neben sich ein Konsistorium hatte.

Als untere Verwaltungsbehörden fungierten die Ämter, von denen die Ober- und Niedergrafschaft 12, Oberhessen 24 und Hanau-Lichtenberg 12 umfasste."[63]

„Die elsässischen Besitze mussten seit der Abschaffung der Feudalrechte durch die französische Nationalversammlung im August 1789 und der nachfol-

57 Detailliert beschrieben bei Esselborn S. 46 ff. und S. 108 ff.
58 Esselborn, S. 46 f., schildert ein anschauliches Beispiel aus dem Bereich des Gerichtswesens
59 Mehr bei Esselborn, S. 49 ff. und 240 ff.
60 Genaue Zahlen bei Esselborn, S. 46 f.
61 Siehe Esselborn, S. 157 ff.
62 Siehe Franz, HH., S. 110.
63 Siehe Demandt, S. 311 f.

genden Besetzung zu Beginn der Revolutionskriege 1792/93 als verloren gelten. Sie erwiesen sich aber auf längere Sicht als nützliche Kompensationsobjekte, weil nur unter Hinweis auf den Verlust dieser Grafschaft die überaus reichlichen Entschädigungsansprüche „in Rastatt und Regensburg (im Reichsdeputationshauptschluß, J. D.) durchgefochten werden konnten".[64]

„.... Akut wurde dies am Ende des 2. Koalitionskrieges, als Kaiser und Reich im Frieden von Lunéville im Februar 1801 die Abtretung des gesamten linksrheinischen Reichsgebietes an Frankreich und die Entschädigung der betroffenen Reichsfürsten durch Säkularisationen – unter Mitwirkung Frankreichs – zustimmen mussten."[65]

„... Die linksrheinischen Ämter kamen im Jahre 1801 auf Grund des Friedens von Lunéville an Frankreich, dessen Truppen diesen Gebietsteil schon seit 1793 besetzt hielten. Die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Ämter Lichtenau und Willstädt fielen 1802 an Baden." [66]

„... ohne Hanau-Lichtenberg hätte es keine hessische Provinz Westfalen gegeben, keine Vergrößerung der Obergrafschaft (gemeint ist hier die einstige Provinz Starkenburg, J. D.) durch ausgedehnte säkularisierte Gebiete, ohne Westfalen aber gäbe es kein Rheinhessen."[67]

Über Baden kam das sogenannte „Hanauer Land" 1951/2 an Baden-Württemberg. Die Landschaft im oberrheinischen Tiefland bei Kehl heißt heute noch Hanauer Land – „ein fruchtbares Bauernland mit Tabak- und Obstanbau, früher auch Flachsanbau."[68] Pirmasens mit Lemberg gelangte 1815 an Bayern und 1946 zu Rheinland-Pfalz.[69]

Was ereignete sich nach der kurzen hessischen Episode im „Hanauer Ländchen"?

Im deutsch-französischen Krieg von 1870/1 fanden die ersten verlustreichen Schlachten im östlichen Teil des Hanauer Landes um Wörth und besonders in und um Fröschweiler herum statt. Nachzulesen in dem eindrucksvollen, aus eigenem Erleben gespeisten Tagebuch des einstigen evangelischen Pfarrers Karl Klein in Fröschweiler, das im Kaiserreich und danach weite Verbreitung in Deutschland gefunden hatte: „Froeschweiler Chronik, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870". Aufschlussreich ist dieses Buch auch insofern, als es Auskunft gibt über die damaligen Identitätsprobleme von Elsässern, hin- und hergerissen zwischen Deutschland und Frankreich.

Im „Museum der Schlacht vom 6. August 1870" („Musée de la Bataille du 6. Août 1870") in Wörth kann man ein eindrucksvolles Schlachten-Diorama der „Bataille de Froeschwiler" mit Tausenden von Zinnsoldaten besichtigen. In der

64 Siehe Hattemer, S. 86.
65 Siehe Heinemeyer, Handbuch, S. 680 f.
66 Siehe Diehl, S. 387.
67 Siehe Hattemer, S. 75.
68 Siehe Brockhaus Enzyklopädie a.a.O.
69 Siehe Köbler, S. 233.

Umgebung von Wörth und Fröschweiler erinnern eine Vielzahl von Denkmälern an die in den Kämpfen 1870 beteiligten deutschen und französischen Einheiten. Das jüngste Monument stammt erst aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und ist den Zuaven, ehemaligen französischen Kolonialsoldaten, gewidmet.

Im Hanauer Land wird heute unter Älteren und Alten - wie überhaupt im Nordelsass - noch mehr „Elsässerditsch" gesprochen oder doch verstanden, als im übrigen Elsass[70] – wohl ein Erbe Hanau-Lichtenbergs.

In Bouxwiller finden sich – wie auch in Strassburg und manchen anderen Orten – wieder Schilder mit den alten Straßennamen in Elsässer-Deutsch.

Die Region ist zwar touristisch nicht so spektakulär, doch lohnen sich allemal Besuche im „Pays de Hanau" oder „Hanauer Ländel" und in seinem Hauptort, dem beschaulichen Fachwerkstädtchen Bouxwiler, u. a. mit einem Museum in einer ehemaligen Synagoge, das über die Geschichte der Juden im Elsass informiert.

Die Bezeichnung „Hanauer Land" wird hier noch heute werbend für den Tourismus verwendet – vornehmlich in und um den einstigen Verwaltungsmittelpunkt Bouxwiller/Buchsweiler, allerdings in der französischen Version als „Pays de Hanau".[71] Auch der in der badischen Ortenau gelegene Teil um Willstätt, Freistett (Stadt Rheinau) und Lichtenau trägt noch heute den Namen „Hanauer Land", so gibt es z. B. in der Strassburg unmittelbar benachbarten Stadt Kehl die „Volksbank Hanauer Land".

In Pirmasens erinnert eine Buchsweiler Strasse noch an die alte Verbindung, doch wirbt die pfälzische Region um Pirmasens/Lemberg nicht mit der Bezeichnung „Hanauer Land", was vermutlich mit der besonderen Rolle, die Pirmasens als „Soldatenspielplatz"[72] Landgraf Ludwigs IX. spielte, zusammenhängen könnte.

Hinweise auf die „hessische Phase" des Hanauer Landes findet man zuweilen in den Lebensläufen Hessen-Darmstädter Beamter und Pfarrer; die Großeltern mütterlicherseits des Revolutionärs und Dichters Georg Büchner, Johann Georg Reuß und Sophie Louise Philippine Hermani, mussten der revolutionären Ereignisse wegen Pirmasens verlassen und gelangten schließlich nach Goddelau, wo der Großvater als landgräflich Hessischer Hof- und Regierungsrat und Hospitalmeister des Hospitals Hofheim amtierte.[73]

Sprach-Erfahrung im Elsass anno 1995

„Wie die Elsässer heute zu ihrem Dialekt stehen, zeigt vielleicht folgende Begebenheit: Meine Heimatstadt Babenhausen hat im Hanauerland eine Partner-

70 Siehe Lötzsch, S. 178.

71 In Ingwiller gibt es das »Office de Tourisme du Pays de Hanau et du Val de Moder« (89, rue de Generale Goureau, F – 67340- Ingwiller , in Bouxwiller das «Musée de Bouxwiller et du Pays de Hanaü».

72 Siehe Heinemeyer, Handbuch, S. 681.

73 Seihe Mayer, Thomas Michael u.a.: Georg Bücher - Leben, Werk, Zeit (Katalog zum 150. Jahrestag des „Hessischen Landboten"), Marburg 1985, S. 8 und S. 13.

gemeinde, Bouxwiller. Bei einem gemeinsamen Essen der offiziellen Vertreter beider .... (Partnerstädte) unterhalten sich zwei ‚conseillers municipaux', also Gemeinderäte, über ein kommunales Problem. Man beginnt im Elsässer Dialekt, nach und nach fließen einige französische Brocken in das Gespräch ein, bis es schließlich ganz auf Französisch geführt wird. Das Thema ist schließlich beendet, man erörtert ein neues. Der Verlauf gleicht der vorangegangenen Unterhaltung. Die beiden beginnen im Dialekt und beenden das Gespräch auf Französisch. Weitere Themen werden auf dieselbe Art abgehandelt. Ein verwunderter deutscher Gast fragt nach dem Grund für dieses Phänomen. Beide sind zuerst erstaunt. Es ist ihnen überhaupt nicht bewusst geworden. Man versucht schließlich eine Erklärung. Sie beide seien Elsässer und als solche sei es ihnen wichtig, ihren Dialekt zu gebrauchen. Doch für manche schwierigen Sachverhalte fehlten die Worte im Elsässischen. Man könne nur auf sperrige Umschreibungen ausweichen oder eben auf französische Begriffe. Und irgendwann verfalle man automatisch ins Französische, weil es einfach leichter sei, wenn man bestimmte Dinge ausdrücken wolle."[74]

Ob diese Erfahrung auch heute – 2013 - noch gemacht werden kann? Man sollte es prüfen, dabei bedenkend: „Nach dem Zweiten Weltkrieg sprachen etwa 80 Prozent der Elsässer Deutsch, dann förderte Paris nur noch Französisch. Heute beherrschen nur noch zwölf Prozent der 18 bis 29 Jahre alten Elsässer die Muttersprache ihrer Nachbarn."[75]

Literaturverzeichnis

Bigge, W. (Hg.): Geschichte des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116, Berlin 1903

Brockhaus-Enzyklopädie, 17. Aufl., Bd. 11, Wiesbaden 1970

Dehio, Georg: Handbuch der Kunstdenkmäler, Hessen, bearb. von Magnus Backes, München/Berlin, 1982

Demandt, Karl E.: Geschichte des Landes Hessen, 2. erw. Aufl., Kassel 1980

Diehl, Wilhelm: Reformationsbuch der evangelischen Pfarreien des Großherzogtums Hessen, Friedberg 1917

Esselborn, Karl: Pirmasens und Buchsweiler, Bilder aus der Hessenzeit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Friedberg 1917

Franz, Eckhart G.: Das Haus Hessen, eine europäische Familie, Stuttgart 2005

Franz, Eckhart G. (Hg.): Die Chronik Hessens, Dortmund 1991; zitiert: Chronik Hessens

Friedenthal, Richard: Goethe, sein Leben und seine Zeit, Wien 1965

Goethe, Johann Wolfgang: Dichtung und Wahrheit, Hamburger Ausgabe, 4. Aufl. Bd. 9 , Hamburg 1961

74 Siehe Lötzsch, S. 178 f .

75 Siehe Rüdiger Soldt: Zwischen Erbfreunden - ‚Ein guter Elsässer ist ein Franzos! Und ein sehr guter Elsässer ist ein halber Schwob' (Roger Siffer, Kabarettist) in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.8.2013.

Hattemer, Karl: Entwicklungsgeschichte Hessen-Darmstadts, 1. Teil: Vom Tode Philipps des Großmütigen bis zur französischen Revolution, erschienen als „Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglichen Neuen Gymnasiums in Darmstadt“, Darmstadt 1913
Heinemeyer, Walter u. a. (Hrsg.): Handbuch der hessischen Geschichte , Bd. 4, Hessen im Deutschen Bund und im neuen Deutschen Reich, 2. Teilband: Die hessischen Staaten bis 1945, 3. Lieferung, Marburg 2003
Ders. (Hg.): Das Werden Hessens, Marburg 1986; zitiert: Werden Hessens
Klein, Karl: Fröschweiler Chronik, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870, 36. Aufl., München 1916
Knodt, Manfred: Die Regenten von Hessen-Darmstadt, 3. Aufl., Darmstadt 1989
Köbler, Gerhard: Historisches Lexikon der deutschen Länder/Der deutschen Territorien und reichsunmittelbaren Geschlechter vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 6. Aufl., München 1999
Kroll, Frank-Lothar: Geschichte Hessens, München 2006
Lötzsch, Franziska: Zweisprachigkeit und Identitätsprobleme im Elsass, aus: Babenhausen einst und jetzt, XXXIV, S. 165 – 184, Babenhausen 2009 (eingereicht als Abiturfacharbeit 1995)
Müller, P.: Geschichte von Hessen, 4. Aufl., Gießen 1896
Rathgeber, Julius: Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Straßburg 1876
Schulz, Uwe (Hg.): Die Geschichte Hessens, Stuttgart 1983
Schwind, Fred (Hg.): Geschichtlicher Atlas von Hessen (Text- u. Erläuterungsband), Marburg 1984
Vehse, Eduard: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation, Sektion IV, Bd. 5, Hamburg 1853
Wittenberger, Georg und Lötzsch, Klaus: Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg II, aus: Babenhausen einst und jetzt, Bd. XXXIV, 2009
Dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg bin ich sehr zu Dank verpflichtet für die Bereitwilligkeit, mir zu erlauben, die Detailkarte aus Karte 14 b „Hessen-Darmstadt 1567 – 1866“ aus dem „Geschichtlichen Atlas von Hessen. Begründet und vorbereitet durch Eduard E. Stengel, bearbeitet v. Friedrich Uhlhorn im Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde“, Marburg, 1960 – 1978 kostenfrei wiedergeben zu dürfen.
Gleichfalls bin ich dem Stadtarchiv Babenhausen sehr zu Dank verpflichtet für die kostenlose Genehmigung, den „Plan des Herrengartens“ von Buchsweiler aus dem Museum dieser Stadt verwenden zu dürfen, der sich findet in: Babenhausen einst und jetzt XXXIV: 97 – 110 (2009), S. 100.
Die Abbildungen des Pirmasenser und des Buchsweiler Schlosses, Ludwigs IX. und der „großen Landgräfin“ Karoline Henriette sind entnommen: Karl Esselborn: Pirmasens und Buchsweiler, Bilder aus der Hessenzeit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, S. 84, S. 131 und S. 2/3.

II. MISZELLEN

Die Gießener Ortsvorsteher

THOMAS EULER

Als die Stadt Gießen im Jahr 1971 Grenzänderungsverträge mit den bis dahin selbständigen Gemeinden Allendorf/Lahn und Rödgen abschloss, wurden erstmals im Stadtgebiet von Gießen Ortsbezirke und damit Ortsbeiräte - zunächst für die neuen Stadtteile Allendorf/Lahn und Rödgen - eingerichtet. Nach § 15 der Grenzänderungsverträge der Stadt Gießen mit den Gemeinden Allendorf/Lahn und Rödgen verpflichtete sich die Stadt Ortsbezirke zu bilden, um die Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger an der Verwaltung zu fördern. Für die Zeit von der Rechtswirksamkeit der Verträge (ab 1. Oktober 1971) bis zur Ende der laufenden Wahlzeit (am 31. Oktober 1972) hatten die Mitglieder der bisherigen Gemeindevertretungen und der bisherigen Gemeindevorstände die Aufgaben der „kommissarischen Ortsbeiräte" wahrgenommen. Die bisherigen Vorsitzenden der beiden Gemeindevertretungen, Helmut Bellof (Allendorf/Lahn) und Adolf Klos (Rödgen), wurden „kommissarische" Ortsvorsteher. Die Kommunalwahlen fanden schließlich am 22. Oktober 1972 statt. Die nunmehr vom Volk gewählten Ortsbeiräte wählten wiederum für ihren Vorsitz die Ortsvorsteher: in Allendorf/Lahn Helmut Bellof (ehemaliger Vorsitzender der Gemeindevertretung) und in Rödgen Marie Schorge (ehemalige Bürgermeisterin). Die Ortsvorsteher hatten aber nicht nur den Vorsitz in den Ortsbeiräten inne, sondern nahmen auch für die Stadt Repräsentationsaufgaben wahr und haben daher quasi die Funktion eines „Stadtteilbürgermeisters". Lützellinden war bis zur Gründung der Stadt Lahn am 1. Januar 1977 noch selbständige Gemeinde im damaligen Landkreis Wetzlar und hatte mit Friedrich Philipp (SPD) noch einen eigenen Bürgermeister. Kleinlinden, Wieseck und Schiffenberg, die per Dekret des NS-Statthalters zum 1. April 1939 in die Stadt Gießen eingemeindet wurden, hatten zu jener Zeit keine Stadtteilvertretung. Während der Existenz der Stadt Lahn (Januar 1977 bis Juli 1979) gehörten Kleinlinden, Wieseck und Rödgen mit Gießen zum Stadtbezirk Lahn-Gießen; hier war der jetzige Hessische Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) Bezirksvorsteher. Allendorf/Lahn und Lützellinden gehörten mit Dutenhofen und Münchholzhausen zum Stadtbezirk Lahn-Dutenhofen; Bezirksvorsteher war Kurt Weller (CDU) aus dem Stadtteil Dutenhofen.

Nach der Auflösung der Stadt Lahn und der Neugründung der Stadt Gießen (am 1. August 1979) wurden per Hauptsatzungsänderung neben den Stadtteilen Allendorf/Lahn und Rödgen auch Ortsbezirke für die Stadtteile Kleinlinden und Wieseck, sowie Lützellinden, das nunmehr der Stadt Gießen zugeordnet worden

ist, eingerichtet und Ortsbeiräte gebildet (§ 3 der Hauptsatzung der Universitätsstadt Gießen). Da die beiden Grenzänderungsverträge aus dem Jahr 1971 bis heute immer noch gültig sind, bedeutet dies, dass die Ortsbeiräte der Stadtteile Allendorf/Lahn und Rödgen geringfügig mehr Befugnisse haben als die im Jahr 1979 per Hauptsatzung eingerichteten Ortbeiräte in Kleinlinden, Lützellinden und Wieseck.

Der Stadtteil Allendorf/Lahn zeigt mit nur drei Ortsvorstehern in 42 Jahren eine sehr hohe Beständigkeit der Amtsinhaber, in Rödgen gab es im gleichen Zeitraum sechs Ortsvorsteher, Dieter Geißler dabei mit einer Unterbrechung. Lützellinden hatte in 34 Jahren ebenfalls nur vier Ortsvorsteher, Kleinlinden im selben Zeitraum vier Ortsvorsteher, davon Norbert Herlein (Kleinlinden) dabei mit einer Unterbrechung, und Wieseck sechs Ortsvorsteher. In Allendorf/Lahn wurden sämtliche Ortsvorsteher von der SPD gestellt, in Rödgen von SPD und FWG, in Kleinlinden von CDU und SPD, in Wieseck von SPD und CDU und in Lützellinden von CDU, LWG und SPD. Rödgen ist der einzige Stadtteil Gießens, in dem es weibliche Ortsvorsteher gab, und zwar mit Marie Schorge und Elke Victor gleich zwei. In den anderen Stadtteilen amtierten insgesamt fünf stellvertretende Ortsvorsteherinnen: Ursula Lenz in Allendorf/Lahn, Christiane Janetzky-Klein und Christel Weigel in Kleinlinden, Anette Vogelhöfer in Wieseck sowie Elke Koch-Michel in Lützellinden.

Die Ortsvorsteher mit den längsten Amtszeiten waren Erhard Hoffmann (Allendorf/Lahn), Egon Fritz (Rödgen) und Hugo Görlach (Lützellinden), jeweils mit fast 17 1/2 Jahren von 1979 bis 1997. Die derzeit dienstältesten aktiven Ortsvorsteher mit 16½ Jahren (November 2013) sind Thomas Euler (in Allendorf/Lahn ununterbrochen seit 1997) und Norbert Herlein (in Kleinlinden von 1989 bis 1993 und wieder seit 2001). Beide könnten in der laufenden Legislaturperiode den Rekord von Hoffmann (17 Jahre, 5 Monate, 17 Tage), Görlach (17 Jahre, 5 Monate, 15 Tage) und Fritz (17 Jahre, 5 Monate, 9 Tage) einstellen. Der Rödgener Christoph Thiel (mit Unterbrechungen) ist mit 16 Jahren der am längsten amtierende stellvertretende Ortsvorsteher. In Wieseck wechselte dagegen das Amt des stellvertretenden Ortsvorstehers in jeder Legislaturperiode. Mit Erhard Hoffmann (Allendorf/Lahn), Norbert Herlein, Otto Olbrich (beide Kleinlinden), Rudolf Schmidt und Rolf Krieger (beide Lützellinden), Peter Ruhwedel und Elke Victor (beide Rödgen) und Wolfgang Bellof (Wieseck) wurden Personen zu Ortsvorstehern gewählt, nachdem sie zuvor stellvertretende Ortsvorsteher waren. Rudolf Weigel, Norbert Herlein (beide Kleinlinden) und Klaus-Dieter Mai (Wieseck) wurden nach ihrer Zeit als Ortsvorsteher zu stellvertretenden Ortsvorstehern gewählt. Alfred Weller (Allendorf/Lahn), Christoph Thiel (Rödgen), Norbert Herlein (Kleinlinden) war mit Unterbrechungen zweimal stellvertretende Ortsvorsteher.

In Allendorf/Lahn stellten SPD, CDU, FDP, Bündnis 90/Die Grünen und FWG bzw. FW, in Rödgen SPD, CDU und FWG, in Kleinlinden FDP, SPD, CDU und Bündnis 90/Die Grünen, in Wieseck SPD, Die Grünen, BUF und FWG und in Lützellinden, CDU, LWG und SPD die stellvertretenden Ortsvor-

steher. In der Regel gehört der stellvertretende Ortsvorsteher einer anderen Partei an als der Ortsvorsteher. Ausnahmen gab es aber in Allendorf/Lahn von 1972 bis 1976 und von 1987 bis 1989 (beide SPD), in Lützellinden von 1979 bis 1981 (beide CDU) und in Wieseck von 1979 bis 1981 (beide SPD), sowie in Rödgen von 1972 bis 1976 und von 1979 bis 1993 (beide SPD) und von 2001 bis 2004 (beide FWG, wobei dort zu jener Zeit zwei stellvertretende Ortsvorsteher existierten; eine Regelung, die allerdings rechtlich sehr fraglich ist). Von 1971 bis 1976 stellte und seit 2011 stellt die SPD gleichzeitig die Ortsvorsteher in allen Gießener Stadtteilen, in denen Ortsbeiräte existieren.

Ortsvorsteher im Stadtteil Allendorf/Lahn:

01.10.1971 – 31.12.1976	**Helmut Bellof, SPD (1971 – 1972 kommissarisch)**
06.11.1979 – 23.04.1997	**Erhard Hoffmann, SPD**
Seit 23.04.1997	**Thomas Euler, SPD**

Stellvertretende Ortsvorsteher im Stadtteil Allendorf/Lahn:

1972 – 1976	Erhard Hoffmann, SPD
1979 – 1985	Alfred Weller, CDU
1985 – 1987	Horst Euler, FDP
1987 – 1989	Gerhard Weber, SPD
1989 – 1993	(erneut) Alfred Weller, CDU
1993 – 2001	Gerhard Greilich, Bündnis 90/Die Grünen
2001 – 2006	Ursula Lenz, CDU
2006 – 2011	Manfred Becker, FWG
2011 – 2013	Prof. Dr. Franz-Josef Bockisch, CDU
Seit 2013	Dr. Wolfgang Niessner, FW

Ortsvorsteher im Stadtteil Rödgen:

01.10.1971 – 31.10.1972	**Adolf Klos, SPD (kommissarisch)**
01.11.1972 – 31.12.1976	**Marie Schorge, SPD**
06.11.1979 – 15.04.1997	**Egon Fritz, SPD**
15.04.1997 – 08.05.2001	**Dieter Geißler, SPD**
08.05.2001 – 04.02.2004	**Peter Ruhwedel, FWG**
04.02.2004 – 09.05.2006	**Elke Victor, FWG**
Seit 09.05.2006	**(erneut) Dieter Geißler, SPD**

Stellvertretende Ortsvorsteher im Stadtteil Rödgen:

1972 – 1976	Karl-Heinz Etzelmüller, parteilos für die SPD
1979 – 1993	Ernst Becker, SPD
1993 – 1997	Christoph Thiel, CDU
1997 – 2001	Peter Ruhwedel, FWG
Seit 2001	(erneut) Christoph Thiel, CDU (2001 – 2004 gemeinsam mit Elke Victor, FWG)

Ortsvorsteher im Stadtteil Kleinlinden:

06.11.1979 – 25.04.1989	**Rudolf Weigel, CDU**
25.04.1989 – 05.05.1993	**Norbert Herlein, SPD**

05.05.1993 – 16.04.1997	**Otto Olbrich, CDU**
16.04.1997 – 02.05.2001	**Egbert Schellhase, CDU**
Seit 02.05.2001 (erneut)	**Norbert Herlein, SPD**

Stellvertretende Ortsvorsteher im Stadtteil Kleinlinden:

1979 – 1985	Hermann Stein, FDP
1985 – 1989	Norbert Herlein, SPD
1989 – 1990	Rudolf Weigel, CDU
1990 – 1993	Otto Olbrich, CDU
1993 – 2001	(erneut) Norbert Herlein, SPD
2001 – 2003	Wolfgang Völker, CDU
2003 – 2006	Christel Weigel, CDU
2006 – 2011	Prof. Dr. Frieder Lutz, Bündnis 90/Die Grünen
Seit 2011	Christiane Janetzky-Klein, Bündnis 90/Die Grünen

Ortsvorsteher im Stadtteil Wieseck:

06.11.1979 – 19.04.1990	**Rudi Seibert, SPD**
19.04.1990 – 06.05.1993	**Erwin Bellof, SPD**
06.05.1993 – 24.04.1997	**Heinz Heidt, SPD**
24.04.1997 – 10.09.2002	**Udo Schöffmann, CDU**
10.09.2002 – 12.05.2011	**Klaus-Dieter Mai, CDU**
Seit 12.05.2011	**Wolfgang Bellof, SPD**

Stellvertretende Ortsvorsteher im Stadtteil Wieseck:

1979 – 1981	Dieter Steil, SPD
1981 – 1985	Reinhard Stilke, Die Grünen
1985 – 1989	Gideon Schüler , BUF
1989 – 1993	Klaus Erb, CDU
1993 – 1997	Norbert Kress, BUF
1997 – 2001	Bernhard Hasenkrug, FWG
2001 – 2006	Anette Vogelhöfer, FWG
2006 – 2011	Wolfgang Bellof, SPD
Seit 2011	Klaus-Dieter Mai, CDU

Ortsvorsteher im Stadtteil Lützellinden:

06.11.1979 – 21.04.1997	**Hugo Görlach, CDU**
21.04.1997 – 24.04.2001	**Rudolf Schmidt, LWG**
24.04.2001 – 05.05.2011	**Jörg Asboe, CDU**
Seit 05.05.2011	**Rolf Krieger, SPD**

Stellvertretende Ortsvorsteher im Stadtteil Lützellinden:

1979 – 1981	Werner Luh, CDU
1981 – 1993	Hermann Watz, LWG
1993 – 1997	Rudolf Schmidt, LWG
1997 – 2001	Elke Koch-Michel, SPD
2001 – 2011	Rolf Krieger, SPD
Seit 2011	Markus Sames, CDU

Der Darmstädter *Hochzeitsturm* und das *Oberhessische Haus:* Verbindungen Gießener Bürger zu zwei bedeutenden Gesamtkunstwerken auf der *Mathildenhöhe* in Darmstadt

ANDREAS AY

Am 19. Oktober 2012 titelte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* „Sabais' Wohnzimmer als Direktorenbüro" und berichtete über den kurz zuvor erfolgten Umzug der Direktion des *Instituts Mathildenhöhe* aus dem Anbau am *Hochzeitsturm* in das *Oberhessische Haus*.[1] Das neue Arbeitszimmer des Direktors Ralf Beil war einst, so vermutet er, „das Wohn- oder Speisezimmer der Sabais".[2] Heinz Wilhelm Sabais (1922-1981) war in den Jahren 1971 bis 1981 Oberbürgermeister Darmstadts und das *Oberhessische Haus* während dieser Zeit seine repräsentative Dienstwohnung. Für 144.000 € wurde nun die ehemalige Residenz des Stadtoberhaupts in ein großzügiges Direktorenbüro mit zwei weiteren Räumen für Sekretariat und Öffentlichkeitsarbeit, nebst zugehörigem Bad und Küche umgebaut. Zusätzlich beherbergt das Gebäude das *Institut für Neue Musik* und den Schriftsteller Kurt Drawert. Mit dem Ortswechsel bleibt die Direktion des *Instituts Mathildenhöhe* in der gleichen architektonischen Vorstellungswelt, denn sowohl das alte wie das neue Domizil wurden nach Plänen Joseph Maria Olbrichs (1867-1908) errichtet.[3] Beide Bauwerke sind nicht nur herausragende Meisterwerke des Darmstädter Jugendstils von europäischem Rang. *Hochzeitsturm* und *Oberhessisches Haus* stehen zudem in direktem Zusammenhang mit Gießen, dem ehemaligen Regierungssitz der Provinz Oberhessen.

Im Rahmen des Forschungsprojekts „Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Ernst Ludwig von Hessen im Alten Schloss zu Gießen", das 2011 bis 2012 am *Oberhessischen Museum* durchgeführt wurde und dessen Ergebnisse in einer großen Sonderausstellung in Zusammenarbeit mit der *Hessischen Hausstiftung* und der *Stiftung Preußischer Kulturbesitz* der Öffentlichkeit präsentiert werden konnten, wurde deutlich, dass sowohl der *Hochzeitsturm* als auch das *Oberhessische Haus* in enger Beziehung zu engagierten Bürgern und Handwerkern aus Gießen stehen.[4] Anlässlich der Vermählung Großherzogs

1 *Sabais' Wohnzimmer als Direktorenbüro. Das Darmstädter Institut Mathildenhöhe hat das Oberhessische Haus des Jugendstilarchitekten Olbrich bezogen, in dem früher der Oberbürgermeister lebte*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Freitag, 19. Oktober 2012.

2 *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Freitag, 19. Oktober 2012.

3 Zur Planungsgeschichte und Olbrichs Entwurfszeichnungen beider Bauten ausführlich KARL HEINZ SCHREYL: *Joseph Maria Olbrich. Die Zeichnungen in der Kunstbibliothek Berlin, Kritischer Katalog*, Berlin: *Gebrüder Mann*, 1972, S. 188-202 und S. 257-262.

4 Die Sonderausstellung „Neues Wohnen in alten Mauern. Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein im Alten Schloss zu Gießen" fand vom 10. August bis 28. Oktober 2012 im *Alten Schloss* statt und stand unter der Schirmherrschaft des nunmehr verstorbenen Landgrafen Moritz von Hessen. Erstmals

Ernst Ludwigs von Hessen und bei Rhein (1868-1937) mit Eleonore Ernestine Marie zu Solms-Hohensolms-Lich (1871-1937) am 2. Februar 1905, sahen sich die Stadtverordneten der Haupt-und Residenzstadt Darmstadt veranlasst, dem Brautpaar ein Hochzeitsgeschenk zu überreichen. Anfänglich dachten die sparsamen Herren an eine Hochzeitstruhe, die Joseph Maria Olbrich entwerfen sollte. Nach längeren Verhandlungen und Rücksprachen mit dem Großherzog wurde aus dem Möbelstück schließlich ein imposantes Bauwerk, der *Hochzeitsturm*, mit dessen Planung Olbrich am 3. Januar 1906 beauftragt wurde. Ein Honorar wollten die Stadtverordneten Darmstadts dem Architekten allerdings nicht zugestehen. Zur gleichen Zeit beschäftigte sich Olbrich mit den Entwürfen für ein weiteres Gesamtkunstwerk, für das ihm ein angemessenes Honorar sicher war. Denn Anton Mecum, Oberbürgermeister der Stadt Gießen, erteilte am 22. Dezember 1905 im Namen eines siebenköpfigen Stifterkomitees Joseph Maria Olbrich den Auftrag, Privaträume für Großherzog Ernst Ludwig im *Alten Schloss* zu entwerfen. Aus den im Forschungsprojekt ausgewerteten historischen Akten geht hervor, dass sieben vermögende Bürger Gießens 49.741,95 Mark für die Ausstattung der Räume aufbrachten, wovon rund 8.000 Mark als Honorar an Olbrich ausgezahlt wurden.[5] Vor allem aber geben die Archivfunde Auskunft über den Zweck des teuren Ausstattungsvorhabens: Olbrichs Jugendstilensemble im *Alten Schloss* war das Hochzeitsgeschenk der Stadt an ihren Landesherren. Damit sprangen, in übertragenem Sinn, die sieben Gießener Stifter für Olbrichs Lohn ein, dem ihm die Darmstädter für ihre Hochzeitsgeschenk, den *Hochzeitsturm*, nicht zahlen wollten. Somit reiht sich das Gesamtkunstwerk im *Alten Schloss* zu Gießen gemeinsam mit dem *Darmstädter Hochzeitsturm* in die Reihe aufwendiger und kostspieliger Hochzeitspräsente für das Großherzogspaar ein.

Auch im Fall des *Oberhessischen Hauses* ist die Genese des Baues direkt mit Bürgern und Handwerkern Gießens verbunden. Unter dem Vorsitz von Kommerzienrat Louis Heyligenstaedt kam am 27. Januar 1906 im Restaurant *Kaiserhof* in Gießen eine Versammlung oberhessischer Handwerker und Kunsthandwerker zusammen.[6] Während der Zusammenkunft berieten die Teilnehmer den Vorschlag, anlässlich der *Landesausstellung für freie und angewandte Kunst* auf der

---

nach der Zerstörung des *Alten Schlosses* 1944 konnten in dieser Ausstellung sämtliche erhaltenen Möbel, die nach Plänen Olbrichs angefertigt wurden und Olbrichs Entwurfszeichnungen an authentischem Ort gezeigt werden. Zur Ausstellung ist ein umfangreicher Begleitband erschienen, indem alle Exponate der Ausstellung abgebildet sowie ein Großteil des historischen Aktenmaterial abgedruckt sind. ANDREAS AY: *Neues Wohnen in alten Mauern. Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein im Alten Schloss zu Gießen*, Lich: edition noir., 2012.

5 Bei den sieben Stiftern handelte es sich um Brauereibesitzer Georg Bichler, Landgerichtsdirektor Wilhelm Bücking, Ton- und Tabakwarenfabrikant Kommerzienrat Wilhelm Gail, Bankier Kommerzienrat Siegmund Heichelheim, Maschinenfabrikant Kommerzienrat Louis Heiligenstaedt und Tabakwarenfabrikant Georg Schirmer.

6 Über die Vorgänge zur Errichtung und Ausstattung des *Oberhessischen Hauses* ausführlich MAX STREESE: *Durch die Hessische Landesausstellung Darmstadt 1908. Kritische Betrachtungen und Erläuterungen*, Darmstadt: Wittichsche Hofdruckerei, 1908, S. 215-223.

Mathildenhöhe im Jahr 1908 ein repräsentatives Gebäude zu errichten. Dieses *Oberhessische Haus*, sollte als Ausstellungshaus dem oberhessischen Handwerk und Kunsthandwerk die Möglichkeit geben, sein Können zu präsentieren. Bereits fünf Tage zuvor schlugen Teilnehmer aus Gießen während des *Ersten Hessischen Handwerkertags* in Darmstadt vor, Kunst und Handwerk aus Oberhessen auf der *Landesausstellung für freie und angewandte Kunst* „in geschlossener Form Vertretung finden zu lassen“[7]. Im Sommer des gleichen Jahres erfolgte dann in Gießen die Gründung der „Gesellschaft für Errichtung eines Oberhessischen Ausstellungshauses zu Darmstadt G.m.b.H. (Sitz Gießen)“,[8] wie die offizielle Bezeichnung lautete. Hier ist besonders Kommerzienrat Louis Heyligenstaedt hervorzuheben. Als Stifter förderte er bereits Olbrichs Arbeit im *Alten Schloss* – nun war er zudem eine der treibenden Kräfte, die sich für die Errichtung des *Oberhessischen Hauses* engagierten und sprach sich nachdrücklich für Joseph Maria Olbrich als Architekten für dieses Vorhaben aus. Die GmbH war Bauherr für das *Oberhessische Haus* und beauftragte Olbrich Pläne für das Ausstellungshaus zu entwerfen. Etwa 42 Entwurfszeichnungen des Architekten werden heute in der *Kunstbibliothek* der *Staatlichen Museen zu Berlin* verwahrt und könnten in einer Ausstellung geschlossen gezeigt werden. Im Aufsichtsrat der Gesellschaft saßen ausschließlich Gießener Bürger: Kommerzienrat Heyligenstaedt führte erneut den Vorsitz, Weißbindermeister Petri übernahm die Stellvertretung, weiterhin gehörten Möbelfabrikant Brück, Architekt Müller und Kommerzienrat Schaffstaedt dem Aussichtsrat an. Die Geschäftsführung lag in den Händen des Bauunternehmers Winn und des Stadtverordneten Dr. Kraus-Müller. Gießener Bürger übernahmen jedoch nicht nur administrative Aufgaben, vielmehr waren Handwerker der Provinzialhauptstadt maßgeblich an der Außen- und Innengestaltung des *Oberhessischen Hauses* beteiligt, so übernahmen beispielsweise die Kunstschmiede Wiegandt & Grafe, die Glas- und Vergolderei Leib oder die Dachdeckerei Emil Noll und Tapetenhändler Heinrich Hochstädter Arbeiten im *Oberhessischen Haus*.

Vielleicht lassen sich in naher Zukunft, die hier skizzierten Überlegungen zu den Verbindungen zwischen der *Darmstädter Mathildenhöhe*, dem *Oberhessischen Haus* und dem *Oberhessischen Museum* in einem Forschungsprojekt vertiefen – der Verfasser wird sich daran versuchen.

7 Der Erste Handwerkertag fand am 22. Januar 1906 im *Saalbau* in Darmstadt statt. STREESE: *Hessische Landesausstellung 1908*, 1908, S. 217.

8 STREESE: *Hessische Landesausstellung 1908*, 1908, S. 218.

Jahresbericht aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2012-2013

MATTHIAS RECKE

Wie jedes Jahr soll an dieser Stelle über aktuelle Ausstellungen, Aktivitäten und Neuzugänge der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen berichtet werden.

1. Ausstellungen und Aktivitäten

Mitte Februar 2013 ging in der Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus die Ausstellung „Heimlich in Rom" mit Photos von Karin Wieckhorst zu Ende. Die Leipziger Künstlerin war als DDR-Bürgerin noch vor der Wende 1989 anlässlich eines offiziellen Besuchs in der Bundesrepublik gekommen und hatte die Gelegenheit genutzt, ohne Wissen des kommunistischen Systems für einige Tage nach Rom zu fahren. Die auf dieser Reise entstandenen Impressionen im Medium der künstlerisch anspruchsvollen Schwarzweiß-Photographie haben aufgrund des zeitgeschichtlichen Hintergrundes großes Interesse beim Publikum erweckt und neue Besucherkreise für die Antikensammlung interessiert.

Als „Sneak Preview" war anlässlich des Internationalen Museumstags am 12. Mai (s.u.) die Ausstellung „Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat" in der Antikensammlung zu sehen. Die ursprünglich für das Museum im Spital Grünberg konzipierte Ausstellung antiker griechischer Münzen (s. MOHG 96, 2011, 344-345), bei der die kostbarsten Stücke der Sammlung nicht nur in meisterhaften Vergrößerungen, sondern unter demselben Passepartout auch im Original zu bewundern sind, soll demnächst für einen längeren Zeitraum präsentiert werden. Nach Abschluss der noch laufenden Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten in der Münzsammlung wird auch die Dauerausstellung wieder eingerichtet, bei der neben Stücken der Universitätssammlung auch die Sammlung des Oberhessischen Museums zu sehen sein wird.

Als Studioausstellung konzipiert waren zwei nur wenige Wochen gezeigte Ausstellungen: die Präsentation anatolischer Siegel der Sammlung Beer, die anlässlich des 20. Jahrestages ihrer Schenkung Mitte Juli 2013 zu sehen war (s.u.), sowie die Sondervitrine zum einhundertsten Jahrestag der Stiftung Ludwig Stieda (Abb. 1).

Der in Riga geborene Anatom (1837-1918) hatte als junger Mann auch in Gießen studiert und war dann ab 1875 als Universitätsprofessor in Königsberg tätig gewesen. Nach seiner Emeritierung 1912 kam er aus familiären Gründen nach Gießen, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1918 in der Moltkestraße 16 wohnte. Eine bislang unbekannte Photographie zeigt sein Wohnhaus sowie die durch die Zerstörungen des 2. Weltkrieges völlig veränderte bauliche Situation der Moltkestraße (Abb. 2).



Abb. 1: Anlässlich des 100. Jahrestages der Schenkung Stieda wurde dem Mäzen und seiner Sammlung eine Studioausstellung gewidmet.



Abb. 2: Ansicht des Wohnhauses von Prof. Dr. Ludwig Stieda in der Moltkestraße Nr. 16 (um 1918).

Kaum in Gießen eingetroffen, hatte Ludwig Stieda 1913 der Antikensammlung der Universität seine einzigartige Sammlung etruskischer Körperteilvotive geschenkt. Dabei handelt es sich um eine Kollektion von rund 60 Terrakotta-Nachbildungen von einzelnen Körpergliedern und inneren Organen, die vor über 2.200 Jahren als Gaben an die Götter geweiht und im Heiligtum von Veji, unweit von Rom, ausgegraben worden waren.

Diese außerhalb von Italien völlig singuläre Sammlung ist wissenschaftlich hoch interessant, so dass immer wieder Leihanfragen für Sonderausstellungen anderer Museen gestellt werden. Zuletzt waren zwei Torsen mit geöffneter Leibeshöhle in der Berliner Ausstellung „Jenseits des Horizonts" im Pergamonmuseum zu sehen (vgl. MOHG 97, 2012, 369-370), wo sie das bereits im Hellenismus detaillierte medizinische Wissen des Altertums illustrierten. Im Mittelpunkt der Gießener Studioausstellung zum 100. Jahrestag der Schenkung standen insbesondere etliche Objekte, die seit dem 2. Weltkrieg als verschollen galten und die erst im vergangenen Jahr durch Zufall wieder entdeckt worden waren, darunter eine fragmentierte Eingeweideplatte, ein Fuß sowie zwei Herzen (Abb. 3).



Abb. 3: Votivterrakotten in Form von Körperteilen aus einem etruskischen Heiligtum in Veji (Schenkung Stieda 1913).

Am 6. November 2013 wurde die Ausstellung „Schnittstelle Antike – Gemälde von Katherine Stroczan“ eröffnet, die noch bis zum 16. Februar 2014 zu sehen sein wird. Hier stehen großformatige, in warmen Herbstfarben gehaltene Ölbilder der in London geborenen und in Frankfurt lebenden Künstlerin im Mittelpunkt, die in der Gegenüberstellung mit den jahrtausendealten Ausgrabungsobjekten der Antikensammlung ihren besonderen Reiz entfalten (Abb. 4). Da sich die Werke der promovierten Psychoanalytikerin insbesondere mit griechischer Keramik auseinandersetzen, erlaubt der gemeinsame Blick auf die antiken Vorbilder und ihre malerische Umsetzung ein ganz unmittelbares Erleben aktueller Antikenrezeption in der zeitgenössischen Kunst. Traditionell wurden anlässlich der Ausstellungseröffnung auch die Neuerwerbungen der Antikensammlung vorgestellt (s.u.). In ihrem Grußwort stellte die neue Kulturamtsleiterin der Stadt Gießen, Simone Maiwald, insbesondere die Bedeutung der Antikensammlung als lebendigen Ort kulturellen Lebens heraus und betonte, dass dadurch immer wieder neue Impulse in die Stadtgesellschaft gegeben werden.



Abb. 4: Blick in die Sonderausstellung „Schnittstelle Antike“ mit Bildern von Katherine Stroczan.

Wie bereits im vergangenen Jahr beteiligte sich die Antikensammlung auch 2013 am Internationalen Museumstag. Das reiche Veranstaltungsprogramm begann bereits am Samstag, dem 11. Mai, und verlockte so auch die zahlreichen Menschen, die angesichts des schönen Wetters zu einem Einkaufsbummel

spontan nach Gießen gekommen waren, zu einem Besuch des Museums. So konnten mit stündlich stattfindenden thematischen Führungen durch die Antikensammlung, die von fortgeschrittenen Archäologie-Studierenden angeboten wurden, zahlreiche Personen als Zuhörer angezogen werden. Großer Beliebtheit erfreute sich neben der Ausstellung „Bare Kunst" vor allem das vielfältige Kinderprogramm, das dieses Jahr erstmals in Zusammenarbeit mit dem Team des Gießener MuSEHum veranstaltet wurde, und dabei insbesondere die Kinderrallye, bei der es wertvolle Preise zu gewinnen gab, die die Sparkasse Gießen gestiftet hatte. Am Abend erfolgte in Kooperation mit der „Käseglocke" ein kulinarisches Event unter dem Motto „Ölbaum und Weinrebe", bei dem neben lukullischen Köstlichkeiten auch allerlei Wissenswertes vermittelt wurde. Besonderer Höhepunkt war dabei die Rezitation ausgewählter Gedichte des griechischen Lyrikers Anakreon (6. Jh. v. Chr.) durch Peter von Möllendorff, bei denen die Liebe, die Freundschaft, der Wein und die Geselligkeit im Mittelpunkt standen. Am Sonntag, 12. Mai, wurde anlässlich des auf denselben Termin fallenden Muttertags der Internationale Museumstag mit einer sehr gut besuchten Führung durch Anja Klöckner abgeschlossen, in der das Frauenleben im antiken Griechenland im Mittelpunkt stand.

Die Presse hat im Vorfeld und im Nachhinein sehr ausführlich über die Aktivitäten im Rahmen des Internationalen Museumstages berichtet, so dass – auch angesichts der Besucherzahlen – auch im kommenden Jahr am zweitägigen Ablauf festgehalten werden wird.

Im Rahmen der Gießener Bilderbuchtage vom 26.8. – 8.9.2012 fand auch in der Antikensammlung am 31.8. eine rasante und actionreiche Veranstaltung für Kinder ab 6 Jahren statt. Der bekannte Comedian Sascha Gutzeit erzählte, rappte und schauspielerte sich durch die Geschichte des trojanischen Krieges. Im Hintergrund waren dabei originale Fundstücke aus Heinrich Schliemanns Troja-Grabungen zu sehen, was der ohnehin spannenden Geschichte ein besonders authentisches Ambiente verlieh.

2. Neuerwerbungen und Neuzugänge

Anlässlich der Ausstellungseröffnung am 6. November wurden traditionellerweise auch die Neuzugänge in die Sammlung vorgestellt. In diesem Jahr waren dies insbesondere rund 50 Gefäße aus Troja, die von Heinrich Schliemann ausgegraben und von Kaiser Wilhelm II im Jahre 1902 der Gießener Sammlung übereignet worden waren. Seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen, sind die im vergangenen Jahr durch Zufall wieder entdeckten Antiken im Rahmen einer beispiellosen Patenschaftsaktion restauriert worden. Bevor sie Anfang Dezember für ein gemeinsames Forschungsprojekt an die Staatlichen Museen Berlin gebracht wurden, konnten sie in ihrer Gesamtheit der Gießener Öffentlichkeit und insbesondere ihren bei der Ausstellungseröffnung in großer Zahl anwesenden „Paten" präsentiert werden (Abb. 5). Die Restauratorin Birgit Schwahn, die die Konservierungsmaßnahmen geleitet hatte, war anwesend und konnte den interessierten Zuhörern detaillierte Einblicke in ihre Arbeit geben, bei der insbe-

sondere auch die historischen Restaurierungen des 19. Jahrhunderts erhalten werden sollten.



Abb. 5: Nach aufwändiger Restaurierung konnten die von Heinrich Schliemann in Troja ausgegrabenen Gefäße wieder der Gießener Öffentlichkeit präsentiert werden.

Neben Stücken aus Troja konnten in dieser Patenschafts-Aktion auch Gefäße aus Abusi el-Meleq (Ägypten) und Gezer (Israel) sowie mehrere mitttelitalische Terrakotta-Figuren gerettet werden. An weiteren Neuzugängen sind aus dem Berichtsraum eine kleine Sammlung griechischer und römischer Münzen zu nennen sowie zwei Objekte, die bei der für kommendes Jahr geplanten Ausstellung im Rahmen der Gießener Landesgartenschau eine Rolle spielen werden: Eine kleine attisch rotfigurige Palmettenlekythos sowie eine Votivgabe in Gestalt einer Quitte, die wohl ebenfalls aus Athen oder dem benachbarten Böotien stammt (Abb. 6). Beide Stücke kamen als Geschenk eines unlängst verstorbenen Freundes der Antikensammlung nach Gießen.



Abb. 6: Der kleine Parfümflakon (Palmettenlekythos) und die tönerne Nachbildung einer Quitte werden bei einer für 2014 geplanten Ausstellung zu antiken Pflanzen gezeigt werden.

Ebenfalls vorgestellt werden konnten anlässlich der Ausstellungseröffnung mehrere antike Vasen, die aus dem Nachlass der bedeutenden Mainzer Altphilologin Antonie Wlosok (1930-2013) stammen. Neben einem kleinen kampanischen Schälchen des 4. Jh. v. Chr. ist besonders eine kostbar dekorierte römische Kanne der Gattung „African Red Slip" hervorzuheben (Abb. 7). Im 3. Jh. n. Chr. in Nordafrika produziert, verweist sie mit ihrem Bildschmuck auf ein damals rund 1000 Jahre zurückliegendes Ereignis. Gezeigt sind die Zwillinge Romulus und Remus, die mythischen Stadtgründer Roms, die von der Wölfin gesäugt werden. Die andere Seite der Kanne zeigt den kraftvollen Kopf des Halbgottes Herkules.



Abb. 7: Aus dem Nachlass der Altphilologin Prof. Dr. Antonie Wlosok gelangten 2013 mehrere Gefäße in die Antikensammlung.

3. Gießener Antiken unterwegs

Der wachsende Bekanntheitsgrad der Gießener Antikensammlung führt verstärkt zu Anfragen nach Leihgaben, mit denen Sonderausstellungen anderer Museen ergänzt werden sollen. So reiste der unteritalisch rotfigurige Skyphos mit Darstellung der Tötung der Gorgo Medusa durch den Helden Perseus als ein wichtiges Exponat der in Mannheim konzipierten Ausstellung „Schädelkult" durch Deutschland und war zuletzt sogar in der Kunsthalle von Leoben (Österreich) zu sehen, bis er nach nunmehr über zwei Jahren Mitte Dezember 2013 endlich wieder nach Gießen zurückgekehrt ist.

Weiterhin als Leihgabe im Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt zu sehen ist eine etruskische Weihgabe, die eine menschliche Harnblase darstellt. Sie war Teil der 2008 von Gießen aus kuratierten Ausstellung „Kultische Anatomie – Etruskische Körperteil-Votive", die unter Schirmherrschaft der jüngst verstorbenen ehemaligen Museumsdirektorin des Deutschen Medizin-

historischen Museums, der Gießener Apothekerin und Medizinhistorikerin Prof. Dr. Christa Habrich (1940-2013) stand.

Eine vom Archäologischen Museum der Universität Münster geplante Ausstellung zum „Ältesten Freund des Menschen – Hunde-Darstellungen in der Antike“ wird durch Leihgaben aus der Gießener Sammlung substanziell bereichert werden. Neben dem Abguss einer archaischen Marmorbasis aus Athen werden vor allem etliche Terra-Sigillata-Darstellungen und mehrere römische Ton-Formen ausgeliehen werden, die zur Herstellung von mit Hunden dekoriertem Geschirr dienten.

4. Sonstiges

Die Ausstellung der Gießener Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus bot den Rahmen der Abschlussveranstaltung und Diskussionsrunde eines dreitägigen internationalen Workshops „The art of reproduction: replicated media and their artistic contexts in ancient and medieval Europe” (11.-13.7.2013). Da sich ein Teil der Vorträge mit der Thematik des Siegels und des Siegelns befasste, wurde in der Antikensammlung eine kleine Studioausstellung zu diesem Thema veranstaltet. Dabei konnte ein Großteil der anatolischen Siegel öffentlich gezeigt werden, die sich seit 1993 als Schenkung aus der Sammlung von RA Heinrich Beer (1910-2009) in der Antikensammlung befinden (Abb. 8). Gleichzeitig wurde damit dem 20-jährigen Jubiläum dieser Schenkung gedacht und ein Sammler gewürdigt, der der Gießener Antikensammlung lange Jahre eng verbunden war: Zuletzt waren 2008 eine Kollektion von elf römischen Gläsern (vgl. MOHG 94, 2009, 239 Abb. 1) und 2010 eine Sammlung antiker Gemmen und gravierter Ringsteine aus seinem Nachlass in die Antikensammlung gelangt (MOHG 96, 2011, 346).



Abb. 8: Die Sammlung orientalischer Siegelsteine war 2013 erstmals umfänglich zu sehen.

Restaurierte Grabsteine in der Kirche in Gießen-Allendorf

MANFRED BLECHSCHMIDT

Allendorf/Lahn ist ein sehr altes Dorf; die Ersterwähnung im Lorscher Kodex ist in einer Urkunde von 774. Ob der Ort in dieser Zeit bereits eine Kirche hatte ist unsicher. Einiges spricht dafür; so z. B. ihre Lage im Zentrum, im Kreuzungsbereich von Unter-, Ober- und Hintergasse. An dem jetzigen Kirchengebäude gibt es mittelalterliche Teile. 1323 wird Allendorf als Pfarrei genannt.[9] Eine dendrochronologische Untersuchung[10] des Dachgebälks ergab ein Fälldatum der Hölzer über dem Hauptschiff von 1387.

Ob in dieser Zeit bereits Taufen und Beerdigungen in Allendorf oder noch in Großen-Linden vollzogen wurden, ist ungewiss. Diese dürften aber wohl spätestens ab dem 17. Jahrhundert erfolgt sein, denn das Taufbecken in der Kirche trägt auf dem äußeren Rand als eingepunzte Umschrift: „JOHAN LENTZ MOLLER OF DER SORG VEREHRT DIES DAUFBECKEN IN DIE KIRCH NACH ALLENDORF IM HÜTTENBERG ANNO 1632".

Es ist davon auszugehen, dass dann neben den Taufen auch Beerdigungen abgehalten wurden. Die Toten wurden auf dem Kirchhof beerdigt. Da irgendwann die Kapazität erschöpft war, wurde ein neuer Friedhof etwa auf der Hälfte der heutigen Friedhofstraße auf der linken Seite angelegt. Die erste Bestattung dort erfolgte 1821.

Als im Jahr 1845 größere Umbaumaßnahmen an und in der Kirche erfolgten (Dachreiter als Glockenturm, Strebepfeiler an der Kirche, Einbau der Emporen im Süden, Westen und Norden, Anbau des Emporenaufgangs mit Verlegung des Kircheneingangs), wurde wohl auch der Friedhof aufgelassen. Für die Bevölkerung wichtige Grabsteine, vor allem von Kirchenältesten, wurden in der westlichen Kirchhofsmauer eingelassen. Es handelt sich um zwei Steine aus rotem Bundsandstein und fünf aus weißgrauem Lahnmarmor.

Während die Steine aus Marmor noch gut erhalten sind, haben die aus Sandstein in den letzten Jahren sehr stark unter den Umwelteinflüssen gelitten. Gerade bei dem linken Stein war die Inschrift kaum mehr zu lesen. 2012 entschied sich der Kirchenvorstand in Absprache mit der Kirchenverwaltung und der Denkmalpflege für die Restaurierung und die Hereinnahme der beiden Grabsteine in das Kircheninnere. Im Oktober 2012 wurden sie aus der Kirchenmauer herausgelöst und durch den Restaurator Martin Stein nach Karlstein in die Werkstatt gebracht. Dabei stellten wir zu unserer Überraschung fest, dass auf der Rückseite die eingemeißelten Leichentexte noch sehr gut erhalten sind. Zu Ostern 2013 kamen die Grabsteine zurück und wurden an der linken hinteren Kirchenwand im Innern aufgestellt. Um auch die Rückseiten sichtbar zu

9 Heinrich Walbe, Die Kunstdenkmäler in Hessen, Kreis Gießen, Darmstadt 1938.

10 Manfred Blechschmidt, Dendrochronologische Untersuchung am Dachstuhl der evangelischen Kirche in Giießen-Allendorf, in: MOHG 97 (2012).

machen, wurden diese auf Textilfahnen aufgedruckt und rechts neben der Kirchentür aufgehängt.

Der Text auf dem Grabstein links neben der Kirchentür lautet (vgl. Abb. 1):

Allhier
hat seine Ruhe Statt
Hr. Johann Philipps Amänd
weiland
Einwohner u: Kirchenältester zu al
lendorf ist also geboren am (*offene* 8 = 4) t:
APRIL 1681 Sein hall
ur
verheurathete sich
1708 ... ... Catharina Johan
volckens tochter. mit dero
Er I Sohn und
(2) tochter
Er II En
kel ..... Starb am 6 t. octobe
1743 alt 62 Jahr 6 mon(b) 12 tage



Abb. 1: Vorderseiten der Grabsteine, links „Müllerin", rechts Johann Philipp Amend.

Der Grabstein hat oben ein Tympanon, in dessen Mitte sich das Kruzifix befindet. Links davon (zur Rechten des Gekreuzigten) steht der Vater Johann Philipp Amend (vgl. Ortschronik[11] Seite 317, Nr. 12), links davon steht sein Sohn Johann Jakob Amend, *25.8.1713, †7.4.1762, verheiratet 1741 mit Catharina, geb. Beppler (Ortschronik S. 318, 29). Rechts vom Kruzifik steht die Mutter Anna Catharina, geb. Volk, *Dezember 1687, †4.12.1755. Rechts neben der Mutter steht die Tochter Anna Catharina Amend, *19.5.1709 (Ortschronik S. 318, 27), rechts daneben die zweite Tochter Anna Maria Amend, *30.5.1712, †30.8.1759 (Ortschronik S. 318, 28), verheiratet 1737 mit Johannes Kimbel (Gimbel). Die ursprüngliche Schreibweise des Namens Amend war am End. Ersterwähnung 1595 als Müller auf der Untersorger Mühle bei Allendorf.- Seitlich auf dem Grabstein befindet sich ein florales Muster.

Die Rückseite des Grabsteines ist abgebildet auf einer Textilfahne, die rechts neben der Kirchentür an der inneren hinteren Kirchenwand hängt (vgl. Abb. 2). Am oberen Steinbereich befinden sich eine Krone mit Bändern, links und rechts Puttenköpfe, darunter Ranken.



Abb. 2: Rückseiten der Grabsteine, links Johann Philipp Amend, rechts „Müllerin".

11 Ortschronik = Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Chronik zur 1200-Jahrfeier Allendorf/Lahn, Gießen 1990.



Abb. 3: Die Grabsteine im Kirchenschiff

Der Leichentext entspricht dem Text der Lutherbibel, genauso wie der Text auf der Rückseite des anderen Steines. Er ist entnommen dem 2. Paulusbrief an Timotheus, Kapitel 4, Vers 7 und 8 und lautet:

Leiche TEXT
2. Tm: 4 V 7.8
Ich hab einen guten Kampf
gekämpfet ich habe den Lauff
vollendet ich habe glauben ge
halten hinfort ist mir beygeleget die
Crone der gerechtigkeit welche mir der
Herr an jenem Tage der gerechte Richter
geben wird nicht mir allein sondern auch
allen die seine Erscheinung lieb haben
So hält ein Christ durch glauben
wie Paulus standhafft aus im Streit
wenn ihm der Feind will rauben
Die Crone der Gerechtigkeit
Er siegt, das Kleinod bleibet sein
Folg leser nach so ist es gleichfals dein

Die letzten sechs Zeilen gehören nicht zum Bibeltext; sie könnten eine Liedstrophe oder ein Gedicht sein. Es gelang bisher nicht, den Text zuzuordnen.

Der Grabstein hat einen Sockel von 35 cm Höhe, der Teil darüber 96 cm, die Breite beträgt 75 cm und die Stärke 13 cm.

Auf dem zweiten Grabstein war vor der Restaurierung kaum etwas zu lesen. Erkennbar war nur:

Hier Ruhet
Die

Wir gingen davon aus, dass es sich um Catharina Amend, die Ehefrau von Johann Philipp Amend (Grabstein 1) handeln würde. Den entscheidenden Hinweis erhielten wir durch Herrn Andreas Schmidt aus Wettenberg, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Er konnte im Jahr 2003 noch folgenden Text lesen, der dann auch durch den Restaurator ergänzt wurde (Abb. 1):

Hier Ruhet
Die tugent same Fr. Catha
rina müllerin (?) gebohrne ..... in
Johann ..... Müllers
auff der steinmühl (?) gewessene Ehl:
Hauß Frau welche AO: 16.. auff
der .....mühl gebohren u AO: 16.9
in Heyl: Ehestand getretten u: in 29
Jähriger Friedl: Ehe 7 Söhne u: 4
töchter erzielet wo von noch 4 Söh
ne u: eine tochter bey leben ist 14
Jahr im witwenStand gewessen
u: 23 Enckel erlebt entlich ist Sie
..... t: AUG: seelig ent=
schlaffen ihres alters 62
(Jahr)

Damit wurde klar, dass es nicht Catharina Amend sein konnte, denn die Zahl der Kinder stimmte nicht. Aber wer ist diese Frau? Das Allendorfer Geburts- und Sterberegister beginnt erst am 4. August 1691. Weder hier noch in Großen-Linden sind sie und ihr Mann verzeichnet. Bleiben vorerst nur Vermutungen. Dabei stellt sich die Frage, ist Müller(in) als Name oder als Berufsbezeichnung zu lesen. Beides ist möglich.

Liest man im vorgenannten Text Müller als Namen, so kommt dieser auf der Obersorger Mühle[12] (auch Steinmühle wegen ihres Steindachs) vor (Ortschronik S. 356 ff.). Aber die Namen Catharina und Johann sowie die Daten passen nicht so richtig zusammen. Eine für Allendorf interessante mögliche Variante wäre, wenn man Müller (Möller) als Berufsbezeichnung nimmt und als Namen Lentz (Ortschronik S. 356 ff.) einfügt. Johannes Lentz war „Moller auf der Sorg" (= Mittelsorger Mühle, die auch manchmal als Steinmühle bezeichnet wurde) und

12 Es gibt bei Allendorf drei Mühlen: Aus Richtung Allendorf nacheinander die Obersorger, Mittelsorger und Untersorger Mühle.

stiftete 1632, wie oben erwähnt, die Taufschale in der Kirche zur Geburt und Taufe seines Sohnes. Dieser hieß ebenfalls Johannes und war verheiratet mit einer Catharina. Näheres ist nicht bekannt.

Der Leichtext auf der Rückseite (Abb. 2) ist entnommen den Klageliedern Jeremia's 1. Kapitel, Vers 12:

Leich TEXT
In den Klag liedern Jeremia im I
CAPITEL V um 12
Euch sage ich, alle die ihr vor über
geht schauet doch und sehet ob Ier
gent ein schmertze sei wie mein
schmertzen der mich troffen hat (,)
den der Herr Hat mich voll Jam
mers Jemacht am tagen seines
grimmigen Zorns.

Die Verstorbene scheint in ihrem Leben Schlimmes erlitten zu haben.

Der Sockel des Grabsteins ist 35 cm hoch, der Teil darüber 82 cm, die Breite beträgt 57 cm und die Stärke 9 cm.

Die Finanzierung der Restaurierung der Grabsteine erfolgte mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege in Wiesbaden und der Unteren Denkmalschutzbehörde der Universitätsstadt Gießen.

III. Rezensionen

Bernd Fehrenbach, Die Burgenpolitik der Landgrafen von Hessen im Spätmittelalter (1263–1413), (Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 42), Marburg 2012, 324 Seiten, ISBN: 978-3-921254-78-3

Mittelalter und Burgen - das eine ohne das andere ist in unserem Kulturkreis nicht denkbar. Auch die Mittelalterforschung beschäftigt sich daher seit dem 19. Jahrhundert mit Funktion und Bedeutung von Burgen. Bisher allerdings eher unterrepräsentiert war die Erforschung des Stellenwertes von Burganlagen für die Landesherrschaft. Hier setzt Bernd Fehrenbach an. Er lenkt den Blick auf die politische Rolle der landgräflich-hessischen Burgen während der ersten 150 Jahre der Landgrafschaft Hessen von Heinrich I., 1263/4, bis zu Hermann II., mit dessen Tod 1413 sein Betrachtungszeitraum endet. Die Burgenpolitik der Landgrafen von Hessen steht im Fokus seiner 2012 im Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg angenommenen Dissertation. Diese liegt nun in gedruckter Form vor.

Dem umfangreichen Einführungskapitel des in neun Kapitel gegliederten Werks folgt ein Abschnitt zur Funktion von Burgen und befestigten Anlagen. Das dritte Kapitel zur Geschichte der Landgrafschaft bereitet den Hauptteil der Arbeit vor, der die Burgen der Landgrafen von Hessen zum Inhalt hat. Hierbei bilden die Teile zum Burgenbau, Kauf von Burgherrschaften und dem Personalsystem auf Burgen die zentralen Punkte. Drei weiter in die Tiefe gehende Kapitel zur Besonderheit lehnsherrlicher Burgen, der Verpfändung von Burgen, der Burgöffnungen sowie ein Kapitel, das sich mit dem Kampf um Burgen befasst, bilden die Kapitel fünf bis acht. Abschließend werden in Kapitel neun die Untersuchungsergebnisse zusammenfasst. Hinzu kommen ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Abbildungsnachweis, Orts- und Personenregister. Die insgesamt 324 Seiten des Werkes umfassen zwei Abbildungen und sechs kleine Übersichtskarten die die Entwicklung des Burgbesitzes der Landgrafen zeigen. Stammtafeln zur Erbregelung im Herrscherhaus der Ludowinger, zur Familie Landgraf Heinrichs I. sowie der Landgrafen von Hessen bis 1413 beleuchten familiäre Zusammenhänge und Entwicklungen.

Ein Aspekt der Spätmittelalterforschung ist die Untersuchung der politischen Strukturen des Reiches. Dazu zählt die Analyse der Entwicklung einzelner mächtiger Adelsgeschlechter wie beispielsweise der Landgrafen von Hessen. Rechtliche Grundlage und Ausgangspunkt der Landgrafschaft Hessen bildeten die Langsdorfer Verträge zwischen Sophie von Brabant, dem Erzbischof von Mainz und Heinrich III. von Meißen 1263, durch deren Abschluss Sophies Sohn Heinrich die Grafschaft Hessen offiziell zuerkannt wurde.

Die mit den Burganlagen verbundenen Rechtsrahmen beschreibt der Autor detailliert. Neben dem Burgplatz mit allen Gebäuden verstand man den Begriff „Burg“ synonym zu „Besitz“, dessen Areal umfangreich sein konnte. „Dieses Gebiet bestand aus land-, forst- und wasserwirtschaftlichen Nutzflächen sowie Nutzungsrechten und war durchdrungen von herrschaftlichen Rechten im Bereich der Grundherrschaft, des Gerichts sowie des Markt- und Zollwesens. Ein beträchtlicher Teil aller Herrschaftsrechte, allen Grundbesitzes und aller obrigkeitlichen Gewalt war an eine Burg gebunden, galt als deren Zubehör und machte diese in manchen Fällen erst zu einem

eigentlichen Wertobjekt von politischer Bedeutung." (S. 14) Fehrenbach schreibt den Burgen zu Recht eine wichtige politische Funktion ihrer Zeit zu: sie unterstrichen durch ihre visuell wahrnehmbare Präsenz nicht nur optisch die Macht der jeweiligen Regentschaft, sondern besaßen zudem Bedeutung als juristische und bürokratische Faktoren im Prozess des Landesausbaus.

Die Gründung und Behauptung von Städten und Burgen sowie deren Vermehrung durch Okkupation bedeutete die Erlangung des sichtbaren Symbols herrschaftlichen Anspruchs. Als einen der wichtigsten Kernpunkte mittelalterlicher Territorialpolitik macht Fehrenbach daher die Städtepolitik aus. Städte dienten als Zentren der Sicherung herrschaftlicher Politik, deren fassbares Element mit in der Regel weithin sichtbarer Außenwirkung häufig eine Burganlage war.

Während die Städte eher die wirtschaftliche Prosperiät der Landesherren gewährleisteten, trat mit den Burgen ein weiteres wichtiges Element hinzu: „Die herrschaftsbildenden und herrschaftsbewahrenden Funktionen der Burg mit ihren militärischen und verwaltungstechnischen Möglichkeiten waren für einen mittelalterlichen Landesherren unersetzlich." (S. 5) Entsprechendes leitet Fehrenbach auch für die Landgrafen von Hessen ab und macht dies u.a. am Beispiel des Erwerbs der Burg Gießen durch Heinrich I. 1265 deutlich.

Der Autor geht der Frage nach dem Stellenwert der Burgenpolitik bei Ausbau und Bewahrung der hessischen Landesherrschaft nach. Er beleuchtet die Anfänge mit Heinrich I. über die folgenden 150 Jahre bis zu Hermann II. von Hessen. Augenmerk legt er auf die Funktion der Einzelburgen, untersucht jedoch ebenso die Burgsysteme. Er fragt zudem nach der Abhängigkeit der Funktion einer Burg von deren Nützlichkeit für die Landgrafschaft. Die zeitliche Zäsur seiner Fragestellung begründet er nachvollziehbar mit einem Politikwechsel unter Ludwig II. seit 1413, der auch burgenpolitisch andere Akzente setzte.

Warum besaßen Burgen die hohe juristische und bürokratische Bedeutung? Dieser Frage nähert sich der Autor in vielen Einzelschritten, die belegen, welche vielfältigen Rechte und Einflussmöglichkeiten an eine Burg geknüpft waren. Neben der schon aus fortifikatorischen Gründen hohen Sicherheit für Bewohner und deren Gäste, bildeten die Burgen zentrale Orte zu Verwaltungs- und Beurkundungszwecken sowie zur Abwicklung unterschiedlicher Rechtsgeschäfte.

Fehrenbach erläutert nicht nur die komplizierte Rechtssituation und Rechtsgeschichte mit der Burg- und Lehnsherrschaft verbunden sind, er veranschaulicht auch die bauliche Erscheinungsform der Burgen aufgrund der Ergebnisse bauhistorischer und archäologischer Erforschung. Allerdings nimmt er auf deren Resultate keinen Bezug im Hinblick auf die Bedeutung spezieller Gebäude- oder Ausstattungsformen und sich wandelnder Burgenpolitik, sondern widmet sich den wirtschaftlichen, geografischen und rechtlichen Bedingungen des Burgenbaus wie dem sogenannten Burgenbauregal.

Der Autor trennt die politische Bedeutung von Burganlagen einerseits in Macht- und Verwaltungssitze des Landesherren resp. dessen Amtmänner zur Besitzstabilisierung und Landesausbau, wobei ihre Anzahl den jeweiligen Machtumfang der Herrschaft dokumentiert. Auf der anderen Seite sieht er Burgen einzelner Rittergeschlechter, die, wenn sie als Ganerbenburgen vorkommen, eine davon abweichende, da herrschaftsdestabilisierende Funktion einnehmen können.

Durch seine Untersuchung zur landgräflichen Burgenpolitik schließt Fehrenbach eine Lücke in der Forschung: Bisherige Publikationen beleuchteten Fragen zur spätmittelalterlichen Städtepolitik, herr-

schaftlicher Burgenpolitik, dabei jedoch mit dem Fokus auf die Baugeschichte oder lieferten Einzelbeschreibungen zu Burgen. Der Autor dagegen wirft mit seiner systematischen Zusammenstellung der Politik der Landgrafen von Hessen im Laufe des 150-jährigen Untersuchungszeitraums einen Blick auf die bisher vernachlässigte Relevanz der Burgenpolitik für die Entwicklung dieses Herrscherhauses. Er stützt sich dabei auf den gut überlieferten Quellenbestand der Zeit des Landgrafen Heinrich I. und konnte zudem auf das erste Lehnsbuch sowie das erste Salbuch der Landgrafen von Hessen aus der Zeit um 1374-76 zurückgreifen. Mit dem landgräflichen Archiv liegt eines der hessenweit bedeutendsten mittelalterlichen Archivbestände vor. Fehrenbach fand hier die für seinen Forschungsansatz wichtigen Überlieferungen zu den landgräflichen Besitzverhältnissen.

Sein Résumé, die Burgenpolitik der Landgrafen Hessen stelle im Sinne des Landes- und Machtausbaus ein wesentliches Element ihrer erfolgreich betriebenen Herrschaftserweiterung dar, wird während der Lektüre seines Werkes nachvollziehbar.

Die Hauptzielgruppe seiner Dissertation dürften interessierte Laien sowie das an den Strukturen und Methoden mittelalterlichen Landesausbaus interessierte Fachkollegium sein.

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

Christian Kleinschmidt/Otto Volk (Hg.): Industriekultur an Lahn und Dill, Ausstellungskatalog, erschienen in der Reihe: Beiträge zur hessischen Wirtschaftsgeschichte Bd. 8 (2013), ISBN 978-3-9812265-9-1

Erhältlich über: Hessisches Wirtschaftsarchiv, Karolinenplatz 3, 64289 Darmstadt, 12,80 €

Das ist ein Thema, das eines langen Atems bedarf: Industriekultur an Lahn und Dill ins Bewusstsein der Menschen zu heben, damit auch hier etwas für den Erhalt getan wird. Wie es in anderen, typischen Industrieregionen schon seit längerem geschieht. Doch im eher ländlich geprägten Raum Mittelhessen kam bislang niemand auf die Idee, systematisch nach den Spuren der Industriegeschichte zu suchen.

Prof. Dr. Christian Kleinschmidt, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Marburg lehrt, und Prof. Dr. Otto Volk, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde (HLgL), haben zwei Semester lang mit Studierenden geforscht: traditionell in Archiven und mit Reisen an die Industriestandorte, wo sie vor allem die Gebäude fotografisch dokumentierten. Das beachtliche Ergebnis ist eine ansprechende und informative Wanderausstellung, die erstmals zum Ende des Wintersemesters 2012/13 in der Marburger Universitätsbibliothek gezeigt wurde.

Im Sommer 2013 erschien der Katalog, der nicht wissenschaftlich tiefschürfend ist, sondern mit vielen Bildern und kurzen Texten ansprechend für Ausstellungsbesucher ist und Lust macht, sich selbst auf Spurensuche zu begeben; fast schon touristisch aufgemacht. Für 2014 sind als Ausstellungsorte bereits Dillenburg, Weilburg und Limburg in Planung.

Viele der Kleinode sind vor Ort gut bekannt und werden häufig von Vereinen betreut, etwa Museum und Steinbruch zum Abbau des Lahnmarmors in Villmar

und das Besucherbergwerk in Aßlar. Doch haben diese Initiativen keine überregionale Strahlkraft, so Kleinschmidts Beobachtung. Das alles ließe sich durch ein Netzwerk und eine Bündelung der touristischen Werbung ändern. Denn eines ist den Akteuren klar geworden: Mittelhessen besteht nicht nur aus Landwirtschaft und Forst, Fachwerkdörfern, Burgen und Schlössern, sondern hat viele Spuren der industriellen Nutzung. Ein kultureller Schatz, den es zu heben gilt. „Vieles wurde schon abgerissen oder ist im Zustand des Verfalls", so Volk, „auch darum ist eine Sensibilisierung für die kulturelle Bedeutung von Industriearchitektur dringend geboten."

Dazu gehören ganz zentral die Transportwege, wie die Schiffbarmachung der Lahn und die Konkurrenz durch die Eisenbahn, die schneller, direkter und preisgünstiger war. Bahnhöfe, Schiffstunnel und Werkshallen gehören also zu den ersten Industriedenkmälern. Des Weiteren vorgestellt werden: Maschinenbau und Tabakverarbeitung an Gießener Beispielen, die Optische Industrie in Wetzlar, Mineralwasser in Biskirchen, Mühlen in Löhnberg sowie Arbeitersiedlungen am Beispiel der Landmannstraße in Gießen. Schiefer- und Steinbergabbau, Eisenwerke und Gießereien, auch die Rüstungsindustrie gehört dazu.

Dagmar Klein, Wettenberg

IV. Aufgefallen: Neue Publikationen 2012/2013

2012

Hans-Günter Lerch: „Tschü Lowi ...“ Das Manische in Gießen. Die Geheimsprache einer gesellschaftlichen Randgruppe, ihre Geschichte und ihre soziologischen Hintergründe, 4. Ausgabe 2012, VVB Laufersweiler Verlag, Gießen, ISBN: 978-3-89687-485-6

Axel Koehler: From Breadalbane to Brucker Muhl. Scottish Highland Soldiers in Hesse 1759-62, engl., Christian Ludwig Verlag Moers 2012, ISBN 978-3-935943-05-5

2013

Hans Günther Bickert/Norbert Nail: Marburger Karzer-Buch. Kleine Kulturgeschichte des Universitätsgefängnisses, Neuauflage Marburg 2013, Jonas-Verlag, ISBN 978-3-89445-480-7

Andreas Hedwig (Hg.): Die Brüder Grimm in Marburg, Marburg 2013 (Schriftenreihe des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Band 25), Druckhaus Marburg, ISBN 978-3-88964-210-3

Ingfried Stahl: Opfer der NS-Ideologie. Angenrods letzte Israeliten, Alsfeld, Book on Demand, 2013, ISBN 978-3-00-037437-1
Erweiterte Version seines Beitrags in MOHG 95 (2010)

Gießener Hochschulgesellschaft (Hg.): Gießener, die Geschichte schrieben, in: Gießener Universitätsblätter Jg. 46/2013,
Vortragsreihe Winter 2012/2013 im Rathaus Gießen

Bruno Drieß: Hauptaspekte der Geschichte Rödgens vom 11. bis 18. Jahrhundert, Nachdruck des Fördervereins Heimatmuseum Rödgen, Rödgen 2013
Erstabdruck in den MOHG 78 (1993)

Hanno Müller, Friedrich Damrath, Andreas Schmidt: Juden im Busecker Tal, Alten-Buseck, Beuern, Großen-Buseck, Burkhardsfelden, Reiskirchen und Rödgen, Teil 1: Müller, H. Familien, Teil 2: Damrath, F., Schmidt, A., Grabsteine und ihre Inschriften, Fernwald 2013, ISBN: 3-87707-882-6

Hans-Karl Lückmann u. Thomas Leimbach: Familienbuch Alten-Buseck und Trohe, 2 Bände, aus den Kirchenbüchern, Selbstverlag (Kirchengemeinde)

Peter Lehmann: geachtet – geleugnet – geehrt. Oberst Gustav Petri, Retter von Wernigerode (Harz-Forschungen Bd. 29), ISBN 978-3-86732-173-0
Siehe auch Beitrag Lehmann in diesen MOHG

Dr. Anja Eichler, Magistrat der Stadt Wetzlar (Hg.): „...zu aller Nutzen" August Bebel (1840-1913) – Wirken und Wirkung, Klartext Verlag Essen, ISBN 978-3-8375-1018-8
Begleitband zur Ausstellung „August Bebel und Wetzlar" im Stadtmuseum Wetzlar, Aug.-Nov. 2013

Dr. Ludwig Brake (Hg.): „Aufbruch in die Utopie" Auf den Spuren einer deutschen Republik in den USA, Edition Falkenberg, Bremen, 352 Seiten, zahlreiche Abb., ISBN 978-3-95494-595-5
Begleitband zur Ausstellung „Aufbruch in die Utopie", in Gießen 1. Nov.-30. Dez. 2013

Rita Rohrbach (Hg.): „Bleiben oder gehen", Schülerheft zur Gießener Auswanderergesellschaft, erhältlich in Stadtarchiv u. Tourist-Information Gießen

Cordelia Scharpf: Luise Büchner. Eine evolutionäre Frauenrechtlerin des 19. Jahrhunderts, Reihe Women in German Literature, Peter Lang Verlag, Bern 2013, ISBN 978-3-0343-0704-8

IV. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

1. OHG-Vorträge 2012/13

Jeweils mittwochs um 20 Uhr, im Netanya-Saal des Alten Schlosses am Brandplatz

14. Nov. 2012	Grablegen des hessischen Fürstenhauses	Dr. Margret Lemberg, Universität Marburg
28. Nov. 2012	100 Jahre Gießener Kunstverein	Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Biebertal
12. Dez. 2012	Das Projekt Glauberg - Von der Ausgrabung bis ins Museum	Frank Bodis, Landesamt für Denkmalpflege Wiesbaden
16. Jan. 2013	Mysterium Mithras – ein antiker Geheimkult im Spiegel der Archäologie	Dr. Carsten Amrhein, Saalburg-Museum
30. Jan. 2013	Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen auf dem Alten Friedhof Gießen	Joachim Rauch, Denkmalschutz Stadt Gießen
13. Febr. 2013	„Über allen Gipfeln ist Ruh“ – Vergessene Altstraßen und Höhenwege in Oberhessen	Dr. Jochen Karl, Staufenberg
27. Febr. 2013	Georg Büchner und seine Zeit	Prof. em. Dr. Günter Oesterle, Universität Gießen
13. März 2013	Alltagsleben am Limes	Prof. Dr. Anja Klöckner, Universität Gießen
18. Apr. 2013 im Konzertsaal des Rathauses	Die Heimat von Bebel und Liebknecht: Die Mitte Hessens und der Aufstieg der Sozialdemokratie im Kaiserreich	Prof. Dr. Hans-Werner Hahn: Sondervortrag zusammen mit der Friedrich-Ebert-Stiftung anlässlich „150 Jahre Soziale Demokratie – Eine Partei und ihre Geschichte“

2. OHG-Exkursionen 2012/13

H = Halbtag, G = Ganztag, T = Tage

a) Museumsexkursionen im Winter 2012/2013 (H, PKW)

30. Nov. 2012	Niddaer Heimatmuseum e.V.	Organisation: Karin Bautz M.A. und Prof. Dr. Siemer Oppermann
15. Febr. 2013	Heimatmuseum Heuchelheim	Organisation: Karin Bautz M.A. und Prof. Dr. Siemer Oppermann

b) Exkursionen 2013

4. Mai 2013 (G, Bus)	Kassel: Hessische Landesausstellung EXPEDITION GRIMM	Organisation: Karin Bautz M.A./Dr. Carsten Lind

24. Aug. 2013 (G, Bus)	Schwalmstadt: GEDENK-STÄTTE und MUSEUM TRUTZHAIN **abgesagt wegen zu geringer Anmeldungen**	Organisation: Karin Bautz M.A./Dr. Carsten Lind

Zum Büchner-Jahr 2013

8. Nov. 2013 (H, zu Fuß)	1. Ausstellung des Universitäts-archivs Gießen **IM VISIER DER STAATSGEWALT.** Die Univer-sität Gießen als Zentrum von Revolution und Repression 1813-1848, im Universitätshauptgebäude	Dr. Eva-Marie Felschow
	2. Ausstellung des Stadtarchivs Gießen **AUFBRUCH IN DIE UTOPIE.** Auf den Spuren einer deutschen Republik in den USA, im KiZ (Kultur im Zentrum)	Dr. Ludwig Brake
23. Nov. 2013 (G, Bus)	Darmstadt: **„Georg Büchner - Revolutionär mit Feder und Skalpell“** Hessische Landesausstellung des Instituts Mathildenhöhe im Darmstadtium und Besuch des Geburtshaus von Georg Büchner in Riedstadt-Goddelau	Organisation: Dr. Eva-Marie Fel-schow, Dagmar Klein M.A.

3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. In diesem Jahr gab es erstmals eine eigene von Grafiker Harald Schätzlein neu gestaltete OHG-Urkunde.
Am 22. Mai 2013 wurden 28 Mitglieder für 25 Jahre Mitgliedschaft geehrt: Dr. Heinz Bauer, Inge Bauer, Ludwig Clotz, Jürgen Dauernheim, Heinrich Hainmüller, Rein-hard Hamel, Barbara Jessen, Arnold Kaiser, Günter Kern, Hans-Michael Kirstein, Hans-Peter Krieg, Gudrun Krieg, Günter Lenz, Ingrid Lenz, Horst Miltenberger, Hans Alfred Noll, Karin Noll, Peter Pfister, Helga Puppel, Alexander Reifenkugel, Bertha Reifenkugel, Dr. Gudrun Reinhold, Manfred Schmitt, Ursula Sieg, Kurt Stumpf, Renate Stumpf, Alex Techert, Horst Wagner.

VI. PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2012/13

Seelentransport durch Engel

Vortrag über Grablegen des hessischen Fürstenhauses eröffnet Saison des Geschichtsvereins

Im Netanya-Saal des Alten Schlosses hat der Oberhessische Geschichtsverein seine Vortragsreihe des Winterhalbjahres eröffnet. Zweiter Vorsitzender Manfred Blechschmidt begrüßte die in beachtlicher Zahl erschienenen Besucher und die Referentin Dr. Margret Lemberg (Marburg) zum Thema „Grablegen des hessischen Fürstenhauses".

Lemberg wies in ihrem mit reichhaltigem Bildmaterial versehenen Vortrag darauf hin, dass sie Sepulkralkultur des Fürstenhauses für über 700 Jahre einen Überblick dieses Themas ermögliche. Die Vorstellung, dass der in einer Kirche und dort insbesondere in Altarnähe Beigesetzte näher am Himmel sei und von allen Gebeten profitiere, führte zur ersten groben Grablege des Fürstenhauses im Südchor der Elisabethkirche in Marburg. An Beispielen der Sarkophage von Heinrich I. „dem Kind" und Adelheid von Braunschweig erläuterte sie die bildliche Darstellung vom Seelentransport durch Engel. Die Armut der Begräbnisstätten an Inschriften sei gegen 1400 abgelöst worden, meist durch Wünsche der Hinterbliebenen für den Toten.

Im nächsten Abschnitt stellte Lemberg dar, wie nach der Augsburger confessio die Stätten der letzten Ruhe als „Waffen" im Glaubenskrieg zwischen Lutheranern und Calvinisten genutzt wurden. Während etwa auf dem Epitaph für Philipp von Hessen-Rheinfeld in St. Goar sogar jeder Hinweis auf den christlichen Glauben fehle, spiegelten sich die Auseinandersetzungen zwischen den protestantischen Glaubensrichtungen ab dem Ende des 16. Jhs. auf fast allen Grablegen des Fürstenhauses wider. Als teuerstes und aufwendigstes Epitaph in Hessen könne das von Philipp dem Großmütigen und seiner Gemahlin in der Kasseler Martinskirche gelten. Ludwig V. von Hessen-Darmstadt ließ nicht nur 1615 die Gruft in der Darmstädter Stadtkirche erweitern, er nahm auch aus Marburg vertriebene lutherische Theologen auf und „stifft die hohe Schule zu Gießen".

Auch zum Katholizismus übergetretene Mitglieder des Herrscherhauses demonstrierten ihr Bekenntnis, so Georg Christian von Hessen-Hombergs Grablege im Mainzer Dom und das teuerste Epitaph nördlich der Alpen im Breslauer Dom für Kardinal Friedrich von Hessen-Darmstadt.

Wie Lemberg betonte, hielten die Territorialherren auch an den Kirchen als Repräsentationsorten fest, als längst Friedhöfe Alternativen boten. Nachdem Philipp der Großmütige die Kasseler Martinskirche als neue Grablege seines Hauses erwählte, habe eine neue Hierarchie auch die letzten Ruhestätten betroffen, abzulesen innerhalb des Chorraumes.

Die Referentin vergaß auch nicht zu erwähnen, dass die ab der zweiten Hälfte des 16. Jhs. florierende Sepulkralkultur Arbeit und Brot für viele Künstler, Bildhauer und Maler bot. Zudem stellte sie dar, wie die im 17. Jh. entstandenen Nebenlinien weitere aufwendige Grablegen hervorriefen wie etwa in Rotenburg/Fulda, Philippsthal oder Kamp-Bornhofen. Die Lacher auf ihrer Seite

hatte Lemberg, als sie im letztgenannten Ort von einer „furchtbaren Herz-Jesu-Figur“ sprach, die sich allen Versuchen, sie zu entfernen, widersetzt habe.

Ab 1800 hätten dann auch die Mitglieder des landgräflichen Hauses außerkirchliche Grabstätten erwählt, bis zu den letzten Nachfahren, die 1937 durch einen Flugzeugabsturz ums Leben kamen. Durch einen Paradigmenwechsel sei die Natur in ihrer Bedeutung erkannt worden, ein Grab im Garten zum Zeichen der Befreiung geworden. Bauten wie die Kasseler Löwenburg mit Gruftkirche, die vom Preußenkönig Friedrich II. gestiftete Urne für Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, die Pyramide in Wilhelmsbad oder das Mausoleum auf der Darmstädter Rosenhöhe fanden Erwähnung.

Herzerfrischend im Dialog mit dem Publikum war die Schilderung der Autorin über die oft unerwarteten Schwierigkeiten bei der Recherche vor Ort. Ein gelungener Auftakt der Vortragsreihe.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 19. November 2012 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Hoffen auf einen Dornröschenkuss für die Gemälde

Der totgesagte Gießener Kunstverein hat 100. Geburtstag - Prof. Weimann zieht Bilanz im Oberhessischen Geschichtsverein

Das Publikum im Alten Schloss umfasste durchaus Besucher, die nicht zu den Stammgästen des Oberhessischen Geschichtsvereins gehörten, stellte der 2. Vorsitzende Manfred Blechschmidt fest. Dabei bezog er sich wohl auf jene, die wegen des Referenten Prof. Hans-Joachim Weimann und seines Themas den Weg in den Vortragsraum gefunden hatten. Wie Blechschmidt hervorhob, sei Weimann vor allem als Forstwissenschaftler in Erscheinung getreten, widme sich seit einigen Jahren aber auch der Kunst. Er habe als Vorsitzender des 1912 gegründeten Gießener Kunstvereins dessen Aufgaben zur Herzensangelegenheit gemacht und sein Augenmerk auf eine Öffentlichmachung von seit Jahren magazinierten Kunstschätzen gerichtet.

Weimann begann seinen Vortrag mit einem Überblick über Rezensionen und Presseberichte von 1912 bis 1945 und erklärte, dass er 1219 Namen von Künstlern, die in Gießen ausstellten, gefunden habe. Darunter zum Teil legendäre Maler wie Beckmann, Franz Marc, Lovis Corinth, Kandinsky, Slevogt und Thoma sowie Carl Bantzer und Ubbelohde. 1931 sei ein Ausschuss für die Kunstsammlung gegründet worden. 1933 stürmte die SS-Standarte 116 die im Obergeschoss des Neuen Schlosses gelagert Kunstsammlung und warf städtische und vereinseigene Bilder sowie die militärische Sammlung in den Hof. Die militärische Sammlung kam nach Kassel und ging dort verloren, Kunstvereinsmitglied Professur Christian Rauch rettete die Kunstsammlung.

Nach dem Krieg habe eine auf Vertrauen statt auf Kontrolle basierende Leihpraxis zum Verlust einiger Gemälde geführt. Als Glücksfall für den Kunstverein habe sich 1972 Ellen Möller, ehemalige Sekretärin der Herderschule, erwiesen. Sie habe sich trotz aller Warnungen vor dem Zustand der „absurd-wahnsinnigen Unordnung“ der schlecht gelagerten Sammlung nicht abschrecken lassen und eine Inventarliste erstellt. Dieses „Möller-Verzeichnis“ habe auch die Nachkriegsverluste ermittelt.

Ausführlich beschäftigte sich Weimann mit dem Skandal, den Erhard Göttlicher im Zusammenhang mit seinen Folterzeichnungen über die Zeit des chilenischen Pinochet-Regimes in Gießen inszenierte, der dem Kunstverein schwe-

ren Schaden zufügte. 1980 habe sich dann der Verein, kurz vor Eröffnung des Alten Schlosses, neue Ziele gesetzt. Diese sollten vor allem darin bestehen, der Stadt für weitere Ausstellungen und museale Zwecke Bilder zur Verfügung zu stellen. Es seien nicht vorhersehbare Probleme aufgetreten, die im Jahre 1998 in einem unzulässigen Löschungsvermerk gipfelten.

Was blieb, sei eine von 86 Prozent im Jahr 1980 auf 94 Prozent gesteigerte Magazinierungsquote. Was kommen sollte, stellte Weimann abschließend klar, sei der Dornröschenkuss für die schlummernden Bilder zugunsten der Bevölkerung. Die Annahme des Angebots eines offensichtlich sehr aktiven hundertjährigen, längst totgesagten Vereins durch die Stadt sollte, so dachten wohl fast alle Zuhörer, doch machbar sein.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 30. November 2012 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

† Prof. Weimann starb am 14.12.2012; Nachruf s. MOHG 2012

Der Weg des Keltenfürsten

Vom Glauberg ins Museum - Archäologe Frank Bodis spricht im Oberhessischen Geschichtsverein

Einen Mann der archäologischen Praxis konnte Manfred Blechschmidt, der 2. Vorsitzende des gastgebenden Oberhessischen Geschichtsvereins im Alten Schloss als Referenten begrüßen. Er heißt Frank Bodis und war bei winterlichen Wetterverhältnissen aus Wiesbaden, wo er als Werkstattleiter am Landesinstitut für Archäologie tätig ist, gekommen, um die für einen archäologischen Vortrag überschaubare Besucherzahl über „Das Projekt Glauberg - Von der Bergung bis ins Museum“ zu informieren.

Bodes, der für die praktische Umsetzung von der Bergung bis zur Präsentation im Museum verantwortlich zeichnete, bewertete die Grabungen am Glauberg und ihre Auswertung als das größte Projekt der hessischen Landesarchäologie und war von Anfang an „an der Seite des Keltenfürsten“. Er empfahl den Besuchern, den Glauberg zu besuchen, der außer dem Museum mit einem ausgebauten Wegenetz auch dem Wanderer viel zu bieten habe.

Als vor 18 Jahren die ersten sensationellen Funde gemacht wurden, sei er vom damaligen Landesarchäologen Fr. R. Hermann darum gebeten worden, alles für Bergung und Transport vorzubereiten. Schon in den ersten Tagen habe sich die Vermutung einer archäologischen Sensation bestätigt. Er sei dann Mitglied eines Teams geworfen, das sehr schnell zu der Ansicht gekommen sei, dass nur eine Komplettbergung infrage komme. Es sei erkennbar gewesen, dass dieses erste Fürstengrab seit der Bestattung in der Latènezeit unberührt geblieben sei.

Bildmaterial aus erster Hand ließ die Besucher miterleben, wie die Bergung eines Erdblocks von zwei Tonnen Gewicht möglich wurde und der Transport nach Wiesbaden bewerkstelligt werden konnte. Die von Anfang an genauestens dokumentierte Bergung sei durch eine Holzumrüstung statt einer Metallplatte und eine von einem Mitarbeiter konstruierte spezielle Säge möglich geworden. Die stressigen ersten zwei Wochen der Bergung hätten für das Team Dauerstress bedeutet, wobei die einheimische Bevölkerung beste Unterstützung geleistet habe. „Eines der aufwendigsten und ergiebigsten Projekte der Hessenarchäologie“, das von Anfang an viele Schaulustige und Fernsehteams aus aller Welt anlockte, sei 1996 durch den Fund des Keltenfürsten und 1999 durch die Entdeckung eines zweiten Grabhügels noch

gekrönt worden. Schnell sei die Wiesbadener Werkstatt an die Grenze der Aufnahmekapazität gestoßen. Sämtliche metallische Grabbeilagen konnten durch Röntgenaufnahmen dokumentiert werden. Ein Höhepunkt sei die Präsentation ausgewählter Fundstücke in der Frankfurter Schirn 2002 gewesen. Nach 15 Jahren sei das Restaurationsprojekt vorläufig zum Abschluss gekommen. Mehrere Hundert Röntgenbilder, Tausende Fotos und 50 Aktenordner sowie 175 herauspräparierte Teile, von denen originalgetreue Kopien angefertigt werden konnten, liefern, wie Bodis feststellte, noch für Jahrzehnte Forschungsmaterial.

Bodis, der Archäologie von einer Seite darstellte, die dem Publikum meist verschlossen bleibt, wertete die vom Glauberg ausgehende Faszination durch die weit über 100.000 liegende jährliche Besucherzahl der Keltenwelt als Lohn der Arbeit aller, die im Bergungsteam Schätze von weltweiter Bedeutung sicherten.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 14. Dezember 2012 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Antiker Geheimkult in römischer Kaiserzeit

Carsten Amrhein (Saalburg) weiht Zuhörer auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins in das „Mysterium Mithras“ ein

Zu einer faszinierenden Reise in antike Glaubenswelten hatte der Oberhessischen Geschichtsverein in den Netanya-Saal geladen. In seinem Vortrag „Mysterium Mithras - ein antiker Geheimkult in Spiel der Archäologie“ heftete sich Dr. Carsten Amrhein auf die Fährte des Mysterienkultes um den Gott Mithras. Rund 60 Gäste kamen zu der Veranstaltung.

Zunächst gedachte Manfred Blechschmidt, zweiter Vorsitzender des OHG, des im Dezember gestorbenen Prof. Hans-Joachim Weimann, der mehrfach im Geschichtsverein Vorträge gehalten hatte.

Amrhein ist stellvertretender Museumsleiter der Saalburg. Er begann mit allgemeinen Hinweisen zum Mithraskult, der sich während der römischen Kaiserzeit - etwa vom ersten bis zum vierten Jh. nach Christus - besonderer Beliebtheit erfreut habe. Als zentrale Merkmale nannte der Wissenschaftler unter anderem eine geheime und geschlossene Kultfeier, Aufnahmeriten wie Unterweisungen und Prüfungen und die enge persönliche Bindung, die der Gläubige zu Mithras eingehen konnte.

Obwohl die Gottheit auf eine lange und bereits um 1820 vor Christus nachgewiesene Geschichte zurückblicken kann, handle es sich bei dem Geheimkult der Römer um eine religiöse Neuschöpfung. Mittlerweile seien 140 Tempel entdeckt, mit besonderer Dichte um die Stadt Rom und in der Provinz Obergermanien. Verbreitet worden sei diese Glaubensrichtung, von der Frauen ausgeschlossen waren, unter anderem durch die Legionen.

Detailliert ging Amrhein auf die Merkmale der Tempelbauten ein. Als besonders auffällig bezeichnete er den Umstand, dass die Kulträume der Gebäude meist eine Längsausrichtung von maximal 15 Metern hätten. Dies lasse auf Gemeindegrößen von höchstens 40 Männern und einen offensichtlich intimen Charakter der Versammlungen schließen. Zudem seien die im Grundriss rechteckigen Tempel, in denen sich immer ein sogenanntes Kultbild fand, der Höhe nachgebildet, in der Mithras den Stier besiegte. Anhand dieses Kultbildes, das offensichtlich für den Gottesdienst unverzichtbar gewesen sei, erläuterte Amrhein die Legende um Mithras.

„Auf den Bildern zwingt der jugendliche Gott einen Stier in die Knie und tötet ihn mit einem Dolch“, so seine Beschreibung. Dabei näherten sich verschiedene andere Tiere und der Ort des Geschehens sei offensichtlich eine Höhle. In den oberen Bildecken fanden sich zudem die römischen Gottheiten Sol und Luna, doch auch wenn den Wissenschaftlern diese und weitere Elemente des Geschehens bekannt seien, lasse sich ihr Zusammenhang aus den archäologischen Quellen, wie etwa im Mithräum in Nida, dem heutigen Frankfurt-Heddernheim, nicht erschließen. Zudem verfügten die Forscher weder über ein heiliges Buch noch über einen liturgischen Leitfaden. Dennoch böten zeitgenössische literarische Quellen aus den Bereichen Philosophie und christliche Publizistik zumindest Informationen aus zweiter Hand. Es lasse sich ableiten, dass Mithras von seinen Anhängern ein Leben nach ethischen Grundsätzen verlangte. Besondere Bedeutung habe darüber hinaus die gemeinsame Feier des Opfermahls gehabt, erklärte Amrhein, der auf Parallelen zum Christentum hinwies. Das Ende des Kultes kam mit dem Ende des vierten Jhs. und der Verbreitung der christlichen Religion. „Im Jahre 391 hat Kaiser Theodosius per Edikt die Ausübung aller heidnischen Kulte verboten“, so der Forscher, für dessen gelungenen und reich bebilderten Vortrag es am Ende reichlich Applaus gab.

Stephan Scholz (olz); erschienen am 19. Januar 2013 im Gießener Anzeiger

Vergessene Straßen in Mittelhessen

Dr. Jochen Karl spricht im Oberhessischen Geschichtsverein

Zufrieden konnte Manfred Blechschmidt, zweiter Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins, mit der Zahl der Besucher sein, die im Alten Schloss zum Vortrag von Dr. Jochen Karl (Lumdatal) über „Vergessene Altstraßen und Höhenwege in Oberhessen“ nach dem Motto „Über allen Gipfeln ist Ruh“ gekommen waren. Blechschmidt bezeichnete den Referenten, der 1998 in Geografie promovierte und derzeit als selbständige Umweltplaner tätig ist, als einen Mann, dem Geschichte, Archäologie und Umweltschutz vertraute Themen seien.

Dr. Karl stellte zunächst klar, dass das Publikum keinen Vortrag über Altstraßenforschung zu hören bekomme, sondern dass er seine Ausführungen aus der Sicht eines Interessierten, der oft draußen unterwegs ist, mache. Dennoch gab es Hinweise auf die wichtigsten Autoren in diesem Forschungsbereich, der im 19. Jh. aufgekommen sei. Er nannte neben Kofler und Landau auch Karl Theodor Müller und vor allem Görich und bescheinigte der Forschung, „auf recht hohem Niveau“ zu sein. Hessen sei reich an Altstraßen und auch hier zeige sich der für Straßenbau generell passende Satz „Wandel durch Handel“ an vielen noch nachweisbaren, wenngleich oft vergessen geglaubten Verkehrsstraßen und Höhenwegen. Am Beispiel der Römerstraßen mit ihrer schnurgeraden Trassenführung zeige sich bereits das Hauptprinzip des Straßenbaus, das damals wie heute „das Wasser muss weg“ hieß. Mit dem Abzug der Römer seien auch deren Straßen dem Verfall preisgegeben worden. Kurios die Ausschreibung von Straßenbaumaßnahmen aus dem Jahre 1543, die Straßenzustände erwähnte, die an Schlaglochpisten erinnerte. Aufschlussreich auch die Konstruktion der damals gebräuchlichen Wagen, die im Tempo von 6 km/h vorwärtskamen und eine Bodenfreiheit von 60 cm hatten. Dies lasse vermuten, dass das Wort „eingreifen“ auf dieses Transportmittel zu-

rückgehe, insbesondere was die Höhenwege betreffe.

Der Dornröschenschlaf der alten Verkehrswege gehe auf die Verlagerung des Straßensystems im Spätmittelalter zurück, als man von dem Befahren der trockenen, relativ gut befahrenen Bergkämme Abstand nahm und neue Straßen am Rande der Auen anlegte.

Im weiteren Verlauf des Vortrags mit Überlänge nahm Karl das Auditorium auf eine Zeitreise über vergessene Straßen mit, wobei er viele Beispiele dem heimischen Raum entnahm. Dabei gab es für die Besucher Tipps zur Erkennung alter Wege wie der Weinstraße, der „langen" und „kurzen Hessen", dem Ortesweg in der Rhön mit seinem klassischen Hohlwegsystem, der Straßenführung im Krofdorfer Forst oder dem Lumdatal mit Mainzlar, Treis bis Grünberg. Auffallend häufig seien Sportplätze, Warttürme, Berge und Burgen, Wehrkirchen, Magerrasen mit Kiefer und Wacholder, aber auch Hügelgräber und Mühlen Indikatoren für vergessene Straßen. Der Referent unterließ es auch nicht darauf hinzuweisen, dass vergessene Straßen oder auch noch aktuelle wie die Autobahnen militärisch genutzt wurden, etwa bei den Franken und ihrer gewaltsamen Sachsenmissionierung. Unangemessen sei es, den Autobahnbau mit dem Namen Hitler zu verbinden, denn Autobahnen hab es schon vor den Nazis gegeben. Heute, so schloss der Vortragende launig, würden schon die leeren Kassen für neue Altstraßen sorgen.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 16. Februar 2013 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Büchners Heimkehrersyndrom

Professor Günter Oesterle referierte im Oberhessischen Geschichtsverein

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hätte der Gießener Student Georg Büchner nie so viele Leute zum Besuch einer Veranstaltung motivieren können, wie es dem Oberhessischen Geschichtsverein am Mittwochabend glückte. Reichten doch im Netanya-Saal des Alten Schlosses selbst die zusätzlich organisierten Stühle nicht aus, um die über 140 Besucher zu fassen. Das dürfte nicht nur dem Thema „Georg Büchner und seine Zeit - ein privilegierter Schriftsteller und ein solitäres Werk" geschuldet gewesen sein, sondern zu einem Gutteil auch dem Referenten. Der hießt nämlich Professor Dr. Günter Oesterle und war, wie der 1. Vorsitzende, Dr. Michael Breitbach, in Erinnerung rief, bis 2006 Professor der Literaturwissenschaft und Kulturpoetik an der Justus-Liebig-Universität.

Breitbach sprach auch an, dass die anschließenden Forschungsaufenthalte Oesterles ihn nach Freiburg, Wien, Mainz, New York und Peking führten, was für sich spreche. Er verwies zudem darauf, dass Gießen das Büchner-Jahr mit Ausstellungen, Büchnerfestival und einer Vorlesungsreihe der Universität zu würdigen gedenke. Gießen sei schließlich, so leitete Breitbach zum Referenten über, die zweite deutsche Stadt, an der man Büchner gebührend feiern werde. Sein Aufenthalt in Gießen sei kein freiwilliger gewesen und sein mit Weidig verfasster „Hessischer Landbote" sei von der Bundeszentrale in Frankfurt zu den „bösartigsten und gefährlichsten" Schriften seiner Zeit gerechnet worden.

Da musste es den Zuhörern ungewöhnlich erscheinen, wenn Oesterle, der sich an seinem „Goddelauer Konzept" orientierte, also einem Vortrag, den er letztes Jahr in Goddelau in Büchners Geburtshaus hielt, Büchner als mehrfach Privilegierten bezeichnete. Dies gelte für Kindheit, Schulzeit und die ersten Studienjahre, entstammte Büchner doch

einer Darmstädter Familie aus dem Umfeld des Regenten. So habe er sein Studium auf Fürsprache des Vaters in Straßburg und nicht an der Landesuniversität in Gießen aufnehmen können. Im Vergleich zu ihm seien die meisten Autoren seiner Zeit mit Ausnahme von Goethe und Novalis „arme Schlucker" gewesen.

Oesterle arbeitete mit dem Begriff der „Konstellationen", den die Wissenschaft von der Sternenkunde übernommen habe. So rief er ins Bewusstsein, dass Büchners Straßburgstudium zeitgleich zu Goethes Gesprächen mit Eckermann stattfand. Auch hier sei Büchner weiter dreifach privilegiert gewesen: politisch, literarisch und wissenschaftlich. Die Julirevolution 1830 habe die Wiederholbarkeit von Revolutionen bewiesen. Schon vorher habe Straßburg Literaten angezogen, etwa Goethe, Herder und Lenz. Letzterer habe mit seinem sozialkritischen Werk „Die Soldaten" und seiner avantgardistischen Theatertheorie Büchner fasziniert, was zum gleichnamigen Werk führte.

Oesterle legt dann in der ihm eigenen mitreißenden Darstellungsweise dar, wie die bis dahin auf eine Bilderbuchkarriere hindeutende Entwicklung Büchners einen Riss und Bruch bekam, was unmittelbar mit der Aufnahme des Studiums in Gießen zu tun habe. Wer die Versorgung im Staatsdienst anstrebte, musste, so Oesterle, sein Studium an der Gießener Landesuniversität absolvieren. Für den in Straßburg freie, ja revolutionäre Luft atmenden Büchner müsse Gießen, schon bevor er die Stadt gesehen habe, ein Horror gewesen sein. Die Rückkehr nach Hessen habe auf Büchner eine sozialpsychologische Wirkung gehabt, die man als „Heimkehrersyndrom" bezeichne. Seine zwei Jahre in Gießen von 1833 bis 1835 hätten ihn zutiefst negativ beeindruckt, vom verdreckten Seltersweg zur Herbstzeit bis zu den politischen Zuständen, von denen er brieflich äußerte, sie könnten ihn rasend machen. Den ehemaligen Mitschülern habe er als arrogant gegolten, dafür habe er nach einem ersten Treffen mit nach dem Frankfurter Wachensturm entlassenen Demokraten positive Gefühle entwickelt. Wie er Weidig kennenlernte, mit dem „Hessischen Landboten" das Schicksal der Bevölkerung mit Zahlen untermauerte, Verrat erlebte und als steckbrieflich Gesuchter fliehen musste, ließ Oesterle nicht aus. Mit der geglückten Flucht nach Straßburg habe die vermeintliche Bilderbuchkarriere dann ihren Tiefpunkt überschritten.

Der Referent erklärte, was Büchner in dieser Zeit geleistet habe, und alles unter ungeheuerem Druck, verdiene höchste Bewunderung. Reicher Beifall dankte ihm für seine Ausführungen, zu denen auch der Hinweis darauf gehörte, dass im Zuge der Studentenbewegung des Jahres 1968 die Gießener Universität für einen einzigen Tag in „Georg-Büchner-Universität" umbenannt wurde.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 1. März 2013 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Wie ein Spaziergang durch die Zeit"

Denkmalpfleger Joachim Rauch spricht beim OHG über wichtige Erhaltungsmaßnahmen auf dem Alten Friedhof

Nach der Pestepidemie im Jahr 1529 wurden auf einem Acker vor dem Neustädter Tor Massengräber angelegt, weil die städtischen Friedhöfe an der Stadtkirche und von Selters für die 1500 Pestopfer nicht ausreichten. Im Zuge des Festungsbaus wurden dann die beiden Friedhöfe endgültig aufgegeben und der heutige Alte Friedhof am Nahrungsberg angelegt.

Bis zum Ende des 19. Jhs. erfuhr der Gottesacker mehrere Erweiterungen, bis

der heutige Neue Friedhof im Norden der Stadt angelegt wurde. Der Alte Friedhof entwickelte sich zum größten Gießener Kulturdenkmal und innerstädtischen Park mit hohem Erholungswert.

Zu Beginn des Vortrags füllte Rauch zusammen mit dem 2. Vorsitzenden des OHG, Manfred Blechschmidt, eine mitgebrachte Silikonform mit Gips. Nach dem Vortrag liefert das schnell trocknende Material einen Eindruck von der Arbeit der Restauratoren.

Die Erhaltung eines so komplexen Objektes wie des Alten Friedhofs erfordere neben zahlreichen Erhaltungsmaßnahmen auch einen Pflege- und Entwicklungsplan, den die Stadt bereits vor mehr als 20 Jahren durch einen Gartenarchitekten habe erstellen lassen, so Rauch. Die Entscheidung, ob man zum Beispiel einzelne Bäume nachpflanze oder eine ganze Allee auswechsle, könne man nicht einem Friedhofsgärtner überlassen. Solche Maßnahmen müssten von Denkmalpflegern und dem Gartenarchitekten gemeinsam gefällt werden.
Neben der Erhaltung und Pflege des Gesamtbildes der Anlage stelle die Erhaltung der bedeutendsten Grabstätten und Baudenkmäler auf dem Alten Friedhof die größte Herausforderung dar. „Ein Spaziergang durch die Parkanlage ist auch immer ein Spaziergang durch die Zeit", so Rauch. Dieser kulturgeschichtliche Wert müsse erhalten werden.

An den Grufthäusern und vielen Grabmalen sind nach Ausführungen des Referenten deutlich die Beschädigungen zu erkennen, die durch unterschiedliche Einflüsse entstanden seien. Salze, die mit dem Oberflächenwasser in die Objekte gelangen, kristallisieren am Verdunstungshorizont aus und führen dazu, dass die Oberflächen abblättern. Pflanzenwurzeln dringen in die Statuen ein und sprengen den Stein, Mikroorganismen bevölkern die Oberfläche und verursachen Säurebildungen, die die Oberflächen zersetzen. An einem der bekanntesten Grabhäuser, dem Kindergrab des Moritz von Humbracht, kann man die Risiken der Restaurierungsmaßnahmen deutlich beobachten. Die Kinderstatue ist bereits vor längerer Zeit mit Mörtel und Farbe restauriert worden, was zu einer stärkeren Zerstörung führte.

Im Jahr 2000, so Rauch, habe die Denkmalpflege sich des Grabmals angenommen und einer Bamberger Spezialfirma den Auftrag erteilt, die Figur und den Sockel zu restaurieren. Zunächst sei die Statue in fließendem Wasser entsalzt worden, dann in einer Trockenkammer getrocknet und schließlich in ein Acrylbad gelegt worden. Nach der Wiederaufstellung 2002 seien schon bald neue Risse in der Figur entdeckt worden. Die erneute Trocknung und Nachbehandlung habe zwei Jahre in Anspruch genommen und nach der erneuten Verbringung auf den Friedhof seien erneut Risse entdeckt worden. Die Denkmalpflege habe bei der Nachbesserung Versuche mit einem neuen Verfahren abgelehnt und stattdessen eine Kopie des Kindergrabs anfertigen lassen, die heute auf dem Alten Friedhof stehe. Das Original sei nun sicher im Oberhessischen Museum aufgestellt.

Für die Restaurierungen hätten dem Denkmalschutz in zehn Jahren 250.000 Euro zur Verfügung gestanden. Das Jahresprojekt 2013 sei die Wiederherstellung des Mausoleums Justus Sinold, des ersten Kanzlers der Gießener Universität. Dafür seien 55.000 Euro veranschlagt.

Nach dem Vortrag nahmen Blechschmidt und Rauch das Gipsprojekt aus der Form. Es war das Antlitz Hugo von Ritgens, einem wichtigen Baumeister der Stadt im 19. Jh..

Klaus Frahm (kjf); erschienen am 9. März 2013 im Gießener Anzeiger

Rekonstuktionen prägen unser Bild

Prof. Anja Klöckner schloss Reihe des Geschichtsvereins mit Vortrag zu Limes

Zwar wurde beim letzten Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses die Rekordbesucherzahl des Vortrags über Büchner nicht erreicht, doch konnte sich Manfred Blechschmidt, der 2. Vorsitzende, bei der Begrüßung der Referentin und der Gäste über 85 Besucher freuen. Dass sich das Kommen in jedem Fall gelohnt habe, dafür stehe die Referentin: Dr. Anja Klöckner, Professorin am Institut für Altertumswissenschaft, sei nach Forschung und Lehre etwa in Greifswald und Los Angeles in Gießen nicht nur angekommen. Sie sei auch die erste Professorin, die sich in der Region einbringe und dazu auch ihre Studenten motiviere, hob Blechschmidt hervor.

Klöckner stellte zunächst klar, dass sie keinen wissenschaftlichen Vortrag halten, sondern versuchen werde, eine Fülle von Informationen aus der Archäologie für ein Bild des Alltagslebens zu nutzen. Zunächst stellte sie mit Rekonstruktionen der Römerstädte fest, dass unsere Vorstellungen vom Alltagsleben am römischen Limes sehr stark von jenen Rekonstruktionen beeinflusst seien. Diese setzten sich schnell im kollektiven Bewusstsein fest, was aus archäologischer Sicht recht problematisch sei. Oft werden hier Wissen behauptet, obwohl es faktisch nicht vorhanden sei. Dies belegte sie in dem durchweg mit aufschlussreichen Bildern illustrierten Vortrag am Beispiel der Römerstadt Waldgirmes, deren Gründung nach dendrochronologischen Befunden eines Brunnens um 4 v. Chr. erfolgte. Man könne zwar die Lage der Gebäude und die der Straßen feststellen, aber nichts zu dem Leben auf der Straße sagen. Dies sei Spekulation, wobei der Teufel im Detail stecke. Die Frage, wie man damals gelebt habe, könne keiner beantworten, wohl aber existiere eine Fülle von Informationen, die man verwerten könne.

Klöckner setzte dann einen klaren Schwerpunkt beim Thema Ernährung und stellte fest, dass die Landwirtschaft der Germanen nach Ankunft der Römer ihren Platz als bedeutendster Wirtschaftssektor behaupten und deutliche Produktivitätssteigerungen verzeichnen konnte. Wein sei oft angewärmt und gewürzt getrunken worden. Wie Olivenöl sei auch Garum, die berüchtigte Würzsoße mit der unappetitlichen Herstellung aus gammelndem Fisch, importiert worden. In Südspanien habe man diese in industrieller Großproduktion hergestellt. Getreide sei eher zu Brei als zu Brot verarbeitet worden, wobei 20 Kilogramm schwere Mühlsteine zum Marschgepäck der Legionäre gehörten. Keramik als „Verpackungsmüll“ erlaube Rückschlüsse auf Handelswege.

Die Arbeit der Archäobotanik mit Pollenanalyse von Speiseresten, aus Brandbestattungen oder Fäkaliengruben stellte sie dar, wobei sie das Werk einer Kollegin ausdrücklich würdigte, die über 900.000 Pflanzenreste unersucht und daraus eine Übersichtskarte zu 50 Fundstätten aus keltisch-römisch-germanischer Zeit in Hessen und Mainfranken erstellt hatte. Ausführlich erläuterte Klöckner die Verarbeitung des Spelzgetreides mit Darre und Getreidemühle. Zur Archäozoologie bemerkte sie, dass die Rinder der Römer im Stockmaß deutlich größer als germanische Kühe gewesen seien, und selbst am hessischen Limes der Luxus des Austerngenusses nachgewiesen worden sei.

Auf die Bekleidung ging die Referentin nur kurz ein, wobei sie anmerkte, dass etwa römische Grabsteine die Menschen so zeigten, wie sie gerne gesehen werden wollten, nicht aber so, wie sie im Alltag gekleidet waren. Lederschuhe hätten sich relativ gut erhalten, Stoffreste seien selten und oft winzig. Eine Überraschung hatte die Referentin dann zum Ende ihres

Vortrags noch mitgebracht: einen von ihren Studenten zusammengestellten Tisch mit „Spielekoffer“, denn das Spielen sei eine der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen der Römer gewesen.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 15. März 2013 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Über den Vortrag im Rathaussaal – organisiert durch die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) und den Oberhessischen Geschichtsverein (OHG)

Es begann auch an Lahn und Dill. 150 Jahre Soziale Demokratie. Eine Partei und ihre Geschichte*

Der Titel „Es begann auch an Lahn und Dill“ sei auch ironisch gemeint, so der begrüßende OHG-Vorsitzende Dr. Michael Breitbach, denn die SPD-Parteigeschichte begann selbstverständlich im liberaleren Königreich Sachsen: 1863 mit der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ (ADAV) in Leipzig durch Ferdinand Lassalle. Dieses 150 Jahre-Jubiläum wird in diesem Jahr von der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) gebührend gefeiert. Leider geht die große Ausstellung der FES an Gießen vorbei, so Breitbach. Interessierte können sie ab 4. Juni in der Frankfurter Paulskirche anschauen, darauf verwies am Ende Nicole Nestler, die Leiterin des Landesbüros Hessen der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Der erwähnte Titelzusatz verweist auf die Tatsache, dass mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht zwei maßgebliche Persönlichkeiten der deutschen Sozialdemokratie ihre Wurzeln an Lahn und Dill haben. Beide haben in Kindheit und Jugend in der industriell unterentwickelten mittelhessischen Region die soziale Not der Menschen kennengelernt. Beide sind in den benachbarten Städten ihrer Jugend präsent mit Gedenktafeln und Namensgebungen. Entsprechend zahlreich war auch die Zahl Wetzlarer, die den Weg ins Gießener Rathaus gefunden hatten, um dem ihnen wohlbekannten Referenten zu lauschen.

Prof. Hans-Werner Hahn lehrt seit 1992 an der Universität Jena Neuere Geschichte, stammt aber aus Wetzlar und wohnt nach wie vor in Aßlar, wie er gegen Ende selbst sagte. Er studierte Geschichte an der Universität Gießen, promovierte hier bei Prof. Helmut Berding, seine Habilitation legte er an der Universität Frankfurt vor. Prof. Hahn war nicht nur Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung, er ist auch deren Vertrauensdozent und Mitglied in der Kommission zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien.

Zunächst stellte Hahn die Jugend von Bebel und Liebknecht vor. Wilhelm Liebknecht (1826-1900) stammte aus einer Gießener Professorenfamilie, doch starben die Eltern früh und er wuchs bei wechselnden Vormündern auf. Er absolvierte das Gymnasium, begann das Studium in Gießen und Marburg, und schnupperte in zwei Lehren hinein: als Schreiner in Wieseck und als Büchsenmacher in Marburg. Der mit Büchner zusammen arbeitende Theologe Friedrich Ludwig Weidig war sein Großonkel mütterlicherseits. Liebknecht war beteiligt an den Unruhen der 1848er Jahre, musste daher ins Exil gehen, das ihn von der

* Abdruck in diesen MOHG.

Schweiz nach London führte, wo er bekanntlich Marx und Engels begegnete, die über den jungen Heißsporn jedoch nicht sehr freundlich sprachen.

August Bebel (1840-1913) war 14 Jahre jünger als Liebknecht, erlebte die erste deutsche Revolution also nicht als aktiv Beteiligter. Bebels Vorfahren waren Bäcker und Gastwirte in Wetzlar, die vom wirtschaftlichen Niedergang der Stadt nach Abzug des Reichskammergerichts betroffen waren. Bebels Mutter verdingte sich als Dienstmädchen in Frankfurt, ging mit ihrem Mann nach Köln, wo die Kinder geboren wurden. Ihr erster und zweiter Mann starben, mit den verbliebenen zwei Kindern kehrte sie zurück nach Wetzlar, wo sie sich mühsam durchbrachte und ebenfalls früh starb. Bebel musste schon als Kind Geld verdienen, absolvierte eine Lehre zum Drechsler. So viel zu den Herkunftsunterschieden der beiden, die sich Anfang der 1860er Jahre in Leipzig begegneten und zu echten Freunden wurden. Sie gründeten 1869 die sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) in Eisenach, die 1875 mit dem ADAV zur Sozialistischen Arbeiterpartei (SAPD) wurde, nach Ende des Sozialistenverbots 1890 in Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) umbenannt wurde.

Hahn versuchte in der Kürze seines Vortrags auch die unterschiedlichen politischen Positionen der damaligen Zeit darzustellen. Basis war die Rückbesinnung auf die 1848er Tradition. Seit dieser Zeit bildeten sich überall im Reich Arbeiterbildungsvereine, auch in Gießen, auch von Frauen. Ziel war die deutsche Einheit und das allgemeine Wahlrecht, doch über den Weg dahin gab es unterschiedliche Ansätze, vor allem bei der Frage der Kooperation mit den Bürgerlichen. Für die Mitte Hessens wurde das kleinbäuerliche Umfeld zum großen Handicap, hier konnte die Sozialdemokratie trotz erstaunlich früher und hoher Gewinne in einigen Kommunen keinen Reichstagsabgeordneten stellen. Dafür brauchte es andere politische Wege, die dann der Gießener Lehrer Eduard David (1863-1930) schon am Ende der Kaiserzeit beschritt, dann in der Weimarer Republik weiter verfolgte.

Die zahlreichen konkreten Belege für Gießen verdanken sich Willi Bingsohn, der vor einigen Jahren im Auftrag des Stadtarchivs zu den Gießener Vereinen diese Detailarbeit leistete. Der spannende Vortrag zeigte auch, dass Parteiengeschichte durch die historische Zunft bislang vernachlässigt wurde, so Hahn. Vielleicht denkt die Stadt Gießen über die Revitalisierung des Wilhelm-Liebknecht-Preises nach, dessen Vergabe eingeschlafen ist, weil es in den 1990er Jahren keine Studienarbeiten mehr zu sozialpolitischen Fragen gab. Vielleicht ändert sich dies bald wieder, so die Hoffnung von Breitbach.

Dagmar Klein (dkl); erschienen am 20. April 2013 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der OHG dankt dem
- **Gießener Anzeiger**
www.giessener-anzeiger.de
und der
- **Gießener Allgemeinen Zeitung**
www.giessener-allgemeine.de
für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

VII. Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Dr. Andreas Ay, Alfred-Bock-Straße 4, 35394 Gießen

Manfred Blechschmidt, Am Zehntfrei 5, 35398 Gießen

Dr. Michael Breitbach, Justus-Liebig-Universität Gießen, Ludwigstraße 23. 35390 Gießen

Jürgen Dauernheim, Aulweg 82, 35392 Gießen

Dr. Andreas Emmerich, Schloßstraße 25, 35444 Biebertal-Königsberg

Thomas Euler, Trebstraße 13, 35398 Gießen

Prof. Dr. Sascha Feuchert, Universität Gießen, Arbeitsstelle Holocaustliteratur am Institut für Germanistik, Otto-Behaghel-Straße 10 B/1, 35394 Gießen.

Dr. Eva-Marie Felschow, Am Lotzengraben 21 A, 35584 Wetzlar-Naunheim

Michael Gottwald, hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden, gottwald-michael@gmx.de

Peter Gruhne, Obere Hauptstraße 1, 55278 Hahnheim, gruhne.pm@t-online.de

Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schappbach, rolf.haaser@germanistik.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hans-Werner Hahn, Universität Jena, Historisches Institut, Fürstengraben 13, 07743 Jena

Peter Lehmann, Wernigerode, Lehmann.Peter@gmx.net

Prof. Dr. Günter Oesterle, Nahrungsberg 49, 35390 Gießen. Institut: Neuere deutsche Literatur im Fachbereich Sprache-Literatur-Kultur. Otto Behagel-Straße 10. E-Mail: Guenter.H.Oesterle@germanistik.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hans Ramge, Tilsiter Straße 3, 35444 Biebertal, Hans.Ramge@germanistik.uni-giessen.de

Dr. Matthias Recke, c/o Professur für Klassische Archäologie an der Justus-Liebig-Universität, Otto-Behaghel-Straße 10 D, 35394 Gießen, Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de

Dr. Markus Roth, Universität Gießen, Arbeitsstelle Holocaustliteratur am Institut für Germanistik, Otto-Behaghel-Straße 10 B/1, 35394 Gießen

Marei Söhngen-Haffer M.A., Bergblick 10, 35043 Marburg-Schröck, Gemeindearchiv Langgöns, St.-Ulrich-Ring 13, 35428 Langgöns, m.soehngen@langgoens.de

Dieter Steil, Jenaer Straße 13, 35396 Gießen, dieter.steil@steil-giessen.de

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955, Nr. 41/1956, Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	2,50 €
Nr. 81/1996	2,50 €
Nr. 82/1997	2,50 €
Nr. 83/1998	2,50 €
Nr. 84/1999	2,50 €
Nr. 85/2000	2,50 €
Nr. 86/2001	2,50 €
Nr. 87/2002	2,50 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“	7,50 €
Nr. 91/2006	14,50 €
Nr. 92/2007	14,50 €
Nr. 93/2008	14,50 €
Nr. 94/2009	14,50 €
Nr. 95/2010	14,50 €
Nr. 96/2011	14,50 €
Nr. 97/2012	14,50 €
Nr. 98/2013	14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F

Volksbank Gießen
IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins". Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen" sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061540, Fax: 0641/3061545
eMail: info@ohg-giessen.de

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-Behaghel-Straße 8, durchgeführt.

